Die Welt und mein Auge.

Erſter Theil.

Gedruckt
bei
Landerer und Heckenaſt in Peſth.

Frau von Goethe

empfange dieses Buch

als Zeichen inniger Huldigung.

Die Welt und mein Auge.

Novellen

von

Betty Paoli.

Erſter Band.

Peſth, 1844.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Ehre des Hauſes.

Motto:

Was hoch iſt unter den Menſchen,
das iſt ein Greuel vor dem Herrn.

Ev. St. Lucae, C. 16, v. 15.

Berichtigungen.

Erſter Theil.

Seite.	Zeile.		
5	2	ſtatt	fragmentiſch: fragmentariſch
103	25	„	ſichre: höhere
105	1	„	dem: den
131	19	„	wenige Wochen an wenige Wochen zuvor an
159	7	„	indeſſen einen Namen: indeſſen einen reinen Namen
244	6	„	gewännest: gewönnest
245	14	„	ſchienen: ſchrien

Erstes Buch.

I.

In einer Grafschaft des südlichen Schottlands erhob sich stolz und gebietend das Schloß der Grafen von Brandon, einer Familie, die, wenn in Großbritannien ein goldenes Buch des Adels geführt worden wäre, wie vordem in der venezianischen Republik, sicher auf dem ersten Blatte desselben geprangt hätte. Der Adel der Brandon's reichte bis zu dunkeln Sagenzeiten hinauf; ausgezeichnete Dienste, die sie anfänglich auf dem Felde, später im Cabinet dem Staate leisteten, hatten ihren Nachkommen nach und nach überwiegendes Ansehen, den Grafentitel und fürstlichen Reichthum verschafft. Das große Gesetz, das allen Dingen auf Erden beständigen Wechsel, sei's zum Guten oder zum Bösen, vorschreibt, bewährte sich aber auch an dieser Familie, wie sehr sie durch lange Zeit vom Glücke begünstigt gewe-

sen war. Ihr Glück schien mit dem der Legitimität untrennbar ver[illegible] denn kaum hatte der letzte König au[illegible]schlechte der Stuarts England verlas[illegible]r einst so glänzende St[illegible]er Bre[illegible]sch zu sinken begann. Un[illegible] die[illegible] fernern Verlauf dieser [illegible]g in[illegible]hung stehen und die darum [illegible]n mögen, hatten dem frühen [illegible]s edeln Stammes tiefe Wunden geschlage[illegible]s Erscheinen des Prätendenten in [illegible]nd die ungeheuern Opfer, die Lord Freder[illegible] Brandon der Sache dieses Prinzen br[illegible]gen einen großen Theil der Fami[illegible]uard unterlag und entfloh, um [illegible]n ein lustiges Leben zu beginnen[illegible]e treuesten Anhänger in düstern [illegible]ien, oder auf dem Schaffot verbluteten. Lord Frederick, der in der zuversichtlichen Hoffnung auf den Sieg des Prätendenten das Aeußerste gewagt, und keine Vorsicht beobachtet hatte, sah sich nun allen Gräueln der Reaction preisgestellt. Uiberzeugt, daß ihm weder sein großer Name noch die glänzenden Verdienste seiner Ahnen bei dieser Gelegenheit von dem geringsten Nutzen sein würden, nahm er seine Zuflucht zu dem Mittel, das sich in den meisten Fällen als un-

fehlbar erweis't. Er trieb bedeutende Summen au und bestach damit die Richter, die über seine Sache zu entscheiden hatten; so rettete er sein Leben und seine Freiheit vor dem Spruch, womit beide bedroht waren. Diese Anstrengung hatte aber die Vermögensumstände der Brandons so gänzlich zerrüttet, daß ihnen zuletzt von allen ihren weitläufigen Besitzungen nichts übrig blieb, als das obenerwähnte Schloß im Süden Schottlands. Sie fühlten bald, daß ein großer Name, wenn er nicht durch eben so bedeutende Mittel unterstützt wird, nur eine schwere Last ist; darum entsagten sie dem Leben in einem Kreise, wo sie nicht mehr mit dem gewohnten Glanze erscheinen konnten, und zogen sich auf ihren Stammsitz zurück. Schweigend und mit würdiger Fassung ertrugen sie den Verfall ihrer Größe; kein Unglücksfall vermochte ihren starken Sinn zu beugen oder sie zu Schritten zu bewegen die mit ihren Begriffen von Ehre nicht im vollkommensten Einklange standen. Kein Preis schien ihnen groß genug, um das Opfer der in ihrer Familie traditionell bewahrten Meinungen zu verdienen. Statt, wie es ihnen leicht gewesen wäre, durch Heirathen unter ihrem Stande ihre Umstände zu verbessern, zogen sie es vor, ganz unbegüterte Mädchen zu wählen, wenn nur der Name

und die Abkunft derselben eben so rein und untadelig waren, wie jene der Brandons. Ein in seinen Aeußerungen vielleicht irrthümliches, in seinem Ursprung aber gewiß edles Gefühl der Selbstachtung schlang um alle Glieder dieser Familie ein unzerreißbares Band, dessen Grund jedoch bei weitem weniger in verwandtschaftlicher Zärtlichkeit, als in der sorglichen Berücksichtigung zu suchen war, die alle Brandons dem erlauchten Namen, den sie trugen, widmeten. Die Ehre des Hauses unbefleckt zu bewahren war das Ziel Aller, so wie das Streben jedes Einzelnen von ihnen. So waren sie, obwohl jedes Einflusses beraubt, trotz ihrer mißlichen Verhältnisse, nie zu der Unbedeutenheit gewöhnlicher Landedelleute herabgesunken; man nannte sie selten, doch wenn man ihrer erwähnte, so geschah es mit der Achtung, ja mit der Ehrfurcht, welche man unwillkürlich Denjenigen zollt, die eine lange Reihe ehrenwerther Vorfahren als Bürgen für ihren eigenen Charakter aufweisen können.

An einem düstern Novembertage des Jahres 1784 saßen Lord James Brandons und sein Bruder Sir Richard in einem Gemache des alterthümlichen Schlosses. Seltsam contrastirte die ursprüngliche Pracht des Zimmers mit dem Zustand

von Verfall, worin es sich jetzt befand. Die kostbaren Gobelins hingen nur mehr fragmentisch an den Wänden, die Vergoldungen an den Meubles waren vom Rauche geschwärzt, die künstlichen Incrustirungen größten Theils herausgefallen. Es war ein wehthuender Anblick, der die trübe Geschichte des Hauses Brandon in sich faßte. Die Brüder, Beide in tiefe Trauer gekleidet, saßen an einem mit Schriften und Rechnungen bedeckten Tisch; der vor wenigen Tagen erfolgte Tod ihres Vaters, Lord Henry's, zwang sie, den durch lange Zeit vernachlässigten Familienangelegenheiten neue Aufmerksamkeit zuzuwenden, um den drohenden Ruin so lange als möglich entfernt zu halten. Eine außerordentliche Verschiedenheit sprach sich in dem Aeußern der beiden Brüder aus, und ließ wohl nicht mit Unrecht auf eben so große Unähnlichkeit der Charaktere schließen. Lord James ein Mann von beiläufig fünf und zwanzig Jahren, mit schönen aber ernsten Zügen, dunkeln Augen und Haaren trug auf seiner hohen, schroff aufsteigenden Felsenstirn, auf seinen schmalen, geraden Lippen den Ausdruck mächtigen Wollens, das sich wohl bis zum unbeugsamen Staarsinn steigern konnte. Ungeachtet er nie die Provinz verlassen hatte, und mit den conventionellen Formen der großen Welt

gänzlich unbekannt war, sprach sich doch in jeder seiner Bewegungen eine fast königliche Würde aus, die man eben so gut auf Rechnung seines edlen Blutes setzen als dem Stolze zuschreiben konnte, der den Grundzug seines Wesens bildete. Sir Richard, um zwei Jahre jünger als sein Bruder, schien in jeder Beziehung das Widerspiel von diesem zu sein. Klein und schwächlich gebaut, von eben so regelmäßigen, aber lange nicht so bedeutenden Zügen ermangelte er vor Allem der Majestät, die Lord James Gestalt verschönte. Der rastlos umher schweifende Blick seines grauen Auges, die Bläße seines Gesichts, das Nachläßige seiner Haltung bezeichnete ihn als einen jener Gefährlichen, die Nachts nicht schlafen und zu viel denken. Wenn sich auf James Antlitz Löwenstolz und Löwentrotz malten, so trugen Richard's Züge das Gepräge berechnender Klugheit und schlauer List, die, mit Willenskraft nnd Thätigkeit gepaart, ihn jedes Ziel, das er sich einmal vorgesteckt, mußten erreichen lassen.

Nach einer Weile schob Lord James mit einer heftigen Geberde des Unmuths die Schriften weit von sich und sprang auf, als wolle er durch rasche Entfernung den finstern Gedanken entfliehen, welche ihn während seiner Arbeit befallen hatten. Der

Ausruf, der ihm dabei entfuhr, lenkte Richard's Aufmerksamkeit von den Rechnungen, die ihn eben beschäftigten, ab; er legte die Feder weg, und gleichfalls aufstehend näherte er sich seinem Bruder mit der Frage: Was ist's? was schreckt dich so plötzlich auf?

Du kennst unsre Verhältnisse so gut wie ich sie kenne, erwiederte James mit von Zorn und Schmerz bebender Stimme, und kannst noch fragen: was ist's?! Der Untergang unsers Hauses, das Erlöschen unsers Gestirns, unser Verschwinden aus den Reihen des Adels, wo unser Geschlecht jahrhundertelang glänzte, das ists, was mich aufschreckt, das ist der Gedanke, der mich rastlos verfolgt, meine Tage verdüstert, meinen Nächten den Schlaf raubt und mich um jede Lebensfreude bringt!

Ein Mann erträgt sein Loos, wie schlimm es sei, versetzte Richard kalt und streng.

Klage ich denn über das Loos, das mir gefallen? Was ist an mir gelegen? Gott weiß, daß, wenn es sich nur um mich handelte, mein Entschluß schnell und gefaßt wäre; noch heute verließe ich dies Schloß und suchte mir in der Ferne einen Kreis zum Wirken, zum Handeln. Aber heiße ich nicht Brandon? Habe ich nicht mein Geschlecht

zu vertreten? Das bannt mich an diese Stelle und macht mir's zur Ehrensache, hier auszuhalten, wie es jenen Römern als Ehrensache galt, nicht von ihren curulischen Stühlen zu weichen, obgleich sie wußten, daß ihre Standhaftigkeit dem Andrang der Feinde nicht wehren werde. Um mich sollte ich klagen? Wie schnell hätte ich für mich ausgesorgt! In der Armee, in den Bureaux fände ich wohl noch manche leere Stelle, die ich ausfüllen und mir damit meine Existenz sichern könnte. Aber heiß ich nicht Brandon? O! dieser Name legt sich wie ein demantner Reif um das Haupt, das ihn trägt, aber die innere Seite dieser Krone ist voll Dornen und ritzt die Stirne wund. Der Enkel jener großen und mächtigen Lords, die auf allen Schlachtfeldern dieser Insel als siegende Helden geboten, der sollte nun um eine elende Fähnrichsstelle betteln, oder als subalterner Beamter hinter einem staubigen Aktentisch zur Maschine werden? Er dürfte es nicht, wenn er es auch wollte. So muß ich hier ausharren in peinigender Unthätigkeit, als düstrer Zeuge des immer weiter um sich greifenden Ruins. Ich sehe wie alles kommen wird! Mit den größten Anstrengungen, den heldenmüthigsten Entbehrungen können wir es vielleicht dahin bringen, daß unser Stammgut noch durch ein paar

Menschenalter hindurch im Besitz unsrer Familie bleibe; sind aber einst alle unsre Hilfsquellen erschöpft, wie dann? Richard! ich höre schon im Geiste den Schall des Hammers, der dieses Schloß, in dem unsre Ahnen herrschten und ihre Könige als ebenbürtige Gäste empfingen, einst dem Meistbietenden, vielleicht dem Sohn eines reichgewordenen Landstreichers zuschlagen wird. Der abgeschmackte Prunk irgend eines Emporkömmlings wird diese edlen Hallen entweihen, und unsre Kinder, die rechtmäßigen Erben von Brandon-Hall, werden vergessen, aus welchem Blute sie stammen, von Noth und Dürftigkeit gestachelt werden sie in dem Sumpf der Gemeinheit versinken. Besser wär's, sie würden nie geboren!

Von schmerzlichen Vorstellungen überwältigt warf sich James auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Richard war während der Rede seines Bruders im Zimmer langsam auf und nieder gegangen. Er schien mit einem ernsten Gedanken, einem wichtigen Plane beschäftigt, der mit den Klagen, die an sein Ohr drangen, in nahem Zusammenhang stehen mochte. Als James endlich verstummte, trat er dicht vor ihn hin, und fragte mit der Ueberlegenheit, die ihm seine Klugheit und sein prakti-

scher Sinn über die edlere Organisation seines Bruders manchmal verliehen: Warum willst du an der Zukunft verzagen? Hast du vergessen, das nur das verloren ist, was man verloren gibt?

James ließ langsam die Hände sinken. Willst du mich trösten? versetzte er. Hältst du mich für thöricht genug, da noch Hoffnung zu fassen, wo ich unvermeidliches Verderben herannahen sehe?

Oder zu sehen glaubst, entgegnete Richard mit entschiedenem Ton. James, ich habe Großes und Wichtiges mit dir zu besprechen; nur die Furcht, daß du meinen Plänen deine Zustimmung verweigern könntest, hieß mich dieselben bis jetzt vor dir verbergen. Nun aber ist es Zeit und ich muß sprechen. Vorerst bitte ich dich aber, mich nicht zu unterbrechen, und bei dem, was ich dir zu sagen im Begriffe bin, wohl zu bedenken, daß unsere Nachkommen eben so große Ansprüche an uns haben, wie unsre Ahnen.

Laß hören, erwiederte James, und wenn deine Pläne sich mit unsern höhern Pflichten vertragen, so magst du im voraus meiner Zustimmung versichert sein.

Die finstern Besorgnisse, denen du eben Worte gabst, begann Richard nach einer kurzen Pause sind nur ein Wiederhall der Gedanken, die mich, seit-

dem ich eines klaren Begriffes fähig bin, beschäftigen. Wenn ich meinen Kummer nicht so laut aussprach wie du, so war es nur, weil ich es für besser und dienlicher hielt, auf Mittel zu sinnen, die seine Ursachen zu heben vermögend wären. Diese Verschiedenheit, wie so manche andre, die zwischen uns bestehen mag, läßt sich wohl hinreichend durch die Unähnlichkeit unsrer Temperamente und durch die ungleiche Erziehung, die wir erhielten, erklären. Im Vollgefühl frischer Jugend und physischer Stärke bildete sich in dir vor allen andern Fähigkeiten die Kraft aus, die nun, da sie sich an nichts üben kann, quälend dich selbst verzehrt, während ich, von Kindheit an schwächlich und kränklich, ohne Geschick und folglich auch ohne Geschmack für körperliche Uebungen, von den Eltern übersehen und zurückgesetzt, mich nothwendiger Weise in das Reich des Gedankens flüchten mußte, um dort die Waffen zu finden, deren ich für den Lebenskampf bedurfte. Das Schicksal unsers Hauses lag mir immer noch am Herzen, aber weniger als Gegenstand der Trauer denn als Sporn zu künftiger Erhebung. Wenn ich die Geschichte des deutschen Geschlechts der Fugger las, die Kaufleute waren und Fürsten wurden; wenn mir unser Erzieher Maitland von den Venetianern erzählte, die es nicht

unter ihrer Würde hielten, den Glanz ihres Namens durch Handelsgewinnste zu vergrößern, da fragte ich mich: warum sollte ein englischer Edelmann, der Sohn eines erlauchten aber verarmten Stammes nicht denselben Weg einschlagen dürfen? Bald wurde diese leise Frage in mir zum festen Vorsatz, den ich Maitland, meinem einzigen Vertrauten, mittheilte. Er bestärkte mich darin, und außer den Lehrstunden, die ich mit dir gemeinschaftlich genoß, unterrichtete er mich von nun an auch in den Wissenschaften, die mir auf meiner erwählten Laufbahn am förderlichsten sein konnten. Nur machte er mir die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht, da sich bei unsers Vaters bekannter Gesinnung mit Gewißheit vorhersagen ließ, daß er meinem Vorhaben seine Einwilligung versagen werde. Seit er nun aber todt, ist mein Entschluß unwiderruflich gefaßt. Ich gehe nach London, und will's versuchen, dort im Handel das Glück zu finden, das uns hier nicht aufsuchen will. Ich —

Sprichst du im Wahnsinn? unterbrach ihn James; ein Brandon sollte zum fahrenden Krämer werden? Es ist zu toll! fügte er bitter lachend hinzu.

Richard hatte vorhergesehen, daß seine Worte im ersten Augenblick den schmerzlichsten Eindruck

auf James machen mußten; auf Widerrede gefaßt, hatte er auch Mittel, ihr zu begegnen, darum ließ er sich durch die stürmische Unterbrechung nicht irre machen, sondern fuhr fort:

Ich habe dich gebeten, mich bis an's Ende zu hören, und muß diese Bitte wiederholen. Glaube mir, James! die Ausrufungen, die leidenschaftlichen Worte taugen nichts, wo es sich um besonnenes Erwägen wichtiger Dinge handelt. Der Name Branden ist mir eben so theuer wie dir und mein Vorhaben soll seiner Reinheit keine Gefahr bringen, denn von dem Augenblick an, wo ich dies Schloß verlasse, will ich ihn mit einem andern vertauschen, und ihn nicht eher wieder annehmen, als bis ich ihm durch Reichthum und Besitz neuen Glanz verleihen kann. Bis dahin will ich Mr. Black oder White heißen, und Niemand soll erfahren, daß der Londoner Börsespeculant ein Abkömmling der Brandons sei. Geh ich aus dem Kampfe mit den Verhältnissen als Sieger hervor, so kann sich unsre Familie wieder zu der Stufe des Ansehens und Einflusses emporschwingen, die sie einst einnahm. Schlagen meine Pläne fehl, so werde ich unter meinem angenommenen Namen leben und sterben, und meine Familie wird nur die Vereitlung einer Hoffnung, aber keinen Flek-

ken auf ihrem Wappenschilde zu beklagen haben. Wie nun?

Auf James Zügen malte sich der Kampf der widersprechendsten Gedanken; er schien unschlüssig. Richard, seinen Vortheil wohl gewahrend, fuhr mit größerer Sicherheit und Lebhaftigkeit fort:

Um deine Vernunft zu Gunsten meines Planes zu stimmen, weiß ich kein besseres Mittel, als dir zu wiederholen was du mir vor wenigen Minuten sagtest. Wenn wir noch länger bleiben, ohne einen entscheidenden Schritt zu thun, so können wir es, trotz allen Entbehrungen, höchstens dahin bringen, den gänzlichen Ruin unsers Hauses um einige Jahrzehnte zu verzögern; ihn abzuwenden, vermag nur ein kühnes Wagniß, ein selbstthätiges, selbstkräftiges Eingreifen in das Walten der dunkeln Macht, die wir Verhängniß nennen und die am Ende doch nichts Anders ist als die Frucht der Saaten, die wir selbst ausstreuten. Hätte einer unsrer Vorfahren gedacht wie ich, es wäre nie so weit mit uns gekommen. Weil es nun aber ist wie es ist, so kömmt es uns zu, einzubringen, was sie versäumten.

Es ist zu spät, versetzte James, zwischen den Vorurtheilen seines Standes, und seiner bessern Erkenntniß, die ihm sagte, daß Richard Recht habe, schwankend.

Zu ſpät? wiederholte Richard unwillig. Ein Verſuch zur Rettung kann gar nie zu ſpät gemacht werden; am allerwenigſten in dieſem Falle, wo nichts mehr zu verlieren, wohl aber noch Manches zu gewinnen iſt. Laß dich von deinem Stolze nicht verblenden; er räth dir, dich lieber im Voraus des Sieges zu begeben, als dich der Möglichkeit einer Niederlage auszuſetzen. Ich aber ſage dir, daß es unſer würdiger iſt, den letzten Kampf zu wagen, als das Glück unſers Hauſes gleich einer Leiche von dem raſchen Zeitſtrom in's Meer der Vergeſſenheit wälzen zu laſſen.

Die Unterredung der beiden Brüder währte noch lange. James Widerwille, ſeine Einwürfe mußten vor der gewandten Dialectik des jüngern Bruders und noch mehr vor den gewichtigen Gründen, womit er ſein Vorhaben unterſtützte, verſtummen. Er legte dem Lord einen feierlichen Eid ab, ſeinen wahren Namen vor Jedermann zu verbergen, und ihn entweder nie oder erſt dann wieder annehmen zu wollen, wenn er den Beſchäftigungen, denen er ſich jetzt zuzuwenden im Begriffe war, entſagt haben würde.

Mit widerſtrebendem Herzen der Nothwendigkeit weichend, und nur durch die Uiberzeugung getröſtet, daß die äußere Ehre ſeiner Familie durch

den vor aller Welt verborgen gehaltenen Schritt Richard's nichts zu befahren habe, gab er ihm endlich seine Einwilligung. Er that noch mehr! Richard's Erbtheil war so gering, daß es ihm sehr schwer geworden wäre, sich mit so beschränkten Mitteln an eine irgend bedeutende Unternehmung zu wagen. James verdoppelte die Summe, obgleich er selbst keineswegs in der Lage war, Andre zu beschenken. Als ihm sein Bruder für diese Gabe danken wollte, unterbrach er ihn mit den Worten: Laß es sein! Ich verdiene deinen Dank nicht, denn was ich für dich thue, geschieht nicht für den Menschen Richard, sondern für Sir Brandon, der sich anheischig macht den alten Glanz seines Hauses zu erneuen. Als Solcher darfst du immer auf mich rechnen.

So sprechend verließ er rasch das Zimmer.

Die Anstalten zu Richards Abreise waren bald getroffen; schon am nächsten Morgen wieherte sein Pferd unten im Schloßhof, während er selbst mit seinem Bruder und seiner Schwägerin Lady Helene in der Halle verweilte und von diesen seinen einzigen Verwandten Abschied nahm. James war ernst und düster wie gewöhnlich. Das Scheiden eines Bruders, mit dem ihn nie ein innigeres Seelenverständniß verbunden, den ihm keine Sympathie

theuer gemacht hatte, konnte in seiner Brust keine mildern Regungen erwecken. Lady Helene betrachtete ihren Schwager mit scheuen Blicken; seine Gegenwart schien sie zu beängstigen. War es launenhafte Abneigung oder war ihr Blick wirklich scharf genug, um in Richard's Seele zu lesen, daß der Bruder ihres Gatten nicht sein Freund sei, genug, sie begegnete dem Scheidenden nur mit der kühlen Höflichkeit, die Personen höheren Ranges auch dann noch unter einander beobachten, wenn in ihrer Brust jeder Funken von Theilnahme und Neigung längst erloschen. Endlich erhob sich Richard; von seinen Verwandten begleitet, schritt er die Schloßtreppe hinab, schwang sich nach einem kurzen Scheidegruß auf sein Pferd, und sprengte dann, als wolle er keine Minute länger verlieren, südwärts.

II

Sechs Jahre waren seit Richards Abreise verflossen; James hatte während dieser Zeit oft und meistens befriedigende Nachrichten von ihm erhalten. Unter dem Namen Hill arbeitete er mit staunenswerther Selbstverläugnung, eiserner Beharrlichkeit und wahrhaft schottischer Ausdauer nach

dem Ziele hin, das er sich selbst vorgesteckt hatte. Kein Unfall entmuthigte ihn, kein Erfolg verführte ihn zur Unthätigkeit. Ein frevelhaftes Sprichwort sagt: Dieu est toujours du coté des gros bataillons; mit größerem Rechte läßt sich behaupten, daß das Glück immer auf der Seite der Klugen, Muthigen, Fleißigen sei. Wenigstens bewährte sich dieß an Richard; seine meisten Unternehmungen hatten glänzende Resultate. Als speculatives Genie geboren, mit eben so viel Scharfsinn als Energie begabt, führte er rasch und kräftig zu Ende, was er nach reiflicher Prüfung erwählt, und mit behutsamer Vorsicht begonnen hatte. Er hatte sich nicht dem eigentlichen Handel gewidmet; dieser lockte ihn weniger an, weil er ungleich weniger Gelegenheit zu schneller Bereicherung darbietet, als die Börsengeschäfte, in deren Strudel Richard sich wie ein kühner Schwimmer stürzte. Mit einer Umsicht und Freiheit, die an einem so jungen Mann wirklich bewunderungswürdig genannt werden mußten, hatte er sich in dem Bureau des Auswärtigen, bei den verschiedenen Stellen, in den mannigfaltigsten Kreisen Verbindungen zu verschaffen gewußt, die ihm in seiner neuen Laufbahn von dem größten Nutzen waren. Dies rasche Gedeihen, das den einstigen Glanz der Brandons zu erneuen

verhieß, verfehlte seine Wirkung auf James nicht. Nicht daß er um seiner selbst willen reich zu werden gewünscht hätte; seine nur von Stolz erfüllte Seele wußte weder von Habgier noch von Genußsucht. Aber der glühendste Wunsch seines Herzens, sein Geschlecht von dem tiefen Fall, den es gethan, erstehen zu sehen, dieser Wunsch, der ihn schon einmal dazu vermocht hatte, in den seinen persönlichen Ansichten so völlig zuwiderlaufenden Plan Richards zu willigen, ward nun, da ihm von ferne die Möglichkeit der Gewährung leuchtete, immer heftiger, und riß ihn zu Schritten hin, die er vor sich selbst nur dadurch zu rechtfertigen wußte, daß er sie nicht für sich, sondern für seine Familie that. Richard hatte nämlich, nachdem ihm einige mit dem besten Erfolg gekrönte Unternehmungen größere Sicherheit verliehen hatten, seinem Bruder den Antrag gemacht, mit ihm in Verbindung zu treten. James von dem verheißenen Gewinnst verblendet, und immer nur des Endziel's gedenkend, ging dies Anerbieten ein; er sandte zu verschiedenen Malen Gelder nach London, über deren Verwendung ihm Richard stets die genaueste Rechenschaft ablegte. So wurden in James Gemüth die düstern Bilder bevorstehenden Sturzes nach und nach von schmeichelnden Hoffnungen nahen Auf-

blühens verdrängt, und das Gestirn der Brandons schien dem Stern gleichen zu sollen, der im Osten wieder auftaucht, wenn er im Westen untergegangen. — An einem schönen Sommermorgen saß Lady Helene in einer Laube ihres Gartens; zu ihren Füßen spielte ihr vierjähriger Sohn Francis. Mit heitrer Zärtlichkeit beugte sich die jugendliche Mutter zu dem Knaben herab, in dessen zartem Gesicht sich bereits die seinem Stamme eigenthümlichen Züge auszuprägen begannen. Seine Stirn war breit und hoch, seine Augen dunkel, die Lippen schmal und fein geformt; er schien eine Miniature der Ahnenbilder, die oben in der Halle stolz und kühn aus ihren Rahmen blickten. Selbst die Sprache des Knaben hatte etwas Bestimmtes, Entschiedenes, wie es in den wenigsten Kinderstimmen anzutreffen; er war Lord James echter Sohn. Mit Mutterfreude blickte Lady Helene auf den Kleinen und mochte in seinen Zügen, seinen Spielen, seinen Worten so manches Künftige lesen, als sie in dieser süßen Beschäftigung durch das Erscheinen ihres Gatten gestört wurde, der zu ihr in die Laube trat.

Lord James schien von wichtigen Dingen in Anspruch genommen zu sein, wenigstens ließen seine nachdenklichen Mienen und der offene Brief, den er in der Hand hielt, darauf schließen. Den Klei-

nen, der mit kindiſchem Ungeſtüm an ihn hinauf-ſprang, ſanft abwehrend ſagte er zu Helenen: Ich habe ſo eben ein Schreiben von Richard erhalten, und ſehe mich in Folge deſſen veranlaßt, Branden-Hall auf einige Tage zu verlaſſen.

Warum? wovon iſt denn die Rede? fragte Helene mit theilnehmendem Stammen.

Du weißt, verſetzte Lord James, mit ſeinen Gedanken ſo ausſchließlich beſchäftigt, daß er nur in kurzen, abgebrochenen Sätzen zu ſprechen vermochte, du weißt, daß ich meinem Bruder einen Theil unſers Vermögens anvertraut habe, um damit zu ſpeculiren. Richard hat die gute Meinung, die ich von ſeinen Fähigkeiten, ſeinem Scharfblick und ſeiner Vorſicht hatte, nicht getäuſcht; die Summen, die ich ihm zur Verwaltung überließ, haben reichliche Zinſen getragen. Außer ſeinen unbeſtreitbaren Talenten beſitzt Richard auch noch die Gäſarsgabe des Glücks. Er mag ergreifen, was er will, mag für ſich oder Andre arbeiten, mit ihm iſt das Gelingen, mit ihm iſt der Erfolg. O Helene! uns Beiden hat bei der Geburt kein ſo freundlicher Stern gelächelt wie ihm; darum thut es Noth, daß wir unſre ſchwanke, bedrohte Barke an ſein ſtolzes Schiff ketten. Wir allein gingen zu Grunde. Verbinden wir uns alſo immer feſter mit

ihm, damit das Glück, um seines Lieblings willen, auch unser schonen müsse. Richards heutiges Schreiben eröffnet mir eine Aussicht, vor deren Glanz ich beinahe erschrecke; er — doch du magst selbst lesen.

Helene ergriff mit eiliger Hast den ihr dargereichten Brief. Wir theilen dem Leser diejenigen Stellen daraus mit, die mit dem fernern Verlauf dieser Mittheilungen in engerer Verbindung stehen.

„Einer meiner Freunde im Ministerium des Auswärtigen theilte mir vor wenigen Augenblikken mit, daß der Krieg mit Frankreich unwiderruflich beschlossen sei. Ich brauche dir nicht zu sagen, von welcher höchsten Wichtigkeit diese Nachricht für mich ist. Sie gibt mir Gelegenheit einen kühnen Schlag zu vollführen, durch dessen Resultate die Andern erst erfahren sollen, wie die Sachen stehen. In dem jetzigen Falle habe ich weder Gegner noch Nebenbuhler zu fürchten; denn um mich in meinen Schritten zu hemmen, müßten sie erst wissen, wohin ich diese lenken will. Wie werden sie staunen und in zornigem Neid erbleichen, diese Lions der Börse, wenn der kleine, obscure Richard Hill durch einen einzigen Meisterstreich sich plötzlich bis zu ihrer Höhe hinaufschwingt! Ich bin im Begriff eine Speculation zu unternehmen, die nicht fehlschlagen kann, so verläßlich sind die Nach-

richten, nach denen ich handle, so sonnenklar ste-
hen die politisch nothwendigen Ereignisse der näch-
sten Zukunft vor meinem Geiste. Mit fester Zu-
versicht setze ich an dies Unternehmen Alles was
ich habe und besitze. Wäre in meinem Blute Gold,
ich ließe es mir zur Hälfte entziehen, um Guineen
daraus zu münzen. Je größer der Einsatz, um so
größer wird auch der Gewinn sein. Von Wagniß
ist hier gar nicht die Rede; der Sachlage nach ist
der Erfolg mathematisch gewiß und überdieß: was
ist mir jemals mißglückt? Du stehst mir zu nahe,
als daß ich dich an dem Glücke, dem ich entgegen-
gehe, nicht Theil wollte nehmen lassen. Biete denn
auf, worüber du verfügen kannst und vereinige
deine Kräfte mit den meinen. Wenn du ein echter
Brandon bist, dem das Wohl seines Hauses am
Herzen liegt, so zeig es jetzt. Sei muthig! sei
kühn! Du bist es ja, wenn es gilt ein wildes Pferd
zu bändigen, oder über eine weitgähnende Schlucht
zu setzen, warum solltest du jetzt zagen, da es sich
darum handelt, das Glück nach deinem Willen zu
lenken und den dunkeln Abgrund zu überspringen,
der dich von Macht und Reichthum trennt? Mit
höchster Ungeduld sehe ich deiner Antwort entgegen,
obwohl ich ihren Inhalt leicht errathen kann.
Nein! ich werde nicht die Schmach erleben müssen,

mich meines ältern Bruders zu schämen. Solltest du, wie ich beinahe vermuthe, in diesem Augenblick nicht über hinreichende Geldmittel gebieten können, so ist auch dafür gesorgt. Reise ohne den geringsten Zeitverlust nach Edinburgh und suche dort den Banquier, Walter Jeffery auf, der meine Geschäfte für Schottland zu besorgen pflegt. Seine Erfahrung und sein kaufmännischer Einfluß werden dir von Nutzen sein; ich zweifle nicht, daß es dir durch seine Vermittlung leicht werden wird, eine bedeutende Summe aufzutreiben. Um dich seines Eifers und seiner Ergebenheit zu vergewissern, brauchst du dich nur auf mich zu berufen; größerer Vorsicht wegen will ich noch mit der heutigen Post an ihn schreiben, um dich ihm anzuempfehlen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß er von meinem Vorhaben nichts erfahren darf. Auch magst du nicht vergessen, daß er mich nur unter dem Namen Hill kennt, und nichts von unsrer Verwandtschaft weiß. Die Zeit drängt, ich muß schließen. Noch einmal: handle als Mann und wie es dir geziemt. Laß dich nicht durch unzeitige Aengstlichkeit von einem Schritte abhalten, der dich zauberartig auf den Gipfel des Reichthums bringen kann. Baue auf mich und auf mein Glück. Als Scheidegruß rufe ich dir zu: Muth, Eile, Verschwiegenheit! Richard."

Mit einem Blicke bangen Zweifels gab Lady Helene das Blatt ihrem Gatten zurück; ihre Wangen hatten sich geröthet, düstre Wolken hatten sich auf ihre Stirn gelagert; die Abneigung, die sie von jeher gegen Richard empfunden hatte, war durch seine lange Abwesenheit nicht gemildert worden. Oft verglich sie den aus allen seinen Blicken, Worten, Handlungen hervorleuchtenden Geist der Berechnung, des Mißtrauens, der Selbstsucht, mit James ritterlicher Offenheit, seinem edlen Glauben, seiner selbstvergessenden Großmuth, und fragte sich dann erstaunt, wie denn zwei Brüder so ganz und gar unähnlich sein konnten. Mit tiefem Widerwillen hatte sie James einen bedeutenden Theil seines ohnehin so zerrütteten Vermögens der Verwaltung Richards übergeben gesehen; sie hatte ihren Gatten häufig und dringend gebeten, es nicht zu thun, da sie aber dagegen keinen andern Grund anzuführen wußte als den, daß ein dunkles unerklärbares Gefühl sie vor Richard warne, so hatte der Lord auf ihren Einspruch keine Rücksicht genommen und betrachtete ihre Abneigung als eine gewöhnliche, nur selten lang dauernde Weiberlaune. Jetzt wo James im Begriff stand, sein Geschick mehr als je in Richards Hand zu geben, erwachte ihre Besorgniß mit verdoppelter Lebhaftig-

keit und ängstlich fragte sie den Lord: Was willst du thun?

Was Vernunft und Pflicht mir verschreiben. Richards Vermuthung, daß ich in diesem Augenblick über keine bedeutenden Summen gebieten könne, ist leider nur zu richtig; indessen soll mich dieß nicht hindern. Ich gehe nach Edinburgh zu Jeffery.

Die Züge der jungen Frau erbleichten; sie beugte sich zu ihrem Kinde, hob es auf den Arm und sagte mit ernstem, flehendem Tone: James! blick auf deinen Sohn und frage dich dann, ob es dir erlaubt sei, gleich einem verzweifelnden Spieler auf einen Wurf Alles zu setzen. Wenn es mißlänge? wenn — — von ihren Empfindungen überwältigt hielt sie inne. James! fuhr sie dann heftig ergriffen fort, du kennst unsre Lage, du weißt, was wir ohnehin schon zu ertragen haben, welche Entbehrungen, welchen Kummer! Gott ist mein Zeuge, daß in diesen Worten kein Vorwurf gegen dich liegen soll! Als ich meiner Eltern Haus verließ, um dir hieher zu folgen, war es mir ja nicht unbekannt, daß ich nicht unter dem Dache des Reichthums wohnen würde; dennoch folgte ich dir, denn ich liebte dich. Wenn du mir nun schon damals theuer warst, wo ich dich noch so wenig

kannte, um wie viel mehr mußt du mir's jetzt ſein, nachdem mir jeder Tag, den wir zuſammen verlebten, neue Beweiſe deiner Treue, deines Edelmuthes gab! Was immer dein Loos ſein mag, ich werde es mit dir theilen, und noch im Sterben Gott dafür danken, daß er mich mit dir zuſammenführte. Warum willſt du das Geſchick, dem ich mich mit heiterer Ergebung unterwerfe, nicht auch ertragen? Warum quält dich unſre Mittelloſigkeit, als hätteſt du ſie herbeigeführt? Warum mühſt du dich mit fieberhafter Anſtrengung? Warum ſetzeſt du deine Ruhe aufs Spiel, um Gütern nachzujagen, die mit unſrer innern Befriedigung ja doch nichts gemein haben? Warum —

Weil ich kein Weib bin, das, leichtſinnig und gedankenlos nur an der Gegenwart haftend, ſich um die Zukunft wenig kümmert, unterbrach er ſie mit Heftigkeit. Genügſamkeit und Ergebung mögen Denen überlaſſen bleiben, die keine höheren Anſprüche zu machen haben. Oder willſt du Adler mit Schmetterlingen füttern wie Zaunkönige? Denkſt du klein genug, um dir's daran genügen zu laſſen, daß wir beſitzen, was man zum Leben braucht, daß wir ein vor Sturm und Wetter geſichertes Obdach haben, daß der Rauch aus den Schornſteinen von Brandon-Hall täglich aufſteigt?

Möglich, daß dir diese Beschränkung zusagt; mich bringt sie zur Verzweiflung. Es muß anders werden! Ich bin's müde, zuzusehen wie ein Jahr nach dem andern einen Theil unsrer Besitzthümer mit sich entführt. Nein! deine Anmuth, deine holde Schönheit soll nicht in diesen düstern Einsamkeiten ungekannt und unbewundert verblühen; in Windsor's Gemächern soll sie prangen und nur Frauen aus königlichem Blute sollen vor Lady Brandon den Vortritt haben. Unser Sohn soll den Kelch der Bitterkeiten nicht an seine Lippen führen müssen, ich will für ihn sorgen und wirken, aus meiner Hand soll er einst ein Erbe erhalten, das seinem Range angemessen. Richard — —

Richard, rief Lady Helene mit gepreßter Stimme, o glaube mir: es ist nicht fest auf ihn zu bauen.

Schon wieder dein altes Vorurtheil! was hat uns Richard jemals Uebles gethan?

Nichts. Aber ich fühle im innersten Herzen, daß er dessen fähig wäre, wenn sein persönlicher Vortheil es erheischte. Nein! sieh mich nicht so unwillig an, ich kenne deinen Bruder besser als du ihn kennst. O wie magst du dich selbst so täuschen? Wie magst du von einem Herzen Gutes hoffen, das im Leben Niemanden geliebt, Niemanden vertraut hat? Du hast mir oft selbst er-

zählt, wie Richard ſchon in ſeiner Kindheit verſchloſſenen, kalten Sinnes war, wie er mit ſtaunenswerther Klugheit, mit für ſeine Jahre unbegreiflicher Schlauheit, auf den verſchiedenſten Wegen zu dem Ziel gelangte, das er ſich vorgeſetzt hatte. Glaube mir! aus einem ſolchen Kinde kann kein offener, verläßlicher, edelmüthiger Mann werden. Du meinſt, er ſei ohne Leidenſchaften? Ich ſage dir, er hat deren, und zwar eben die gewaltigſten, unbezähmbarſten: Ehrgeiz und Geldburſt. Er —

Du gehſt zu weit. Richard beſitzt kein liebevolles Gemüth, aber einen rechtlichen Charakter. Er geht nicht immer auf geraden Wegen, doch ſicher wird er nie einen unehrenhaften einſchlagen.

O Gott! klagte Helene, biſt du denn ſo ganz verblendet, um nicht einzuſehen, daß ein Gemüth ohne Glauben und Liebe bald dahin kommen wird, auch in der Rechtlichkeit nur eine Waare zu erblicken, die man gegen hinreichende Vergütung losſchlagen kann? Jede warme Gefühlsregung iſt in ihm erſtorben, oder vielmehr, es hat nie eine ſolche in ihm gelebt; er würde ſeines Bruders Haus in Brand ſtecken, um ſich die Hände daran zu wärmen. Nur ſich allein ſieht er in der weiten Welt, und alles Uebrige

ist ihm nur Stoff und Mittel. O ich werde jener Scene im Walde nie vergessen, wo — sie hielt plötzlich inne.

Wovon sprichst du? fragte James.

Ich wollte dir nie davon erzählen, aber jetzt magst du's erfahren. Wenige Wochen vor deines Vaters Tode machte ich mit Richard einen Spaziergang in den nahen Wald; du warst im Schlosse zurückgeblieben. Auf unserm Heimweg begegneten wir einer Zigeunerin, die, nach der Art ihres Stammes, sich an uns drängte, um uns wahrzusagen. Ich wollte nichts davon wissen; aber Richard, an diesem Tage ungewöhnlich heiter gestimmt, reichte ihr scherzend die Hand, und bat sich eine gute Prophezeiung von ihr aus. Kaum hatte die Alte einen Blick darauf geworfen, als sie zurücktrat, und mit dem Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht ausrief: Ich bin nicht würdig, die Zeichen Eurer Hand zu deuten, aber glaubt mir, edler Lord, Ihr seid zu großen Geschicken bestimmt. Richard versetzte lachend, daß ihre Sehergabe sie dießmal gewaltig getäuscht habe, indem er nur Lord Brandons jüngerer Sohn sei. Und wißt Ihr, was Euch die Zukunft bringen wird? fragte sie langsam und feierlich. Ich grüße Euch nochmals als Lord Brandon.

Das klingt ja beinahe wie der Hexengruß im Macbeth, erwiederte James lächelnd, und ist es möglich, daß ein so sinnloses, aus dem lohngierigen Mund einer Zigeunerin kommendes Geschwätz den hellen Geist meiner Helene auch nur einen Augenblick trüben konnte?

Nicht ihre Worte, denen ich keinen Glauben beimaß, waren es, die mich erschütterten und den seltsamen Auftritt in meiner Erinnerung nicht verlöschen ließen; die Art und Weise war es, mit welcher Richard diese Prophezeiung aufnahm. Seine Wangen rötheten sich vor Stolz und Freude; aus seinen Augen fuhr ein Blitz, der erschreckend in meine Seele drang; er glich einem Menschen, der einen Gedanken, den er lange still und geheim gehegt, plötzlich laut aussprechen hört. Er faßt sich sogleich wieder, und suchte aus dem ganzen Vorgang einen Scherz zu machen, aber ich wußte nunmehr genug, mich konnte er nicht mehr täuschen. Brauche ich dir mehr zu sagen? Er wußte, daß er nur durch deinen Tod Lord werden könne, und dennoch erglühte er vor Freude, als ihm dieser Titel verheißen wurde. James! er ist keiner von den Menschen, die das Schicksal walten lassen; seine Wünsche verwandeln sich schnell in Thaten. Wenn —

Halt ein! fiel ihr Lord James fest und entschieden ins Wort. Ob du meinen Bruder lieben kannst oder nicht, magst du mit deinem Herzen ausmachen, aber den Namen Brandon, den auch er trägt, darf nicht einmal der Schatten eines Argwohns beflecken. Der Mann, den meine tugendhafte Mutter gebahr, in dessen Adern das Blut so vieler edlen Ahnen rollt, ist keiner Niederträchtigkeit fähig. Ich traue ihm, wie ich mir selbst traue. Wehe Jedem, der die Treue und Ehrenhaftigkeit eines Brandon in Zweifel zu ziehen wagt! Ist Richard, wie du behauptest, wirklich ehrgeizig, so freue ich mich dessen; denn es wird ihn anspornen, das Wohl Derer zu befördern, mit denen sein Geschick durch die Bande der engsten Verwandtschaft unauflöslich verknüpft ist. Er zeigt mir den Weg zum Glücke; schmählich wäre es für mich, wenn ich mich durch einen niedrigen und noch überdieß grundlosen Verdacht abhalten ließe ihm zu folgen. Mein Entschluß ist gefaßt: ich gehe nach Edinburgh.

Lady Helene gehörte zu den wenigen Frauen, die, wenn sie sich einmal von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt haben, jeden eiteln Widerstand, jede unnütze Klage aufgeben und sich mit Fassung und Ergebung in das Unabänder-

liche zu finden wissen. Ihre Gefühle bezwingend sagte sie ruhig: Wenigstens soll es Richard nicht gelingen uns zu entzweien und den Frieden unserer Ehe zu trüben. Thue was dir gut scheint. Eben so wie es meine Pflicht war, dich zu warnen, kommt es mir nun auch zu, mich deinem Willen zu unterwerfen, da du auf deiner Meinung beharrst. Gott möge Alles zum Besten wenden.

Sie erhob sich und ging, ihr Kind schmerzlich an sich drückend, in das Schloß zurück. Mit Umsicht und liebevoller Sorglichkeit ordnete sie das Nöthige zu der Abreise ihres Gatten, und in wenigen Stunden befand sich Lord James auf der Straße nach Edinburgh.

III.

Die Vorschrift seines Bruders, der ihm die möglichste Eile anempfohlen hatte, befolgend, begab sich James unmittelbar nach seiner Ankunft in Mr. Jeffery's Comptoir. Ein beängstigendes Gefühl der Demüthigung beschlich seine sonst so stolze Brust, als er in das enge, finstere Gemach trat, das bisher noch selten von einem Manne seines Ranges betreten worden war; es war für ihn ein Augenblick tiefer Erniedrigung. Doch

keine Empfindung, sie mochte noch so stark oder quälend sein, war vermögend, ihn von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen; er unterdrückte seine Bewegung und sich an den Banquier wendend, ersuchte er ihn, um eine Unterredung unter vier Augen.

Walter Jeffery, ein Mann von beiläufig fünfzig Jahren, aber voll Lebhaftigkeit und mit Zügen, die von beständiger Geistesthätigkeit sprachen, führte ihn in ein anstoßendes Cabinet und erkundigte sich dort mit kurzen aber höflichen Worten nach James Begehren.

Kaum hatte er den Namen seines Besuchers erfahren, als er ihn mit den Worten unterbrach:

Lord Brandon? Ganz recht! Mr. Hill in London hat mir bereits von Ew. Herrlichkeit geschrieben, und zwar in Ausdrücken, welche die Achtung, die ich Ihrer erlauchten Familie von jeher zollte, noch um ein Bedeutendes erhöhen mußten.

Ich denke nicht, versetzte James stolz, daß ich, um Achtung zu finden, des Zeugnisses eines Dritten bedürfe.

Gewiß nicht, entgegnete Jeffery schnell einlenkend; ich erwähnte dessen auch nur, weil es mich freut, Mr. Hill, dessen Fähigkeiten und Cha-

rakter ich sehr hoch anschlage, von denselben Gesinnungen durchdrungen zu wissen, die ich hege. Er hat mir dringend aufgetragen, Ihnen zu dienen, so viel in meinen Kräften stehen wird. Darf ich fragen, Mylord, welchen Dienst sie von mir verlangen?

James eröffnete ihm die Gründe seines Kommens. Er sagte ihm, daß eine plötzliche Veränderung seiner Lage ihn in die Nothwendigkeit versetzte, ein Anleihen zu machen, und daß er hoffe, Mr. Jeffery's Gefälligkeit werde ihm hiebei mit Rath und That an die Hand gehen.

Sehen Sie, Mylord, nahm der Kaufmann nach kurzer Ueberlegung nachdenklich das Wort, das ist so eine eigene Sache. Ich meines Theils pflege meine Gelder immer in die öffentlichen Fonds zu placiren und verleihe keine zwanzig Pfund an Privatpersonen; doch will ich damit nicht sagen, daß ich geradezu abgeneigt sei, zu Ihren Gunsten eine Ausnahme von meiner lange befolgten Regel zu machen. Die strenge Rechtlichkeit Ihrer Familie ist zum Sprichwort geworden, und überdieß schreibt mir Mr. Hill. — Vergeben Sie mir, Mylord, daß ich seiner nochmals erwähne. Er weiß sich selbst immer so gut zu rathen, daß man nichts Klügeres thun kann, als seine Rathschläge befolgen. Ein Genie ist er, ein

großes Genie! Das Blei, das er berührt, wird zu Gold. — Und von welchem Belange müßte die Summe sein, die Sie aufzunehmen wünschen?

Tausend Pfund.

Ich will sehen.

James erklärte ihm, daß er jene Summe augenblicklich benöthige. Nach einigem Hin= und Wiederreden, verschiedenen Erörterungen und Bestimmungen entschloß sich Mr. Jeffery, sie ihm zu leihen. Der Lord nahm das Geld in Empfang, unterzeichnete den Wechsel, den ihm der Banquier vorlegte und beeilte sich dann, das Haus zu verlassen, dessen finstere Wände ihn unheimlich wie Gefängnißmauern anstarrten. Er verweilte nur noch so lange in Edinburgh als nöthig war, um die eben erhaltenen tausend Pfund an Richard nach London abzuschicken, dann eilte er, als gälte es, aus einer von der Pest verheerten Stadt zu entfliehen, nach Brandon=Hall zurück.

Doch vergebens suchte er dort die innere Ruhe, das friedliche Stillleben, in dessen Schooß er in frühern Zeiten seines Kummers manchmal vergessen hatte. Jetzt, da der große Wurf gethan war, jetzt, da er wußte, daß sich sein Geschick binnen kurzem entscheidend umgestalten mußte, war es ihm unmöglich, den stürmischen Schlag

seines Herzens zu bändigen. Der Stachel peinlicher Erwartung drang immer tiefer in sein Gemüth, und lenkte ihn von Allem ab, was nicht mit dem ihn ausschließend beherrschenden Gedanken in unmittelbarer Verbindung stand. Der Zustand beständiger Aufregung, in dem er sich befand, machte ihn finster und heftig gegen seine Umgebung. Oft saß er stundenlang schweigend vor sich hinstarrend. Wenn ihn dann Helene durch irgend eine, ob auch noch so gutgemeinte Aeußerung in seinem Sinnen störte, so riß ihn diese Unterbrechung seines Gedankenganges oft zu solcher Ungeduld hin, daß er zornig aufsprang, seiner Gattin ihren Gleichmuth bitter vorwarf und dann stürmisch das Zimmer verließ, um draußen im Freien seinen Träumereien ungestört nachzuhängen. Je höher seine geistige Unruhe stieg, um so dringender empfand er das Bedürfniß körperlicher Bewegung. Wenn er mit raschen Schritten den finstern Wald durchwandelte, oder auf seinem Pferde mit Windesschnelle die offne Haide durchstreifte, wenn der Schweiß von seiner Stirne floß, wenn sein dunkles Haar in den Lüften flog, wenn er nichts mehr fühlte als physische Ermattung, da hob sich seine Brust freier, da war ihm am wohlsten.

Lady Helene, obwohl durch die Veränderung in dem Wesen ihres Gatten tief bekümmert, behauptete nichtsdestoweniger die gewohnte Sanftmuth und Milde; still und ergeben ertrug sie die Ausbrüche seiner Gereiztheit; mit rührender Freundlichkeit bot sie ihm die Hand zur Versöhnung, wenn er sie am empfindlichsten verletzt hatte. Doch wäre es einem aufmerksamen, mit sich selbst minder beschäftigten Beobachter, als Lord James war, nicht entgangen, daß ihre Wangen immer bleicher wurden, daß ihre Augen die Spuren häufig vergossener Thränen trugen. Mit heiligengleicher Ergebung trug sie den zweifachen Gram, der ihre Brust zerdrückte: den Kummer, James in der Gewalt so finsterer Mächte zu wissen und die qualvolle Angst vor dem Ausgang des Unternehmens, in welchem das Wohl ihrer Nächsten und Liebsten so nahe, so erschreckend nahe betheiligt war.

Schon waren drei Wochen seit James Rückkehr von Edinburgh vergangen und jeder Tag hatte den beiden Gatten ein langes Jahrhundert geschienen. Von Richard hatten sie nur einmal einen Brief erhalten, in dem er seinem Bruder den richtigen Empfang der tausend Pfund anzeigte und ihm meldete, daß er die in Rede ste-

hend Operation bereits begonnen habe. Mit unbeschreiblicher Spannung, mit fieberhafter Ungeduld sah James den nächsten Nachrichten entgegen. Sie trafen endlich ein.

Es war Abend. Lady Helene saß, das Haupt auf den Arm gestützt, an dem Bette ihres Kindes; der Lord schritt in kaum zu bezwingender Aufregung im Zimmer auf und nieder, als man ihm einen Brief mit dem Londoner Poststempel überbrachte. Die Aufschrift war von Richards Hand. Jetzt war es entschieden. Todtenbleich trat Helene zu ihrem Gatten hin, der selbst in den innersten Stützen seines Lebens erschüttert, das inhaltschwere Schreiben in der Hand hielt, ohne es über sich zu vermögen, es zu erbrechen. Sein Auge war glanzlos, seine Lippen bebten. Helene, in diesem Augenblick nur der Qual des Geliebten gedenkend, beugte sich zärtlich über ihn und stammelte mehr als sie sagte: Muth! Muth, mein theurer, einziger Freund! Schrick nicht vor der Entscheidung zurück! Was sie auch bringen mag, es kann nicht ärger sein als diese seelenvernichtende Ungewißheit.

Nein! Nein! rief James, mit gewaltiger Willenskraft seine Erschütterung, die Todesangst seines Herzens bemeisternd, ich habe das Beste ge-

wollt, das Beste gehofft; mit unverzagter Hand will ich jetzt die Früchte meines Thuns brechen. Mit ungestümer Hast zerriß er den Umschlag. Seine ganze Seele trat ins Auge, als er den Brief zu lesen begann. Doch plötzlich entfärbte er sich; seine Züge nahmen den Ausdruck der wildesten Verzweiflung an, und ehe er noch bis zum Ende gekommen war, stürzte er mit dem Schrei: Verloren! verloren!" bewußtlos zu Boden.

Lady Helene stieß einen dumpfen Seufzer aus; jeder Bewegung unfähig stand sie bleich, entstellt, im Entsetzen erstarrend, ein schmerzlich schönes Niobenbild. Der Inhalt von Richards Brief lautete im Wesentlichen folgendermaßen:

„Alles ist verloren, unsre Hoffnungen sind zertrümmert. Ereignisse, die außer dem Bereiche menschlicher Berechnung lagen, haben meine Pläne zerstört, mein Vermögen verschlungen, mich zum Bettler gemacht. Mein Eigenes, so wie die Summe, die du mir überschicktest, ist in dem großen Schiffbruch zu Grunde gegangen. Klage deßhalb mich nicht an, denn ich trage keine andere Schuld als die, Nichtvorherzusehendes nicht vorhergesehen zu haben. Wäre es so gekommen, wie es aller erdenklichen Wahrscheinlichkeit nach hätte kommen müssen, so wären wir jetzt im Besitz eines

fürſtlichen Vermögens. Es ſollte nicht ſein; unſer Geſchlecht ſoll nichts vom Glücke wiſſen. Lebe wohl! wenn du dieſe Zeilen empfängſt, bin ich bereits auf dem Weg nach dem Continent; ich werde mein Elend in der Fremde leichter ertragen können, als an dem Orte, der Zeuge meines Aufſtrebens und meiner ſcheinbaren Erfolge war. Dort hoffe ich mir eine neue Exiſtenz zu gründen, wenn mich anders der Fluch, der an dem Namen Branden zu haften ſcheint, nicht auch dort ereilt.

Richard."

Helene war die Erſte, die ſich von dem furchtbaren Schlag erholte. Ihre Zuverſicht war von jeher ſo gering, ihre Befürchtungen waren ſo unaufhörlich geweſen, daß ſie, als der erſte Moment vorüber war, in dem Verderben, das über ſie hereingebrochen war, nur die Erfüllung ihrer längſtgehegten Ahnungen erblickte. Sie war vernichtet, aber nicht überraſcht. Vielleicht war auch ihr von ſo langen, geheimen Leiden zerdrücktes Herz ſchon zu erſchöpft, um das ganze Gewicht dieſes neuen Unglücks zu fühlen. Sie kniete neben ihren Gatten hin und verſuchte, ihn ins Bewußtſein zurückzurufen; ſtill weinend legte ſie ſein ſchönes, bleiches Haupt auf ihren Schooß. James! ſagte ſie mit Märtyrinnigkeit, theurer, unglück-

licher Mann! Iſts denn noch nicht genug des Elends? Muß ich dich vor mir ſehen, zerſtört, zerſchmettert? Erwache! fuhr ſie mit lauter, beſchwörender Stimme fort, und in ihren Augen blitzte ein unheimliches Feuer, erwache! Laß mich nicht allein in dieſer finſterſten Nacht! Du lebſt, ich fühl's, dein Herz pocht, dein Hauch ſtreift warm und ſüß an meine Lippen — James! James!

Er ſchlug die Augen auf und richtete ſich langſam empor. Sein erſter Blick fiel auf den unheilvollen Brief. Er ſchlug die Hände vors Geſicht und ſank erſchöpft auf den nächſten Stuhl.

Lady Helene war jeder ſeiner Bewegungen, jedem ſeiner Gedanken gefolgt. Sie ahnte, daß dieſe ſtumme Qual ſeinen Geiſt bis zum Wahnſinn treiben könnte, und ſuchte den verhaltenen Klagen, die ſeine Bruſt zermalmten, einen Ausweg zu bahnen. In Blick und Miene einen Himmel von Liebe und Ergebung ſank ſie vor ihm auf die Kniee, faßte ſeine beiden Hände und ihre Seele in die ſeinige verſenkend, fragte ſie ſanft und leiſe: Armer James! iſt es wirklich ſo gekommen? Iſt Alles verloren?

Alles! Alles! verſetzte er dumpf.

Dann möge Gott dich ſtärken! Biſt du erſt gefaßt, ſo werde auch ich es ſein. Wie bleich du

biſt! Ach, es kam dir zu unerwartet! Welches Herz wäre da gefaßt geblieben? Keines, keines! Nein, James! wende dich nicht ſo verzweifelnd von mir ab. Wo willſt du Troſt und Mitgefühl finden, wenn nicht bei mir? Warum willſt du mir meinen Theil an deinem Schmerz verweigern? Wir haben ja ſchon ſo viel zuſammen gelitten!

Thränen erſtickten ihre Stimme. James fühlte die heißen Tropfen auf ſeine Hand fallen; ſie durchglühten ſein Innerſtes; ſein Bewußtſein kehrte in ſchrecklicher Klarheit zurück und die Vielgetreue mit wilder Heftigkeit umſchlingend rief er: Du weinſt, Helene? O weine nicht, denn deine Thränen werden ſchwer wiegen an dem Tage des Gerichts und meine Schale zu Boden ziehen. Meine Schuld hat dich entfärbt, geknickt, zerſtört, und ich muß es ſehen und mir ſagen: ſie wäre glücklich geworden, wenn ſie mich nie gekannt hätte. Du armes Kind! du reiner Engel! warum hat dich Gott dazu verdammt, einen Brandon zu lieben? Wußteſt du denn nicht, daß unſere Hand verflucht iſt und tödtet, wenn ſie liebkoſen will? daß unſere Liebe Verderben bringt, daß unſer Kuß ein Peſthauch iſt? Mußteſt du's an dir ſelbſt erfahren? O wärſt du daheim geblieben im Hauſe deines Vaters, oder wärſt du

die Gattin des Letzten, Niedrigsten geworden, dir wäre jetzt besser!

Sie richtete sich begeistert empor; ihr aufgelöstes Haar floß wie eine goldne Glorie um ihr Haupt, der Ausdruck ihres Gesichtes hieß Verklärung. James! sagte sie ernst und feierlich, alles Elend, das mich durch dich treffen kann, ist Freude und himmlischer Segen im Vergleich mit dem Unglück, vor dessen Möglichkeit ich zurückschaudere: daß ich dir im Leben hätte nicht begegnen können. Glaubst du denn, daß mich die Zerstörung deiner Hoffnungen darum betrübt, weil sie mir die Aussicht auf den Besitz irdischer Güter raubt? Nein, mein Geliebter! sie kränkt mich nur, weil sie dich leiden macht, weil jeder deiner Seufzer in meiner Seele verzehnfacht wiederhallt. O richte du dich kühn und muthig empor und du sollst sehen, daß Helene Branden das Letzte verlieren und dabei lächeln kann.

Ein lichter Strahl aus dem Innern überflog ihr Gesicht, sie sah aus wie ein höheres Wesen, das den Ruf der verschwisterten Engel schon von fernher vernimmt. Tief gerührt ruhte James Blick auf ihr; weichere Gefühle brachen sich in seinem Herzen Bahn; er fand den Trost der Klagen. Die beiden Gatten blieben bis tief in die

Nacht beisammen; verschiedene Pläne wurden entworfen, um das drängend nahe Verderben wenigstens für die nächste Zukunft abzuwenden. Als sie sich endlich trennten, war James gefaßter und ruhiger; wie man es in den schlimmsten Fällen immer wird, wenn man nur erst dazu gelangt ist einen Entschluß zu fassen. Mit seelentiefer Innigkeit drückte er noch einen Kuß auf Helenens Stirn und entfernte sich.

Kaum sah sich die unglückliche Frau allein, als ihre so lang zurückgedrängten Gefühle mit tödtlicher Heftigkeit hervorbrachen. Sie fühlte, daß diese fürchterlichen Stunden ihre letzte Kraft verzehrt hatten. Von jeder Hoffnung blutend losgerissen, beugte sie sich über ihr schlummerndes Kind und sagte mit herzzerschneidendem Tone: Mögen dich die Engel behüten und, wenn ich nun bald nicht mehr sein werde, dir die Mutter ersetzen! ——

Lord James hatte beschlossen, sich in den nächsten Tagen nach Edinburgh zu Mr. Jeffery zu verfügen, um von ihm eine Verlängerung des Zahlungstermins zu erlangen. Die Zeit drängte; von den drei Monaten, binnen welcher die tausend Pfund zurückerstattet werden sollten, waren schon mehr als vier Wochen verstrichen und nirgend zeigte sich die geringste Aussicht, die benannte Summe wäh-

rend der noch übrigen zwei Monate aufzutreiben. So blieb dem Lord nichts übrig als, wie schwer es seinem Stolze auch fallen mochte, seinen Gläubiger um Nachsicht und Geduld anzusprechen. Nach der überaus zuvorkommenden, ja fast ehrerbietigen Aufnahme, die er bei Jeffery gefunden, durfte er hoffen keine Fehlbitte zu thun. Er sehnte sich, diese Angelegenheit bald möglichst ins Reine zu bringen, doch ein unvorhergesehener Umstand verhinderte ihn, Brandon-Hall bald zu verlassen, wie er es sich vorgenommen hatte. Am Morgen nach jener schmerzenvollen Nacht fühlte sich Lady Helene so unwohl, daß sie das Bett nicht verlassen konnte; ein heftiges Fieber durchschüttelte ihre Glieder bald mit eisigen Schauern, bald mit Gluthströmen. Der Arzt, den man aus dem nächsten Städtchen herbeirief, schöpfte um so ernstere Besorgnisse, als die außerordentliche Zartheit von Helenens Constitution, verbunden mit dem tiefen Kummer, der sichtlich an ihrem Herzen nagte, der Heilung große Schwierigkeiten in den Weg zu legen drohte; er verordnete was ihm dienlich schien und empfahl vor Allem die umsichtigste Schonung, die möglichst vollständige Ruhe. James hatte seine Gattin immer heiß und innig geliebt; ihr Benehmen bei den letztern Vorfällen hatte sie ihm noch theurer

gemacht und er bewies ihr nun seine anbetende Liebe, durch eine Weichheit, Milde und rührende Fürsorge, die an einem so strengen, schroffen Charakter wie der seinige, doppelt Wunder nehmen mußten. Er verließ sie keinen Augenblick, er fühlte nicht mehr die Pein materieller Sorgen, seitdem die Angst um die Geliebte vampyrgleich das Blut aus seinem Herzen sog. Helene, die ihre Kräfte von Tag zu Tag schwinden fühlte, empfing diese Beweise von Zärtlichkeit mit stillem Dank; sie lag da bleich und abgezehrt, aber die süßen Lippen noch immer von einem strahlenden Lächeln umspielt und auf der Stirn noch immer den lichten Stempel einer heiligen Hoffnung tragend. Statt zu schwinden, verklärte und vergeisterte sich ihre Schönheit; es war, als scheue sich der Tod, dessen Schwingen sie bereits in viel engern Kreisen umrauschten, als es Einer aus ihrer Umgebung vermuthete, diese holde Blume zu entblättern; es schien, als wolle er sie mit ihrem ganzen Duft, mit ihrem ganzen geheimnißvollen Reiz in sein unbekanntes Reich verpflanzen.

Lord James konnte sich nicht entschließen, die theure Kranke zu verlassen; doch sah er ein, daß er nicht länger säumen dürfe, die Schritte zu thun, die ihm wenigstens für einige Zeit Ruhe

schaffen und das Geschick der nächsten Zukunft feststellen sollten. Er schrieb an Jeffery, erinnerte ihn an die Gesinnungen, die er in Bezug auf die Rechtlichkeit der Brandons ausgesprochen hatte, und ersuchte ihn im Namen dieses ehrenden Vertrauens um Hinausschiebung des festgesetzten Termins. Nach wenigen Tagen traf Jeffery's Antwort ein; sie erhielt die Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, dem Wunsche des Lords zu willfahren, da er über die in Rede stehende Summe bereits anderweitig verfügt habe, und sich selbst sonst in dem traurigen Falle sehen würde, eingegangenen Verpflichtungen nicht nachkommen zu können.

Betäubt ließ James das Blatt aus der Hand sinken. Sein Urtheil war gesprochen, der gänzliche Ruin brach unaufhaltsam herein. Und er hatte ihn herbeigeführt, er, der sein Blut gerne tropfenweise hingegeben hätte, um den erblichenen Glanz seines Hauses aufzufrischen! Die Schlangen der Reue, der Selbstvorwürfe zerfleischten sein Herz; er verwünschte die Stunde seiner Geburt; er erhob die furchtbarste Anklage gegen sich selbst; er fluchte seinem Bruder, der sie beide ins Verderben gestürzt. Als er nach einer Nacht, die eine schwächere Organisation als die seinige war,

dem Wahnsinn überliefert hätte, wieder zur Besinnung gekommen war, faßte er den Entschluß, das Aeußerste zu wagen; er wollte selbst nach Edinburgh gehen, bei Jeffery noch einen Versuch machen und im Falle, daß dieser fruchtlos bliebe, Alles aufbieten, um durch Hülfe Anderer die erforderliche Summe aufzutreiben.

Lady Helene hatte einige ruhigere Tage gehabt; nur Abends ward sie immer von einem starken Fieber befallen, das gewöhnlich eine tiefe Erschöpfung zurückließ. Die frühere Bläße ihrer Wangen war einem dunkeln Roth gewichen; ihre Augen strahlten in einem Glanz, der aus dem Jenseits herüberzuleuchten schien. Das müde Haupt auf den Arm gestützt lehnte sie in einer Ecke des Divans, als James hereintrat, und ihr mit leiser, unsicherer Stimme seinen Vorsatz, nach Edinburgh zu reisen, mittheilte.

Das ist schön! sagte sie freundlich. Ich habe mir's längst gedacht, daß es gut für dich sein würde, wenn du einen Plan ergriffest und recht eifrig verfolgtest. Es wird Einem immer leichter und kräftiger zu Muthe, wenn man Etwas gethan. Aber du wirst doch nicht lange in Edinburgh bleiben?

Helene, entgegnete James, ich werde zurück-

kommen, so schnell es die Möglichkeit erlaubt. Erräthst du nicht wie viel ich leide, indem ich dich hier so zurücklassen muß? — Nein, um mich darfst du nicht bange sein. Doctor Milman ist so überaus freundlich für mich gesinnt! er könnte seiner eigenen Tochter keine gewissenhaftere Sorgfalt schenken. Und Sarah ist eine so treue Pflegerin, daß du mich ihrer Obhut ohne Bedenken anvertrauen magst. Dann habe ich ja Francis, der mir viel Freude macht und meine ganze Seele erheitert; ich habe den Trost, an dich zu denken, für dich zu beten! Wenn du zu dem Allen noch die Gewißheit baldigen Wiedersehens fügst, so kann ich dir unmöglich zu bedauern scheinen.

James vermochte nicht ihr zu antworten; sein Herz erlag unter den Lasten, die das Geschick ihm auferlegte. Er ging hinaus; mit einer Inbrunst, die er früher nie gekannt, flehte er zu Gott, sich seiner und Helenens zu erbarmen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Edinburgh eilte er zu Jeffery. Mit der erschütternden Beredtsamkeit der Verzweiflung bat er den starren Geschäftsmann um Nachsicht; er beschwor ihn bei dem Heiligsten, sein Recht nicht auf eine so grausame Weise geltend zu machen. Es war vergebens. Jeffery wiederholte ihm kalt und ent-

schieden, was er ihm bereits schriftlich erklärt hatte.

Herr! rief James im Ausbruch unnennbaren Schmer .s, wenn Sie ein Schotte, wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so richten Sie ein edles Haus, das unverschuldetem Unglück erlegen, nicht gänzlich zu Grunde. Sie sollen bezahlt werden bis auf den letzten Penny, aber haben Sie Geduld, lassen Sie mir Zeit! Ich will nicht rasten noch ruhen, ich will um Taglohn arbeiten, bis ich Ihnen jenes fluchbeladene Geld zurückerstatten kann, nur schonen Sie mich, beflecken Sie nicht den Namen, den ich trage!

Man sieht wohl, daß Ew. Herrlichkeit fern von den Geschäften aufgewachsen sind, versetzte Jeffery mit eisiger Ruhe; Ihre Sprache läßt sich nur dadurch erklären. Ja, Mylord, ich bin ein Schotte und denke auch einen Theil von der Klugheit, die man unsern Landsleuten nachrühmt, zu besitzen. Ich glaube auch ein Mann von Ehre zu sein, wenigstens bin ich jeder Verpflichtung, die ich jemals eingegangen, immer gewissenhaft nachgekommen. Warum sollte ich nicht dasselbe von Ihnen begehren dürfen? Können sie meine rechtmäßige Forderung befriedigen, so wird es mir um Ihret- und meinetwillen lieb sein; wenn nicht, so

wäre ich gezwungen, die Hülfe der Gesetze anzurufen, da es wohl zu lange währen dürfte, bis sie durch Taglohn tausend Pfund erschwingen könnten.

James ward todtenbleich. Sie würden die Sache bis dahin treiben? stammelte er nach einer fürchterlichen Pause.

Ich würde es höchst ungern thun, aber ich würde es thun. Leider muß ich dabei noch befürchten, daß der Verkauf von Branden-Hall —

O Gott! mein Gott! schrie James außer sich.

— Daß der Verkauf von Branden-Hall, fuhr Jeffery gleichmüthig fort, mir nicht einmal zu meinem ganzen Eigenthum verhelfen würde. Ihr Gut ist von einer enormen Schuldenlast gedrückt, die andern Gläubiger werden ebenfalls befriedigt sein wollen, und wer steht mir dafür, daß dann wirklich tausend Pfund auf meinen Antheil kommen werden? Indessen kann sich ja noch Vieles begeben. Sie haben fast noch fünf Wochen vor sich; vielleicht tritt während dieser Zeit eine günstige Veränderung in Ihren Angelegenheiten ein und vor dem festgesetzten Tage haben Sie von mir auch nicht das Geringste zu befürchten. Jetzt muß ich aber Ew. Herrlichkeit bitten, mich gütigst zu entschuldigen; meine Geschäfte drängen mich, und

ich habe keine Minute zu verlieren, wenn ich die Post nicht versäumen will.

Die Qualen der Verdammten im Herzen verließ James das Haus des Unheils. Mit wahnsinniger Hast rannte er zu seinen Bekannten, zu Jedem, von dem er Hilfe und Beistand in seiner tiefen, schrecklichen Noth hoffen konnte. Seine Bemühungen blieben fruchtlos; die Wenigen, die ihm gern geholfen hätten, waren nicht in der Lage, das Geringste für ihn thun zu können; von den Uebrigen konnte er nichts erlangen, weil er ihnen keine hinreichende Sicherstellung anzubieten hatte. Sein Stammgut war schon von seinen Vorfahren fast über seinen Werth verschuldet worden; Niemand hätte ihm auch nur mehr 100 Pfund darauf bergen mögen.

Als er sich Abends allein in seinem Zimmer befand, an Muth und Hoffnung schrecklich verarmt, erschöpft von den vielen, ach! so fruchtlosen Kämpfen, verlangte sein verzagendes Herz mit immer lauterm Drängen nach dem Tod; der dunkle Ausweg des Selbstmords lockte ihn immer schmeichelnder an. Da regte sich wieder der alte Stolz in seiner Brust. „Nein! rief er, das Pistol entschlossen von sich werfend, sie sollen nicht sagen können, James Brandon habe sich aus Furcht vor ihnen unter einem großen Stein versteckt.“ Er trat

ans Fenster, und blickte in die sternenhelle Nacht hinaus; ein unermeßlicher aber weicherer Schmerz zog durch seine Brust; er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Es waren die letzten Thränen, die er auf Erden vergoß.

Am nächsten Morgen verließ er Edinburgh, um es nie wieder zu betreten.

IV.

Nach einem sturmschnellen Ritt kam der Lord zu Tod ermattet, athemlos in Branden-Hall an; er schwang sich von seinem schaumbedeckten Pferde und eilte die Treppe hinauf. Als er in's Vorzimmer trat, stieß er auf den Arzt, der Helenens Schlafzimmer so eben verließ.

Stille, flüsterte Milman, Milady schläft.

Wie steht es um Helenen?

Das werde ich Ihnen draußen sagen, versetzte Milman und führte ihn hinaus. Als sie aber aus dem dunkeln Vorgemach in den Corridor traten und die Strahlen der Abendsonne grell beleuchtend auf James bleiches, verstörtes Gesicht fielen, vermochte Milman nicht einen Laut des Schreckens zu unterdrücken. „Um Gottes willen! rief er, was ist Ihnen, Mylord? Sind Sie krank? Es ist eine

furchtbare, unbegreifliche Veränderung mit Ihnen vorgegangen.

Es ist nichts, entgegnete der Lord kurz und abgebrochen, weniger als nichts, ein übereilter Ritt; das ist Alles. Sprechen Sie mir von Helenen! Wie steht es mit ihr?

In Mylady's Zustand ist keine bedeutende Veränderung eingetreten; ihre Krankheit verfolgt den gewöhnlichen Lauf.

Der Lauf wohin? fragte James. Milman, ich wollte Sie längst bitten, klar und unumwunden mit mir zu sprechen, aber ich konnte nicht den Muth dazu finden; mir war immer, als dürfe ich hoffen, so lange ich den Urtheilsspruch nicht vernommen. Jetzt aber, wo mein Herz von allen Hoffnungen so entfernt ist, wie diese dunkle Erde von den Sternen, jetzt, wo — — Sagen Sie mir wahr und offen: ist Helenens — er stockte, dann setzte er fast unhörbar hinzu: ist Helenens Leben in Gefahr?

Lady Branden, versetzte Milman ausweichend, ist noch so jung, ihre Folgsamkeit und ihre Geduld sind so unvergleichlich, daß wenn eine Heilung ihres Uebels überhaupt möglich, sie gewiß geheilt werden muß.

Milman, warum geben Sie mir auf meine gerade Frage eine so doppelsinnige Antwort? Be-

halten Sie Ihre Möglichkeiten für sich und theilen Sie mir mit, was Sie für wahrscheinlich halten. Glauben Sie, ich gehöre zu den Schwachen, die Wahrheit fordern, ohne sie ertragen zu können? Wer das erfuhr, was ich im Busen trage, wer dahin gekommen, seinen Liebsten den Tod wünschen zu müssen, weil er ihnen nur ein Leben voll Jammer und Entbehrung anzubieten hätte, der schrickt auch vor dem dunkelsten Ausspruch nicht zurück. Sagen Sie mir Alles! Bedienen Sie sich keiner Ausflüchte, keiner zweideutigen Ausdrücke; ich brauche nicht mehr geschont zu werden. Ist Helenens Leben in Gefahr? Der Ton dieser Frage überzeugte Milman, daß er es mit einem Menschen zu thun habe, dem eben die Größe seines Unglücks Fassung verlieh; er hätte es für einen Frevel gehalten, dies blutende Herz mit Hoffnungen zu täuschen, deren Ungrund er selbst nur zu deutlich einsah. Auch erheischte es seine Pflicht als Arzt, den wahren Zustand der Kranken ihren nächsten Angehörigen nicht länger vorzuenthalten. Mit warmem Mitleid und tief innerlicher Trauer ergriff er James Hand und sagte:

Wir haben Beide lange geschwiegen; ich scheute Ihre Fragen, wie Sie meine Antwort scheuten. Jetzt, da Sie den Muth gefunden haben, das

ernſte, ſchwere Wort auszuſprechen, muß ich Ihrem Beiſpiel folgen. Ja Mylord, die Tage ihrer Gemalin ſind in Gefahr; ein ſchleichendes Fieber, wogegen die Kunſt nichts vermag, zehrt an Ihrem Leben. Ich glaube nicht, daß Lady Helene genesen wird.

Sie glauben es nicht? Das iſt genug. Helene iſt ſo gut wie todt.

Milman ſchwieg.

Es erfolgte eine lange, angſtvolle Pauſe. Ein kalter Schweiß trat auf James Stirn; er glich einem Menſchen, der ſtehend ſterben will. „Und wie lange — — ich meine wie lange — — er hielt inne, die Stimme verſagte ihm den Dienſt.

Warum fragen Sie danach? verſetzte Milman ſanft abweiſend.

Ich habe Gründe. Mir liegt daran, zu wiſſen, ob Helene eine ruhige Sterbeſtunde haben wird. Wie lange?

Lady Branden hat keine vier Wochen mehr zu leben.

James ſann einen Augenblick nach. Vier Wochen? wiederholte er. Möge es nicht länger dauern! Möge ihr der letzte, bitterſte Schlag erſpart werden! O Helene! deine Seele ſoll ſchmerzlos die große Reiſe antreten, deine letz-

ten Tage ſollen nichts von irdiſchen Kümmerniſſen wiſſen.

Er zog ſich auf ſein Zimmer zurück; länger als eine Stunde blieb er dort eingeſchloſſen. Was er während dieſer Zeit litt, welche zerſtörenden Schmerzen durch ſeine Seele zogen, iſt Gott allein bewußt. Ein Pochen an der Thür ſchreckte ihn auf; es war Sarah, die den Lord benachrichtigen wollte, daß ſeine Gemahlin aufgewacht ſei und ihn erwarte.

Ich komme, rief James. Mit unbegreiflicher Selbſtbeherrſchung verſcheuchte er aus ſeinen Zügen den Ausdruck namenloſen Jammers, und trat nach wenigen Augenblicken ſcheinbar ruhig und gefaßt in das Zimmer der Kranken.

Die dunkle Röthe, die während der frühern Periode ihrer Krankheit auf Helenens Wangen gebrannt hatte, war einer fahlen Bläſſe gewichen; ihre Augen hatten den ſeltſamen übernatürlichen Glanz verloren, und lagen matt und erloſchen in den verſunkenen Höhlen. Alles verkündete die fürchterlichen Fortſchritte, die ihr Uebel gemacht hatte. Alles bezeugte den nahen Verfall dieſes jungen Lebens. Sie richtete ſich mühſam empor und wie Shakespeare es ſo ſchön benennt: „smiling at grief“ reichte ſie ihrem Gatten die Hand; doch wie ſehr ſie ſich auch beſtrebte, ſich zu beherrſchen, die

ängſtliche Spannung, in der ihr Gemüth zitterte, vermochte ſie doch nicht zu unterdrücken.

Gottlob, daß du wieder da biſt! flüſterte ſie mit ſchwacher Stimme. Ich habe mich ſehr nach dir geſehnt, ja, ich war kindiſch genug, mich um dich zu ängſtigen. Aber nun biſt du da und ſcheinſt heiterer zurückzukehren, als du mich verließeſt. Gottlob!

Ich bin heiterer, denn der Erfolg meiner Reiſe übertraf meine Erwartungen, Jeffery zeigte ſich bereit, meinem Verlangen zu willfahren; ſo haben wir dann von dieſer Seite nichts zu befürchten.

Helene athmete tief auf, als fiele ihr in dieſem Augenblick eine ſchwere Laſt vom Herzen.

Siehſt du, Helene, fuhr James mit heiterem Lächeln fort, es gibt wohl keine größere Thorheit, als ſich mit Befürchtungen zu quälen, die ſich am Ende meiſtens grundlos erweiſen; wir haben uns dieſer Thorheit ſchuldig gemacht, da wir uns Jeffery als einen ſtarren, unerbittlichen Geldmenſchen vorſtellten. Er iſt ein wohlwollender rechtlicher Mann, der nicht daran denkt, uns zu nahe zu treten. Wir haben Zeit gewonnen und das iſt unendlich viel; wer weiß, was geſchehen kann.

James fromme Lüge machte auf die Lady ganz den Eindruck, den er ſich davon erwartet hatte.

Sie ſegnete Jeffery; ſie klagte ſich an, an Gottes Güte gezweifelt zu haben; ſie entwarf tauſend Pläne, durch welche Opfer und Entbehrungen ſie dieſe Schuld, die in ihren Augen nun zur heiligen geworden war, abſtatten könnte. Ihre freudige Bewegung war ſo groß, daß ſie darüber ſogar ihrer phyſiſchen Leiden vergaß. James mußte ihr Alles bis auf den kleinſten Umſtand erzählen; er mußte ihr jedes Wort, das Jeffery zu ihm geſprochen haben ſollte, wiederholen. Sie ahnte nicht, daß ihre Fragen, die tiefe, rückhaltloſe Freude, mit der ſie ſeine leeren Erfindungen aufnahm, ſein Herz blutend aufriſſen.

Es wäre eine ſchwere und zu qualvolle Aufgabe, die Tage, die dieſem Abend folgten, zu ſchildern. Helene kam, nachdem der erſte Freudentaumel verflogen war, zur richtigen Erkenntniß ihres Zuſtandes zurück; ſie fühlte, daß ihr Ende nahe ſei, aber ſie war ergeben und glücklich in dem Gedanken, daß ihre Lieben, wie ſie wähnte, vor dem Unheil geſichert ſeien, vor dem ſie gezittert hatte. James blieb ſeinem heldenmüthigen Vorſatz treu. Mit unbeugſamer Willenskraft unterzog er ſich der nagenden Qual der Verſtellung. Kein Blick, kein Wort verrieth der Kranken, was in ſeinem Innern vorging. Aus ſeinen Reden ſprach die beſte Zu-

verſicht, während er Schmerzen litt, die alles menſchliche Maß weit überſtiegen. Nur wenn er ſich Nachts ſchlaflos auf ſeinem Lager wälzte und die Schreckensbilder ſich immer erbarmungsloſer an ihn drängten, wenn er Helenen im Sarge, ſich und ſeinen Sohn aus dem Schloß der Ahnen fortgetrieben ſah, da klagte er Himmel und Erde und ſich ſelber an und rief mit der Inbrunſt des Wahnſinnes den Tod herbei.

Endlich hatte Helene das lang verbergeſehene Ziel erreicht; ihre Stunde kam heran. Eines Abends führte Milman den Lord in's Nebengemach und ſagte ihm: Mylord, Sie haben bis jetzt übermenſchliche Kraft und Selbſtbeherrſchung bewieſen; waffnen Sie Ihre Seele nun mit doppeltem Muth. Der ernſte Augenblick iſt erſchienen. Keine Macht der Erde kann ihn abwenden oder ſein Erſcheinen auch nur verzögern. Lady Branden wird dieſe Nacht nicht überleben. James erwiederte keine Silbe; er [illegible] langſam mit der Hand über die Stirn und [illegible] dann ſchweigend zu der Kranken zurück. Er [illegible]griff ihre bleiche, durchſichtige Hand und preßte ſie lange, lange an ſeine Lippen.

James, nahm ſie nach einer ſchauerlichen Pauſe das Wort, mir wird ſehr übel. Ich habe dieſe

Empfindung nie gekannt. Es iſt ein Froſt, der mir bis an's Herz tritt; dunkle Punkte ſchwirren vor meinen Augen und breiten einen Schleier zwiſchen dich und mich; ich fühle es, daß ich ſterbend bin. — Aus James Bruſt entwand ſich ein dumpfer unarticulirter Laut.

Nein, mein Freund, ſo darfſt du nicht um mich trauern. Sieh, ich bin ergeben; warum willſt du meine letzten Stunden durch Kampf gegen das Unabänderliche trüben? Ich ſcheide gern, denn mich ſtärkt und erhebt der Gedanke, Gott werde meinen Tod als Opfer für meine Lieben gnädig annehmen. O mein Sohn! mein Francis! — laß ihn zu mir bringen, daß ich ihn noch einmal ſehe und ſegne.

Man brachte ihr das Kind; ſie ſtrich ihm die Locken von der himmelklaren Stirn zurück und betrachtete es mit einem Blick voll unausſprechlicher Innigkeit.

Armes Kind! ſagte ſie, du warſt mit Qual geboren, mit Kummer geſäugt, und nun fell das Herz, das dich am meiſten liebt, im Tode erſtarren, lange bevor du ſeine Liebe zu erkennen und zu verſtehen vermagſt. Armes Kind! Erſchöpft, ſchwieg ſie eine Weile. James! nahm ſie dann mit Zuſammenraffung ihrer letzten Kräfte wieder das

Wort, ich weiß, daß es nicht Noth thut, dir unſer Kind anzuempfehlen; ich kenne dein edles, treues Herz, das jede Forderung, ſie mag nun von der Natur oder von der Ehre an daſſelbe geſtellt werden, gewiſſenhaft erfüllt, dir übergeb ich Francis Zukunft, du wirſt ihn —

O nur einen Blick, ein Wort für mich! ſchrie James mit ausbrechender Verzweiflung.

Gott möge dir all deine Liebe und Treue lohnen! Sterbend ſegne ich das Geſchick, das mich mit dir vereinigt hat, du meines Herzens erſte und letzte Liebe! mein Freund, mein Troſt in dieſer dunkeln Stunde!

Der Geiſtliche trat ins Zimmer; mit lichter Beſonnenheit bereitete ſich Helene zu der weiten Reiſe. Als die ernſte Ceremonie beendigt war, ſank ſie wie ohnmächtig zurück.

Ihr Todeskampf begann; doch noch einmal flammte ihr Bewußtſein auf. James! begann ſie, wenn dies Kind einſt zur Vernunft kommt, ſo ſag ihm, daß es eine Mutter hatte, die es über Alles liebte, und die nun bei Gott für ſein Wohl betet. Den beſten, reichſten Segen über Euch beide! James umſchlang ſie, als ſollte keine Macht der Welt ſie ihm entreißen, auch der Kleine hatte ſpielend ſeine Arme um ihren Hals geſchlungen; ſie

neigte sich zu ihm, um ihn zu küssen. Ihre Seele entfloh in diesem himmlisch reinen Kusse, wie der Weihrauch verduftet, wenn ihn die Opferflamme erfaßt.

Kein Zureden, keine Vorstellungen vermochten den Lord von der Leiche zu entfernen. Mit der düstern Entschlossenheit eines Menschen, der da weiß, daß er des Lebens schwerste Stunde bereits überstanden habe, beharrte er darauf, die Nacht allein bei der geliebten Todten zu durchwachen. Niemand hatte den Muth, seinen Befehlen zu widerstreben; die Diener entfernten sich. Die tief betrübte Sarah nahm den Kleinen, dem die allgemeine Bestürzung, deren Grund er nicht verstand, Thränen erpreßte, mit sich fort. In diesem Augenblick that sie sich das feierliche Gelübde, dies Kind nie zu verlassen und ihm, so viel an ihr war, die früh heimgegangene Mutter zu ersetzen.

James blieb bei der Todten allein zurück. Mit wie in Marmor gehauenen Zügen und verschränkten Armen stand er vor dem Lager, auf dem sie ruhte und versenkte sich in den Anblick der theuern Gestalt, die ihm der Erdfall des Grabes bald auf ewig entziehen sollte. Bange Schauer zogen durch seine Brust, als er über Helenens einst so rasch bewegliches, liebestrahlendes Antlitz jene abge-

ſchloſſene Ruhe, jene kalte Vornehmheit gebreitet ſah, die der Tod den Zügen der Befreiten, den irdiſchen Wirrſalen Entrückten als Siegeszeichen einprägt. Helenens rührende Anmuth war zur ſchauerlichen Majeſtät geworden! O wie klein, wie nichtig erſchien ihm die ganze Welt bei dem Schein der Lampe, die dieſes Sterbebett beleuchtete! Kein Laut, kein Seufzer, kein Gebet drang aus ſeiner gefolterten Bruſt; er weinte nicht, aber bis zum nächſten Morgen waren ſeine nachtſchwarzen Haare grau geworden, von den Schreckniſſen dieſer einzigen Nacht.

Als man nach zwei Tagen Lady Helenens Leiche in der Familiengruft der Brandons beiſetzte, folgte James dem Trauerzug mit feſtem Schritt und ſtolzer Haltung. Kleinere Leiden hatten ihn früher manchmal außer Faſſung bringen können, dieſer letzte, höchſte Schmerz war aber ſo glühend geweſen, daß er Brandons Herz entweder verzehren oder zu Stahl erhärten mußte; das Letztere war geſchehen. Hoch aufgerichtet und voll ernſter Sammlung wohnte er den Ceremonien bei, womit die chriſtliche Kirche den Uebergang von der Zeit zur Ewigkeit feiert. Nur als der Sarg durch die Pforte des Erbbegräbniſſes verſchwand, beugte er ſich tief, tief hinab und flüſterte: Fahr

wohl, Helene! Du bist die Letzte unsers Stammes, die hier bei den Gräbern unserer Ahnen ruhen darf. Gott hat dich sehr geliebt!

Am morgen nach Helenens Begräbniß berief der Lord seine Dienerschaft zu sich, zahlte sie aus und erklärte, daß er ihrer Dienste nicht mehr bedürfe, indem er Brandon-Hall für immer zu verlassen gedenke. Die Leute, denen er immer ein gütiger Herr gewesen war, nahmen mit schwerem Herzen Abschied von ihm. Nur Sarah, die treue Pflegerin von Helenens Kindheit, bat den Lord um eine Unterredung. Als sie sich mit ihm allein sah, beschwor sie ihn unter heißen Thränen, sie nicht auch zu verstoßen wie die Uebrigen.

Du verstehst mich nicht, Sarah, sagte der Lord. Ich entlasse keinen von Euch aus Unzufriedenheit, sondern nur, weil ich Eure Dienste nicht mehr belohnen kann. Möge es dir stets wohl ergehen! Ich wünsche es herzlich und werde der treuen Ergebenheit, mit der du deiner Lady anhingst, nie vergessen.

Mylord! rief Sarah, und neue Thränen stürzten aus ihren Augen, wenn Sie wirklich so denken, so erweisen Sie mir die Gnade, die ich von Ihnen begehre: Lassen Sie mich bei Ihrem Sohne bleiben. Sie sagen, daß Sie nicht mehr in der

Lage seien, Dienste belohnen zu können? O Gott! und ist es dahin gekommen mit diesem erlauchten Hause, so erlauben Sie mir, das Geschick der Familie, in der ich so lange lebte, zu theilen. Wer wird Francis pflegen, wenn Sie mich verstoßen? Glauben Sie, daß er in bessere, treuere Hände kommen kann, als die meinigen sind? Nein, Mylord, Sie werden mich bei sich dulden, Sie werden mir nicht auferlegen, mich von Lady Helenens Kind zu trennen. Ich brauche ja so wenig! Lady Helene — Gott wolle sie in den Himmel aufnehmen, als seinen reinsten Engel! — war stets so großmüthig gegen mich, daß für alle meine Bedürfnisse auf Jahre hinaus gesorgt ist. Ich werde mich in Alles fügen, mich Allem unterwerfen, nur lassen Sie mich sterben, wie ich gelebt habe: als treue Dienerin Ihrer edeln Familie! Sie fuhr mit Bitten und Flehen so lange fort, sie wußte die Einwürfe des Lords mit so beschwörender Innigkeit zu widerlegen, daß er endlich ihrem Verlangen nachgab. Er trug ihr auf, sich am nächsten Morgen zur Reise bereit zu halten. Wir gehen nach dem Norden, fügte er hinzu.

Gleichviel, wohin, versetzte Sarah, wenn ich Ew. Herrlichkeit nur begleiten darf.

Sie eilte auf ihr Zimmer, drückte den Kleinen,

der dort harmlos spielte, fest an ihre Brust, und rief mit einem wunderbaren Gemisch von Schmerz und Freude: Francis, wir bleiben beisammen! —

Der Tag war herangebrochen, an dem James Brandon das Erbe seiner Väter verlassen sollte. Noch einmal durchschritt er die wohlbekannten Gemächer, diese stummen Zeugen so vielen Glückes, so vielen Jammers; es schien, als wolle er sich ihr Bild tief einprägen, um es mitzunehmen als linden Trost in seine Verbannung. Als er das Zimmer betrat, in dem Helene gestorben war, verhüllte er sich das Gesicht; seine Kraft verließ ihn einen Augenblick. Doch bald erhob er sich wieder und der Zorn eines Propheten flammte aus seinen Zügen, als er ausrief:

Wehe ihnen, die mich forttrieben, von dieser heiligen Stätte! Wo Menschenmacht aufhört, da fängst du, Gott! zu wirken an; dir befehle ich meine Sache! die Rache, die ich nicht nehmen kann, du wirst sie üben an meinen Feinden. Sie seien verflucht bis ins dritte und vierte Glied, und was es an Sünde, Schmach und Jammer gibt, es falle zerschmetternd auf ihr und ihrer Kinder Haupt!

Er riß sich los und eilte die Treppe hinab. Unten harrten seiner bereits Sarah mit dem Kleinen. Schweigend bestiegen sie den Wagen, der sie

zu ihrem fernern Bestimmungsort bringen sollte. Das Thor, durch welches einst die mächtigen Brandons im Geleit ihrer ritterlichen Freunde und von einem Knappentroß gefolgt, oft gesprengt waren, that sich auf und hinauszog ihr unglücklicher Abkömmling, hilf- und freundlos, ein Bettler!

Zweites Buch.

I.

Die Londoner Saison des Jahres 1810 hatte begonnen und verhieß ungemein glänzend zu werden. Der höchste Adel, die reichsten Familien Englands waren in der Metropole versammelt und schwelgten in den Genüssen, die sie um diese Zeit darbietet. Es gibt keinen richtigern Maßstab für das Naturgefühl der Engländer als ihr Gebrauch den Winter in Bädern oder auf dem Lande, die milden, schönen Frühlingsabende hingegen in den Londoner Theatern zuzubringen. — Die Benefice-Vorstellung einer berühmten Sängerin hatte die Menge in's Opernhaus gelockt. Wer auf Rang, Reichthum und guten Ton Anspruch machte, hatte sich dort eingefunden. Die Logen des bis zur blendenden Tageshelle erleuchteten Saales prangten mit von Schönheit wie von Diamanten strahlenden Damen; selbst im Parterre war, Dank dem

ſtrengen Reglement, Niemand zu erblicken, den Anzug und Benehmen nicht als vollkommenen Gentleman bezeichneten. Es war ein impoſanter reizender Anblick.

Die Vorſtellung hatte bereits begonnen, als in eine Loge nahe am Proſcenium zwei junge Männer traten, und auf den rothſammtenen Lehnſtühlen Platz nahmen. Der Aeltere dieſer neuen Ankömmlinge mochte ſechs und zwanzig Jahre alt ſein; ſeine Züge obwohl nicht eigentlich ſchön, gefielen durch ihren milden, gewinnenden Ausdruck. Die Natur hatte ſeine Geſtalt durch nichts ausgezeichnet; dennoch umgab ihn gleich einem geheimen Zauber, jenes unbeſchreibliche je ne sais quoi, das nur vornehme Erziehung und das Leben in großartigen Verhältniſſen verleihen können. Seine ungemein ſchön geformten Hände, ſeine adelige Haltung, die einfache und dennoch vollendete Eleganz ſeines Anzugs, ja ſelbſt die Weiſe, auf welche er ſich ſeiner Lorgnette bediente, bezeichneten ihn als aristocrate de pur sang.

Das Letztgeſagte konnte größten Theils auch von ſeinem Begleiter gelten. Sir Charles Raleigh war klein, kräftig gebaut und ſein Geſicht ſchien von der Sonne des Südens gebräunt, was mit ſeinem blonden Haar ziemlich ſeltſam contraſtirte.

Um seine etwas vollen Lippen schwebte fast beständig ein Zug der Satyre und häufig flüsterte er Lord Arthur River Bemerkungen in's Ohr, die dieser mit einem Lächeln erwiederte.

Pah! sagte Sir Charles, es verlohnt sich wohl der Mühe zu reisen, um bei der Zurückkunft Alles schlechter zu finden, als man es verließ. Während ich in Griechenland reiste, das heißt: Hunger, Müdigkeit und Fatalitäten aller Art ertrug, hat die Billington in eben dem Maße an Körperumfang zugenommen, als sie an Stimmumfang verloren hat; ein schöner Tausch! Und so geht mir's auch mit dem Uebrigen. Ist mein Auge durch den Anblick griechischer Schönheit verwöhnt, oder sind unsere Landsmänner wirklich minder hübsch geworden, genug sie gefallen mir nicht mehr wie früher. Hin und wieder mag — doch was seh ich? Arthur, wer ist denn die junge Dame in der Loge der Herzogin von Relfield?

Er wies mit dem Blicke auf ein junges Mädchen, an dessen Schönheit selbst der Neid einer Nebenbuhlerin nichts zu bekritteln gefunden hätte. Mit der blendenden Weiße, der zarten Färbung, dem jungfräulichen Ausdruck der Töchter Albions vereinten sich bei ihr das glänzend schwarze Haar, das dunkle Sonnenauge, das antike Profil einer

Römerin. Wenn der Anzug wirklich charakteriſtiſche Bedeutſamkeit hat, ſo zeigte der ihrige von mehr Stolz als Eitelkeit; im ruhigen Bewußtſein ihrer Schönheit ſchien ſie jede Beihilfe des Putzes verſchmäht zu haben und man hätte ihrer Toilette den Vorwurf zu großer Einfachheit machen können, hätten nicht durch die Lenznacht ihres Haares Perlenſchnüre geſchimmert, die einer Königin würdig geweſen wären. Der gleiche Schmuck umzirkte ihren Hals und ihre Arme! Sie lehnte ſich nachläſſig an die Logenbrüſtung und ſchien auf die Oper wenig zu achten; manchmal beugte ſie ſich zurück, als ſei es ihr unangenehm die Blicke des ganzen Hauſes auf ihre Geſtalt gerichtet zu ſehen. Die Herzogin Belfield hingegen, eine Frau in gewiſſen Jahren, die, nachdem ſie ſelbſt durch Reiz und Schönheit nicht mehr glänzen konnte, doch dem Wunſche Aufſehen zu erregen, noch immer nicht entſagt hatte, ſchien erfreut und gleichſam geſchmeichelt von der Bewunderung, die ihrem Liebling gezollt wurde. Zwiſchen dieſen beiden Damen ſaß eine dritte, deren Züge, obwohl durch die Jahre, vielleicht auch durch Leiden, ſchärfer ausgeprägt, einige Aehnlichkeit mit denen der jungen Schönen hatten.

Sir Charles hätte nicht nothwendig gehabt,

seinen Freund auf diese Gruppe erst aufmerksam zu machen; Arthur hatte jenen Damenkreis längst bemerkt, denn er hatte ihn gleich beim Eintreten gesucht. Auf Raleigh's Frage versetzte er: Es ist Lady Maria Brandon.

Mein Gott, wie schön ist sie! Aber du scheinst zu vergessen, daß ich gegen vier Jahre fern von London zubrachte, und daß mir die socialen Notabilitäten des Augenblicks größten Theils fremd sind. Der Name Brandon ist mir als der einer altadeligen schottischen Familie wohlbekannt, doch weiß ich darum noch immer nicht, wer diese schöne Lady Maria eigentlich ist und ob —

Sie ist die einzige Tochter Lord Richard Brandon's.

Reich?

Sehr reich.

Er macht wohl ein großes Haus?

Das eben nicht. Erstens ist Lord Richards Gesundheit, obgleich er noch im kräftigsten Mannesalter steht, sehr schwankend; er kränkelt fast beständig und ist vielleicht eben darum auch einem Trübsinn verfallen, den nichts zu zerstreuen vermag. Ferner ist er Witwer und dadurch verhindert —

So ist die blasse Dame im blauen Kleid nicht

Lady Maria's Mutter. Es ist doch einige Aehnlichkeit zwischen ihnen.

Sophie de Jumiège ist Lady Maria's Tante, ein vortreffliches Mädchen voll Sanftmuth und Güte.

Mag sein, doch sieht sie ein wenig einer Soeur grise gleich. Bei so bewandten Umständen mag Lady Maria wohl kein sehr unterhaltendes Leben führen?

Im Gegentheil. Die Herzogin von Belfield dient ihr als chaperon und führt sie auf alle Bälle, in alle Gesellschaften; ich glaube, sie ist froh, einen plausibeln Vorwand zu haben, um in die Welt zu gehen. Uebrigens scheint sie ihrem schönen Schützling wirklich zugethan. Ich selbst habe Lady Maria in dem Hause der Herzogin kennen gelernt.

So, kennst du sie?

Hast du nicht bemerkt, daß ich sie beim Eintritt grüßte?

Das ist mir entgangen. Wenn du sie aber —

In diesem Augenblick rauschte der Vorhang nieder; der erste Act war zu Ende. Eine plötzliche Bewegung war im Saale bemerkbar; man verließ seine Plätze, um seine Bekannten aufzusuchen. Lord Arthur stand auf und sagte, vermuthlich mehr

aus Höflichkeit als um Sir Charles wirklich zu überreden: „Willst du mit mir in die Loge der Herzogin Belfield gehen?

Allen Göttern sei Dank, daß ich so klug und artig war, der würdigen Dame gleich nach meiner Ankunft in London meine Aufwartung zu machen; das verleiht mir jetzt die höchst erwünschte Möglichkeit, deiner Aufforderung zu folgen und Lady Maria in der Nähe sehen zu können. Allons! — Lord Elton und der Marquis Montresor, zwei Dandies ersten Ranges, standen bereits hinter den Stühlen der Damen, als Arthur und sein Begleiter in die Loge traten. Die Herzogin, deren gute Laune ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, empfing die beiden jungen Leute mit huldvoller Freundlichkeit und bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Die Politik war damals so ausschließlich an der Tagesordnung, daß ihrer selbst hier nicht vergessen ward. Die Herzogin eiferte gegen Frankreich, dessen Revolution sie in ihren liebsten Grundsätzen verletzt hatte und gegen Napoleon, dessen fortwährend feindliche Stellung, England gegenüber, es ihr unmöglich machte, ihre Hüte und Hauben aus Paris zu verschreiben. Von ihrem Unmuth hingerissen, ließ sie einige beleidigende Ausdrücke gegen die französische Nation fallen.

Lady Maria, die bisher ruhig und ziemlich gleichgiltig zugehört hatte, richtete sich bei diesen Worten empor und sagte mit dem Trotz eines verzogenen Kindes, doch zugleich mit dem Stolz einer edeln Seele: Ich bitte Euer Gnaden, nicht zu vergessen, daß ein guter Theil meines Blutes französischen Ursprungs, und daß meine Tante — sie wies auf Mademoiselle de Jumiège — in Toulouse geboren ist. Niemand hegt für Englands Größe und Wohlfahrt heißere Wünsche als ich, aber nie werde ich es dulden, daß das Vaterland meiner Mutter in meinem Beisein geschmäht werde.

Arthur's Blicke richteten sich mit dem Ausdruck der innigsten Neigung auf das erglühende Gesicht des jungen Mädchens. Auf den Zügen der Uebrigen malte sich Erstaunen, ja selbst Betroffenheit darüber, daß Lady Maria eine Aeußerung der etwas heftigen und hochfahrenden Herzogin so offen zu widersprechen wagte. Doch diese war längst daran gewöhnt, ihrem Liebling alle Unarten nachzusehen und unterlag überdieß, Maria gegenüber, jenem Einfluß, den starke Seelen auf gewöhnliche Menschen fast unwillkürlich ausüben. Schnell einlenkend sagte sie mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes zu Mademoiselle de Jumiège:

Ich bitte Sie tausend Mal um Vergebung,

theuerste Miß, wenn in meinen Worten etwas Ihr Gefühl Verletzendes lag; es war gewiß nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen. Und was dich betrifft, fuhr Sie zu Maria gewendet lächelnd fort, so bist du ein rasches, unbesonnenes Kind, das so viel Nachsicht in Anspruch nimmt, daß es ihm wohl zukommt, manchmal auch Geduld zu haben. Doch nun stille darüber, meine Herren, denn wenn wir ihr noch länger widersprechen, so ist Maria im Stande, hier im Theater die Marseillaise anzustimmen.

Das Gespräch fiel auf gleichgiltige Dinge, auf Theater- und andere Tagesneuigkeiten. Arthur benützte dieß, um einige Worte mit Maria zu wechseln; er nahm auf einem Tabouret dicht hinter ihrem Stuhle Platz und flüsterte ihr zu: Warum waren Sie heute nicht in Hydepark? Ich habe Sie so sehnlich gesucht.

Das thut mir leid, versetzte Maria eben so leise, indessen wird sich das Versäumte ja wohl ein ander Mal nachholen lassen.

Wer weiß?

Was wollen Sie damit sagen? fragte Maria, sich rasch umwendend mit einem forschenden Blick. — Mein Urlaub geht zu Ende; ich suchte, ihn zu verlängern, um länger bei Ihnen bleiben zu

kömen, aber es war vergeblich. Eben heute erklärte mir der Miniſter, daß man meinem Geſuch unmöglich willfahren köme. So bin ich denn gezwungen, binnen kurzem auf meinen Poſten nach St. Petersburg zurückzukehren. Maria! Sie wiſſen, Sie ahnen nicht, welche Bitterkeit für mich in dem Gedanken liegt, Sie zu verlaſſen!

Glauben Sie, daß ich Sie gerne ſcheiden ſehe? Warum ſollten Sie das? Allein das vorübergehende Bedauern, in welches uns das Scheiden jedes Bekannten verſetzt, kann mir nicht genügen. Sie kennen meine Gefühle für Sie; ich liebe Sie mehr als Worte es auszudrücken vermögen. Lange genug harre ich Ihrer Entſcheidung; laſſen Sie mich endlich wiſſen, ob ich das Glück, dem alle meine Gedanken nachſtreben, zu erreichen beſtimmt bin. So lange ich bei Ihnen verweilen durfte, konnte mir die ſchöne Gegenwart das Ungewiſſe der Zukunft erträglich machen; jetzt aber, wo unſere Trennung ſo nahe iſt, muß ich eine beſtimmte Hoffnung mit mir nehmen, um mich daran zu erquicken und aufrecht zu erhalten. Sprechen Sie, Maria! In dieſem Augenblick erhob ſich die Herzogin zum Gehen. Mylords, ſagte ſie, wollen Sie mich begleiten? Es iſt heute Mittwoch, alſo der Tag,

oder vielmehr die Nacht, wo ich nach dem Theater Gesellschaft zu empfangen pflege. Ich lade Sie hiemit feierlichst ein.

Lord Arthur richtete einen fragenden Blick auf Maria, den sie mit einem fast unmerklichen Nicken beantwortete. Die Einladung der Herzogin ward einstimmig angenommen. Bald befand sich die ganze Gesellschaft in den glänzenden Salons des herzoglichen Palastes, wo mit jeder Minute neue Gäste eintrafen.

Eine unangenehme Empfindung überkam den jungen Mann, als er Lady Maria von der Menge dermaßen umringt sah, daß es ihm völlig unmöglich war, sich ihr zu nähern. Er zog sich in eine Ecke zurück, fest entschlossen, nicht länger um eine Antwort zu betteln, die man ihm versagen zu wollen schien. Aber ihrem Blicke war nichts entgangen, und während sie sich mit den Fremden beschäftigte, hatte sie den Kummer ihres Freundes wohl bemerkt. Nachdem es ihr gelungen war, sich von dem Schwarme loszumachen, trat sie wie von ungefähr zu Arthur hin, und sagte mit ihrer etwas tiefen aber ungemein weichen und süßen Stimme:

So. Hier können wir mit einander sprechen. In der Loge, wo Aller Augen auf uns gerich-

tet waren, ging es nicht an, wenn wir nicht morgen in allen Zeitungen lesen wollten, daß der sehr ehrenwerthe Lord Arthur River Lady Maria Brandon vermuthlich bald zu Hymen's Altar führen werde, wie die abgeschmackte Formel immer heißt. Hier sind wir unbemerkt und unbelauscht. Nun mögen Sie reden.

Arthurs üble Laune war schnell verschwunden. „Was ich Ihnen zu sagen habe, versetzte er, wissen Sie ja schon längst; ich liebe Sie."

Eine tiefe freudige Rührung, die aber mit mädchenhafter Scheu nichts gemein hatte, verschönerte Maria's Züge. „Wenn Sie mich lieben, sagte sie, so tragen Sie damit nur eine Schuld ab, sagte sie sehr leise, aber fest.

Von dankbarem Entzücken hingerissen, wollte er ihre Hand ergreifen, sie zog sie schnell zurück. Arthur, sprach sie, wir sind nicht allein, bedenken Sie dieß. Sie haben meine Antwort; was wollen Sie mehr? Ja, ich liebe Sie und werde Ihnen gerne angehören. Halten Sie bei meinem Vater um meine Hand an; ich zweifle nicht, daß er sie Ihnen zusagen wird. Nun aber muß ich Sie verlassen. Gute Nacht! Auf morgen bei meinem Vater.

Sie entfernte sich rasch. Arthur blieb von

der Größe seines Glückes gleichsam betäubt zurück. Sir Charles näherte sich ihm. „Was ist dir, Arthur? fragte er, erstaunt, ihn so tiefsinnig zu sehen; langweilst du dich?"

Arthur lächelte; er trug den Himmel im Herzen.

II.

In einem reich ausgeschmückten Zimmer seines Hotels saß Lord Richard Brandon; seine Züge waren vor der Zeit gealtert, sein Haar war fast ergraut, sein ganzes Wesen trug das Gepräge der Kränklichkeit und des Trübsinns. Es war unverkennbar, daß mehr noch als die Macht der Jahre der scharfe Dolch der Sorge, des Kummers, vielleicht der Reue, so tiefe Furchen in seine Stirn geschnitten und ihn, der noch im rüstigsten Mannesalter stand, zum hinfälligen Greise verwandelt hatten. Sein Haupt ruhte erschöpft auf den Kissen des sammtenen Divans; ein düsterer Ausdruck verfinsterte seine strengen, scharf geprägten Züge, die sich nur dann erhellten und milderten, wenn er seine Tochter betrachtete, die vom vollen Sonnenlichte umflossen, vor einem Blumentische stand. Er betrachtete sie lange und schweigend. Wie groß

auch seine Verstimmung war, sie mußte dem bezaubernden Anblick weichen. „Ja! sie ist ein liebreizendes, herrliches Geschöpf, sagte er zu sich selbst, und wenn ich sie betrachte, so kann mich die Vergangenheit nicht reuen. Was ich that, diente dazu, sie über den Schlamm des gemeinen Lebens zu erheben, und ihre Seele frei zu machen von der klirrenden Kette der Sorge, der Beschränkung. Was geschehen ist, ist geschehen. Ich habe immer nur gedacht, gesorgt, gearbeitet; so möge sie nun die Früchte jener rastlosen Tage, jener schlummerlosen Nächte einernten und in heiterer Unbefangenheit genießen!

Maria hatte es wohl bemerkt, daß Lord Richard's Züge sich aufzuklären begannen; sie benützte den günstigen Augenblick und sich graziös nachlässig vor ihren Vater hinkauernd sagte sie lächelnd, obwohl ihr Herz nicht ganz ruhig war: „Du wirst heute einen Besuch bekommen, den du nicht abweisen darfst."

Das wäre? Du weißt, daß ich Niemanden empfange und heute bin ich vollends nicht in der Laune, Menschen zu sehen; ich hatte eine so schlimme Nacht!

Den Besuch, den ich dir ankündige, mußt du doch empfangen.

Darf man fragen, wer mir die Ehre zudenkt. Vermuthlich irgend ein Armer, den du protegirst.

Nun ja! der Mensch hat wohl eine große Bitte an dich.

So gib ihm, was du willst, ich brauche ihn darum nicht zu sehen. Du weißt, daß ich deine Ausgaben niemals beschränke. Im Gegentheil! ich liebe es, dich großmüthig und freigebig zu sehen, wie es sich für eine Brandon ziemt. Nimm dort aus meiner Cassete die Unterstützung, die du deinem Schützling bestimmst.

Aber mein Bittsteller fordert mehr, als worüber ich verfügen kann.

Du machst mich neugierig auf ihn. Wer ist er denn?

Sie zögerte einen Augenblick. Lord Arthur River, sagte sie dann rasch entschlossen. Lord River? was kann der von mir wollen? fragte Lord Richard plötzlich aufmerksam werdend. Maria faßte seine beiden Hände, und ihm mit ihren großen, dunkeln Augen fest in's fragende Antlitz blickend, sagte sie: Mich will er.

Ist es möglich?

Ja, lieber Vater! Lord Arthur wird kommen, dich um meine Hand zu bitten. Schlag ihm seine Bitte nicht ab! Ich bin ihm sehr gut, und wenn

ich dir meine Neigung zu ihm nicht ſchon längſt geſtanden, ſo war es nur, weil — ach Gott! weil ich ein Mädchen bin. Aber jetzt mußte ich ſprechen, denn ich hätte mich vor dir geſchämt, wenn du unſer Verſtändniß zuerſt aus ſeinem Munde erfahren hätteſt. Du hätteſt dann glauben können, deine Tochter ſei falſch und zaghaft wie die übrigen Frauen, und das iſt ja wahrlich nicht der Fall. Mir iſt nun auch die Bruſt um Vieles leichter, da ich dir Alles mitgetheilt habe. Ja, mein Vater, ich liebe Arthur; mehr kann ich dir nicht ſagen. Ich beſitze nicht die Gabe wie andere junge Mädchen, meinen Empfindungen hochtönende, dichteriſche Worte zu verleihen, oder meine Gemüthszuſtände durch Seufzer und Thränen zu ſchildern. Darum nennt mich die Welt kalt und ſchroff, aber du kennſt mich und weißt, daß ich warm und tief empfinde, du weißt, daß —

Lord Richard's Kammerdiener unterbrach, indem er ſeinen Gebieter meldete, Lord Arthur River wünſche mit Ew. Herrlichkeit zu ſprechen.

Angenommen! rief ihm Maria zu, ehe ihr Vater antworten konnte; dann fuhr ſie zu dieſem gewendet, zärtlich fort: Du warſt immer ſo gut mit mir! Jede Freude haſt du mir gewährt; dar-

um wirst du mir auch jetzt nicht verweigern, was allein mein Glück begründen kann.

Sie verließ rasch das Zimmer.

Lord Arthur trat ein. Nach den ersten Begrüßungen theilte er Lord Brandon die Ursache seines Kommens mit, und hielt mit dem Ausdruck der wärmsten Neigung um Marias Hand an. Lord Richard von der Liebe seiner Tochter zu dem jungen Manne bereits unterrichtet, und innerlich höchst erfreut über die Aussicht auf eine Verbindung zwischen ihr und Arthur, dem nach dem Tode seines Oheims eine Herzogskrone zufallen mußte, machte seine Einwilligung nur von dem Zugeständniß zweier Bedingungen abhängig.

Ich bin kränklich, sagte er, und habe wohl kaum mehr lange zu leben. Maria ist mein Alles, ihre Nähe ist mir nothwendig wie Luft und Sonnenlicht; ich kann sie nicht missen. Nun erfordert aber Ihre Stellung einen fast beständigen Aufenthalt im Ausland; Sie würden mir meine Tochter hinwegführen und ich müßte das einzige Wesen entbehren, das Freude in meine Brust zu bringen vermag. Kann ich darein willigen? Sie werden mir entgegnen, daß es nur bei mir stehe, Sie zu begleiten; dem ist aber nicht so. Meine Gesundheit ist so gänzlich zerstört, daß ich in Petersburg,

wohin Sie Ihr Amt beruft, nicht drei Monate auszudauern vermöchte. Jede Störung, jede Abweichung von der mir vorgeschriebenen Lebensweise rächt sich an mir durch Verschärfung meiner Leiden. So müßte ich Maria allein ziehen lassen, und das kann ich nicht, bei Gott! ich kann es nicht.

Arthur erklärte sich bereit, dieß Hinderniß zu beseitigen. Ich bin wohl für diesen Augenblick gezwungen, fuhr er fort, nach Petersburg zurückzukehren, um die mir anvertraute Mission zu Ende zu führen; ist dies aber geschehen — und ich hoffe, es wird nicht lange dauern — so gedenke ich der Diplomatie zu entsagen, und hinfort in England zu leben. Mein Wunsch, Maria zu besitzen, meine Sehnsucht nach dem schönen stillen Glück der Häuslichkeit sind stärker als mein politischer Ehrgeiz.

So gehen Sie, erwiederte Lord Richard sichtlich erfreut, um bald zurückzukehren, und sei'n Sie dann meiner Einwilligung in Ihre Verbindung mit meiner Tochter gewiß.

Meine zweite Bedingung ist eigentlich keine solche, sondern vielmehr eine Bitte, durch deren Gewährung Sie einen heitern Schimmer auf das Ende meines Lebens bringen würden. Sie werden den Kummer begreifen, den mir der Gedanke einflößt, den uralten Namen meines Hauses mit mir

erlöschen zu sehen. Ich habe in früherer Zeit oft darüber gemurrt, ja mich sogar unglücklich gefühlt, daß mir kein Sohn geboren ward; es war unrecht, denn wer eine Tochter besitzt wie die meinige, hat über nichts zu klagen. Das erkenne ich und doch gibt es selbst jetzt noch Stunden, wo mich dies nahe Erlöschen mit düsterer Schwermuth erfüllt. Sie können mir diese Last vom Herzen nehmen, wenn Sie mir versprechen, nach meinem Tode Marias Familiennamen dem Ihrigen beifügen zu wollen.

Erfüllen Sie meine Bitte, so darf ich auf neues Erblühen, auf ruhmvolle Fortdauer meines Stammes hoffen, und diese Hoffnung wird mich in meinen letzten Augenblicken kräftigen und tröstend erheben.

Arthur sagte ihm auch dieses zu und empfing dagegen von Lord Richard das feierliche Versprechen von Maria's Hand; unmittelbar nach seiner Rückkunft von St. Petersburg sollte sie die Seine werden. Doch ward beschlossen, diese Uebereinkunft vor der Hand geheim zu halten, da sowohl Lord Richard als seine Tochter nichts mehr haßten, als sich dem unnützen Gerede müßiger Zungen auszusetzen.

Lange, nachdem ihn Arthur verlassen hatte, blickte Lord Brandon noch immer sinnend vor sich

hin; ein Strahl des Stolzes und der Freude flog über sein bleiches Gesicht, als er zu sich selbst sagte:

Es ist erreicht! Ich habe nicht umsonst gelebt, und die Frucht meiner Mühe wird nicht mit mir zu Grabe gehen. Bald wird eine Herzogskrone auf Maria Brandons Stirne strahlen; mein Name wird sich mit dem der aus königlichem Stamme entsprungenen Rivers verbinden, und größer, glänzender als ich ihn empfing, auf die Nachwelt übergehen. Ich habe die Größe unsers Hauses neu begründet, sein Ansehen — er hielt inne; es schien, als umschatte ihn plötzlich ein finsterer Gedanke. Doch rasch mit der Hand über die umwölkte Stirn fahrend, fügte er hinzu: Ist es meine Schuld, daß große Thaten sich nicht immer mit reinen Händen vollbringen lassen. Genug, ich habe sie vollbracht!

Nun begann für Arthur und Maria eine heitere glückliche Zeit, von der sich wenig erzählen läßt, eben weil sie so heiter und glücklich war. Obwohl sein innerstes Leben an ihre Nähe gebunden war, beschleunigte er doch seine Abreise, um den Zeitpunkt seiner Rückkehr näher zu führen. Maria schalt ihn manchmal darüber, daß er sie so eilfertig verlassen wolle, doch sah sie bald ein, daß er Recht habe, und ließ ihn gewähren. Beide wiegten sich mit der süßen Hoffnung auf eine Zukunft,

deren Freude, wie sie wähnten, nichts zu stören, noch zu trüben vermögen werde.

Am Abend vor Arthurs Abreise saßen die Verlobten in dem kleinen aber ungemein reizenden Garten, der an Branden-House stieß; Mademoiselle de Jumiège war bei ihnen, doch sah sie sich eines unabweislichen Geschäftes wegen bald gezwungen, sich zu entfernen, und so blieb Arthur mit seiner Braut allein.

Maria war an diesem Tage ungewöhnlich weich und sanft gestimmt; sie neigte sich zu dem jungen Manne und sagte mit leiser bewegter Stimme: Gut, daß sie fortging! Ich habe Sophien recht lieb, aber sie versteht mich nicht immer, und wenn mich dieß an andern Tagen zur Ungeduld bringt, so würde es mich heute tief traurig machen. Sage mir, Arthur! warum ist mir so bange? Ich weiß, daß du bald zurückkehren wirst, und doch kann ich den Gedanken, dich scheiden zu sehen, nicht ertragen. Ich blicke umher und bei jedem Reiz, auf den mein Auge trifft, sage ich mir, daß mir morgen Alles leer und entseelt scheinen wird. Ich bin doch sonst keine Schwärmerin; warum erfüllt mich diese kurze Trennung mit solcher Angst?

Meine holde, theure Maria! wäre ich gei-

ſtiſch geſinnt, ſo würde ich mich darüber freuen, daß du unſere Trennung ſo tief empfindeſt; aber ich liebe dich zu wahrhaft, um nicht von jedem Kummer, der deine Ruhe ſtört, ſelbſt ſchmerzlich verletzt zu werden. Scheuche dieſe eiteln Beſorgniſſe von dir! du biſt ja ſonſt ſo muthig, ſo zuverſichtlich! Bald komme ich zurück, um nie wieder von dir zu ſcheiden. Oder zweifelſt du an mir? fügte er lächelnd hinzu.

Nein, nein! rief Maria mit leuchtenden Augen; ich glaube an dich, ich weiß, daß du mich liebſt. Hier empfinde ich es, fuhr ſie fort, die ſchönen, zarten Hände auf die Bruſt legend, dein Herz iſt treu und edel, du haſt mir oft vorgeworfen, daß ich ſo wenig von meinen Empfindungen ſpreche; ſieh, es ward mir nicht gegeben zu tändeln, zu koſen, zu ſchmeicheln wie die andern Frauen, aber eben darum bleibt der reiche Schatz in meinem Innern unangetaſtet, und auf jedes Liebeswort, das ich zu dir ſpreche, magſt du Welten bauen.

Sie ſprach dieſe Worte mit ſolcher Aufregung, daß Arthur dadurch faſt beunruhigt ſich beeilte, das Geſpräch auf andere Dinge zu bringen. Er begann ihr die Pläne mitzutheilen, die er für die Zukunft entworfen hatte.

Ach, ſagte ſie, ich habe wohl längſt einen geheimen Wunſch; Schade, daß er unerfüllbar iſt.

Was wünſcheſt du, Liebe?

Ich möchte ſo gerne einmal unſer Stammſchloß Branden-Hall ſehen. —

Du warſt nie dort? fragte Arthur erſtaunt.

Nein; Ich bin, wie du weißt, auf dem Continent, wo mein Vater ſich mit einer Emigrantin vermählt hatte, geboren. Meine Eltern hatten, ehe wir nach England kamen, oft den Vorſatz ausgeſprochen, künftig auf unſerm Familiengute leben zu wollen, und kaum waren wir in London angelangt, als mein Vater ſeine Gattin und mich in dieſer Stadt zurückließ, und nach Branden-Hall eilte, um wie er ſagte, dort Alles auf unſern Empfang vorzubereiten. Aber ſchon nach wenigen Tagen kam er bleich und verſtört zurück; das frühere Project, uns auf unſer Stammgut zurückzuziehen, war plötzlich aufgegeben, und wir blieben, einige Monate, die wir jährlich auf unſern Beſitzungen im weſtlichen England zubrachten, abgerechnet, faſt immer in London. Seitdem iſt Niemand von uns in Schottland geweſen, und ich muß es ſogar vermeiden, Brandons-Hall zu erwähnen, wenn ich nicht finſtere Wolken auf meines Vaters Stirn erblicken will

Ich denke, er muß dort einen großen unvergeß-lichen Schmerz erlebt haben, der ihm jenes Schloß auf immer verleidet hat. Nie wagte ich es, ihn darum zu befragen, und er ſelbſt iſt ſo ſchweigſam, ſo verſchloſſen, daß freiwillige Mittheilungen von ihm nicht zu erwarten ſind.

Seltſam! ſehr ſeltſam! entgegnete Arthur nachdenkend.

Mademoiſelle de Jumiège kam zurück und be-rief die jungen Leute in Lord Richard's Zimmer. Der Reſt des Abends verging in jener Beklem-menheit, die jeder Trennung vorauszugehen pflegt. Beim Abſchied ſchloß Arthur ſeine ſchöne Braut bewegt in ſeine Arme; er küßte ihr weiches, duf-tiges Haar, ihre reine Stirn, drückte Lord Richard's Hand, und eilte dann mit den Worten: „Wir ſe-hen uns bald und glücklich wieder!“ raſch aus dem Zimmer.

Am nächſten Morgen beſtieg er das Schiff, das ihn nach Kronſtadt bringen ſollte.

III.

Maria's Gemüth war zu kräftig, um ſich einer Trauer, die ihr eigener Verſtand für grundlos er-klärte, lange hinzugeben; doch blieb in ihr eine

Leere zurück, die sie nur durch ernste Beschäftigungen auszufüllen vermochte. Die große Welt hatte keinen Reiz mehr für sie, seitdem sie wußte, daß sie Arthur darin nicht begegnen würde, und so zog sie sich fast gänzlich in die Einsamkeit ihres Hotels zurück, obwohl die Herzogin von Belfield sie unabläßig mit den dringendsten Einladungen bestürmte. Bald trat ein Umstand ein, der ihr die Zurückgezogenheit, die sie aus eigenem Antrieb erwählt, zur Pflicht machte: Lord Richards Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß man ernstliche Besorgnisse für ihn zu hegen begann. Die Krankheit, an der er schon seit Jahren litt, machte so reißende Fortschritte, daß ein schlimmer Ausgang zu befürchten stand. Maria, obgleich sie den wahren Zustand ihres Vaters nicht kannte, und die Gefahr keineswegs so dringend nahe vermuthete, wich nicht aus seinem Zimmer und ertrug mit einer Sanftmuth und Milde, die sonst eben nicht den Grundzug ihres Charakters bildeten, die Launen und Eigenheiten des überaus reizbaren Kranken.

Eines Morgens, als er sich nach einer ziemlich ruhigen Nacht etwas leichter und kräftiger fühlte, fragte er Maria, ob sie von der Herzogin von Belfield schon lange nichts gehört habe.

Erſt vor einer Stunde erhielt ich ein Billet von ihr, erwiederte das Mädchen; es war eine Einladung zu einem Feſte, womit ſie heute die Rückkehr ihres Sohnes feiern will.

Du haſt doch zugeſagt?

Nein, lieber Vater; ich darf und will dich nicht verlaſſen, ſo lang du krank biſt. Ich habe der Herzogin geſchrieben, daß ich unmöglich kommen könne.

Das war ſehr albern und eigenſinnig gehandelt, verſetzte Lord Richard, deſſen Reizbarkeit ſo groß war, daß ihn der geringſte Umſtand bis zum Zorn hinreißen konnte. Die Herzogin war immer voll Güte und Aufmerkſamkeit gegen dich und verdient wohl, daß du dir ihretwegen einmal auch ein bischen Zwang auferlegeſt. Und wegen meiner haſt du abgeſagt? Ich begreife gar nicht, was das heißen ſoll. Bin ich denn ſo krank, daß man immer meines Todes gegenwärtig ſein muß? Habe ich nicht Leute genug zu meiner Pflege, ohne daß du dich wie eine soeur grise an mein Zimmer zu bannen brauchſt? Ich dulde es nicht, daß du um einer Grille willen den Vergnügungen deines Alters und Ranges entſagſt. Ueberdieß darfſt du die Herzogin nicht aigriren; ſie kann dir noch fernerhin von größtem

Nutzen ſein. Setze dich gleich hin und ſchreibe ihr, daß du heute Abends bei ihr erſcheinen wirſt.

Das wird wohl kaum gehen, bemerkte Maria; die Herzogin würde eine üble Meinung von mir faſſen, wenn ſie mich einen einmal gefaßten Entſchluß ſo ſchnell verändern ſehe. Laß mich bei dir bleiben.

Lord Richard beharrte bei ſeiner Meinung, der ſich Maria nicht fügen wollte, als eine Equipage vor dem Thore hielt. Wenige Augenblicke darauf wurden die Flügelthüren aufgeriſſen und die Herzogin trat herein. Sie überhäufte Maria mit Vorwürfen wegen ihres Abſagebillets, und fragte den Lord, ob es denn ſein Wille ſei, daß Maria ſich ſo gänzlich von der Welt zurückziehe.

Er verſicherte, daß er ſo eben im Begriffe geweſen, Maria zur Theilnahme an dem bevorſtehenden Feſt zu überreden, und daß er ſelbſt wünſche dem Einſiedlerleben, an das ſie ſich gewöhnt zu haben ſchien, ein Ende zu machen.

Wenn dem ſo iſt, verſetzte die Herzogin in einem Ton, der keine Widerrede zuließ, ſo bleibt Maria durchaus kein Vorwand, meinen Wunſch nicht zu erfüllen. Ich habe mir's einmal im Gedanken ſo eingerichtet, daß du den heutigen Abend bei mir zubringen ſollſt, und obgleich ich nichts

weniger als eigensinnig bin, so kann ich es doch nicht leiden, wenn man meine Anordnungen stört. Und vollends heute darfst du nicht fehlen! Gordon ist nach dreijähriger Abwesenheit hier angekommen; er brennt vor Begierde deine Bekanntschaft zu machen. Ich habe ihn kaum wieder erkannt, so hübsch ist er geworden; dabei voll Eleganz und voll Zärtlichkeit für mich. Er hat mir eine ganze Menge himmlischer Parfüms aus Smyrna mitgebracht; die Hälfte davon tret' ich dir ab. Du wirst gewiß Gefallen an ihm finden. A propos! Weißt du, wen ich heute noch erwarte? Lord Byron, l'homme fascinateur! Du kommst also gewiß? Dein Vater befiehlt dir's, und den Eltern muß man immer gehorchen, das ist Pflicht, fügte sie mit einer Salbung hinzu, die mit ihren frühern Worten auf lächerliche Weise kontrastirte.

Maria befand sich in der unangenehmsten Verlegenheit; sie wollte weder ihren Vater noch die Herzogin erzürnen, und doch fiel es ihr diesmal zu schwer, ihnen zu gehorchen.

Es ist mir ein wahrer Schmerz, sagte sie endlich, ihrem Wunsche, theuerste Herzogin, nicht willfahren zu können; aber denken Sie sich in meine Lage und Sie werden mir verzeihen. Ich

kann doch unmöglich allein bei Ihnen erscheinen, und meine Tante kann mich nicht begleiten, da in dem Falle, daß ich mich zum Gehen entschlöße, doch immer jemand Verläßlicher bei meinem Vater zurückbleiben müßte.

Dies Hinderniß soll bald beseitigt sein. Meine Schwägerin Lady Wattryl wird dich abzuholen kommen und dich zurückbegleiten. So ist für die Dehors gesorgt, und du magst auch innerlich völlig beruhigt sein, wenn du Mademoiselle de Jumiège bei deinem Vater weißt. Maria's Einwürfe wurden überstimmt; sie sah sich zum Gehorsam gezwungen. In ziemlicher Verstimmung brachte sie den Rest des Tages zu. Erst spät am Abend ging sie auf ihr Zimmer, machte achtlos und eilig Toilette und stieg eine halbe Stunde später in Lady Wattryl's Wagen, mit dem festen Vorsatz, nicht länger auszubleiben als es durchaus nothwendig.

Die in Belfield-House versammelte, zahlreiche und glänzende Gesellschaft empfing Maria wie eine Königin, die nach langer Abwesenheit in ihr Reich zurückkehrt. Die Herzogin schwamm in Entzücken, den größten Dichter und das schönste Mädchen Englands in ihrem Salon zu sehen. Maria jedoch, der alle Huldigungen dargebracht wurden, war zu ernst und düster gestimmt, um an ihnen Gefallen

zu finden. Inmitten dieſer witzelnden, kokettirenden, wortreichen und gefühlsarmen Menge gedachte ſie bald ihres kranken Vaters, bald Arthur's, der ſich vielleicht in dieſem Augenblick unter einer Laſt von Geſchäften abmühte. Konnte ſie ſich auch ihres Hierſeins wegen keine Vorwürfe machen, da es ihr abgedrungen worden war, ſo empfand ſie darum nicht weniger ungeduldige Sehnſucht, einen Ort zu verlaſſen, wo ſie für jetzt nicht an ihrem Platze war. Sie ſah häufig nach der Uhr und fühlte ſich bedeutend erleichtert, als es ſchon ſo ſpät war, daß ſie nur mehr eine Stunde zu bleiben hatte.

Auf einmal entſtand im Saale eine Bewegung, die ſich Maria nicht zu erklären wußte; die Herzogin ward hinausgerufen und kam nach einigen Minuten in ſichtlicher Beſtürzung zurück. „Liebes Kind," ſagte ſie mit unſicherer Stimme, „du mußt nicht erſchrecken, aber es geht nicht Alles, wie es gehen ſollte. Gott! Gott! warum habe ich dich beredet herzukommen. Du mußt gleich nach Hauſe." Maria war todtenbleich. „Das gilt meinem Vater! ſtammelte ſie; um des Himmelswillen, was iſt's mit ihm?"

Sie ſagen, er ſei ſehr übel, man müſſe auf Alles gefaßt ſein. Vielleicht iſt es nicht ſo arg,

aber er verlangt dringend nach dir; er sagt, er müsse dich sprechen. Lady Wattryl ist zwar jetzt beim Spieltisch, doch —"

Ohne ein Wort mehr zu hören, stürzte Maria, ehe man sie zurückhalten konnte, aus dem Salon, flog die Treppe hinunter und warf sich in ihren Wagen. Der Huf der Pferde berührte kaum das Pflaster, Brandon-Halle war bald erreicht. Sie eilte hinauf; im Vorzimmer trat ihr Mademoiselle de Jumiège entgegen, faßte sie beim Arm und sagte mit vor Thränen erstickter Stimme: Komm, Maria, komm in mein Zimmer.

Ich will zu meinem Vater, rief das junge Mädchen mit herzzerreißendem Ton.

Jetzt nicht, bat ihre Tante, du würdest dir zu wehe thun und —

Er ist todt, Sophie! ist er todt?

Vielleicht nur ohnmächtig. Die Aerzte sind bei ihm, es wird nichts verabsäumt, was —

Nein! du sollst mich nicht abhalten! rief Maria, sich aus Sophiens Armen entwindend und rasch der Thür von Lord Richards Schlafzimmer zueilend. Vergebens stellte sich Mademoiselle de Jumiège vor den Eingang. Maria drängte sie hinweg, und stürzte in das Zimmer. Ihr verzweiflungswilder Blick fiel auf die Leiche ihres Vaters.

IV.

Mit bleichen Wangen und rothgeweinten Augen ſtarrte Lady Maria am nächſten Morgen vor ſich hin, die Größe ihres Verluſtes überdenkend. Obwohl Lord Richard's Geſundheit ſeit langer Zeit äußerſt ſchwankend war, ſo hatte ſeine Tochter doch nie geglaubt, daß ſie ihn ſo bald verlieren ſollte. Selbſt die Aerzte waren der Meinung geweſen, ein plötzliches Ende werde hier nicht ſtatt finden, dennoch war es ſo gekommen. Ein Nervenſchlag hatte ſeinem Leben faſt plötzlich ein Ende gemacht. Maria gab ſich ihrem Schmerze mit aller Heftigkeit ihres Charakters hin; er war um ſo heißer, je unerwarteter er gekommen war, und der Gedanke, während des letzten Augenblickes ihres Vaters fern von ihm geweſen zu ſein, miſchte neue Bitterkeit in ihre ohnehin ſo tiefe Trauer. Vergebens ſtellte ihr Mademoiſelle de Jumiège vor, daß ſie weder von Kaltſinn noch Gefühlloſigkeit zu dieſer Entfernung verleitet, ſondern durch Lord Richards Befehl dazu gezwungen worden war, und ſich alſo keine Vorwürfe zu machen habe. Maria ſchüttelte das Haupt und ſagte mit ſchmerzlicher Reue: Ich hätte einen Befehl, der meiner höhern Pflicht zuwider

war, nicht gehorchen ſollen. Wie gut war mein Vater immer für mich, wie ſorglich, wie nachſichtig! Und ich habe ihn allein ſterben laſſen. O Sophie! fuhr ſie ſchluchzend fort, du warſt bei ihm, du haſt die Weihe ſeines letzten Blickes empfangen. Gott ſegne dich! O warum ward ich von dieſem Troſte ausgeſchloſſen? Warum ward es mir nicht vergönnt, ſeinen Segen zu empfangen? Warum? — —

Ruhig, Maria!

Wiederhole mir ſeine letzten Worte! für dich kann der Tod keine Schrecken mehr haben, ſeitdem du geſehen haſt, wie ein Gerechter ſtirbt! Mein Vater! er war der Beſte, Edelſte der Menſchen. Laß mich die Gedanken kennen, auf deren Schwingen dieſe reine Seele zu Gott zurückkehrte.

Mademoiſelle de Jumiège gab ihr ausweichende, beſchwichtigende Antworten. Sie hütete ſich wohl der ohnehin ſo Aufgeregten die Worte mitzutheilen, die Lord Richard während ſeines kurzen Todeskampfes ausgeſtoßen, und die ſie ſelbſt mit, wenn gleich dunklen, formloſen, aber eben darum um ſo ſchrecklicheren Ahnungen erfüllt hatten. Als die kalte Hand des Todes an ſein Herz griff, hatte der Sterbende mit Blicken, aus denen wilde Verzweiflung ſprach, mit ſchriller, markerſchütternder

Stimme: James! James! gerufen, dann hatte er die Augen geschlossen, wie vor einer furchtbar gräßlichen Erscheinung, und war mit dem dumpfen Schrei: „Kain!“ verschieden. Nein, sagte Sophie, von unheimlichem Grauen überfallen, zu sich selbst, das war nicht das Ende eines Gerechten.

Maria's tiefer Kummer griff ihr körperliches Wohlsein bald auf eine so auffallende Weise an, daß man es für nothwendig hielt, sie von einem Orte zu entfernen, wo sich bei jedem Schritt die schmerzlichsten Erinnerungen darboten. Die Herzogin von Belfield, eine zwar eitle und leichtsinnige, aber dabei gutmüthige Frau, opferte ihrem Lieblinge die Vergnügungen der Saison auf und führte Maria nach Belfield-House, einem reizend gelegenen Schlosse, das sie in Derbyshire besaß. Bald waren die günstigen Wirkungen sichtbar, welche Ruhe, Entfernung und zauberisch schöne Natur im Verein mit der innigen Theilnahme und Liebe befreundeter Menschen auf Mariens Gemüth hervorbrachten. Ihre Trauer ward milder; bald sah sie Licht und Verklärung, wo sie früher nur Moder und Verwesung gesehen hatte. Sie vergaß ihres Vaters darum nicht; aus ihrer Ergebung in das Unabänderliche entsprang eine sichere Art von Liebe für den Dahingegangenen. Voll zärtlicher

Andacht umgab sie sein Bild mit einem Glorienschein von Tugend; die Güte ihres Vaters, seine Großmuth gegen Dürftige, seine strenge Ehrenhaftigkeit in allen Verhältnissen des Lebens, der würdige Stolz, mit der er die Reinheit seines großen Namens bewahrte, waren der Gegenstand aller ihrer Gespräche.

O! sagte sie oft mit zum Himmel gerichteten Blicken, wie schlimm ist es für diese dunkle verwirrte Erde, daß eben die Besten, Herrlichsten so frühe von ihr scheiden müssen. Was kann über den Verlust eines solchen Vaters trösten, als nur das Bewußtsein, sich die Tochter des tugendhaftesten Menschen nennen zu dürfen?

Arthur war unmittelbar nach Lord Richard's Tod durch Mademoiselle de Jumiège von diesem Trauerfall benachrichtigt worden. Von schmerzlichem Bedauern über diesen unerwartet frühen Hintritt und von tiefem Mitleid für seine Geliebte erfüllt, sprach er in seiner Antwort die Empfindungen, die ihn bewegten, auf eine so innig warme und doch so schonend zarte Weise aus, daß ihm Maria mit gerührtem Herzen dafür dankte. Seine Briefe athmeten die reinste Zärtlichkeit; zu edel und zu zartfühlend, um die an einem theuern Grabe Trauernde mit Worten der Leidenschaft zu bestürmen,

bat er sie nur, über dem Todten des Lebenden nicht zu vergessen. Ihre Verbindung mußte natürlicher Weise verschoben werden, da es unpassend gewesen wäre, wenn sich Maria während der Trauerzeit vermählt hätte; überdieß hielten Geschäfte von der höchsten Wichtigkeit Arthur an seinen Posten gefesselt, und es war zu besorgen, daß er länger in Petersburg werde bleiben müssen, als man es anfänglich geglaubt hatte. So ward denn beschlossen, Maria solle die Zeit von ihres Freundes Abwesenheit im Hause der Herzogin verleben; im Falle, daß seine Mission nach Verlauf eines Jahres noch immer nicht beendet wäre, wollte sich dann Arthur wenigstens einen Urlaub erwirken und nach England gehen, um seine Braut abzuholen. — Es war Herbst geworden und schon breiteten sich düstere Nebel über die schöne Gegend, als die Herzogin eines Tages Nachrichten aus London erhielt, die sie zwangen unverzüglich dahin zurückzukehren. Freilich schauderte die gute Dame vor dem Gedanken, zu einer Zeit in London zu erscheinen, wo sich die ganze vornehme Welt auf Reisen oder auf dem Lande befindet, und wo es für höchst gemein gilt, sich in den Straßen der Stadt sehen zu lassen; doch es betraf einen Prozeß, von dessen Ausgang die Hälfte ihres Vermögens

abhing, und so mußte sie sich in das Unabweisliche fügen. Maria konnte nicht allein in Belfield-Castle zurückbleiben; ungern und mit widerstrebendem Herzen schied sie von dem ihr liebgewordenen Landsitz und begab sich mit ihrer Freundin nach London.— Mademoiselle de Jumiège, die so wie ihre Nichte vor der Hand das Hotel der Herzogin bewohnte, brachte häufig den Morgen in Brandon-House zu, um die frühere Ordnung, die durch ihre plötzliche Abreise und längere Abwesenheit einen empfindlichen Stoß erlitten hatte, wieder herzustellen. Maria hatte sie öfters dringend gebeten, sie begleiten zu dürfen, doch hatte man es bisher noch immer nicht rathsam gefunden, die kaum erworbene Ruhe des jungen Mädchens einer so schweren Probe auszusetzen. Endlich ließ sich Maria durch keine Vorstellung mehr abhalten, das Haus, an das sich ihre theuersten, heiligsten Erinnerungen knüpften, zu besuchen, und da ihr Gemüthszustand wirklich befriedigend schien, so willigte Mademoiselle de Jumiège nach kurzem Bedenken ein, ihre Begleitung anzunehmen.

Bittersüße Empfindungen wogten durch Mariens Brust, als sie wieder in jene Räume trat, wo sie heitere glückliche Tage genossen, wo sie so großen Schmerz erlebt hatte; doch war es

keine dumpfe Verzweiflung mehr, sondern es war nur jene milde erhebende Wehmuth, die Niemanden gereuet, was sie bei diesem Anblick fühlte. Sie trat in das Zimmer ihres Vaters; hier hatte sie ihn das letzte Mal gesehen, hier hatte sie die nun auf ewig verstummte Stimme zum letzten Mal vernommen. Sie gedachte des Verblichenen mit tiefster Innigkeit und fromme Thränen entströmten ihren Augen. Dann fiel ihr Blick durch das Fenster in den Blumengarten, wo sie oft mit Arthur verweilt hatte; sein Bild schwebte ihr immer näher und näher und bald zerfiel ihr Herz in zwei Hälften, in die sich Vergangenheit und Zukunft theilten.

Mademoiselle de Jumiège saß indessen an Lord Richard's Sekretär, eifrig beschäftigt die Papiere des Verstorbenen zu sichten und zu ordnen. Durch den Eintritt eines Bedienten, der sie abrief, in dieser Beschäftigung gestört, stand sie rasch auf und entfernte sich, um den Notar, den sie hieher gebeten hatte, zu sprechen. Der Schreibtisch blieb offen.

Maria trat hin und blickte mit der andächtigen Aufmerksamkeit, die wir Alle den Reliquien unserer Lieben schenken, auf die Papiere, womit er bedeckt war. Sie nahm einige derselben zur Hand und las sie; es waren Briefe, theils von Bekannten, theils von Fremden, in denen sich aber in gleichem Maße

dankbare Verehrung und Anhänglichkeit für Lord Richard aussprach. Diese stummen und doch so beredten Zeugen für des Verblichenen Edelmuth und Seelenwerth that ihrem Herzen zu wohl, als daß sie sich von ihnen hätte trennen mögen. Sie nahm den Platz ihrer Tante ein und versenkte sich in die Lesung dieser Briefe, deren Inhalt das Andenken ihres Vaters heiligte. Da fiel ihr ein Blatt in die Hände, das in einem der untern Fächer liegend, bis jetzt ihren Blicken entgangen war. Sie entfaltete es und las:

Sir Richard!

Mit dem größten Befremden erhielt ich gestern den Brief, mittelst dessen sie mir eine Anweisung auf 15,000 Pfund, bei Raleigh Malcolm in Perth zu erheben, zusandten. Ich beeile mich Ihnen diese Anweisung mit der Erklärung zurückzuschicken, daß Lord James Brandon nicht tief genug gesunken ist, um Almosen von Ihnen anzunehmen. Uebrigens haben Sie nichts von mir zu befürchten. Wohl wäre für Ihre Nichtswürdigkeit selbst die härteste Strafe nicht hart genug, aber Sie tragen einen Namen, der mir zu heilig ist, als daß ich mich entschließen könnte, ihn durch Enthüllung Ihrer Schändlichkeit zu entehren. Das lähmt meinen Arm, das schützt Sie. Genießen Sie die Früchte

Ihres Verbrechens. Ich habe meine Sache dem ewigen unbeſtechlichen Richter übergeben; er wird mich rächen an dem Mörder meines Weibes und meines Glückes.

Verſchonen Sie mich mit weiteren Zuſchriften, ich würde keine derſelben beantworten.

Lord James Brandon.

Beſtürzt ließ Maria das räthſelvolle Blatt aus den Händen ſinken. Was war das? Wer wagte eine ſolche Sprache gegen den Mann zu führen, den Alle als ein Muſter von Redlichkeit und Tugend verehrt hatten? Wer rief die Rache des Himmels auf das Haupt herab, das ſtets ſo rein und edel gegolten hat? Wer außer Richard durfte ſich Lord Brandon nennen? Von tauſend Fragen, für die ſie keine Antwort zu finden wußte, beſtürmt und überwältigt ſank ſie bleich auf den Stuhl zurück.

Als Mademoiſelle de Jumiège bald darauf zurückkehrte, fand ſie Maria in dieſem Zuſtande. Erſtaunt und erſchreckt beſchwor ſie ihre Nichte, ihr mitzutheilen, was ſie ſo gewaltſam bewege. Unfähig zu ſprechen, reichte ſie ihr das Blatt hin. Sophie überflog es. Die heftigſte Beſtürzung malte ſich auf ihren Zügen; ſie blickte nach der Unterſchrift: James Brandon! ſagte ſie mit dum-

pfer Stimme. James — wiederholte sie mit wachsendem Grauen.

Die Erinnerung an Lord Richard's letzte Augenblicke waren furchtbar mahnend jetzt wieder vor ihren Geist getreten. Sterbend hatte er jenen Namen ausgesprochen und in wilder Selbstanklage einen andern schrecklichen damit verbunden.

Sophie errang ihre Fassung zuerst wieder. Wir wollen uns damit nicht quälen, sagte sie, während ihre Gedanken mit ihren Worten im schärfsten Widerspruch standen, Räthseln nachzugrübeln, zu deren Lösung uns jede Möglichkeit fehlt. Gott weiß, wer diesen Brief geschrieben hat; vielleicht war es ein Wahnsinniger; vielleicht ein verworfener Betrüger, der —

Nein, so spricht kein Betrüger, versetzte Maria düster sinnend. Weist er nicht die bedeutende Summe zurück, die ihm freiwillig angeboten wurde? Versuchte er es seinen Feind einzuschüchtern, um zu einem uns unbekannten Zwecke zu gelangen? Nein! er erklärt, den Namen Brandon um keinen Preis entehren zu wollen, und ruft die Rache des Himmels herab, wo ihm jede irdische unmöglich oder unzureichend scheint. Er nennt sich Lord Brandon und meinen Vater Sir Richard.

Gott! mein Gott! was hat dieß zu bedeuten?

Ich wiederhole dir's: Dieſer Brief iſt nicht das Machwerk eines Betrügers. Aus jedem Worte dieſes unſeligen Blattes dringt der empörte Schrei einer ſtolzen, tief verletzten Seele, aus jeder Sylbe ſpricht das Bewußtſein erlittenen ſchweren Unrechts. Wer klärt mir dies Geheimniß auf? Wer ſpricht meinen Vater frei vom Verdacht, der nun ſeinen düſtern Schatten auf das geliebte Bild wirft? fügte ſie hinzu, angſtvoll die Hände ringend.

Mademoiſelle de Jumiège feſt entſchloſſen, ihre Nichte, wenn möglich, in einer Täuſchung zu erhalten, die ſie ſelbſt nicht mehr theilte, beeilte ſich ihr im Tone ſanften Verweiſes zu entgegnen: So haben die unverbürgten Worte eines Unbekannten größeres Gewicht in deinen Augen, als das unwiderlegliche Zeugniß eines ganzen Lebens von Rechtlichkeit und Großmuth. Maria! ſeit wann iſt dein ſchönes Herz ſo mißtrauiſch und argwöniſch geworden, daß einige räthſelhafte Zeilen die Zweifel gegen Den einzuflößen vermögen, den du bisher am höchſten geachtet? Laß dieſes Geheimniß auf ſich beruhen; unſere Beſtrebungen es zu enthüllen würden fruchtlos ſein und vielleicht noch neue Verwirrungen herbeiführen. Nur der Zufall kann uns in dieſer Angelegenheit Licht verleihen; bis dahin laß uns darüber ſchweigen. Die Herzogin darf

nichts von dem Inhalte dieses Blattes wissen; ihre Unbesonnenheit könnte uns in unabsehbare Verdrießlichkeiten bringen.

Ganz recht, die Herzogin soll nichts davon erfahren, aber übrigens darf und will ich dies Geheimniß nicht auf sich beruhen lassen. Ich muß wissen, wer dieser James Brandon, und welches Unrecht ihm zugefügt worden, ich —

Ueberlaß mir diese Sorge, fiel ihr Mademoiselle de Jumiège rasch ins Wort. Ich bin älter und erfahrner wie du, und kann mich vermöge meiner Stellung in der Welt leichter bewegen als es dir möglich wäre; so werden denn auch meine Nachforschungen erfolgreicher sein und unbemerkter bleiben, als wenn du sie anstelltest. Jetzt laß uns aber nach Hause fahren; die Herzogin erwartet dich gewiß schon seit langem.

Mit gepreßtem Herzen und trüber Stirn betrat Maria ihr Appartement. Man meldete ihr, daß während ihrer Abwesenheit ein Fremder da gewesen sei, der sie zu sprechen verlangt habe.

Nun? fragte Maria zerstreut.

Ich sagte ihm, antwortete ihre Kammerfrau Mrs. Brames, daß Mylady keine Besuche von Fremden annehme und daß er sich, falls es ein Geschäft betreffe, entweder an Mademoiselle de

Jumiège oder an Ihren Notar zu wenden habe.

Sie haben Recht gethan.

Verzeihen Sie, Mylady, der Fremde ließ sich damit nicht abweisen; er beharrte darauf, daß er durchaus mit Ihnen selbst sprechen müsse, und zwar, wie er sagte, in Bezug auf eine Angelegenheit, wobei ihr eigenes Interesse eben so sehr betheiligt sei, als das seine. Nachdem er längere Zeit auf Mylady gewartet hatte, entfernte er sich mit der Erklärung, morgen wieder kommen zu wollen. Eine dunkle Ahnung durchflog Maria's Seele. „Hat er eine Karte hinterlassen? fragte sie sehr beunruhigt.

Nein. Ich fragte ihn um seinen Namen, aber er antwortete mir, daß dieser höchst gleichgültig wäre, da er nicht die Ehre habe von Mylady gekannt zu sein. Maria, die ihre innere Bewegung kaum mehr beherrschen konnte, beeilte sich Mrs. Brames zu entlassen. Als sie sich mit ihrer Tante allein sah, sagte sie mit ahnender Beklemmenheit: Sophie, ich denke die Lösung des Räthsels ist uns näher, als wir's vermuthen.

Die beiden Frauen verbrachten den Rest des Tages in peinlicher Spannung. Maria bat ihre Tante, bei der Unterredung, die ihr bevorstand, ge-

gewärtig zu sein. Mademoiselle de Jumiège sagte ihr dies um so bereitwilliger zu, als sie es für eben so unschicklich als bedenklich gehalten hätte, das junge Mädchen mit einem völlig Unbekannten allein zu lassen. Die Stunde rückte heran, wo der Fremde zu kommen versprochen hatte; er ließ auf sich nicht warten. Mit dem Schlage Eins trat er in's Vorzimmer und wurde unverzüglich bei Maria gemeldet. Angenommen! sagte sie schnell, und sich dann zu Mademoiselle de Jumiège neigend, fügte sie leise hinzu: Sophie, ich weiß nicht was mich erwartet, aber mir ist, als sollte ich heute für immer unglücklich werden.

Die Thür öffnete sich und der Fremde trat ein. Es war ein Greis von siebzig Jahren, seine alltäglichen Züge waren demungeachtet regsam und lebendig, seine kleinen grauen Augen sprachen von List und Klugheit, seine Kleidung war einfach, aber anständig. Den ersten Blick, den Maria auf ihn warf, überzeugte sie, daß sie keinen Mann ihres Ranges vor sich habe. Demüthig grüßend blieb er an der Thür stehen.

Obwohl noch sehr jung, hatte sich Maria durch ihr Leben in der großen Welt eine Sicherheit des Benehmens eigen gemacht, die sich in keiner Lage verläugnete. Sie erwiederte die tiefe Verbeugung

des Fremden mit einem höflichen aber kalten Kopfnicken, und ihm einen Stuhl anweisend, fragte sie gemessen: Sie hielten es nicht für nöthig meinen Leuten ihren Namen mitzutheilen; wollten Sie jetzt so gefällig sein mir zu sagen, wen ich das Vergnügen habe, bei mir zu sehen?

Ich glaube nicht, Mylady, entgegnete der Fremde, daß Ihr hochseliger Vater, obwohl er mich sehr genau kannte, jemals Ihnen gegenüber meines Namens erwähnt habe. Ich heiße Walter Jeffery und war Chef eines Edinburgher Handlungshauses, bis unverschuldete Unglücksfälle mich zwangen, den Geschäften zu entsagen. Lord Richard hat mich zur Zeit meines Glanzes gekannt und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er trotz meiner veränderten Verhältnisse unsere frühere Verbindungen nie vergessen hat.

Maria glaubte den Grund von Jeffery's Besuch zu errathen. Sie vermuthete, daß Lord Richard ihn unterstützt habe und daß er nur gekommen sei, dieselbe Gunst von ihr zu erbitten. Ihr Herz war zu großmüthig, um nicht auch zartfühlend zu sein; sie wollte dem alten Manne die Demüthigung einer Bitte ersparen und sagte freundlich und zuvorkommend: Es freut mich zu hören, daß mein Vater auch Ihnen Beweise seines vortrefflichen

Herzens gegeben hat; er liebte es, hilfreich und gefällig zu sein, und ich bitte Sie zu glauben, daß ich von seinen guten Eigenschaften wenigstens diese geerbt habe. Sagen Sie mir unverholen, worin ich Ihnen nützlich sein kann; es wird mir immer angenehm sein, einen langjährigen Bekannten meines Vaters zu verbinden.

Sie irren, Mylady, versetzte Jeffery kalt, wenn Sie glauben einen Bettler vor sich zu sehen; schon gestern erklärte ich Ihren Leuten, daß ich eines Geschäftes wegen hier sei. Dieß war kein Vorwand, unter dem ich mich bei Ihnen eindrängen wollte, sondern die reine Wahrheit. Die Dinge, die ich Ihnen mitzutheilen habe, sind von der höchsten Wichtigkeit, und erfordern das strengste Geheimniß; darum muß ich sie ersuchen, mir eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren.

Ich bin nicht gewohnt, erwiederte Maria stolz, obwohl eine namenlose Angst ihre Brust beklemmte, allein mit Fremden zu verkehren. Sie werden also erlauben, daß Mademoiselle de Jumiège hier bleibe. Ich bin nicht gesonnen ein Geheimniß, es möge nun mich allein, oder meine Familie betreffen, vor meiner Tante zu verbergen. Sie dürfen ohne Rückhalt sprechen.

Es fällt mir schwer, Ihnen zu widersprechen,

aber ich muß auf meiner Weigerung verharren, nicht meinetwegen, sondern weil meine Mittheilungen Jemanden betreffen, dessen Andenken Sie sicherlich geschont wissen wollen.

Ich wiederhole Ihnen, daß ich kein Geheimniß vor meiner Tante haben will.

Wohlan, ich habe Sie gewarnt, Mylady, mehr konnte ich nicht thun. Uebrigens haben Sie vielleicht Recht, wenn Sie zur Vertheidigung Ihrer Interessen eine Dame erwählen, deren Erfahrung und Weltkenntniß sie gewiß das Rechte wird treffen lassen.

Wollen Sie mich nun hören?

Maria winkte bejahend.

Erlauben Sie mir mit der Frage zu beginnen, ob Sie geneigt sind, mir die jährliche Pension von tausend Pfund, die ich fast durch acht Jahre von Lord Richard bezog, auch ferner auszuzahlen.

Mr. Jeffery, versetzte Maria, ich habe gleich im Eingange unsers Gesprächs erklärt, Sie zu unterstützen, weil ich Mitleid mit ihrem hilflosen Alter fühlte. Wenn Sie aber von einer Pension, also von einer rechtskräftigen Verpflichtung sprechen, so kommt es mir wohl zu, Sie zu fragen, welche Verbindlichkeiten meine Familie Ihnen

gegenüber hat und für welche Dienste sie eine so bedeutende Belohnung verlangen.

Eben so oft wie durch Handlungen kann man durch Schweigen dienen. Die Ehre Ihrer Familie hängt von einem Worte meiner Lippen ab; ich habe dieses Wort bis jetzt nicht ausgesprochen und Lord Richard, der Alles nach seinem rechten Werth zu schätzen wußte, rechnete mir dieses Schweigen als großen wichtigen Dienst an. Der Tod überraschte ihn, ehe er seine letztwilligen Anordnungen getroffen hatte. Hätte er ein Testament gemacht, so wäre ich gewiß darin nicht vergessen worden; doch kann ich nicht fordern, daß Sie, Mylady, mir dies auf's Wort glauben sollen, und bin daher gekommen Ihnen alle möglichen Beweise für die Wahrheit meiner Behauptung zu geben.

Maria fühlte sich einen Augenblick versucht, dem unheimlichen Mahner seine Forderungen zuzugestehen, um nur dem Geheimniß zu entrinnen, dessen Enthüllung, wie sie dunkel ahnte, ihr Leben vergiften sollte; doch bald schämte sie sich dieser Feigheit und entschlossen, um jeden Preis zur Wahrheit zu gelangen, sagte sie fest und entschieden: Sprechen Sie!

Ich sagte Ihnen, begann Jeffery, daß die Ehre Ihres Vaters nur durch mein Schweigen

gerettet wurde; doch kann ich mich rühmen, ihm noch andere Dienste geleistet zu haben. Durch meine Vermittlung, durch meine Beihülfe erlangte er den Lordtitel, der ihm nicht gebührte, denn er war ein zweitgeborner Sohn, und sein älterer Bruder, der rechtmäßige Lord lebt noch zu dieser Stunde.

Ein Schrei des Schreckens drang aus Mariens Brust.

Mylady sind heute wohl zu aufgeregt, um meine ganze Geschichte zu vernehmen, fuhr Jeffery mit höhnischer Unterwürfigkeit fort; vielleicht wird es besser sein, wenn Sie sich erst nach und nach mit dieser unerwarteten Nachricht vertraut machen. Wollen Sie mir gnädigst den Tag bestimmen, wenn ich die Ehre haben soll —

Warum unterbrechen Sie sich? fragte Maria, sich schnell fassend, mit einem Blicke, aus dem der ganze Stolz ihres Hauses leuchtete. Was mich innerlich bewegt, habe ich mit Gott und mit mir selbst abzumachen, von Ihnen fordere ich nur die Beweise Ihres seltsamen Vorgebens. Fahren Sie fort!

Wie Sie befehlen; doch bitte ich Sie, Mylady, sich mit Geduld und Fassung zu waffnen, denn meine Erzählung ist lange, und es wird Manches darin vorkommen, was Sie schmerzhaft berühren dürfte; doch Sie sind ein Brandon und

dieſes Geſchlecht weiß nichts von menſchlichen Schwächen.

Zur Sache! zur Sache!

Ich muß bei einer längſt entſchwundenen Zeit beginnen, ſagte Jeffery nach einer Pauſe, während welcher er an ſeinen Erinnerungen zu ſammeln ſchien. Allem Anſcheine nach wurden Sie, Mylady, in dem Wahne erzogen, daß ſich die Macht und der Reichthum Ihres Hauſes in ununterbrochener Folge forgeerbt hatten; dem iſt nicht ſo. Große Unglücksfälle und widrige Zeitläufe raubten Ihrer Familie nach und nach die mit dem Blute Ihrer Ahnen erkämpften Güter. Der einſt ſo hochtönende Name Brandon ſank in dunkle Vergeſſenheit, aus der ihn nur Lord Richard wieder erhob. Ich will Ihnen dieſes erzählen, wie es zuging.

Ihr Großvater Lord Henry Brandon hatte zwei Söhne; der ältere hieß James, der jüngere Richard. Bei einem Manne von Lord Henry hochfahrender ſtolzen Geſinnung war es natürlich, daß er Jenem, auf welchen er einſt ſeinen Rang und Titel vererben ſollte, auch in ſeinem Herzen den Vorzug gab; dazu kam noch, daß ſein eigener Charakter ungleich mehr Aehnlichkeit mit dem wilden, kühnen, offenen Weſen ſeines ältern Sohnes hatte, als mit dem ſtillen, verſchloſſenen, nachdenk-

lichen des jüngern. So ward James zum Liebling seiner Aeltern, die ihren Stolz und ihre Freude in ihn setzten, während sein Bruder übersehen, vernachlässigt und mehr geduldet als geliebt wurde.

Diese Zurücksetzung blieb nicht ohne gewaltige Wirkung auf den Charakter Sir Richards, der unter seiner Schweigsamkeit und Kälte den flammendsten Ehrgeiz, die unersättlichste Sucht nach Auszeichnung verbarg. Sein Herz wandte sich von den ungerechten Eltern ab, und lernte den ihm bei jeder Gelegenheit vorgezogenen Bruder hassen. Man wies die Liebe, deren sein Gemüth einst fähig war, zurück und dadurch verwandelte sie sich in die schranken- und rückhaltloseste Selbstliebe, die je in eines Menschen Brust gewohnt. Bald sah er nur mehr sich allein in der weiten Welt und in allen Andern nur Mittel und Werkzeuge. Sein anfänglicher Schmerz ward zum Grimme und dieser Grimm ward wieder zum felsenfesten Entschluß, sich um so höher zu erheben, je tiefer man ihn erniedrigen wollte. Er betrachtete die Welt als einen Kampfplatz, wo das Recht des Stärkern, seine Macht beruhe nun auf Kraft oder Klugheit, das allein giltige ist; der Name Bruder ward ihm zum leeren Schall.

Lord Henry starb und hinterließ seine beiden

Söhne, wovon der ältere bereits verheirathet war, in einer Lage, die nahe an Dürftigkeit grenzte. Die übrigen Besitzungen waren längst verkauft, und selbst Ihr Stammgut war mit einer Schuldenlast bedeckt, die fast seinen Werth überstieg. Lord James sah mit finsterm Blick und gequältem Herzen den Untergang seines Hauses immer näher schreiten. Nun war der Augenblick erschienen, wo Sir Richard seine längst entworfenen Pläne zur Ausführung bringen wollte. Er erklärte seinem Bruder, daß er sich für das Wohl der Familie opfern wollte. Laß mich nach London gehen, sagte er; hier könnte ich mir ein müßiges, nutzloses Leben führen, während es mir dort vielleicht gelingen wird, unser Geschlecht wieder auf die Stufe zu heben, die ihm gebührt. Ich will Kaufmann werden. In keinem andern Stande bieten sich häufigere Gelegenheiten zu schneller Bereicherung dar. Mein Fleiß und meine Ausdauer werden mir das Glück günstig machen. Wird meiner Bemühung der Lohn, den ich erwarte, so werde ich es als meinen schönsten Lohn betrachten, für das Wohl des Hauses, dem ich angehöre, gewirkt und gearbeitet zu haben.

Sie errathen wohl, Mylady, daß Ihr in allen Vorurtheilen seines Standes auferzogene Oheim

dieſes Project anfangs mit entſchiedenem Widerwillen verwarf; doch für jeden ſeiner Einwürfe fand Sir Richard eine unwiderlegliche Entgegnung und endlich, obwohl nach langem Widerſtreben, willigte Lord James in das Verhaben, das die Erfüllung ſeines glühendſten Wunſches: die Herſtellung des einſtigen Glanzes der Branden's zum Zwecke hatte. Doch nahm er ſeinem Bruder vorher das feierliche Verſprechen ab, für die ganze Zeit, während welcher er ſich den Geſchäften widmen werde, ſeinem adeligen Familiennamen entſagen zu wollen. Sir Richard verſprach ihm dieſes und verließ unmittelbar darauf Branden-Hall, um ſich nach London zu begeben.

Nun begann ein neuer Abſchnitt in dem Leben Ihres Vaters. Nur Eines wollend und wünſchend, aber dieß Eine mit aller Kraft ſeiner Seele, ſtürzte er ſich in einen Strudel von Geſchäften, vor denen manchem in ſeinem Comptoir ergrauten Kaufmann gebangt hätte. Unter dem Namen Hill beſuchte er die Börſe und ließ ſich in Unternehmungen ein, deren Erfolg ſein anfangs unbedeutendes Kapital in Kurzem verzehnfachte. Seine Prophezeiung traf ein: er machte ſich das Glück dienſtbar. Es waren damals freilich gute Zeiten, aber wer wußte ſie ſo zu benützen wie er?

In meinem ganzen Geschäftsleben habe ich keinen Menschen gefunden, der wie Sir Richard die bedeutendste Klugheit mit der entschlossensten Kühnheit, den feinsten Scharfblick mit der hartnäckigsten Ausdauer verbunden hätte. Er war kein Krämer, kein Stockjobber gewöhnlichen Schlages; mit starker Hand die Gegenwart fassend, wußte er sich einen Einfluß und eine Ueberlegenheit zu verschaffen, denen sich die minder Begabten unterwerfen mußten. Bald war der Name Hill (man kannte Sir Richard damals unter keinem andern) einer der geachtetsten und angesehensten; sein Wort machte die Papiere steigen oder fallen und seine Verbindungen erstreckten sich immer weiter.

Auf einer der Reisen, die ich zu jener Zeit, wo ich noch an der Spitze meines blühenden Hauses stand, häufig nach London machte, lernte ich Sir Richard, mit dem ich schon längst in geschäftlicher Beziehung stand, persönlich kennen; doch war ich selbst eben so entfernt wie die Uebrigen, zu ahnen, daß mein Handelsfreund Mr. Hill ein Sohn jenes uralten adeligen Stammes sei, dessen Namen jeder Schotte nur mit entblößtem Haupte nennt. Die rasche, entschiedene und dennoch so besonnene Weise Sir Richard's fesselte meine ganze Aufmerksamkeit; ich erkannte sein ungewöhnliches Ta-

lent, und ſuchte mich noch näher mit ihm zu verbinden.

Es gelang mir ſein Vertrauen in dem Grade zu gewinnen, daß er, als ich London verließ, mich mit ſeinen Geſchäften für Schottland beauftragte. Seit dieſer Zeit verlor ich ihn nie wieder aus den Augen. Eines Tages erhielt ich von Sir Richard oder Hr. Hill, wie er damals hieß, einen Brief, worin er mir ankündete, Lord James Branden werde bei mir erſcheinen, um Geld bei mir aufzunehmen. Zahlen Sie ihm jede beliebige Summe aus, ſchrieb er mir, ich haſte für den Lord. Doch habe ich wichtige Gründe mit ihm nicht perſönlich in Verhandlungen zu treten; thun Sie alſo, als wenn Sie ihm jene Anleihe aus Ihren eigenen Mitteln zugeſtänden. Schließen Sie aber nur auf drei Monate ab. Mich mögen Sie dabei völlig aus dem Spiele laſſen, obwohl ich mich bereit erkläre, Lord Branden's Schuld zu meiner eigenen zu machen. So räthſelhaft mir dieſe Ordre ſchien, ſo ſtand ich doch keinen Augenblick an, mich ihr zu fügen. Von meinem Wagniß oder möglichem Verluſte war hier nicht die Rede und übrigens hätte ich mir um keinen Preis eine Gelegenheit entgehen laſſen, meinen werthen Londoner Handelsfreund zu verbinden. Wenige Tage ſpäter ward ich, wie

mir's vorausgesagt worden war, mit Lord Brandon's Besuch beehrt, sich auf Mr. Hill in London berufend, ersuchte er mich, ihm tausend Pfund vorzustrecken. Wäre es hierbei um mein Eigenes gegangen, so hätte ich es dem Lord sicherlich verweigert, denn seine Vermögensumstände waren, wie alle Welt wußte, so zerrüttet, daß er nicht die geringste Sicherheit zu bieten hatte; doch ich handelte nur im Auftrag des vermeinten Mr. Hill und so zahlte ich ihm denn die tausend Pfund ohne Weiters aus. Der Zahlungstermin ward, wie mir's angeordnet worden war, auf drei Monate nach dem Empfangstage festgesetzt. So schien Alles in beste Ordnung gebracht, doch obgleich ich dabei nicht selbst betheiligt war, so gestehe ich Ihnen doch, daß mich das Geheimniß, welches hier obzuwalten schien, nicht wenig beschäftigte.

Tausend Vermuthungen kreuzten sich in meinem Geiste; auf die richtige konnte ich jedoch nicht kommen, denn wie hätte ich errathen, daß Mr. Hill Lord Brandons Bruder sei? Wie hätte ich denken können, daß die tausend Pfund, die ich diesem so eben übergeben, unmittelbar in Sir Richard's Hände kommen würden? Wie hätte ich endlich zu ahnen vermocht, daß die scheinbare Unterstützung, die er dem Lord angedeihen ließ,

nur eine Kriegslist sei, um ihn zu verderben und sich an seine Stelle zu drängen? — Bis hieher hatte Lady Maria der schauerlichen Erzählung mit gewaltsamer Fassung zugehört; nur die Röthe, die manchmal ihr Antlitz überflog, das leise Zucken ihrer Lippen verrieth, daß sie nicht so ruhig sei, wie sie es scheinen wollte. Jeffery's letzte Worte rissen jedoch den Schleier von ihrer Seele; rasch aufspringend, rief sie mit zornglühenden Wangen und durchbohrenden Blicken:

Sie lügen! Sie sind ein schändlicher Betrüger.

Ich war darauf gefaßt, versetzte Jeffery mit eisiger Kälte, daß Sie, Mylady, meinen bloßen Worten nicht trauen dürften; zum Glück kann ich Ihnen Beweise für die Wahrheit meines Berichtes geben. Er überreichte der Lady ein Taschenbuch; sie öffnete es mit zitternden Händen und durchlas athemlos die Papiere, die es enthielt. Es waren Briefe von der Hand ihres Vaters, welche dieser vor mehr als zwanzig Jahren seinem Bruder geschrieben hatte und woraus deutlich erhellte, daß Lord James die spärlichen Ueberreste seines Vermögens der Verwaltung Sir Richard's wirklich übergeben, und daß dieser ihn darum betrogen habe. Maria sank todtenbleich zurück, die Erde schien ihr zu wanken,

der Himmel einzustürzen, die Menschen verwandelten sich ihr zu Dämonen. Kein Zweifel war mehr möglich. Ihr Vater war ein Schurke, sein ganzes Leben eine große Lüge gewesen! Sophie suchte sie mit Gewalt zu entfernen, und beschwor sie, ihr diese martervollen Verhandlungen zu überlassen; doch mit übermenschlicher Stärke jede Erleichterung zurückweisend, versetzte sie fest und bestimmt, wenn auch mit unsäglicher Qual: Ich weiß schon zu viel, um nicht Alles zu erfahren. Weiter.

Jeffery war nicht der Mann, der ihren Zustand begreifen oder Mitleid mit ihrem Schmerz hätte fühlen können. Mit unerschütterlicher Ruhe fuhr er fort: Ich werde später die Ehre haben, Ihnen mitzutheilen, wie diese wichtigen Documente in meine Hände gekommen sind; jetzt will ich den Gang meiner Erzählung nicht unterbrechen. Vier Wochen nach Lord Brandon's erstem Besuch bei mir erhielt ich ein Schreiben von Hrn. Hill, der mir auftrug, im Falle, daß der Lord sich seiner Verpflichtungen nicht pünktlich entledige, ihm keine längere Frist zuzugestehen, sondern mit aller Strenge gegen ihn zu verfahren. Erwähnen Sie meiner aber nicht im Entferntesten, hieß es im Briefe weiter. Sollte das

Geſpräch zufälliger Weiſe auf mich kommen, ſo bitte ich Sie, Lord Brandon zu ſagen, daß ich mich ſelbſt in den mißlichſten Umſtänden befinde. Sie mögen ihm zu verſtehen geben, daß ich groſſe Verluſte erlitten und England verlaſſen habe. Drücken Sie ſich aber in dieſem Punkt ſo unbeſtimmt als möglich aus. Meine Neugierde wuchs, doch ſah ich die Entwicklungen dieſes geheimnißvollen Dramas heranahen. Es kam wirklich ſo. Eines Morgens ſah ich Lord James Brandon bleich und verſtört in mein Cabinet treten; mit einer Angſt, die an Verzweiflung grenzte, beſchwor er mich, den Zahlungstermin hinauszurücken, da er ſich in der Unmöglichkeit befinde, mich jetzt zu befriedigen. Doch meine Ordre war gemeſſen, und ich hatte nicht Luſt mein Eigenes zu wagen; ſo entließ ich ihn mit der Erklärung, daß er von mir auf keine Nachſicht zu rechnen habe. Es war nie meine Sache, mich weichlichem Mitleid zu überlaſſen; aber wenn ich mich erinnere, wie er damals vor mir ſtand, mit weit aufgeriſſenen Augen und verzerrten Zügen, ein Bild des namenloſeſten Kummers, ſo überfliegt mich ſelbſt jetzt ein kalter Schauer, und ich bereue, das Werkzeug zu ſeinem Verderben geweſen zu ſein. Ich habe mir ſeitdem oft gedacht, daß wenn ihn Sir

Richard in jenem Augenblicke geſehen hätte, er nicht ſo erbarmungslos an ihm hätte handeln können.

Schrecklich! Schrecklich! ſtöhnte Maria, ihr Geſicht verhüllend.

Doch nein! was Sir Richard wollte, fuhr Jeffery fort, das wollte er ganz und keine Macht der Erde hätte ihn davon abzubringen vermocht. Er hatte ſich's vorgeſetzt den Lord-Titel zu erringen, und an der Stätte, wo er einſt ſo viele Demüthigungen und Zurückſetzungen erfahren hatte, als Herr und Gebieter aufzutreten; war dieſes nur durch den Ruin ſeines Bruders zu bewerkſtelligen, um ſo ſchlimmer für dieſen.

Wenige Tage vor dem Ablauf des Zahlungstermins überbrachte man mir wenige Zeilen von Lord Brandon, mittelſt welcher er mir erklärte, daß er Brandon-Hall verlaſſen habe, um nie wieder dahin zurückzukehren, und daß er hoffe, der Verkauf dieſes Gutes werde hinreichen, mich und ſeine übrigen Gläubiger zu befriedigen. Ich theilte dieſe Nachricht unverzüglich Sir Richard mit und erhielt von ihm folgende Antwort: —

Jeffery überreichte der Lady einen Brief, deſſen Inhalt wir hier in Kürze mittheilen.

Theurer Freund!

Ich bin im Begriffe, Sie um eine große Gefälligkeit zu ersuchen. Da, wie Sie mir schreiben, Branden-Hall wirklich verkauft werden soll, so fühle ich mich sehr geneigt, dieß Schloß sammt den davon abhängenden Ländereien zu erstehen; doch bin ich durch unabweisliche Geschäfte verhindert mich persönlich nach Schottland zu verfügen, und muß Sie also bitten, jenes Geschäft für mich abschließen zu wollen. Die zu dem Ankauf erforderlichen Summen stehen zu ihrer Verfügung. Noch nehme ich mir die Freiheit, Ihnen die möglichste Schnelligkeit anzuempfehlen; es könnte mir nichts Aergeres begegnen, als wenn mir hier ein Anderer zuvorkäme.

Ihr dienstwilliger
Richard Hill.

Jeffery fuhr in seiner Erzählung fort: Sir Richard's Wunsch ward bald erfüllt. Lord James war abwesend, man wußte nicht wo; die Lady war wenige Wochen an gebrochenem Herzen gestorben und — Maria stieß einen dumpfen Schrei des Entsetzens aus.

Sie müssen das nicht zu hoch nehmen, sprach der unerschütterliche Jeffery weiter. Wer um jeden Preis den Erfolg erringen will, darf in der Wahl

der Mittel nicht ekel sein. Es muß der Eine fallen, wenn der Andere steigen soll. Genug! Mit der gehörigen Vollmacht versehen, erstand ich Brandon-Hall für Mr. Richard-Hill, der, wenn er nie ein vortheilhafteres Geschäft gemacht hätte, gewiß nicht so reich geworden wäre. Das Gut ward bis auf dreißig tausend Pfund gesteigert und da die Schulden —

Wollen Sie mir die Rechnung verlegen? fragte Maria wild auflachend. Hab ich jetzt Sinn für — weiter weiter.

Nachdem ich also das Gut im Namen meines Geschäftsfreundes erstanden hatte, und sämmtliche Gläubiger befriedigt waren, wandelte mich die Lust an, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Brandon-Hall die so bedeutende Summe, die Sir Richard darauf verwendet, werth sei; als sein Bevollmächtigter glaubte ich indeß die Obliegenheit zu haben, mich von dem Stand der Dinge zu überzeugen, und so unternahm ich die kleine Reise. Mein Erstaunen wuchs, als ich Brandon-Hall betrat; es war ein altes verfallenes Schloß, das sowohl durch die Zeit als durch die Vernachläßigung der nöthigen Reparaturen in den äußersten Verfall gerathen war. Die dazu gehörigen Ländereien befanden sich in gleichem Zustande und so war

nicht abzusehen, welchen Nutzen sich Sir Richard von diesem seltsamen Ankauf verheißen mochte.

Ein alter Diener, der einzige, der nach Lord Branden's Abreise in Branden-Hall zurückgeblieben war, räumte mir als Bevollmächtigtem des neuen Besitzers einige Zimmer im Schlosse ein. Dort ließ mich der Zufall in einer Mauerblende eine Cassette finden, die Lord James bei seiner plötzlichen jammervollen Entfernung vergessen haben mußte; ich öffnete sie und fand darin die Briefe, die ich Ihnen zu übergeben bereits die Ehre hatte. Nun waren mir alle Räthsel gelöst. Der vermeinte Mr. Hill war Sir Richard Branden, Lord James jüngerer Bruder. Ich gestehe Ihnen, daß ich eine Regung des Abscheu's und Grauens nicht unterdrücken konnte, als ich dieß Gewebe durchblickte; doch bald erkannte ich, daß Schweigen in diesem Falle das Klügste sei. Sir Richard's Handlungsweise mochte noch so unbrüderlich, noch so unmenschlich sein, so wäre es doch unmöglich gewesen, ihn deßwegen rechtlich zu belangen, denn er hatte nur gegen die Stimme der Natur, aber gegen kein geschriebenes Gesetz gefrevelt. So hätte meine Enthüllung dieses Geheimnisses nur Unheil anrichten können, aus dem für Niemand, nicht einmal für Lord James, der ge-

ringste Vortheil erwachsen wäre. Ueberdieß war mir Dieser faſt gänzlich fremd, während ich Sir Richard manche Verbindlichkeiten ſchuldig war und auch für die Zukunft manche Begünſtigung von ihm hoffte. So entſchloß ich mich zu ſchweigen; vorſichtshalber bemächtigte ich mich dieſer Papiere und kehrte am nächſten Morgen nach Edinburgh zurück.

Kurz darauf erhielt ich ein Schreiben von Sir Richard, worin er mir anzeigte, daß ſeine angegriffene Geſundheit ihn nöthige, England für längere Zeit zu verlaſſen; er überſchickte mir zugleich ein werthvolles Andenken als Beweis ſeiner Dankbarkeit, wie er ſich ausdrückte. Da ich jetzt mit dem Stand der Dinge vertraut war, ſo erkannte ich, daß er mir mittelſt dieſes Briefes und dieſes Geſchenkes meinen Abſchied gegeben hatte. Ich dachte in der erſten Zeit häufig und mit ſeltſamen Gefühlen an Sir Richard; doch nach und nach trat die Erinnerung an ihn und das Geheimniß, deſſen Mitwiſſer ich war, in den Hintergrund, und als vollends mein Wohlſtand zu ſinken begann, beſchäftigten mich meine eigenen Angelegenheiten zu ſehr, als daß ich denen eines Andern hätte nachgrübeln können. Die Zeiten wurden immer ſchlechter; Bonapartes hartnäckig fortgeſetzte Continental

sperre ruinirte mich gänzlich. Ich sah mich gezwungen, meine Handlung aufzugeben, und da ich es nicht über mich gewinnen konnte, in Edinburgh, wo mich Jedermann kannte, in von meinen früheren so verschiedenen Verhältnissen zu leben, so ging ich nach London. Aufrichtig gestanden, war es die Hoffnung, Lord Richard Brandon dort zu finden, was mich zu dieser Wahl bestimmte; es waren fast zehn Jahre verflossen, seitdem ich die letzten Nachrichten von ihm erhalten hatte, aber ich hatte ihn nicht vergessen. Je bedrängter meine Lage wurde, um so dringender war mir sein Beistand nöthig. Daß ich von seinem Herzen, von seiner einstigen Freundschaft für mich nichts zu hoffen hatte, sah ich sehr wohl ein, aber er war in meiner Hand, und ich konnte sicher auf ihn rechnen.

In London angekommen, war mein Erstes mich nach Lord Brandon zu erkundigen; Niemand wußte von ihm, alle Nachforschungen, die ich anstellte, blieben vergebens; er war wie verschollen. In meiner letzten Hoffnung getäuscht, war ich der Verzweiflung nahe. Mit vieler Mühe gelang es mir in einem Comptoir der City eine kleine Anstellung zu finden, die mich wenigstens von dem dringendsten Mangel befreite; aber der Contrast meiner jetzigen Lage mit meinen frühern Verhält-

niſſen war zu ſchroff, um nicht heftig auf mich zu wirken. Ich verſank in einen tiefen Trübſinn und — doch das intereſſirt Sie ja nicht.

Zwei Jahre nach meiner Ankunft in London führte mich ein Geſchäft nach Weſtend; ich drängte mich durch das Gewühl von Bondſtreet, als ich aus einem Pallaſte einen Mann treten ſah, der raſch und eilig einen auf ihn wartenden Tilbury beſtieg. Zufällig richtete ſich mein Blick auf ihn und mit der höchſten Ueberraſchung erkannte ich Sir Richard. Ich eilte raſch auf ihn zu, um ihn zu ſprechen, aber kaum hatte er mich bemerkt, als er wie vom wilden Schrecken ergriffen auf ſein Pferd loshieb und in wenigen Secunden meinen Blicken entſchwand. Aber dieſe kindiſche Flucht konnte ihn vor mir nicht mehr retten. Ich wußte nun, daß Sir Richard in London ſei; das genügte mir. Nach einer Viertelſtunde wußte ich, was mir zu wiſſen Noth that. Das Haus, aus dem ich ihn hatte treten ſehen, war ſein eignes; durch ſeine Leute erfuhr ich, daß Lord Brandon, wie er ſich jetzt nannte, erſt vor kurzem von mehrjährigen Reiſen zurückgekommen, daß er mit einer franzöſiſchen Dame vermählt und Vater einer einzigen Tochter ſei. Die Pracht ſeines Hauſes, die Menge ſeiner Dienerſchaft ließen mich errathen, daß er ſich in glän-

zenden Verhältniſſen befinde; ich beſchloß meine Forderungen darnach einzurichten.

Schon am nächſten Morgen fand ich mich in Sir Richard's Vorzimmer ein. Ich konnte wohl ohne Prophetengabe vorausſehen, daß mir mein wahrer Name den Zutritt zu ihm verwehren würde, und ließ mich daher unter einem falſchen bei ihm melden. Nach einigem Zögern ward mir ſein Cabinet geöffnet; ich trat ein. Vergeblich würde ich es verſuchen, Ihnen die Erſchütterung zu ſchildern, die ſich bei meinem Erſcheinen auf den Zügen Sir Richards malten; er rang ſichtlich nach Faſſung und gewann deren, was ich noch jetzt nicht begreife, wirklich ſo viel, daß er es verſuchte, mich als völlig Fremder zu empfangen. Sein Beſtreben mich zu dereutiren, war jedoch vergeblich; ich ließ ihn einen Blick auf die Briefe thun, die ich in Brandon-Hall gefunden. Dieſer unumſtößliche Beweis vernichtete ihn und machte den ſtolzen Ariſtokraten zum Sklaven des bankerotten Kaufmanns.

Unſer Vertrag war bald geſchloſſen. Sir Richard bot mir anfänglich eine bedeutende Summe, wenn ich ihm die Papiere ausliefern wolle; er wollte ſie um jeden Preis in ſeine Hände bekommen; doch kannte ich ihn zu gut, um mich ihm gegenüber dieſes koſtbaren Pfandes begeben zu

wollen. Auch war es mir wünschenswerther, statt einer Summe, deren Placirung mir Mühe und Unruhe verursacht hätte, eine sichere Rente zu beziehen, und dabei noch immer den Vortheil zu bewahren, in besondern Fällen auf Sir Richard's Hilfe rechnen zu können.

Ich erklärte ihm dieses. Als er sah, daß alle seine Ueberredungskünste meinen festen Entschluß nicht zu erschüttern vermochten, ging er, wenn auch innerlich widerstrebend, auf meinen Vorschlag ein. Seit dieser Zeit bezog ich von ihm einen jährlichen Gehalt von tausend Pfund. Die Verpflichtungen, die er mir dagegen auferlegte, bestanden darin, daß ich gegen Jedermann das tiefste Schweigen über das Vorgefallene beobachten und nie wieder versuchen solle, mich bei ihm einzudrängen.

Ich habe diese Bedingungen bis auf diese Stunde gewissenhaft erfüllt. Niemand außer Ihnen, Mylady, der ich es mittheilen mußte, weiß um dieses schuldbedeckte Geheimniß. Lord James — Was ist's mit ihm? lebt er? und wo? fragte Maria athemlos.

Darüber weiß ich Ihnen keine Auskunft zu geben. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wenn Lord James auch nun Alles wüßte, er doch der Letzte sein würde, den an ihm entdeckten Betrug

zu enthüllen; die Ehre seines Hauses und seines Namens ist ihm zu theuer, als jeder Vortheil, den er für sich erringen könnte. O, ich weiß, das Bild dieses Unglücklichen hat Sir Richard in keiner Stunde seines Lebens verlassen, und wer sagt uns, ob es seinen drohenden Schatten nicht auf die letzte Stunde des Sterbenden geworfen?

Mademoiselle de Jumiège erinnerte sich mit Schaudern an die Verzweiflung, mit der Lord Richard verschieden war; seine Angst, sein Schrei: Kain! Kain! waren ihr nun erklärt.

Lady Maria stand auf. Ihrer unbegreiflichen Selbstbeherrschung war es endlich gelungen, die Gefühle der Empörung des schmerzlichsten Zorns, des trostlosesten Weh's in so fern zu bemeistern, daß sie, wenn auch bleich und innerlich blutend, doch mit kaltem, festem Tone und stolz erhobenem Haupt die Frage an Jeffery stellen konnte: Was wollen Sie weiter? Sie errathen es, Mylady, versetzte dieser. Mein Bericht war nur der lange Eingang zu der kurzen Frage: ob Sie gesonnen sind, die Verpflichtungen, die Lord Richard mir gegenüber eingegangen ist, zu erfüllen, oder ob —

Ueberlassen Sie mir diese Papiere, fiel ihm Maria ins Wort; fordern Sie einen Preis dafür.

Lord Richard sagte mir einst dasselbe; die Ant-

wort, die ich ihm damals gab, mag auch für jetzt gelten: ich habe nicht Luſt, mich dieſes ſichern, köſtlichen Pfandes, dieſer wahren carta bianca zu begeben.

Iſt das Ihr letztes Wort?

Mein letztes.

Wohlan denn! rief Maria und ehe ſich Jeffery deſſen verſah, warf ſie die ganze Briefſammlung in die hellflackernde Flamme des Kamins. Vergebens ſtürzte Jeffery hin, um wenigſtens einen Theil ſeines Schatzes zu retten; doch die Flammen hatten ihren Raub erfaßt und verzehrten ihn mit Blitzesſchnelle, als wüßten ſie, welches ſchuldvolle Geheimniß ſich mit ihrer Aſche vermengen ſollte. Als das letzte Blatt verglommen war, trat Jeffery mit einer Geberde der Verzweiflung zurück; er ſank auf einen Stuhl und rief mit von Zorn und ohnmächtiger Wuth erſtickter Stimme: O, die Tochter iſt des Vaters würdig! O über das edle Geſchlecht der Brandons! fuhr er grimmig auflachend fort. Betrug, Verrath, Hinterliſt. —

Stille, ſagte Maria dumpf, den Arm gebietend ausſtreckend, während ihre losgelöſten Haare, wie dunkle Schlangen um das ſchauerlich ſchöne, bleiche Antlitz fielen und ein unheimliches Feuer aus ihren Augen ſprühte! Keine Sylbe mehr! Jene Papiere durften nicht in Ihrem Beſitz bleiben; ich

verachte Sir Richard, daß er Ihnen dieß Zeugniß unserer Schmach nicht mit dem Pistol in der Hand abgefordert hat. Seine Verpflichtungen will ich erfüllen; nicht seinet- noch um Ihretwillen, sondern weil es mayt heißen soll, ich hätte Sie um eines elenden Gewinnes willen überlistet, weil ich rechtlich handeln will, selbst gegen Unrechtliche, weil ich mich endlich an diesem Schlamme nicht beschmutzen will. Ihre Pension soll Ihnen von dem heutigen Tage an ausgezahlt werden; Sie haben sich deßhalb an meinen Intendanten Mr. Gainsby zu wenden.

Sie schrieb endlich einige Zeilen an Mr. Gainsby und übergab sie Jeffery, der sich damit entfernte.

Maria blieb, finster vor sich hinstarrend, allein mit ihrer Tante zurück; ihr ganzes Leben schien ihr unterhölt, dem Einsturz nahe, als seit sie die lang gehegte, unaussprechliche Verehrung für ihren Vater hatte zu Grabe tragen müssen. Wie alle jugendlichen Gemüther zog sie aus dem einzelnen Falle allgemeine Schlüsse; sie sah überall nur Meineid und Heuchelschein, seit sie wußte, daß Der, den sie vor allen Menschen am höchsten geachtet hatte, eines Bubenstückes fähig gewesen war. Das Bild des Beleidigten, Zertretenen gewann in ih-

ren Augen eine faſt göttliche Hoheit. Die einzige Zuflucht, die ſie in ihrem heißen Ueberſchmerz fand, war der Gedanke, dem unglücklichen James Brandon das Unrecht zu vergüten, das er durch ihren Vater erlitten hatte. Mit feierlicher Stimme ſchwor ſie, ihren Oheim aufzuſuchen und ihm die Güter abzutreten, die durch ſein Verderben erworben worden waren.

Vergebens ſtellte ihr die betroffene und wegen der Zukunft ihrer Nichte ernſtlich beſorgte Sophie vor, daß Lord James keinesfalls mehr, als einen Theil jener Beſitzungen anzuſprechen habe, da der Reſt derſelben von den Handelsgewinnſten Sir Richard's herrühre; vergebens bot ſie ſich an, dieſe Verhandlungen zu führen; vergebens warnte ſie ihre Nichte vor übereilter Großmuth, die in dem Schwerſten das allein Würdige zu erblicken glaubte. Ihre Vorſtellungen, ihre Bitte, ihre Warnungen glitten von Maria's felſenfeſtem Entſchluſſe ab.

Nein! ſagte Maria, nicht ein Theil meiner Güter, ſondern Alles, was ich bisher mein nannte, iſt Lord James rechtmäßiges Eigenthum, denn nur der Raub, der an ihm begangen ward, half es erwerben. Niemand ſoll hier in's Mittel treten, als nur ich allein; dieſe Vergütung ſoll nicht bloß dem geſchriebenen Rechte, ſie ſoll meiner Empfindung

genügen. Sophie! iſt denn Etwas von Sir Richards Geiſte auf dich übergegangen, daß du übertriebene Großmuth nennſt, was nichts iſt, als eine ſchuldige Sühne? Laß mich nicht auch noch den Glauben an dich verlieren! Steh mir bei! hilf mir! Wir wollen zu meinem Oheim, wie —

Wo willſt du ihn aufſuchen?

Der Zettel, den ich geſtern fand, verſetzte Maria nach kurzem Beſinnen, wird mich hierin leiten. Es wird darin eines Raleigh Malcolm erwähnt, durch deſſen Vermittlung Lord James den Brief ſeines Bruders erhielt; ich will dieſen Mann aufſuchen, was in einer Stadt, wie Perth, nicht ſchwierig ſein wird, um von ihm die genaueren Nachrichten zu erhalten. Sollte Lord Brandon, wie ich faſt vermuthe, ſeinen Namen verändert haben, ſo wird mir Raleigh Malcolm doch zu ſagen wiſſen, wem er Sir Richards Schreiben zugeſtellt habe. Wir reiſen morgen nach Perth.

Ich beſchwöre dich, Maria, ſetze dich nicht nutzlos den größten Bedrängniſſen aus. Wenn du meine übrigen Rathſchläge verwirfſt, ſo befolge wenigſtens dieſen einen: geh nicht ſelbſt nach Perth, unterziehe dich nicht der quälenden Demüthigung, deinem Oheim unter die Augen zu treten. Thue, was du nicht laſſen kannſt, aber unternimm keinen

zu ſchwärmeriſchen Schritt. Schreib' an Lord Brandon und —

Nein, ich will ihn ſelbſt ſehen, ich will ihn auf den Knieen bitten, ſich meines Jammers zu erbarmen, ich will ihm ſagen, daß ich die Unthat, die an ihm begangen ward, verabſcheue, daß ich nicht eher Ruhe finden werde, als bis er wieder im Beſitz ſeines Eigenthums; daß ich, was er mir zuzuſichern geſonnen, als ein Geſchenk ſeiner Gnade betrachten werde, daß —

Und Arthur? fiel ihr Sophie warnend ins Wort.

Arthur wird mich auch dann lieben, wenn ich ihm keine Mitgift zu bieten habe; thäte er es nicht, ſo — — doch nein! ich kenne ihn und ſeine Treue.

Noch in derſelben Stunde erklärte Maria der Herzogin ihren Entſchluß, mit Mademoiſelle de Jumiège nach Brandon-Hall reiſen zu wollen. Es wäre unnöthig, das Staunen der unangenehm Ueberraſchten zu ſchildern, oder die Fragen und Einwürfe zu wiederholen, mit denen ſie das junge Mädchen beſtürmte. Auf alle ihre Ueberredungsverſuche entgegnete Maria nur, daß ſie eine unbezwingliche Sehnſucht fühle, ihr Stammſchloß kennen zu lernen, daß London in dieſem Augenblick menſchenleer und langweilig genug ſei, um Jeden,

den nicht unabweichliche Geschäfte festhielten, fortzuscheuchen und daß sich endlich ihre Reise mit den Forderungen des strengsten Anstands vertragen, da sie dieselbe in Begleitung ihrer Tante und des alten und bewährten Mr. Gainsby zu machen gedenke. Die Herzogin mußte sich wie früher Mademoiselle de Jumiège dem eisernen Willen Maria's beugen. Sie entließ ihren Liebling mit schwerem Herzen, doch durch die Hoffnung getröstet, daß Brandon-Hall's langweilige Einsamkeit die schöne Flüchtige bald nach Belfield-House zurücktreiben werde.

Statt sich aber, wie sie es vorgegeben hatte, nach Brandon-Hall zu begeben, lenkte Maria ihre Reise nach Perth. Kaum dort angelangt, fragte sie nach Raleigh Malcolm; man bezeichnete ihr ihn als den Chef eines Handlungshauses. Sie ließ ihn unverzüglich zu sich rufen. Der Name Brandon war ihm gänzlich unbekannt, doch auf Maria's fernere dringende Fragen theilte er ihr mit, daß er zu verschiedenen Zeiten von einem Londoner Banquier Summen für einen gewissen Master Lacyle erhalten habe, der in der Nähe von dem Ertrag eines kleinen Pachtgutes lebe. — Aus Gründen, die mir unbekannt sind, fügte er hinzu, hat Mr. Lacyle nie einen Schilling von jenen Gel-

dern annehmen wollen, und ich erhielt von ihm ſtets nur den Auftrag, Sie nach London an Mr. Grabley zurückzuſenden.

Maria wußte nun genug; James Brandon und Mr. Lacyle waren eine und dieſelbe Perſon. Sie ließ ſich, ohne ihr Geheimniß mit einem Blicke zu verrathen, von Malcolm den Wohnort des Lords genau bezeichnen, und trat noch an demſelben Tage die Wanderung dahin an.

Sie war allein; ihr Zartgefühl hatte ſie die Begleitung Sophiens ablehnen, und jeden Prunk in ihrer äußern Erſcheinung auf's ſorgfältigſte vermeiden laſſen. Ihre Bruſt hob ſich in ungleichen Athemzügen, Gluth und Bläſſe wechſelten auf ihrem Antlitz während des kurzen Wegs; alle ihre Gedanken beteten zu Gott um Stärke und Faſſung. Mit qualvoller Bangigkeit ſah ſie den Augenblick herannahen, wo ſie vor den Mann treten ſollte, der ſie um ihres Vaters willen haſſen mußte. Welchen Empfang hatte ſie zu erwarten? welche Aufnahme ſollte der Sühnung werden, die erſt jetzt geleiſtet wurde, nachdem Lord James Leben durch ſo viele Jahre mit Bitterkeit erfüllt worden war? O Gott! mein Gott! rief ſie mit halberſtickter Stimme, du weißt, daß ich mein Blut tropfenweiſe hingeben wollte, könnte ich damit jene

Frevelthat ungeschehen machen. Ich kann es nicht, kann nichts als Vergütung bieten. So stehe du mir bei, mein Haupt vom Fluche, den ich von meinem Vater ererbt, zu befreien! Hilf mir, das Herz meines Oheims zur Vergebung zu bewegen, laß mich rein hingehen durch diese Nacht von Schuld und Zorn und Schmerz. Als sie in die Nähe von Lord Brandon's Wohnsitz gekommen war, verließ sie den Wagen, um den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Es stürmte zu heftig in ihrem Innern, als daß sie nicht das Bedürfniß physischer Bewegung empfunden hätte. Die frische Luft spielte kühlend um ihre heiße Stirn; sie merkte es kaum. Mit raschen, aber unsichern Schritten näherte sie sich ihrem Ziele; wenige Augenblicke später stand sie vor Lord Brandon's Haus.

Es war ein dunkles, armseliges Gebäude, wie die meisten Pachthöfe des nördlichen Schottlands; nur der kleine Garten, der daran stieß, verrieth durch seine geschmackvolle Anlage und sorgliche Gepflegtheit das Walten eines an Schönheit und regelmäßige Formen gewohnten Auges. Vor der Thür saß ein junger Mann von auffallend schönen und edeln Zügen, dessen Gestalt, obwohl in die grobe Tracht der schottischen Land-

bewohner gehüllt, trotz der unscheinbaren Kleidung einen entschiedenen Ausdruck von Vornehmheit und Selbstgefühl an sich hatte. Seine rechte Hand hielt eine Flinte, seine linke ruhte nachlässig auf dem Kopf eines großen Jagdhundes, der, seinen Herrn mit klugem Blicke betrachtend, jede seiner Bewegungen zu beobachten schien. Als der junge Fremde Maria auf sich zuschreiten sah, stand er auf; seine Züge drückten Staunen und Befremden über den unerwarteten Besuch aus. Ihre Kniee wankten; in ohnmachtnaher Erschöpfung stützte sie sich an den Gartenhag und fragte kaum hörbar: Ist hier Mr. Lacyle's Wohnung? Sein Blick ruhte überrascht auf Maria wunderbarem Antlitz; ihre Schönheit, der königliche Adel ihrer Erscheinung wirkten mit voller Gewalt auf seine, eines solchen Anblicks ungewohnten Sinne. Erst nachdem Maria ihre Frage wiederholt hatte, versetzte er gleichsam mechanisch: Allerdings. Mr. Lacyle wohnt hier.

Kann ich ihn sprechen?

Mein Vater, versetzte Francis Brandon, denn der junge Fremde war kein Anderer, als der Sohn des unglücklichen Lord James, ist bereits seit längerer Zeit so krank, daß es ihm schwer werden dürfte, eine fremde Dame bei sich zu empfangen.

Darf ich Sie bitten, Miß, mich mit ihren Aufträgen an ihn zu beehren? Maria konnte kaum einen Schrei des Schmerzes unterdrücken, als sie erfuhr, — daß es ihr nächster Verwandter, der rechtmäßige Besitzer von Branden-Hall, der Sohn ihres schwergekränkten Oheims sei, der vor ihr stand. Jeffery hatte ihr wohl von einem Sohne Lord James gesprochen, aber in ihrer Aufregung hatte sie seiner beinahe vergessen, und sah sich nun mit der tiefsten Erschütterung ihm gegenüber. In ihrem Bedrängniß richtete sie den Blick fast flehend auf ihn; jetzt erst bemerkte sie die tadellose Regelmäßigkeit seiner Züge, aber auch zugleich den Ausdruck der Härte und des Stolzes, der in ihnen lag. Seine hohe, von nachtschwarzem Haar umschattete Stirn, seine schmalen Lippen, sein stark markirtes Kinn, diese Familienzüge der Brandons, ließen vermuthen, daß sich sein Herz eher brechen als beugen lassen würde. Dieser Brust mußten die Regungen sanfter Milde, diesem Auge mußten die Thränen fremd sein. Maria's Muth schwand; schmerzlich die Hände faltend, bat sie:

Lassen Sie mich mit Ihrem Vater sprechen.

Es thut mir leid, Miß, entgegnete Francis, Ihnen wiederholen zu müssen, daß er Sie nicht wird empfangen wollen. Geben Sie sich die

Mühe ins Haus zu treten, und sagen Sie mir, was —

Nein! fiel ihm Maria heftig ins Wort, ich muß mit Ihrem Vater selbst sprechen. Gehen Sie zu ihm, sagen Sie ihm, daß das Glück, ja die Ruhe eines ganzen Menschenlebens — nein! daß noch unendlich mehr davon abhängt, daß er mich höre. Wenn er sich dessen weigert, so machen Sie Ihren Einfluß auf ihn geltend; Sie sind sein Sohn, er wird Ihren Wunsch erfüllen, wenn er auch auf meine Bitten nicht achtet. Die Unterredung, die ich von ihm begehre, wird ihm Glück bringen, und mich von Verzweiflung retten. Bei Allem, was Ihnen heilig ist, gehen Sie.

Mit sichtlicher Betroffenheit betrachtete Francis die Flehende; sie fuhr mit ihren Beschwörungen fort, bis er sich ihrem Willen fügte. Er führte sie in ein Nebenzimmer und bat sie, dort auf ihn zu warten, bis er von seinem Vater zurückkehren werde.

Die Hände fest auf die schmerzenreiche Brust gepreßt, athem-, ja fast besinnungslos harrte sie seiner Rückkunft; eine lange Viertelstunde verfloß in dieser Qual. Endlich kam er und erwiederte Maria's bang fragenden Blicken mit einem bejahenden Nicken. Mein Vater vermuthet nach der dringenden Weise, mit der Sie ihn zu sprechen

verlangen, daß Sie ihm wichtige Mittheilungen zu machen haben und glaubt sich daher verpflichtet, Sie anzuhören. Darf ich Ihnen den Arm bieten, um Sie zu ihm zu führen?

Sie richtete sich mühsam empor und schwankte von Francis unterstützt aus dem Gemache.

Sie traten in Lord James Zimmer. In einer Ecke desselben lag er, bleich, abgezehrt, bis zum Unkenntlichen verändert auf seinem Krankenlager; doch wie zerstört auch sein Physisches sein mochte, so leuchtete aus seinen tiefliegenden Augen noch derselbe Geist unbeugsamen Hochmuths, der ihn zum echten Brandon stempelte. Bei Maria's Eintritt richtete er sich mühsam empor, grüßte sie mit einer leichten Neigung des Kopfes, und wies ihr einen Platz in seiner Nähe an, Maria sank mehr auf den Stuhl, als sie sich darauf niederließ; Francis entfernte sich; sie blieb mit ihrem Oheim allein.

Darf ich Sie fragen, Miß, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft? fragte Brandon nach einer kurzen Pause, während welcher er vergeblich ihre Anrede erwartet hatte.

Sie hatte sich sorgsam vorbereitet, hatte sich hundertmal wiederholt, was sie ihm sagen wolle, um ihn zu rühren, zu bewegen, um seinen Zorn zu mildern; doch jetzt in diesem dunkeln Augen-

blick, aus dem sich ihre ganze Zukunft entfalten sollte, war Alles vergessen und aus ihrem Gedächtniß verlöscht, nur nicht die zermalmende Erinnerung an die Schuld ihres Vaters, an das lange Leiden seines verrathenen Bruders. Sie glitt von dem Stuhl auf ihre Kniee und sich das Gesicht verhüllend, sagte sie mit erlöschender Stimme, als sei sie im Begriffe das Geständniß eines todeswürdigen Verbrechens abzulegen: Mein Oheim! ich heiße Maria Brandon. — Der Haß, die Empörung schienen Lord James halb erstorbenen Körper mit wilder Kraft zu beleben; seine Augen funkelten; ein dunkles Roth flog über seine bleichen, eingefallenen Wangen; sein Arm streckte sich gebieterisch aus. Hinaus! Hinaus! fort von mir! schrie er mit heiserer Stimme.

Maria erhob sich; sie hatte nur vor dem Kampfe zittern können, da er nun aber begonnen war, so kehrten Festigkeit und Muth in ihre Seele zurück. Hören Sie mich erst! sagte sie mit gewaltsam errungener Fassung; es gilt mehr als mein Leben, es gilt das Wohl der Brandons. Mein Vater ist todt, und auch mir wäre es besser in der dunkeln kalten Erde zu liegen, als das Bewußtsein der Unthat, mit der er sich geschändet, durch's ganze lange Leben herumzutragen. Ich weiß Alles, sei-

nen Verrath und Ihr Unglück. Mit gramverwirrtem Geist, mit brechendem Herzen bin ich hergekommen, um Sie zu beschwören, mich von dem fluchbedeckten Gute zu befreien. Nehmen Sie zurück, was Ihnen gebührt, und lassen Sie mir den Gedanken, daß Sie mein Opfer als hinreichende Sühnung betrachten.

Ein schmerzliches, höhnisches Lächeln spielte um Lord James Lippen; die Erinnerung an seine geliebte, hingemordete Helene, an die nachtfinstern Jahre, die er, allen Schrecken der Dürftigkeit und der Erniedrigung preisgegeben, verlebt hatte, umgaben seine Brust mit siebenfachem Erz. „Sühnung? Ersatz? entgegnete er bitter, das Herz meines Weibes hat der Gram gebrochen, Sir Richard's Schändlichkeit hat das Liebste, womit mich Gott gesegnet, ins Grab gebettet; sein Betrug hat mein Leben vergiftet, die warmen Triebe meiner Seele umeiset, die frischen Kräfte meiner Jugend gelähmt, mich von der Stufe, die mir gebührte, gestoßen, und mich dem Niedrigsten gleichgestellt. Sein Frevel hat meine Tage verkürzt, mich zum Greise gemacht; er hat mich auf dieses Schmerzenlager geworfen, und den Mord begonnen, den die Natur nun langsam vollführt. Wohlan! rufen Sie jene Todte aus ihrem Grabe zurück, verwischen Sie

aus meinem Gedächtniß die Erinnerung an jene Leiden, geben Sie mir Jugend, Gesundheit, Lebensmuth zurück, machen Sie mich mein Leben von neuem beginnen, geben Sie mir mit einem Wort Ersatz für Unersetzliches, und ich will sagen, die Schuld sei gesühnt.

Was in menschlicher Kraft steht, bin ich bereit zu thun, versetzte Maria. Ich kann nicht Todte erwecken, noch die Gegenwart zur Vergangenheit umzaubern; ich kann für Niemand einstehen als für mich. Glaube ich denn eine Handlung des Edelmuths zu begehen, indem ich Ihnen Ihr Eigenthum zurückerstatte? O Gott! wie käme es mir zu, Ihnen gegenüber die Großmüthige zu spielen? Ich will nur thun, was ich nicht lassen kann, ohne mich zu entehren. Ihre Bitterkeit verkündet mir nur zu deutlich, daß das Angedenken jenes nie ganz zu vergütenden Unrechts zu rachevoll in ihrer Seele lebt, als daß ich jemals hoffen dürfte, Sie zu versöhnen. Hassen Sie mich denn, fluchen Sie mir, aber weisen Sie mein Anerbieten nicht zurück. Ich werde Ihren Haß, Ihren Fluch ertragen können, wenn ich mir nur erst sagen werde dürfen, daß Sie mir dennoch Ihre Achtung nicht verweigern können. Vergessen Sie Ihres Zornes, um Ihrer Pflich-

ten als Familienhaupt zu gedenken. Sollen die Güter, die Ihr Eigenthum ſind, in fremde Hände übergehen? Dürfen Sie Ihren Sohn um ſein rechtmäßiges Erbe bringen. Muß es nicht Ihre erſte und heiligſte Sorge ſein, Ihren alten Namen zu neuem Glanz und neuer Herrlichkeit zu erheben? Die Mittel dazu biete ich Ihnen, und beſchwöre Sie bei dem Höchſten, zu handeln, wie es eines Brandon's würdig iſt, zu —

Eben weil ich weiß, was eines Brandons würdig iſt, weiſe ich Ihre Anerbietungen zurück, verſetzte Lord James geſammelt, aber mit feſt entſchiedenem Ton. Seien Sie ruhig, Miß, und glauben Sie mir, daß ich Sie nicht haſſe. Im erſten Augenblick konnte es mich überwältigen, die Tochter meines Todfeindes vor mir zu ſehen. Haß und gerechte Erbitterung, die ſich nur in dem Gegenſtand irrten, riß mich hin und ließen mich Ihnen einen Empfang bereiten, den Sie, wie es ſcheint, nicht verdienen. Nein, ich bin nicht ſo leidenſchaftlich, nicht ſo vernunftberaubt, um die Rechtlichkeit Ihrer Handlungsweiſe länger zu verkennen, ja es erquickt mich von Neuem, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Edelmuth und reine würdige Geſinnung ein unveräußerliches Erbgut unſerer Familie ſind, deren einziger,

verworfener Zweig Sir Richard war. Acht Jahrhunderte hindurch iſt dieſer Name ohne den Schatten eines Makels geblieben; da ſei Gott vor, daß ich ihn entehre. Und das würde geſchehen, wenn ich handelte, wie Sie's wünſchen. Ihnen ſind die Verhältniſſe unbekannt, ich aber kenne ſie und will ſie Ihnen erklären. Als Ihr Vater Brandon-Hall erſtand, that er es unter dem angenommenen Namen Hill; Niemand außer mir ahnte die Wahrheit, und ich konnte ſie nicht entdecken, wenn ich nicht die Schmach meiner Familie zu meinem perſönlichen Unglücke fügen wollte. Erſt nach mehreren Jahren trat er das Gut unter ſeinem wahren Namen an; er gab vor, es von Mr. Hill gekauft zu haben, und wenn ihn einzelne Stimmen nun auch anklagen mochten, nicht brüderlich an mir gehandelt zu haben, ſo konnte ihn doch Niemand der Schändlichkeit beſchuldigen, mein Unglück ſelbſt herbeigeführt zu haben. Wenn ich aber nun, nachdem man mich als Bettler fortziehen geſehen, als Herr und Gebieter nach Brandon-Hall zurückkäme, und die Güter, die nach allen menſchlichen Geſetzen Ihr unbeſtreitbares Erbe ſind, als ſchuldige Rückgabe von Ihnen empfinge; wenn Sie ſich Ihres Ranges und Titels als eines geraubten, unrechtmä-

ßigen Schmuckes begäben: müßte die Welt, deren Sinne zur Erforschung schlechter Thaten schärfer sind, als ihre Fassungskraft für Edles, nicht unverzüglich den Grund ihrer Entsagung, Ihres Aufgebens so glänzender Vortheile errathen? Sie denken, diese Umgestaltung unserer Verhältnisse werde unbemerkt und unbesprochen bleiben? Enttäuschen Sie sich! Der Name Brandon mag in Ihren Londoner Kreisen erst seit Kurzem Glanz und Berühmtheit erlangt haben; hier in Schottland ist er aber seit Jahrhunderten einer der ersten, erlauchtesten. Die ihn tragen, werden scharf beobachtet, streng gerichtet, und ihre Handlungen gehen nicht unbemerkt vorüber, wie die der Gemeinen. Der schottische Scharfsinn würde bald die Wahrheit errathen, und die öffentliche Verachtung würde den herzlosen Betrüger noch im Grabe ereilen; das darf nicht geschehen. Wohl gibt es keine Schmach und keinen Schimpf, den er nicht tausendmal verdient hätte; aber er hieß Brandon, darum ist seine Ehre die meinige, und obwohl ich ihn selbst im innersten Herzen verdamme und verwerfe, so würde ich, krank und sterbend wie ich bin, dennoch blutige Genugthuung von Jedem fordern, der meinen Bruder einer Niederträchtigkeit zu zeihen wagte. Sie kennen nun meinen Entschluß;

daß mein Sohn ihn völlig theilen wird, kann ich Ihnen mit meinem Worte verbürgen. Bleiben Sie im Beſitze von Brandon-Hall; wir wollen warten, bis uns Gottes Gericht zu unſerm Rechte verhilft.

Mein Oheim! rief Maria jammernd die Hände ringend, iſt Ihr Haß ſo gränzenlos, ſo unverſöhnlich, daß Sie nach meinem Tode verlangen? Denn nur durch ihn können Sie zu Ihrem Eigenthum gelangen, wenn ich es Ihnen nicht abtreten ſoll. Erbarmen Sie ſich meiner! Glauben Sie denn, daß nur in Ihrer Seele Gefühl für Recht und Unrecht lebt? Denken Sie, daß ich ſo elend, ſo verworfen ſei, mich eines Reichthums zu freuen, den ich als Raub erkennen muß, an dem das Blut jener unglücklichen Frau, an dem Ihr Fluch haftet? Soll ich mir ſagen: Das Brot, das dich nährt, das Gewand, das du trägſt, das Haus, das du bewohnſt, iſt deinem Oheim geſtohlen? Wie ein ſelbſt begangenes Verbrechen würde meines Vaters Sünde auf mir laſten, wenn ich ihre giftigen Früchte genießen ſollte. Und wenn meine Ruhe in ihren Augen für nichts gilt, ſo denken Sie an ſich, an Ihren Sohn. Soll die ältere Linie unſers Hauſes in ruhmloſer Dunkelheit erlöſchen?

Habe ich dieſen Gedanken gegen Sie ausgeſprochen? Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß wir auf die Zukunft hoffen? O, wir werden nicht vergeblich warten; denn das Gut des Ungerechten bleibt ſeinen Kindern nicht. Bis dahin wollen wir Geduld faſſen, und für den einſtigen Glanz indeſſen einen Namen bewahren.

O Gott! ſchluchzte Maria, wenn nur mein Tod dieſe Wirren ausgleichen kann, ſo nimm mich in dieſer Stunde zu Dir — nimm mich hinweg von dieſer Erde, wo ich kein Glück mehr zu hoffen habe.

Mit dieſem Schmerzensſchrei ſank ſie erſchöpft, vergehend zurück, der Stolz ihres Hauſes war zu vorherrſchend in ihr, als daß ſie nicht Lord James Befürchtung getheilt und ihres Vaters Entehrung nicht um jeden Preis hätte verhindern wollen. Und dennoch empfand ſie den tiefſten unüberwindlichſten Abſcheu vor dem Gedanken, mit einem Titel und mit Reichthümern zu prunken, von denen ſie nur zu wohl wußte, daß ſie ihr nicht gebührten. Es entſtand eine lange, ſchwere Pauſe; Maria ſchwieg aus überwältigender Erſchütterung, der Lord, weil ihn eine neue Idee beſchäftigte, von der er ſich einen möglichen Vergleich dieſer verſchiedenartigen Intereſſen verſprach. Sein Auge richtete ſich

feſt und prüfend, ja durchbohrend auf das Mädchen, als er mit ſtrengem Tone fragte:

Sie behaupten, zu jedem Opfer bereit zu ſein?

Zu jedem.

Auch zu einem ſolchen, was Ihre ganze Lebenslage völlig verändert?

Auch zu einem ſolchen, wie groß, wie überſchmerzlich es ſein möge.

Schwören Sie mir dieſes.

Ich ſchwöre es Ihnen bei Gott, bei der Gnade, die ich dereinſt von ihm zu finden hoffe. — Dann iſt ein Ausweg gefunden. Im Namen Ihres Schwures und Kraft meines Rechts als Oberhaupt unſerer Familie, gebiete ich Ihnen, die Gattin meines Sohnes zu werden. Maria richtete ſich langſam empor, ihr Blick war unſtät, ein ſeltſam grauenhaftes Lächeln ſpielte um ihre Lippen. Der Lord fuhr mit unerſchütterlicher Entſchiedenheit fort: Dieſe Ehe iſt das einzige Mittel, das uns zu unſerm Recht verhelfen kann, ohne unſere Ehre zu kränken. Francis kann von Ihnen als Mitgift erhalten, was Sie ihm auf keine Weiſe abtreten können, ohne das Andenken Ihres Vaters mit dem beſchimpfendſten Verdachte zu beflecken. Durch dieſe Heirath können die Beſitzthümer der jüngern Linie auf die ältere übergehen, ohne daß eine an-

klagende Stimme ſich dagegen erheben könnte. Andern Ausweg kenne ich nicht; iſt es Ihnen nun mit Ihrer Verſicherung Ernſt, ſo müſſen Sie dieſen einſchlagen.

Hören Sie mich! ſagte Maria, indem ſie ſich über den Kranken beugte und ihm mit ſtierem Blick in's Auge ſchaute, ich will Ihnen geben, was ich auf Erden beſitze: aber fordern Sie nicht, daß ich mir das Herz aus der Bruſt reiße, um es auf dem Altar Ihres Götzen zu opfern; ich will von hinnen ziehen, hilflos und arm, aber laſſen Sie mir meine Freiheit, das höchſte, unveräußerlichſte Gut. Das Herz, das Sie für Ihren Sohn fordern, iſt nicht mehr frei; ich bin die Braut eines Andern, und der Augenblick, der dieſes Bündniß löſte, würde zum ewig fortblutenden Riß durch mein ganzes Leben werden. Habe ich denn noch nicht genug gelitten, daß Sie mich mit einer Forderung erſchrecken, die ich nicht erfüllen kann? Wollen Sie mich zwingen —

Ich Sie zwingen? Wer ſpricht davon? Habe ich Sie aufgeſucht, um von Ihnen mein Eigenthum zu verlangen? habe ich Sie aufgefordert das Verbrechen Ihres Vaters zu ſühnen? habe ich durch irgend ein Mittel, ſei's Drohung oder Bitte, Ihre Handlungen nach meinem Vortheil

zu lenken gesucht? Wie kann hier von Zwang die Rede sein? Nein! Sie sind zu mir gekommen, Sie haben zu mir gefleht, Ihnen einen Ausweg aus diesem Labyrinth von Sünde und Unrecht zu bahnen; Sie haben mir geschworen, sich allen meinen Entscheidungen zu unterwerfen. Ich habe Ihnen den einzigen, möglichen Vergleich angedeutet; wenn Sie diesen nicht eingehen, Ihren Schwur nicht halten wollen, so kann mich dieß an Sir Richards Tochter nicht Wunder nehmen, aber mich dürfen Sie dann nicht anklagen. Ich habe Sie falsch beurtheilt; ich dachte, Sie seien eine echte Branden, eine jener starken Seelen, die das eigne Herz lächelnd zerdrücken, und das eigene Glück für nichts achten, wenn es gilt Recht zu thun, und die Ehre des Hauses zu wahren. Nein, Sie gehören nicht zu jenen großen Gemüthern, Sie wollen nur opfern, was Sie ohne Schmerz verlieren können, und Ihr Schwur darf Ihren Neigungen nicht widerstreben, wenn Sie ihn halten sollen. Gehen Sie, behalten Sie Ihre Güter, bringen Sie Branden-Hall einem Fremden als Mitgift zu; Sie mögen es ohne Sorge thun, denn Sie haben weder von mir, noch von meinem Sohn das Geringste zu befürchten. Wir wissen Beide zu gut,

was wir unſerm Namen ſchuldig ſind. Gehen Sie und erbauen Sie ſich an dem Gedanken, daß Sie Sir Richards würdige Tochter ſind.

Vernichtet, bewußtlos beugte ſich Maria unter der Laſt dieſer Worte, doch konnte ihr namenloſes Leiden den ſtarren Willen des Lords nicht erſchüttern. Seine Gewalt wuchs mit ihrer Schwäche; er malte ihr das Unrecht wie den Schmerz, den er erfahren, mit den ſchwärzeſten Farben aus; er zeigte ihr, wie das Geſchick ihrer Familie an einem Worte ihrer Lippen ſchwebe; er zermalmte ſie durch die Frage, ob ſie feig genug ſei, ihre perſönliche Zufriedenheit der Erfüllung ihrer heiligſten Pflichten vorzuziehen. So bedrängt, von allen Seiten umſtellt, dem Wahnſinn nahe gebracht, unterlag ſie in dem ſchweren Kampfe; kaum wiſſend, was ſie ſprach, gab ſie ihre Einwilligung. Kaum hatte ſie das entſcheidende Ja ausgeſprochen, ſo war ihr, als wichen in dieſem Augenblicke die Engel weinend von ihr, um ſie den dunkeln Mächten zu überliefern; doch ehe ſie ſich beſinnen konnte, hatte Lord James ihre Hand in die ſeines Sohnes gelegt und den feierlichen Spruch der Verlobung ausgeſprochen. Ihr Loos war entſchieden. Sie war die Braut des Mannes, den ſie erſt ſeit wenigen Stunden

kannte. Zwei Tage ſpäter ſchwankte ſie bleich und zerſtört, aber kalt und feſt, durch ein Machtwort ihres Geiſtes von allen Hoffnungen und Freuden auf ewig losgeriſſen, zum Altar, wo der Prieſter vergeblich, ja wie zum Hohne den Segen über ſie und Francis ausſprach. Lord James Willen gehorchend, begaben ſich die Neuvermählten unmittelbar nach der Trauung mit ihm nach Branden-Hall.

V.

Eine laue Frühlingsnacht war auf die Erde herabgeſunken; tauſend goldne Sterne waren am Himmel erglüht. Maria lehnte einſam und in tiefe Gedanken verſunken am Fenſter, ihr Blick glitt über die umſchleierte Gegend, und, als habe die Erde keinen Troſt für ſie, richtete ſie ihn dann, nicht flehend noch beſchwörend, ſondern fragend, ja fordernd gegen Himmel. Aber dort wie hier erblickte ſie nur die Leiche ihres hingemordeten Lebens. Große Schmerzen quellen durch ihre Bruſt; ihr Herz mußte ſeinem Kummer Worte geben oder brechen. Sie ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch und das müde Haupt mit der einen Hand ſtützend, während die andere raſch über das weiße Papier

hinflog, ſchrieb ſie folgende Zeilen an Mademoiſelle de Jumièges, die ſich einem längſt gethanen Gelübde zu Folge nach der Vermählung ihrer Nichte in ein franzöſiſches Kloſter zurückgezogen hatte:

Du haſt das Ziel erreicht, nachdem es dich längſt getrieben, du haſt das Gewühl verlaſſen, dem deine ſtille Tugend oft ein ſtummer Vorwurf dünken mochte, du biſt der Welt abgeſtorben, um dem Himmel zu leben. Und ich! O, auch ich ruhe, aber nur wie ein an allen Gliedern Gefeſſelter; auch ich bin einſam, doch einſamer als du, denn Gott iſt nicht mit mir. Ich bin nicht todt, ich lebe nicht, ſondern es iſt, als ob in meinem Innern ein Todter an einen Lebendigen gekettet wäre. O Sophie! warum haſt du mich verlaſſen? Deine Barke glitt ſo ruhig über ein ſpiegelgleiches Meer dahin, du hatteſt nicht Noth, alle irdiſchen Güter und Neigungen über Bord zu werfen, um in den Port zu gelangen, den du auch mit ihnen erreicht hätteſt. Es war dein Wille, du haſt ihn vollführt, du biſt glücklich. Dringt noch ein Seufzer bis zu Dir? Verſtehſt du noch die Sprache des Kummers? Weißt du noch, was es heißt, aus geheimen Wunden bluten, in einſamen Nächten verzweifeln? O, warum gehöre ich nicht zu den frommen gläubigen Gemüthern, die in jedem Schmerz, den ſie erfah-

ren, eine Anweiſung auf die Ewigkeit erblicken? Mir wäre beſſer, ich würde ſtill, ſanft, gottergeben dulden und nicht leiden. Aber ſo wie ich bin, dünkt mir mein Unglück ein Schimpf, den ich von dem übermächtigen Gegner, Schickſal, täglich erfahre; zorniger Haß durchſtrömt meine Seele und ſcheucht den letzten Troſt der Wehmuth weit von mir. Und gerade das Beſte in mir, die unverbrüchliche Wahrhaftigkeit gegen mich ſelbſt, bereitet mir ſelbſt die herbſten Qualen. Je mehr ich den innerſten Keim meines Herzens durchforſche, je mehr ich die Gründe prüfe, die mich bewegten, ein ſo ungeheures Opfer zu bringen, um ſo völliger entkleidet ſich meine That des verklärenden Schimmers, der erhebenden Größe, die ſie vor einem minder ſtrengen Blick zu haben ſcheint. Nein, ich habe mich nicht geopfert, um die Schuld meines Vaters zu ſühnen; was er gethan, hat er ſelbſt zu vertreten, und ich werde nie glauben, daß eine ſchlechte That durch das Unglück eines Schuldloſen geſühnt werden könne. Ich habe mich nicht geopfert, um Lord James den Kummer, womit ſein Leben vergiftet ward, zu vergüten; indem ich ihm jeden Erſatz, den ich ihm zu geben vermochte, anbot, hatte ich meine Pflicht gegen ihn erfüllt. Wenn er meinen Antrag verwarf, ſo war dieß ſeine Sache, nicht die meine.

Nicht Großmuth, nicht aufopfernde Ergebung entrangen mir jenes Opfer, als ich zuerſt in die Ehe mit Francis willigte; es geſchah in einem Augenblick, wo ich überraſcht, halb bewußtlos, vernichtet die willenloſe Sclavin meines Oheims war. Als ich meine Beſtimmung wieder erlangte, war mein Wort bereits gegeben, und mir ward es leichter, mein Herz, als meinen Schwur zu brechen. Andere würden dieß groß und erhaben nennen, ich aber bin nicht gewohnt mir etwas vorzuſchmeicheln und vorzulügen, darum ſage ich jetzt: meine Treue im Zuhalten der einmal eingegangenen Verpflichtung war Stolz, nicht Großmuth. Je tiefer mein Vater geſunken war, um ſo höher wollte ich mich erheben; je dunkler ſein Beginnen, um ſo reiner ſollten meine Thaten ſein. O, ich fühlte den Geiſt der Brandons über mich kommen; das Schickſal meines Hauſes ward in meine Hand gegeben; ich wollte den alten Glanz erneuen, die Zukunft des erlauchten Stammes ſichern, und ſollte auch mein eignes Glück darüber zu Grunde gehen. Nein, ich habe mich keinem Menſchen geopfert, ſondern einem Namen, einer Idee, dem allmächtigen Worte Familienehre.

O, wenn ich die Säle von Branden-Hall durchſchreite, wenn Erinnerungen an frohere Tage

blitzähnlich meine tiefe Nacht zerreiſſen, wenn meine Seele ſchwächer wird, und leiſe fragt, warum ich ſo ſchonungslos gegen mich ſelbſt verfahren, da blicke ich auf die Bilder meiner Ahnen, und ſie antworten auf meine Frage; ſie verſtehen mich, ſie blicken auf mich, als auf ihre echte Tochter und mitten in meinem Schmerze empfinde ich, daß wenn die Vergangenheit zur Gegenwart werden ſollte, ich jetzt wieder handeln würde, wie ich es damals that.

Oft ſehne ich mich innigſt nach dir. Wenn ich's aber recht erwäge, ſcheint mir's faſt beſſer, daß du nicht hier biſt; deine Gegenwart würde mich zu weich ſtimmen, dein ſanftes Mitgefühl würde mich in Mitleid mit mir ſelbſt vergehen machen, und ich muß trachten kalt und hart zu bleiben, wenn ich nicht untergehen ſoll. Mein Herz iſt voll heißer Thränen; dein gutgemeintes Tröſten würde dieſen einen Ausweg bahnen, und meine letzte Kraft entſtrömte mit ihnen. Ich brauche Einſamkeit, und die finde ich denn auch im reichlichſten Maße. Francis iſt ſeit dem Tode ſeines Vaters faſt beſtändig abweſend. Er hat mich unter dem Vorwand verlaſſen, unſre Güter in England bereiſen zu wollen; doch der eigentliche Grund ſeiner Entfernung dürfte wohl das Mißbehagen ſein, das er in meiner Nähe empfindet.

Dieſelben Gründe, die mich dazu vermochten, ſeine Gattin zu werden, haben auch ihn bewogen, mein Opfer anzunehmen. Er wußte recht wohl, daß dieſes Bündniß nicht zu ſeinem Glücke gereichen werde, aber er gedachte ſeines Namens und der Pflichten, die ihm dieſer auferlegte, und reichte mir mit kalter Entſchloſſenheit die Hand. Ueberdieß gehorchte er damit dem Befehl ſeines Vaters, für den er ſtets in tiefſter Ehrfurcht die willenloſeſte Ergebung an den Tag legte; ſein Verhältniß zu Lord James war nicht blos das eines zärtlichen Sohnes, ſondern es glich beinahe feudaliſtiſcher-Unterwerfung. Wäre es ihm möglich geweſen, ſeiner Sohnespflicht zu vergeſſen, ſo hätte er es doch gewiß nie vermocht, ſeiner Lehenspflicht gegen den Lord von Brauden untreu zu werden, und —

Der ſchmerzlich ſüße, lang gehaltne Ton einer Flöte drang leiſe und klagend durch das offne Fenſter; Maria wandte das Haupt erbleichend der Gegend zu, woher der Schall kam. Die Töne verbanden ſich und wurden zum wortloſen Gedicht; bald erkannte Maria das klagende irländiſche Lied, das ſie den verlornen Geliebten oft hatte ſpielen gehört. Sie warf die Feder weit von ſich und ſtürzte an's Fenſter. Unten gewahrte

ſie eine hohe, edle Geſtalt, die vom vollen Mondglanz beſtrahlt, das Antlitz, in dem ſich ein unvergänglicher Schmerz ſpiegelte, flehend emporgewandt hielt. Arthur! rief ſie mit vergehender Stimme und ſank betend und verzweifelnd auf die Kniee.

VI.

Der nächſte Abend fand Maria nicht wieder in ihrem Labyrinth; unvermögend bei den gewaltſam erſchütternden Ahnungen, die ſie durchbebten, in phyſiſcher Unthätigkeit zu verharren, hatte ſie ihr Pferd ſatteln laſſen und war, von einem einzigen Diener gefolgt, hinausgeſprengt, um ſich Ruhe zu erjagen. Bei dem raſchen Ritte geſchah es, daß das Pferd ihres nacheilenden Begleiters über eine Wurzel ſtrauchelte und ſich ſo bedeutend verletzte, daß es den Weg bis zum Schloſſe nicht zurücklegen konnte. Maria befahl dem Reitknecht bei dem verwundeten Thiere zu bleiben, bis ſie Leute ſchicken würde, und trat dann bei ſinkendem Abendlichte den Rückweg nach Brandon-Hall an. In troſtloſe Gedanken verſunken, tauſend frevelhafte Wünſche, die in ihrem Buſen emporloderten, vergeblich bekämpfend, ließ ſie

achtlos die Zügel aus ihrer Hand gleiten. Ihr Pferd, von dem frühern wilden Rennen erschöpft, machte sich ihre Zerstreutheit zu Nutzen, und ging in langsamem Schritt, bis es durch die aus dem Gebüsche plötzlich auftauchende Gestalt eines Mannes, der mit dem lauten, schmerzlichen Ruf: „Endlich! endlich!“ auf Maria zustürzte, erschreckt, sich hoch emporbäumte. Maria aus ihren Träumereien aufgestört, vermochte nicht das edle Thier zu bändigen, sie verlor das Gleichgewicht und stürzte vom Pferd herab in Arthur's ausgebreitete Arme.

In ungetrübter fühlloser Klarheit blickten die Sterne auf diese beiden unglücklichen Menschen. Arthur hatte die halbohnmächtige Geliebte zu sich auf den Rasen gezogen; ihr schönes, bleiches Haupt lag an seiner Brust, ihre kalten Hände bebten in den seinen. Sie blieben lange ohne zu sprechen.

Maria! begann Arthur endlich.

Stille, stille! rief sie mit Martyrinnigkeit, laß mich sterben, laß mich jetzt sterben, fuhr sie fort, mit himmelstürmendem Ausdrucke das Haupt gen Himmel wendend.

So leidest du, wie ich? So hat dein Treubruch mich und dich elend gemacht? So hast du deinen Schwur nicht lächelnd gebrochen? Maria,

ich bin hergekommen, um dein Gewissen an die Hoffnungen zu mahnen, mit denen du mich verlocket; ich wollte dich fragen, ob deine neue Liebe meines Jammers werth sei, ob du so glücklich geworden, wie du mich unglücklich gemacht. Ich glaubte eine Stolze, Uebermüthige, Vergessenheitselige zu finden, und statt dessen finde ich ein banges, gequältes Weib, das vor meinem Wort zusammenbricht und vor meinem Blicke in heißen Thränen vergeht. O Maria, warum hast du mich verlassen, wenn wir Beide dadurch elend werden sollten?

Maria war aufgestanden. Sie hatte seine Fragen kaum vernommen. Arthur, sagte sie, sich auf seinen Arm stützend, wenn du mich noch liebst, so tödte mich. Soll nach diesem Abend noch ein Tag kommen, und tausend andre Tage, von denen mir keiner mehr eine einzige Freude bringen kann? Soll das Herz, das unter dem heiligenden Blitzstrahl dieser Minute gebebt, noch von andern Empfindungen entweiht werden? O Jammer! o unermeßliche Schmach! Mein ganzes Dasein ist eine große, elende Lüge, denn ich liebe dich, und bin das Weib eines Andern.

Du liebst mich? rief Arthur mit trunkenem Entzücken, die schöne geknickte Gestalt an sich pres-

ſend, du liebſt mich? So hat mich meine Ahnung nicht betrogen, daß eine fremde Macht und nicht dein eigener Wille dich mir entriß? Maria! Du liebſt mich? Ja, dieſer Gedanke war es, der als zaubergewaltiger Arzt an meinem Schmerzenslager ſtand, der mich an den Pforten des Todes vorüberleitete, der mich gebieteriſch, wie ein göttliches Gebot hieher zu deinen Füßen führte. Du biſt mir unverloren. —

Ich bin Lord Francis Weib! ſchrie ſie verzweifelnd, gleichſam jetzt erſt zum wahren Bewußtſein ihrer Lage gelangend.

Sein Weib! wiederholte Arthur dumpf; er trat einen Schritt zurück, und ließ die Arme kraftlos ſinken. O Gott, ich wußt' es ja, warum zermalmt mich dieſes Wort, wie eine ungeahnte Schmerzenspeſt? Hab' ich dich denn nicht, wüthend und verzweifelnd, im Geiſte tauſendmal in des Verhaßten Armen geſehen? Hab' ich nicht in wilder Raſerei eure Küſſe gezählt? Habe ich mir nicht in gräßlicher Selbſtqual die Entzückungen ausgemalt, die —

Halt ein — halt ein!

Nein, du biſt ſein Weib nicht! Ein leerer Spruch hat dich an ihn gefeſſelt; ein dunkles Verhängniß, das ich erforſchen will und werde,

hat dich in ſeine Macht gegeben; er konnte deinen Leib entweihen, aber deine Seele hat er nie beſeſſen. Sie iſt mein, unentreißbar mein. Maria! dein Herz iſt wahrhaft, wie die Gottheit; zwinge es nicht zu einer ewigen Lüge. Habe den Muth, dem Bedürfniß deiner Seele gemäß zu wählen, dich von einem Manne loszuſagen. Erkläre mir, durch welche argliſtigen Künſte es ihm gelang, dich zu bethören, dich —

Nein, Arthur, unterbrach ſie ihn tief traurig, er hat ſich keiner argliſtigen Künſte bedient; unſre Verbindung war und iſt ihm drückend, wie mir ſelbſt; mit Widerwillen ergriff er die Hand, die ihm widerſtrebend dargeboten ward. Uns Beide zwang das Verhängniß, wir leiden beide für fremde Schuld, wir opferten uns Beide einer ſtrengen Pflicht. Was uns an dieſe Kette ſchmiedete, darf ich ſelbſt dir nicht ſagen; dieß Geheimniß wird auf meiner Bruſt laſten, bis es durch ſeine Schwere mein Herz in die Erde hinabziehen wird. Frage mich nicht, denn ich könnte dir nicht antworten. Laß uns jetzt ſcheiden. Wir wollen ſuchen, die Vergangenheit zu vergeſſen, denn ihrer zu gedenken, müßte uns raſen machen. Und doch! doch! O Gott, warum mußten wir uns je finden, wenn wir uns auf ewig verlieren ſollten?

Blick dort hin! verſetzte Arthur mit der Hand auf das Meer deutend, das vor ihren Blicken in ſtummer Majeſtät da lag. Wie eine müde Seele die Erde verläßt und auf dunklen Wogen hinſchwimmt zum Jenſeitsſtrande, um dort Seeligkeit zu ſuchen, ſo verlaſſe du dieſes Land und eile mit mir zu einer fernen Stätte. Wir können noch Beide glücklich werden, habe nur den Muth dazu —

Ich werde nie den Muth haben, eine Feigheit zu begehen, entgegnete ſie, und ſchmerzlicher Stolz überflog ihre Züge. Ich werde den Namen des Mannes, der mir ſeine Ehre anvertraute, nie beſchimpfen. Eher wollte ich mein Herz durchbohren, als zugeben, daß es mich zu einer Handlung hinreiße, die ich für verwerflich erkenne; eher wollte ich an der Freudenquelle dürſtend verſchmachten, als den ſüßeſten Trunk daraus mit meiner Entehrung bezahlen.

Du wirſt erliegen!

Was man nicht überleben kann, daran ſtirbt man; der Gefangene darf ſich den Kopf an den Wänden ſeines Kerkers zerſchmettern, aber er darf ihn nicht heimlich verlaſſen, wenn er ſein Wort gegeben, nicht zu entfliehen. Und doch — Was iſt das? unterbrach ſie ſich plötzlich aufhorchend.

Die Stille des Abends ward durch ein Geräuſch

unterbrochen; bald war das raſche Hinanrollen eines Wagens deutlich zu unterſcheiden.

Fort! fort! ſagte Maria leiſe und dringend, man kommt! Verlaß mich!

Werd' ich dich wiederſehen?

Vielleicht in der Ewigkeit.

Dann ſoll es meine Sorge ſein, mich deiner auch für das Hier zu verſichern, rief er mit ungeſtümer Heftigkeit, ſie gewaltſam zurückhaltend. Du kommſt nicht von dieſer Stelle, ehe du mir verſprichſt, morgen um dieſe Stunde hier zu ſein.

Ein Blick des Befremdens, ja faſt der Verachtung fiel aus Maria's Augen auf den ſchonungsloſen Dränger. O wie ſchön ſteht es einem Mann, ſagte ſie bitter, einem ſchwachen, unglücklichen Weib zu drohen!

Spreche ich zu dir, wie zu einem Weib? Du biſt mein Schickſal, mein Glück, mein Licht, meine Freiheit, und außer dir gibt es nichts als Elend und Jammer und Finſterniß. Du biſt mein Leben, darum will ich dich mir mit allen Lebenskräften bewahren.

In dieſem Augenblick ward ein Wagen auf der nahen Anhöhe ſichtbar.

Um der ewigen Barmherzigkeit willen, laß mich! ſchrie Maria verzweifelnd.

So kommst du morgen?

Ja, sagte sie dumpf, kaum hörbar.

Ich traue deinem Wort, versetzte Arthur. Mit rascher Behendigkeit hob er sie auf ihr Pferd, das indessen auf der üppigen Weide gegrast hatte, und verlor sich, indem er sie nochmals beschwörend an ihr Versprechen mahnte, in das nahe Gebüsch.

Maria zitterte an allen Gliedern. Kaum war ihr genug Kraft und Besinnung geblieben, um sich im Sattel zu halten. Sie trieb ihr Pferd zur Eile an, doch bald hatte sie der leichte Wagen erreicht, und in dem Augenblick, wo sie auf die Seite biegen sollte, ward sie von einer bekannten Stimme angeredet, die mit dem Ausdruck unzufriedenen Staunens fragte: Sieh' ich recht? Lady Branden zu dieser Stunde allein auf öffentlicher Straße?

Es war Lord Francis, der von einem mehrtägigen Ausflug zurückkehrte. Banger Schrecken durchflog Maria bei dem Gedanken, er könne Arthur bemerkt haben, was bei der mondhellen Nacht wohl zu befürchten war. Sie bemühte sich seinen möglichen Argwohn dadurch zu entfernen, daß sie trotz des wilden Sturmes in ihrer Brust, aus ihren Zügen, wie aus ihrer Stimme jede

Spur von innerer Bewegung verbannte. Sie beſaß Selbſtbeherrſchung genug, um ihm ſcheinbar ruhig zu erzählen, aus welchem Grunde ſie ihren Groom hatte zurücklaſſen müſſen.

Lord Francis hörte ihr mit finſterem Ernſt zu. Als ſie mit ihrem Bericht zu Ende war, verſetzte er: das iſt in der That ein ſehr unglücklicher Zufall, um deſſentwillen ich Sie wirklich bedaure. Doch erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie eine üble Stunde für Ihren Spazierritt gewählt haben. Nach Ihrer Bläſſe zu urtheilen, muß Ihnen die Abendluft geradezu ſchädlich ſein. Ich denke, es wäre am beſten, wenn Sie den Reſt des Weges mit mir im Wagen zurücklegten und Ihr Pferd John übergeben.

Maria gehorchte dieſem in Form eines Rathes ausgeſprochenen Befehl. Sie verbarg ihr losgegangenes Haar unter dem Reithut, zog den grünen Schleier vor's Geſicht, und lehnte ſich in eine Ecke des Wagens. Nach einigen Fragen, die ſie, gleichſam um ihre Unbefangenheit zu beweiſen, an Francis that, und welche dieſer mit kalter Höflichkeit beantwortete, ſchwiegen Beide, bis ſie im Schloßhof von Brandon-Hall abſtiegen.

Statt ſich, wie er es gewöhnlich that, ſogleich in ſein Appartement zurückzuziehen, folgte Francis

dießmal seiner Gemahlin in ihr Cabinet. Ihr Herz klopfte fast hörbar; es ward ihr immer gewisser, daß der heutige Abend unverlöschliche Spuren in ihrem Leben zurücklassen werde. Um ihre ängstliche Verwirrung zu verbergen, ergriff sie ein Album, das auf dem Tische lag, und durchblätterte es, während Francis mit raschen Schritten in dem kleinen Zimmer auf- und niederging. Endlich blieb er vor ihr stehen und sagte streng, ja gebieterisch: Legen Sie Ihr Buch weg, ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Entschuldigen Sie, erwiederte Maria mit gereiztem Stolz, ich bin es nicht gewöhnt, herrische Befehle zu vernehmen, und trotz meiner Jugend bin ich doch schon zu alt, um diese Gewohnheit noch anzunehmen. Ich werde mit Vergnügen hören, was Sie mir mitzutheilen haben, doch wünsche ich, es möge in einem Tone geschehen, der sich besser für mich ziemt.

Francis setzte sich ihr gegenüber. Sein Blick ruhte durchbohrend auf der bangen, aber äußerlich völlig gefaßten Frau. Wer war der Mann, fragte er langsam, mit dem Sie sprachen?

Wann? wo?

Heute Abend, am Strande, am Fuße von Croeß-Mountain?

Maria ſah ihre ſchlimmſten Befürchtungen verwirklicht; ſie fuhr mit der Hand auf die Stirn, als empfinde ſie dort einen ſtechenden Schmerz. Doch dieſen unwillkürlichen Geberden ſchnell das Anſehen des Nachſinnens verleihend, ſagte ſie ruhig: Es war einer Ihrer Pächter, den der Zufall vorbeiführte, als ich eben meine Gerte verloren hatte; er hob ſie auf und gab ſie mir zurück. Mein Geſpräch mit ihm beſchränkte ſich auf ein paar dankende Worte, die ich ihm ſagte.

Warum ergriff er beinahe die Flucht, als ſich mein Wagen näherte?

Sie trauen mir wirklich ungewöhnlichen Scharfſinn zu, wenn Sie glauben, ich verſtehe mich darauf zu errathen, warum ein mir gänzlich Fremder dieß oder jenes thut. — Francis ſchwieg. Nach einer Pauſe ſtand er auf, ſetzte ſich dicht neben ſie, faßte ihre beiden Hände und ſagte mit einer Stimme, in der die verſchiedenartigſten Gefühle zuſammenklangen: Maria, ſo wie wir uns gegenüber ſtehen, darf ich Ihnen nicht von Liebe ſprechen, und eben ſo wenig hoffen, je Ihre Neigung zu gewinnen. Sie wiſſen, was uns zuſammenſchmiedete, Sie wiſſen, daß unſer Ja am Altar ein Lebwohl an jede Lebensfreude war. Auf Ihr Herz habe ich nicht das mindeſte Recht, aber das größte, unum-

ſchränkteſte über Ihre Handlungen. Ihre Kälte, Ihre Fremdheit habe ich ohne Murren ertragen, ja ich ſchätzte ſie um der Offenheit willen, mit der Sie mir in Ihre Seele blicken ließen. Ich traute Ihnen, weil Sie kein Gefühl heuchelten, das Ihnen fremd war. Nie hätten Sie darüber einen Vorwurf von mir vernommen. Ich bin der Thor nicht, der Liebe zu erzwingen hofft, oder der ſchmeichelnde Lügen einer bittern Wahrheit vorzieht. Wenn ich unſer gegenſeitiges Verhältniß jetzt zur Sprache bringe, ſo geſchieht es, weil Sie einen Verdacht auf ſich geladen haben, von dem Sie ſich reinigen müſſen. Ich fordere Sie auf, mir zu ſagen, wer jener Fremde war. Sie können mir nicht zumuthen, zu glauben, daß jene Begegnung ſo zufällig, ſo gleichgiltig geweſen ſei. Ihre Bläſſe, Ihre Verſtörtheit bewieſen nur zu deutlich das Gegentheil. Es ſei fern von mir zu denken, daß irgend ein ſchimpflicher Beweggrund Sie geleitet habe; aber wie auch die Löſung dieſes dunkeln Räthſels lauten möge, Sie dürfen mir ſie nicht verheimlichen. Maria! ſagen Sie mir die Wahrheit. Er preßte ihre Hände leidenſchaftlich an ſeine Bruſt; ſein dunkel glühendes Auge drang bis in die Tiefe ihres Herzens. Zum erſten Mal hatte Maria ihn mit ſolcher Innigkeit ſprechen gehört,

zum ersten Mal hatte sein stolzes Gemüth die Hüllen von sich geworfen. Sie blickte ihn betroffen an; die hohe Schönheit seiner Züge hatte durch die tiefe Bewegung, die sein Inneres erschütterte, neuen Glanz erhalten. Alles Strenge, Finstere war aus seinem Antlitz verschwunden; er glich einem flehenden Gott. Kaum konnte sie glauben, daß dieß derselbe Mensch sei, mit dem sie seit Monaten gelebt hatte, ohne ihn mehr zu beachten als den Gleichgiltigsten aus ihrer Umgebung. Sie vergaß ihrer Angst und ihres Unglücks. Wie von einem Zauber berührt, blickte sie unverwandt in dieß edle, großartige Antlitz, aus dem eine lang bezwungene und verheimlichte, aber nun nicht mehr zu bezwingende Liebe strahlte. Ja! dieser fragende, beschwörende Blick, diese flehend empor gehobenen Hände, dieß wilde Wogen der stolzen Brust waren stumme Schwüre der heißesten Leidenschaft. Gleich einem Blitzstrahl durchzuckte es Maria's ganzes Wesen.

Der erste Traum ihres Herzens entschwand; ihre Seele rang sich von einer früher so lieblichen und jetzt so bittern Täuschung plötzlich los; sie erkannte ihre Neigung für Arthur für das was sie wirklich war: für den Irrthum eines jugendlich unerfahrnen Herzens, das die Sehnsucht nach

Liebe für Liebe selbst genommen hatte. Sein Geist war dem ihrigen zu untergeordnet, die Ueberlegenheit ihres Charakters über den seinigen zu unverkennbar, als daß sie ihn jemals wahrhaft geliebt hätte. Seine Sanftmuth, seine Weichheit, seine grenzenlose Ergebenheit für sie hatten sie gerührt, und sie hatte diese Rührung, das innige Wohlwollen, das sie für ihn empfand, mit Liebe verwechselt. Der Umstand, daß Arthur sie nach kurzem Zusammenleben hatte verlassen müssen, daß eine feindliche Macht dann auf ewig trennend zwischen ihn und sie getreten war, hatte mächtig beigetragen, ihren Irrthum zu verlängern; die Entfernung und noch mehr der Gedanke ihn für stets verloren zu haben, hatten sein Bild in Maria's Augen mit einer Glorie umgeben, die er in der Wirklichkeit nicht besaß. Francis Kälte, das Vereinzelte ihrer Lage, ihre Unzufriedenheit mit der Gegenwart hatten sie der Vergangenheit und Arthurs schwärmerischer Zärtlichkeit schmerzlich gedenken gemacht; doch sein Erscheinen hatte sie nur darum so tief erschüttert, weil es ihr die Jugendzeit mit all ihrem versunkenen Glück mit einem Ruck vor's Auge gebracht hatte. Die Thränen, die sie seinetwegen zu vergießen geglaubt hatte, waren nur ihrem eigenen Schicksal geflossen; die Leidenschaft,

die in ihrem Busen loderte, galt nicht ihm, sondern dem Ideal, das sie in ihm verkörpert zu sehen wähnte. Doch konnte diese Täuschung nur so lange währen, bis sich ihr eine Seele zeigte, die sie als ihres Gleichen anerkennen mußte. Was auch dagegen gesagt werden mag: das Weib liebt immer nur den, der es beherrscht, und wo es nicht bewundern kann, liebt es auch nicht. Ein Augenblick hatte gethan, was Monate nicht vermocht hatten; um einen Menschen kennen zu lernen, braucht man nur Momente, nicht Jahre. Sie hatte das Gemüth gefunden, das kühn, stolz, gewaltig wie ihr eigenes und befähigt war, ihr einen Weg um seine Sonne vorzuschreiben; sie hatte die Seele gefunden, die gleich der ihrigen das Glück lieber entbehren, als es erbetteln wollte. Und diese hohe Gestalt, die ihr mit einem Zauberschlag eine neue Welt erschloß, war ihr Gatte.

Sie war in tiefer Bewegung verstummt. Francis, weit entfernt zu ahnen, was in ihr verging, nahm ihr Schweigen für Trotz.

Sein Stolz empörte sich dagegen, Worte der tiefsten Innigkeit an sie verschwendet zu haben. Er ließ ihre Hände los und fragte kalt und scharf: Scheint Ihnen meine Frage nicht einmal einer Antwort werth?

Wie ein Dolch senkte sich dieser Ton in die Brust der unglücklichen Frau. Es war ihr im ersten Augenblick, als müsse sie sich zu Francis Füßen werfen, und ihm Alles gestehen; doch plötzlich gedachte sie Arthur's und der Gefahr, in die ihn ihr Bekenntniß bringen würde. Ein blutiger Ausgang schien ihr unvermeidlich, und wie dieser sich auch gestalten mochte, so stand ihr ein Leben voll Schmach oder Schmerz bevor. Sie glaubte es Arthur und sich selbst schuldig zu sein, sein Geheimniß zu bewahren. Vielleicht war es mehr, als dieß Alles — ein Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft ablegte, das sie abhielt, sich zu einer Mittheilung zu entschließen, die ihr Francis Herz auf immer rauben konnte. Sie zwang sich zur Lüge und versetzte mit gesenktem Blicke: Ich habe Ihnen bereits die Wahrheit gesagt. Wenn Sie diese nicht wollen gelten lassen, so ist's um so schlimmer für uns Beide. Ich bin sehr elend!" Ihre Stimme ging in ein leises Weinen über; Francis überrascht und betroffen, die Frau, die bisher so kalt und schroff neben ihm gestanden war, in diesem Zustande zu sehen, und da ein warmes weiches Gemüth zu finden, wo er nur Hochmuth und Stolz vermuthet hat, vergaß seine Zweifel; er konnte seinen Empfin-

dungen nicht länger gebieten, seine flammenheiße Liebe brach unaufhaltsam hervor. Er preßte Maria fest an sich, und Jedes las in dem Auge des andern einen heiligen Schwur, eine seligkeitbange Frage. Maria! sagte er leise und seine Lippen berührten ihre Stirn. — Da tauchte vor ihrem Gedächtniß das Bild des unglücklichen Arthur auf, der vielleicht in diesem Augenblick die herbsten Schmerzen um sie litt, und der Kuß ihres Gatten schien ihr ein Treubuch, sowohl an ihm als an Arthur begangen. Das Bewußtsein, zu der unwillkürlichen Täuschung, durch welches sie ein hoffendes Gemüth um seine Ruhe betrogen, eine wissentliche Lüge gegen Francis gefügt zu haben, fiel mit erdrückender Schwere auf ihre Brust. Sie empfand den tiefsten, quälendsten Abscheu vor sich selbst. Kaum wissend, was sie that, rang sie sich mit einer Geberde des Entsetzens aus Francis Armen los, und indem sie die Hände abwehrend ausstreckte, stammelte sie: nein! o nein! Francis stürzte aus dem Zimmer und während er an allem Glück verzweifelte, und seiner Leichtgläubigkeit fluchte, die ihm da ein Herz hatte hoffen lassen, wo nur ein kalter Stein lag, schluchzte Maria unter heißen Thränen: O Gott! was kann den Abgrund ausfüllen, der uns von einander trennt?

VI.

So war der entscheidende Moment vorübergegangen. Statt, wie er es vermocht hätte, eine Vereinigung herbeizuführen, hatte er nur eine größere, hoffnungslosere Entfremdung bewirkt. Der nächste Tag unterschied sich in nichts von seinen Vorgängern; kein Blick, kein Wort mahnte an das erschütternde Drama des vorigen Abends, nicht die leiseste Andeutung verrieth den Sturm, der in der Brust der beiden Gatten raste. Keinem von ihnen war Weichheit und Demuth genug beigegeben, um ein Wort der Versöhnung oder der Reue auszusprechen. Maria's erstes Erscheinen hatte in Francis Seele die flammendste Leidenschaft geweckt; aber er wähnte sich von ihr gefaßt, und hätte es nie über sich gewinnen können, ihr sein blutendes, vergehendes Herz zu zeigen. Sein kaltes, strenges Benehmen hatte Maria mit Gewißheit glauben gemacht, daß sie ihm völlig gleichgültig sei, und daß ihm nur der Befehl seines Vaters dazu vermocht habe, ihr seine Hand zu reichen. So hatte sie mit ihm gelebt, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, bis ihr an jenem Abend die Erkenntniß seines Werthes und seiner Liebe zu ihr plötzlich aufgegangen war. In einem jenen

unbegreiflichen Uebergang, durch welchen ſich der Menſchengeiſt von einem Glaubenſyſteme zum andern, vom wildeſten Rachegefühl zur verklärenden Vergebung ſchwingt, hatte ſich ihr Herz mit einem Mal von ſeinem frühern Irrthum losgeriſſen und mit ſeiner vollen Kraft dem Langverkannten zugewendet. Entzückt und erſchreckt, wie von einer göttlichen Erſcheinung, wagte ſie es kaum den Blick zu Francis emporzuheben; ihr früheres Sein ward ihr unerklärlich. Sie hätte ihm Alles geſtehen mögen, ihre Liebe zu ihm, das dunkle Band, das ſie noch an Arthur knüpfte; doch plötzlich ergriff ſie mit kalter Hand die Beſorgniß, ſich dennoch geirrt und eine vorübergehende Aufregung für wahre Neigung genommen zu haben. Ihr Stolz empörte ſich vor dem Gedanken, ein Geſtändniß abzulegen, das vielleicht mit kaltem Hohn zurückgewieſen würde, ſich vor dem Manne zu erniedrigen, der ſich an ihrer Erniedrigung vielleicht weiden konnte. Sie ſchwieg, und wollte lieber Schmerz als Schmach ertragen.

Mit Schrecken gedachte ſie Arthur's und der Zuſammenkunft, die er von ihr gefordert hatte, doch hielt ſie ſich nicht für verbunden, ein Verſprechen, das mit ihren Pflichten im ſchärfſten Widerſpruch ſtand, und das ihr überdieß mit Gewalt ab-

gezwungen worden war, zu erfüllen. Sie empfand tiefes, herzzerreißendes Mitleid mit Arthur, der, nachdem er auf ihren Besitz hatte Verzicht leisten müssen, auch noch ihre Liebe verloren hatte; aber sie empfand zugleich, daß eine neue Begegnung nur eine neue Qual für Beide und für sie noch überdieß von den verderblichsten Folgen sein könnte; darum beschloß sie jede Gelegenheit zu vermeiden, die sie mit ihm zusammenführen konnte. Als die Stunde herankam, wo Arthur bei Croos-Mountain ihrer harrte, schloß sie sich in ihr Zimmer ein und flehte zu Gott, diese dunkeln Zerwürfnisse auszugleichen und zu glücklichem Ende zu führen.

Schon glaubte sie, ihr Gebet sei erhört worden, denn der folgende Tag verstrich, ohne daß sie Nachricht von Arthur erhielt; sie hatte gefürchtet, er werde durch irgend ein Wagestück in ihre Nähe zu kommen suchen, oder sie mit schriftlichen Bitten bestürmen, doch nichts von dem Allen geschah. Sie begann sich zu beruhigen, und dachte, Arthur habe in richtiger Würdigung der Verhältnisse, die Bestrebungen aufgegeben, die nur Verderben erzielen konnten.

Die Erschütterungen und die Angst der letzten Tage waren nicht ohne Folgen für ihre Gesundheit geblieben; sie fühlte sich Abends unwohl, und

begab ſich ungewöhnlich früh in ihr Zimmer, wohin ihr Mr. Rodney, der Schloßarzt folgte. Francis blieb allein im Salon zurück; er wartete auf die Rückkunft des Doctors, um von dieſem zu hören, was von Maria's Unpäßlichkeit zu halten ſei. Nach einer Weile kam Mr. Rodney mit ſchlau lächelnder Miene zurück, und erwiederte auf Francis Frage, ob bedenkliche Symptome an ihr zu bemerken ſeien: Nicht im Geringſten. Mylady ſcheint nur an den Folgen einer Gemüthsbewegung zu leiden. Ihre angeborne Reizbarkeit iſt durch ihren jetzigen Zuſtand natürlicher Weiſe noch um ein Bedeutendes geſteigert.

Was verſtehen Sie unter „ihrem jetzigen Zuſtand?“

Das Beſte, Mylord, das Allervortrefflichſte. Einen Zuſtand, zu dem man jungen Damen nur gratuliren kann; das hab' ich denn ſo eben bei Lady Brandon gethan. Erlauben Sie mir, auch Ihnen meinen Glückwunſch zu der nunmehr geſicherten Fortdauer Ihres Stammes darzubringen.

So iſt meine Frau guter Hoffnung?

Ich hab' es lang vermuthet, antwortete Rodney mit behaglichem Kopfnicken, jetzt bin ich deſſen gewiß.

Eine unbekannte Empfindung zog durch Fran-

eis Bruſt. Wie alle ſtarken Menſchen pflegte er bei jeder heftigen Aufregung die Einſamkeit zu ſuchen. Er drückte Mr. Rodney die Hand, ſagte ihm mit ſeltſam bewegter Stimme gute Nacht, und eilte in den Garten hinab, um dort in der milden, ſternenhellen Sommernacht den neuen Gedanken, Hoffnungen, Gefühlen, die in ihm erweckt worden waren, nachzuhängen.

Ein neues Band hatte ſich um ihn und Maria geſchlungen. Er konnte ſich der Hoffnung nicht erwehren, daß es feſter, enger vereinigend ſein werde, als die Formel, die ihn am Altar mit ihr verbunden hatte. Seine Leidenſchaft flammte immer gewaltiger empor; er liebte ſeine Gattin um ſo glühender, je mehr ſeine ſonderbare Stellung ihr gegenüber, ſeine rechtmäßige Neigung dem Reiz des Geheimniſſes die heilige Weihe des Schmerzens verlieh. Mit raſchen Schritten durcheilte er die Gänge des Gartens; er preßte ſeine Stirn an das Piedeſtal der Marmorſtatuen; er warf ſich auf den Raſen hin und ſchloß die Augen, um wachend zu träumen. Dann blickte er wieder empor und ſchaute nach Maria's Fenſter, aus dem der matte Schimmer einer Lampe herniederſtrahlte. Immer unumſtößlicher war die Ueberzeugung in ihm, daß eine völlige, rückhaltloſe Erklärung mit ihr un-

umgänglich nothwendig sei. Nach einem langen schweren Kampf unterlag sein Stolz; die Liebe blieb Siegerin. Er beschloß, Maria aufzusuchen, ihr sein Herz zu zeigen, sie zu fragen, ob die Zukunft ihm ewigen Gram, oder ewige Freude bringen solle.

Maria saß unterdessen im Nachtkleid, den Kopf sinnend auf die Brust gesenkt, in ihrem Zimmer; sie hatte ihre Kammerfrau fortgeschickt, um nicht durch gleichgültige Fragen in ihren Gedanken gestört zu werden. Sie war zu bewegt, um auf Schlaf hoffen zu dürfen; statt sich zu Bette zu legen, blieb sie in ihrem Lehnstuhl. Einzelne Thränen, die aus ihren Augen flossen, zeigten nur zu deutlich, daß ihr Kummer nicht gemildert war.

Rodney's Ausspruch hatte ihr nichts Neues mitgetheilt; sie hatte bereits gewußt, daß sie auf dem Wege war, Mutter zu werden, doch ein angebornes Gefühl von Scham und Züchtigkeit hatte sie verhindert, diesen Umstand irgend Jemanden mitzutheilen. Ueberdieß konnte sie in ihren Verhältnissen keine Freude darüber empfinden, Francis ein Kind zu gebären, das ihm vielleicht seiner Mutter wegen fremd bleiben konnte; sie war zu unglücklich, als daß sie sich hätte freuen können ein Geschöpf in das Leben einzuführen, worin sie

ſelbſt nichts als Qual und Bedrängniß gefunden hatte. Ein neuer Schmerz fiel in dieſer Stunde auf ihre Seele; ſie konnte mit Gewißheit vermuthen, daß Francis durch Rodney von der Wahrheit jetzt unterrichtet ſei und dennoch kam er nicht, und gab ihr kein Zeichen der Theilnahme, der Neigung. Nein, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, er liebt mich nicht. Gälte ich ihm nur das Geringſte, ſo wäre er jetzt gekommen, ſo hätte er dieſe Nachricht nicht mit ſolcher Gleichgiltigkeit, mit ſolcher Kälte aufgenommen. Aber ich bin ihm ſo wenig, daß er es nicht einmal der Mühe werth hält, mich über ſeine Empfindungen zu täuſchen. Er haßt mich und das Kind, das mich Mutter nennen ſoll.

Sie lehnte das Haupt auf den Arm, und verſank nach und nach in jenen Zuſtand der Betäubung, in dem die Seele das Bewußtſein ihres Kummers verliert. Plötzlich ward ſie durch ein Geräuſch aufgeſtört; erſchreckt blickte ſie empor, und ſah durch die Glasthür ihres Balkons die Geſtalt eines Mannes, der mit todverachtender Verwegenheit hinaufgeklommen ſein mußte. Sie ſprang auf, aber ehe ſie noch die Klingel hatte ziehen können, war der unheimliche Gaſt ins Zimmer getreten, und hielt ſie mit Gewalt zurück. Sie blickte auf; es war Arthur.

Trotz der ſinnbethörenden Angſt, mit der ſein Erſcheinen ſie erfüllte, konnte Maria nicht umhin die furchtbaren Veränderungen zu bemerken, die Arthur zum Gegentheil deſſen gemacht hatten, was er einſt geweſen war. Was ſie bei ihrem letzten flüchtigen Zuſammentreffen mit ihm nicht zu ahnen gewagt hätte, zeigte ſich ihr bald als grauenvolle Wahrheit. Arthurs Vernunft war zerrüttet. Die Nachricht von Maria's Treubruch und ihrer Vermählung mit Lord Brandon hatte ihn zu einer Zeit ereilt, wo ſeine durch Nachtwachen und übermäßige Arbeit untergrabene Geſundheit einen ſolchen Schlag nicht überdauern konnte; er war erkrankt, und nachdem er lange zwiſchen Tod und Leben geſchwebt, war er wohl endlich dieſem erhalten worden, doch um welchen Preis! Das Licht der Vernunft war in ihm erloſchen, und obwohl ſein Wahnſinn keine Ausbrüche der Heftigkeit und Wildheit mit ſich führte, war Arthur dennoch unter ſorglicher Aufſicht gehalten worden, bis es ihm endlich gelungen war, dieſe zu täuſchen und heimlich nach Brandon-Hall zu eilen. Maria's Anblick hatte einen Lichtblick in ſeinen umdunkelten Geiſt geworfen, indem es tauſend neue Hoffnungen darin erweckte; aber ſchnell war dieſe gute Wirkung von dem ſchmerz-

lichen Zorn gewichen, mit dem ihn ihr Nicht=erſcheinen bei Croos=Mountain erfüllt hatte. Keine Spur ſeiner einſtigen Sanftmuth und Milde war in ihm zurückgeblieben; ſein Lächeln war das eines Wahnſinnigen, ſein Ausdruck war der eines Menſchen, der entſchloſſen iſt, Alles zu wagen und nichts zu ſchonen. Ohne Mitleid mit Maria's tiefer Seelenangſt überhäufte er ſie mit den heftigſten Vorwürfen, und ſchilderte ihr die Qualen, unter denen er ſie am vorigen Abend erwartet hatte. Hab' ich dir nicht geſagt, daß ich dich ſehen, ſprechen muß? fuhr er fort. Als du geſtern nicht kamſt, da fluchte ich dir in meinem Herzen und wollte dich meine blutige Leiche an den Stufen deines Schloſſes finden laſſen. Aber ich konnte ſelbſt nicht ſterben, ohne dich vorher noch einmal geſehen zu haben; darum ſetzte ich mein Leben daran, um hieher zu kommen. Man hatte mir dieß Zimmer als das deinige bezeichnet; ich ſah das Licht ſchimmern, und folgte dieſer Weiſung. Mehr als einmal war ich auf dem Punkt, von dem gefährlichen Pfad zerſchmettert hinabzuſtürzen, aber ich gedachte deiner und vergaß darüber der Gefahr, ich —

Welcher Gefahr? fragte Maria und ihr ganzes Leben ſchien in den Blick zu treten, womit

ſie Arthur zermalmte. O über die edle Aufopferung, die das eigne Leben hintanſetzt, um ein Gelüſte zu befriedigen, mag auch die Ehre eines Weibes zu Grunde gehen.

Welche Sprache? verſetzte Arthur. Haſt du deiner Schwüre vergeſſen?

Arthur! ſagte ſie langſam, und mit gebrochener Stimme, es iſt in unſerm Schickſal des Unglücks und der Qual genug; wir brauchen nicht noch Schuld und Schmach hinzuzufügen. Für uns gibt es keine Vereinigung mehr. Ich müßte zur tiefſten Verworfenheit herabſinken, um Ihnen anzugehören, und ich halte Sie nicht für niedrig genug, um eine Entehrte lieben zu können. Wir würden elend ſein wie jetzt und noch mehr, denn wir müßten uns ſagen, dieß Elend ſei ſelbſt verſchuldet. Wenn mein Wort nicht alle Macht über Sie verloren hat, wenn Ihnen meine Ehre, das Heiligſte, was ich beſitze, das Einzige, was mir geblieben iſt, noch für Etwas gilt, ſo verlaſſen Sie mich unverzüglich.

Ihre Bitten glitten ſpurlos von Arthur ab; trotz ſeines Wahnſinnes wußte er nur zu wohl, daß ſie in ſeiner Gewalt war, daß ſie auf keinen Schutz zu hoffen hatte. Sie konnte ihre Leute nicht herbeirufen, noch zu ihrem Gatten fliehen, ohne einen blutig ſchrecklichen Ausgang herbeizuführen.

Verzweifelnd rang ſie mit Arthur, der ihr in dieſem Augenblick nur Grauen und Haß einflößte. Auf dem Punkte, ſich überwältigt zu ſehen, riß ſie ſich los, und flog an das Fenſter, um ſich hinabzuſtürzen. Arthur eilte ihr nach, faßte ſie in ſeine Arme, um ſie vom Sprunge zurückzuhalten, und preßte ſie heftig an ſeine Bruſt. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, Lord Francis ſtand vor ihnen, bleich, drohend, ſchrecklich; ſeine Hand hielt zwei Degen, in ſeinen furchtbar ruhigen Zügen war Arthur's Todesurtheil geſchrieben.

Er hatte von dem Garten aus durch das erhellte Fenſter die Geſtalt eines Mannes in Maria's Schlafzimmer bemerkt.

Maria blieb erſtarrt, ohne Laut, ohne Blick, ohne Gedanken.

Arthur näherte ſich ſeinem Gegner, und ergriff einen der Degen, die ihm dieſer zur Wahl darbot. Kein Wort ward gewechſelt; ſie fühlten, daß die Erde zu eng ſei, um ſie fortan noch Beide zu hegen.

Folgen Sie mir, ſagte Francis dumpf.

Maria machte eine Bewegung, ein heftiges Zittern überfiel ſie; ſie warf ſich vor die Thür, um mit ihrem Körper den Ausweg zu verſperren. Er iſt wahnſinnig, ſtammelte ſie. Er iſt wahnſinnig, ſchrie ſie mit wilder Heftigkeit, tödte ihn nicht.

Francis ſchob ſie mit einer Geberde unausſprechlicher Verachtung zurück, ſchritt, von Arthur gefolgt, hinaus, und ſchloß die Thür ab.

Die erſten Minuten verſchwanden, ohne daß Maria's zerſchmetterte Seele die ganze Unermeßlichkeit ihres Unglücks zu überſehen vermochte. Als ihr das Bewußtſein langſam zurückkehrte, athmete ſie tief auf, ſtrich ſich das Haar aus der Stirn, und begann ein Gebet, das ſie in ihren Kindertagen gelernt hatte, herzuſagen, aber ſie war noch nicht bis zur Mitte deſſelben gekommen, als ſie plötzlich abbrach, aufſprang und mit verzweifelndem Lächeln ſagte: „Zu wem bete ich?“ Mit dunkelm Schweigen rauſchte der Gedanke des Selbſtmords wiederholt zu ihr heran; aber ſie hatte jetzt nicht mehr den Muth, ſich zu tödten. Weder die Erde noch der Himmel konnten ihr eine Zuflucht vor Franeis Verachtung bieten. Sie kreuzte die Arme auf die gefolterte Bruſt und verfiel in ihre frühere Betäubung; nur manchmal, wenn ſich draußen etwas regte, blickte ſie mit blödſinniger Neugier empor, um dann, wenn ſie ſich in ihrer Erwartung getäuſcht ſah, wieder mit den Schleifen ihres Nachtkleides, oder mit ihren aufgelöſten Flechten zu ſpielen.

Endlich wurden Tritte vernehmbar, ſie richtete

ſich mechaniſch empor. Die Thür that ſich auf und Francis trat herein. Sie wußte nun den Ausgang des Kampfes; Arthur war todt.

Mit Blicken, deren dunkler Glanz dem Funkeln eines Dolches glich, näherte ſich Francis der unglücklichen Frau, die regungslos auf ihrem Stuhle ſaß. Sie glaubte, ſein Zorn fordere ein zweites Opfer, und fühlte im Geiſte ſchon den Todesſtahl in ihrem Herzen, doch ſelbſt in dieſem Momente war ihr angeborner Stolz mächtiger, als jedes andere Gefühl: ſie wollte nicht feig und faſſungslos enden. Ein faſt höhniſcher Ausdruck umſpielte ihre Züge, als ſie ihre Bruſt entblößend, mit ſchrecklicher Kälte fragte:

Iſt nun die Reihe an mir?

Francis trat einen Schritt zurück und betrachtete ſie mit verſchränkten Armen; er antwortete nicht.

Tödten Sie mich immerhin, fuhr ſie fort; Sie haben von mir keinen Widerſtand zu beſorgen. Was ſoll ich weiter noch im Leben? Tödten Sie mich.

Es wäre beſſer für Sie und für mich, wenn ich es dürfte, verſetzte Francis dumpf, aber ich darf nicht, denn ich kann Sie nicht tödten, ohne Ihre Schmach offenkundig zu machen, und den Namen, den wir Beide tragen, zu entehren. Soll

es heißen, Lady Brandon habe als Ehebrecherin von der Hand ihres betrogenen Gatten den Tod gefunden? Nein! Jahrhunderte hindurch waren in dem Stamme der Brandons die Frauen eben ſo keuſch und tugendhaft, als die Männer tapfer und edel waren; die Offenbarung Ihrer Verworfenheit ſoll nicht den Ruhm ſo vieler großen Ahnen beflecken. Ich werde nicht ſelbſt mein Wappenſchild zerbrechen. Sie ſollen leben, und wehe Jedem, der in Ihnen nicht meine treue, geliebte, verehrte Gattin erblicken wollte.

Maria traute ihren Sinnen nicht, als ſie dieſe Worte vernahm. Als ſie aber in Francis Antlitz blickte, deſſen finſtre Strenge das ſtärkſte Herz erſchreckt hätte, glaubte ſie den Sinn ſeiner Worte zu errathen. Ich verſtehe! ſagte ſie, Sie mißgönnen mir ein raſches Ende, und ziehen es vor, mich unter Foltern ſterben zu laſſen. Ich verſtehe! So lange mein Leben währt, ſoll auch meine Qual währen.

Werde ich dieſe Qual nicht mit Ihnen theilen? Glauben Sie, daß es mir zur Freude gereichen werde, an der Seite eines Weibes zu leben, deſſen Anblick mir ſtets nur die Erinnerung meiner, wenn auch geheimen Schande zurückrufen wird? Glauben Sie, daß es mich beglücken werde,

mein ganzes Leben zu einer Lüge zu machen, Liebe zu heucheln, wo ich den unüberwindlichsten Abscheu empfinde? Ich werde elend sein wie Sie, ich werde mich aus der Einsamkeit in die Welt, und von dieser zurück wieder in die Einsamkeit flüchten, und nirgend Ruhe finden, denn die Wahrheit wird mir peinigend sein, wie die Verstellung. Das weiß ich, und willige in alle künftigen Schmerzen, wenn ich nur durch diese die Ehre meines Namens retten kann. O Gott! o Gott! Warum mußte das Weib so tief sinken, das — er hielt inne. Ein schweres Geheimniß schien sich von seinen Lippen mit Gewalt losringen zu wollen.

Maria richtete sich empor und starrte ihn an.

Ich habe Sie geliebt, sagte er dumpf.

Ihrer nicht mehr mächtig, stürzte sie zu seinen Füßen.

Der Damm seines Stolzes war eingebrochen, und der Strom des tiefsten, wildsten Schmerzes brauste übermächtig darüber hin. Ich habe Sie geliebt, wie weiter nichts auf der Welt, fuhr er fort, und seine Worte fielen, wie glühende Gifttropfen auf Maria's vergehendes Herz; ich habe Sie geliebt bis zum Wahnsinn, bis zur Verzweiflung. Ich hätte mein Leben für Ihr Glück,

meine Seele für Ihre Liebe gegeben. Ich ſah Ihre Kälte und verbarg meine Leidenſchaft. Oft ſchien ſich mir die Geſtalt meiner unglücklichen Mutter aus ihrem Grabe zu erheben, und mich vorwurfsvoll zu fragen, ob ich die Tochter ihres Mörders lieben könne? Da ſchloß ich meine Augen und zerſchlug meine Bruſt, aber in mir änderte ſich nichts. Oft, wenn ich an Ihrer Seite ging und Ihre Fremdheit eine unausfüllbare Kluft zwiſchen uns aufriß, regte ſich mein Stolz und höhnte mich, daß ich an ein kaltes Marmorbild ſo viel Gluth, ſo viel Zärtlichkeit verſchwendete, da bewachte ich meine Worte, meine Blicke und verhüllte dieſe unglückliche Liebe, aber in mir änderte ſich nichts. Jetzt hat es ſich geändert; jetzt würde ich von Ihrer Neigung, für die ich einſt Alles geopfert hätte, mit Ekel zurückſchaudern; jetzt würde ich mich von Ihrer Berührung befleckt glauben. Von nun an gehen unſre Pfade getrennt durch alle Ewigkeit hin. Ich weiß, es wird keinen Augenblick geben, wo mein Herz nicht unter Foltern zucken wird; unterwerfen Sie ſich denn einer Buße, der ich mich ſchuldlos zu unterziehen bereit bin. Ich will Sie nicht täuſchen, will Ihnen nicht ſagen, daß Reue und Rückkehr zur Tugend mich einſt noch verſöhnen dürften.

Nein! der Riß zwiſchen uns iſt ewig; ich kann Ihnen nicht vergeben und vermöchte ich's, ſo könnten Sie doch nie an meine Vergebung glauben. Unſer perſönliches Schickſal iſt alſo für alle Zukunft entſchieden. Aber erinnern will ich Sie, daß Sie nicht ſich ſelbſt angehören. Sie lieben es ja ſonſt mit ihrer Seelenſtärke zu prunken; wollen Sie ſich nun als ſchwach erweiſen? Ich verſtehe Sie! Ihr Muth würde eben hinreichen, Sie während eines kurzen Todeskampfes aufrecht zu erhalten und imperatormäßig ſterben zu laſſen. Aber den höhern, ſtandhaftern Muth, der die Rettung [illegible] Ehre mit einem Leben voll unverſiegbarer Qualen zu erkaufen bereit iſt, den haben Sie nicht, den darf man nicht bei Sir Richard's Tochter ſuchen. Die Hölle hat Betrug, Verrath, Treubruch, Selbſtſucht zuſammengeballt, Menſchenzüge daraus geformt, Sie und Ihren Vater aus dieſem Stoffe gebildet, und uns zum Hohne Brandon genannt. O ſchreckliches Verhängniß, das uns zwingt, Alles zu ertragen, ohne uns rächen zu dürfen, und vor den Augen der Welt Denen Verehrung zu bezeigen, die wir am grenzenloſeſten verachten.

Seine erſten Worte, das Geheimniß dieſer ſo lang verſchwiegenen und nun auf ewig verlornen Liebe hatten Maria's Bruſt in großen, aber hoff-

nungsſeligen Schmerzen erheben gemacht, aber bald empfand ſie, daß der Riß zwiſchen ihnen, wie Francis ſagte, ewig und unheilbar ſei. Sie ſah vorher, daß Francis in ihrem wahrhaftigſten Geſtändniß nur eine elende Lüge erblicken und zu ſeinem Haß gegen ſie noch den verachtenden Ekel, den uns jede Gemeinheit einflößt, fügen würde. Und wenn ſelbſt das Unmögliche geſchehen wäre, wenn er ihren Worten geglaubt hätte: welche Hoffnung, welche tröſtende Ausſicht wäre ihr ſelbſt dann geworden? Hätte er jemals vergeſſen können, daß ſie ihn am Abend ihrer erſten Wiederbegegnung mit Arthur belogen hatte! Hätte ſie ihm weniger entehrt, erniedrigt, entweiht geſchienen? Je glühender er ſie geliebt hatte, um ſo hoffnungsloſer war ihr jetzt ſeine Liebe verloren, das erkannte ſie und erſtickte den vergeblichen Schrei ihres Herzens. Stolz wie ſie war, wollte ſie ſich lieber eines Verbrechens beſchuldigen, als einer Gemeinheit beargwöhnen laſſen. Seine letzten Worte, die Vorwürfe, die er ihr ihrer Abkunft wegen machte, riefen den ganzen wilden Hochmuth ihres Hauſes in ihre Bruſt zurück; ſie hätte ſich lieber jeder Qual unterziehen, als dieſem Mann geſtehen wollen, wie nahe ſie daran geweſen war, ihn zu lieben. Die ſchwere Beleidigung verdoppelte ihre Kühnheit,

ſie ſagte mit zermalmendem Hohn: die Hölle hat Ihnen damit keinen ſchlechten Dienſt erwieſen; denn hätte ſie mich nicht als Sir Richard's Tochter geboren werden laſſen, ſo wären Sie zu dieſer Stunde nicht Herr von Brandon-Hall.

Stille! ſchrie Francis von Wuth übermannt, und faßte ihren Arm mit einer Heftigkeit, als ob er ihn brechen wollte.

Sie ſtieß einen Laut des Schmerzes aus; dann faßte ſie ſich und fuhr kalt und lächelnd fort: Nun iſt die Reihe an mir, Sie zu fragen, ob Sie wohl dem Beiſpiel ſo vieler glorreicher Ahnen folgen, indem Sie Ihre Kraft an einer Wehrloſen verſuchen? Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber mißhandeln dürfen Sie mich nicht, wenn Sie nicht die niederträchtigſte aller Feigheiten begehen wollen.

Sie haben Recht, verſetzte er düſter und ließ ihren Arm los. Namenloſer Jammer! alle meine Gedanken ſchreien nach Rache und ich kann mich nicht rächen, ohne mich zu entehren.

Ein fremder Geiſt war über Maria gekommen. Nach einer Sündfluth von Schmerz hatte ſich in ihrem Innern eine neue Welt gebildet, die mit der früher verſunknen, zerſtörten nichts gemein hatte. Sie verſetzte mit ſchneidendem Ton: Wenn Sie vom Unglück unbefriedigten Rachedurſtes ſprechen

wollen, ſo rathe ich Ihnen, eher Ihre Hände zu waſchen; die Blutflecken daran ſtehen in zu grellem Widerſpruch mit Ihren Worten.

Wie Maria ihren unermeßlichen Schmerz, ſo verbarg nun auch Francis ſeine wüthenden Qualen hinter grauſamen Hohn. Ein guter Rath iſt des andern Rathes werth, verſetzte er mit fürchterlichem Lächeln; merken Sie auf den meinigen, und gehen Sie vor einigen Tagen nicht an den Strand. Das Meer könnte vielleicht die Leiche eines Ihrer Bekannten an's Ufer ſpülen und Ihre Geſundheit von dieſem Schrecken leiden.

Maria's Organiſation, wie kräftig ſie auch ſein mochte, war es nicht in dem Maße, um die Martern dieſer Unterredung länger zu ertragen. Es war nicht eben die Nachricht von Arthur's Tod, was ihr die Beſinnung raubte, denn von dem Augenblick, wo Francis allein zurückgekommen war, konnte ſie nicht mehr zweifeln, daß Arthur nicht mehr zu den Lebendigen zu zählen ſei. Aber dieſe Schreckenspoſt ſo ſchonungslos, ſo übermüthig ausſprechen zu hören, das war der Tropfen, der den ohnehin bis an den Rand gegoſſenen Kelch überfließen machte. Ihre Natur war von dem gräßlichſten Kampfe erſchöpft. Maria hatte die Empfindung einen Augenblick, als zerreiße Etwas

in ihr; sie schloß die Augen, und ließ den Kopf auf den Tisch sinken.

Francis sah in diesem Schweigen anfangs nur kalten Trotz, als es aber zu lange währte, trat er näher zu ihr und bemerkte jetzt erst, daß er eine Ohnmächtige vor sich habe.

Er konnte Niemand herbeirufen, wenn er seine Leute nicht einen Theil seines Geheimnisses wollte errathen lassen. So faßte er denn die Bewußtlose in seine Arme und legte sie auf ihr Bett, daß es schien, als habe sie sich in einem plötzlichen Anfall von Krankheit selbst auf dasselbe hingeworfen, dann begab er sich auf sein Zimmer. Am nächsten Morgen war eine beunruhigende Geschäftigkeit zu Brandon-Hall bemerkbar. Boten wurden in das nächste Städtchen abgesendet, Besuche, die ankamen, wurden abgewiesen, auf den Gesichtern der Dienerschaft war Schrecken und Bestürzung zu lesen. Die Lady, hieß es, sei über Nacht plötzlich erkrankt und schwebe in dringender Gefahr.

Die arme Lady! sagte die Haushälterin Mrs. Jobson; vorgestern ist sie noch ausgeritten, und heute liegt sie im Fieber und erkennt Niemanden mehr. Ich sage Euch, Nanny, fuhr sie zu einer ihrer Vertrauten gewendet fort, ich sage Euch,

mir ist um den Ausgang bange. Doctor Rodney hat gesagt, es sei eine Gehirnentzündung, und wenn auch Mylady's Leben gerettet werde, so könne man nicht dafür einstehen, daß sie alle ihre Verstandeskraft behalten wird. Du lieber Gott, was gibt es doch für Unglück auf deiner Erde!

Pah! entgegnete Nanny, seht, Mrs. Jobson, Ihr nehmt die Sache so hoch, weil es eine hochgeborne Lady ist, die krank hinliegt und sterben oder verrückt werden soll. Wenn dergleichen uns gemeines Volk trifft, so kümmert sich kein Mensch darum und wir sind dabei doch gewiß viel schlechter daran, als Eure Lady, die ihr weiches Bett, ihre sorgliche Pflege, ihren geschickten Arzt und einen Mann hat, der, wenn es Noth thäte, ihr die Heilmittel aus dem Monde herunterholte.

Ach ja, Lord Francis! — das muß wahr sein, versetzte Mrs. Jobson, solch' einen Herrn gibt's auf der weiten Welt nicht. Von dem Augenblick an, wo die Lady erkrankte, ist er nicht mehr aus ihrem Zimmer gewichen; er hat sich ein Feldbett darin aufschlagen lassen, um nur ja gewiß zu jeder Minute bei der Kranken zu sein. Und so sitzt er neben ihr und starrt sie an, und hat das Herzeleid zu sehen, daß sie selbst ihn nicht erkennt. Dabei ist er ordentlich eifersüchtig auf

Alle, die der armen Lady etwas Gutes thun wollen. Ich glaube, er möchte sie am liebsten ganz allein pflegen. Wie muß er seine Frau lieben, der arme Lord!

In den ersten Tagen, wo sie fast beständig irre sprach, und mitunter aufschrie, daß es Einem das Herz im Leibe hätte spalten mögen, war es gar nicht auszuhalten mit ihm; er ruhte nicht, bis wir nicht Alle das Zimmer verließen und er sich mit der Kranken allein sah. Man merkt ihm's aber auch schon an, er sieht ganz elend aus.

Nun ja, finster, wenn Ihr wollt, entgegnete Nanny; aber mir ist immer, als sei in seinen Zügen mehr Zorn als Traurigkeit.

Da irrt Ihr Euch wohl, belehrte sie Mrs. Jobson. Das ist vornehmer Leute Sitte, es nicht merken zu lassen, wenn Ihnen das Herz weh thut; sie machen da nur ein finsteres Gesicht. Das gilt aber just für so viel, als wenn wir Andern tausend Thränen weinten.

Möglich, versetzte Nanny. Ihr seid im Herrendienst alt geworden, und müßt' das besser wissen. Aber ich gestehe Euch, daß mir Lord Branden's große Zärtlichkeit für seine Frau recht überraschend vorkommt. Sie haben bis jetzt ruhig und friedlich mit einander gelebt, aber ich hätte doch nie gedacht, daß er sie so sehr liebte.

Das iſt wieder einmal eine Eigenheit hoher Herrſchaften. Um vornehm zu ſein, muß man recht kalt und ruhig ſcheinen. Das geht wohl ſo lange, als nichts Beſonderes eintritt, aber kommt einmal ein recht großer Schmerz, ſo iſt's mit der Ruhe und Kälte auch vorbei, und die Lords und Ladies haben am Ende auch keine andern Herzen als wir. Ich ſag' Euch: Lord Francis betet ſeine Frau an, vergeht vor Kummer und Mitleid über ihren Zuſtand. Gott ſegne ihn und ſie!

Maria genas von ihrer Krankheit. Ihre Stellung zu Francis läßt ſich nur zu leicht errathen. Beider Leben glich einer Hölle; ihre Qualen überſtiegen die der ewig Verfluchten und kein Laut, kein Blick durfte verrathen, wie viel ſie litt; ihre Foltern mußten ſtumm ertragen werden, wenn ſie nicht nutzlos ſein ſollten. Maria hätte ſich lieber auf ein glühendes Eiſen, als auf den verbindlich dargebotenen Arm ihres Gatten geſtützt; er hätte lieber mit einem Tiger gekämpft, als Maria's ſchöne Geſtalt umſchlungen; aber ſie überwanden dieſe Regungen, ſie opferten ihre Gefühle, ihren brennenden Abſcheu, ihre überſtrömenden Schmerzen dem Götzenbild der äußern Ehre. Um dieſe rein zu bewahren, entſchloß ſich Francis zu dem größten, ſchwerſten Opfer, das er bringen konnte;

er zog es vor die Titel und Güter der Brandons auf das Kind, das er für einen Baſtard hielt, übergehen zu laſſen, als den edeln Namen durch einen verdachterweckenden Proceß zu beſchimpfen.

Maria gebar einen Knaben. Lord Francis Unterthanen, wie ſeine Bekannten drängten ſich um die Wiege des einſtigen Erben von Brandon-Hall; es war ein Tag des Jubels und der Freude und Niemand konnte begreifen, warum Lady Brandon darauf beſtand, ihren Sohn auf den Namen Benjamin taufen zu laſſen.

Das heißt ja: Sohn der Schmerzen, bemerkte eine Dame. Der Name kann doch wahrlich für dieſes Glückskind nicht paſſen.

So ſprechend, blickte ſie auf Lord Francis, deſſen Züge in dieſem Moment einen ſo furchtbaren Ausdruck annahmen, daß ſie davon verſtummte. Er bemerkte es, und beeilte ſich, das Wort zu nehmen. Wir wollen Lady Maria's Willen erfüllen, ſagte er freundlich lächelnd, das Kind mag Benjamin heißen.

Drittes Buch.

In einem prächtigen Salon ihres Londoner Hotels lag die verwittwete Lady Maria Brandon nachläſſig auf einem Divan hingeſtreckt. Obwohl in den gewiſſen Jahren, die man eigentlich die ungewiſſen nennen ſollte, war die Frau noch immer ſchön genug, um Auffallen zu erregen; denn vollendete Schönheit kann der erſten Jugendfriſche entrathen, und was Lady Brandon an dieſer mangeln mochte, ward durch einen imponirenden Adel der Geſtalt und durch wahrhaft königliche Majeſtät mehr als hinreichend erſetzt. Für den gewöhnlichen Beſchauer trugen ihre Züge kein anderes Gepräge als der kalten Vornehmheit; es bedurfte tiefer Menſchenkenntniß, um zu ahnen, wie ſehr dieſes ruhige Antlitz dem Meere glich, das unter ſeiner ebenen Spiegelfläche Leichen und Schreckniſſe ſon-

der Zahl verbirgt. Nachläſſig mit ihrer Caſſolette ſpielend und manchmal mit einer leichten Bewegung den Caſhmir zurückſchiebend, der ihre zierlichen Füße bedeckte, nahm ſie mit leiſer aber eindringlicher Stimme an dem Geſpräche Antheil, das ſich zwiſchen den bei ihr Verſammelten entſponnen hatte. Es war keine gebetene Geſellſchaft, ſondern nur eine Anzahl von Perſonen, die ſich zufällig bei ihr begegnet waren. Eine leichte Unpäßlichkeit Lady Brandons hatte ihr dieſe zahlreichen Beſuche verſchafft, die ſie mit bezaubernder Liebenswürdigkeit empfing und unterhielt. Man war in der Mitte Mai's und die brillanten Vergnügungen der Saiſon in ihrem vollen Gange; das Geſpräch fiel daher natürlich auf die zahlloſen Unterhaltungen, welche die engliſche Ariſtokratie um die Zeit veranſtaltet.

Schade, ewig Schade, Mylady, ſagte ein fremder Diplomat, daß ſie dem geſtrigen Rout bei der Viscounteß Brinsby nicht beiwohnen konnten. Die Geſellſchaft war ſo zahlreich, daß man ſich in Corridor flüchten mußte; es war eine Hitze, um die Lichter verlöſchen zu machen. Kein Stuhl war mehr zu finden. Als ich es vor Müdigkeit nicht mehr aushalten konnte, ſetzte ich mich trotz meines angebornen Kartenhaſſes an einen Spieltiſch, wo

ich aber meinen Sitz mit einer Summe bezahlen mußte, für die man allenfalls auch einen Sitz im Parlamente bekommen könnte.

Rechnen Sie dieß auch zu den Annehmlichkeiten, deren Entbehrung ich zu beklagen habe? fragte Lady Maria.

Mein Gott! nahm Gräfin Brideland das Wort, wer wird denn an dergleichen denken, wenn es ſich darum handelt, dem glänzendſten Rout der Saiſon beigewohnt zu haben. Denn das war er, und wird es bleiben, weil Sie ja doch einmal entſchloſſen ſind, keine Geſellſchaften zu geben. Wie Unrecht thun Sie!

Meine Geſundheit verträgt das Leben in der großen Welt nicht mehr. So lange Lord Brandon lebte, erſchien ich bei Hof und in den Geſellſchaften, weil er es wünſchte, und ich nie vermocht hätte, einen ſeiner Wünſche unerfüllt zu laſſen. Jetzt werde ich durch keine Pflicht mehr dazu veranlaßt. Töchter habe ich nicht, und mein Sohn kann die Zirkel, die ihm zuſagen, ganz wohl ohne mich beſuchen.

Aber mitunter verlieren Sie dabei doch, erwiederte Lady Brideland. Ein großer Genuß iſt Ihnen geſtern entgangen, die Griſi hat geſungen wie ein Engel.

Wenn ich Mademoiſelle Griſi hören will, warf Lady Maria nachläſſig hin, ſo habe ich dafür meine Loge im Theater.

A propos Marquis! ſagte die Gräfin ſich zu dem Diplomaten wendend, wie hat Ihnen die Weltnovize Miß Lavinia gefallen?

Miß Lavinia?

Nun ja, die Tochter Sir Ralph Hallingtons, die bei der Viscounteß zum erſten Male aufgeführt wurde.

Ganz recht. Ich erinnere mich. Miß Lavinia iſt wirklich das anmuthigſte Geſchöpf, das man ſehen kann, wohl noch etwas ſchüchtern und überbeſcheiden, aber das wird ſich geben. Ihre Geſtalt hat großes Aufſehen erregt, und ich glaube, Sir Hallington fühlte ſich dadurch mehr geſchmeichelt, als ſie ſelbſt.

Sir Hallington? fragte Lady Branden nachſinnend, und ein Lächeln der Verachtung zuckte um ihre Lippen. In dieſem Falle habe ich mich doppelt zu freuen, da ich durch mein Wegbleiben einer höchſt unangenehmen Begegnung entgangen bin. War Lady Hallington vielleicht auch zugegen?

Gott behüte, betheuerte die Gräfin eifrig. Wie mögen Sie der Viscounteß nur zutrauen, eine Frau bei ſich zu empfangen, deren Ruf ganz zu

Grunde gerichtet iſt? Ueberdieß beſitzt Lady Hallingten ſelbſt Tact genug, um ſich nicht in Geſellſchaften zu drängen, wo Sie der demüthigendſte Empfang erwarten würde. Sie lebt ſchon ſeit Jahren ganz zurückgezogen, und ſieht nicht einmal ihre nächſten Verwandten. Man muß ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſie hat zwar einen dummen Streich gemacht, aber ſie weiß die Folgen deſſelben mit Anſtand zu tragen.

Der Marquis, in dem Jargon der chronique scandaleuse zu wohl bewandert, um nicht zu verſtehen, was man einer Frau als dummen Streich verwerfen könne, beeilte ſich von der Gräfin nähere Aufſchlüſſe über Lady Hallingten zu erbitten.

Das iſt eine lange Geſchichte, und ich weiß nicht, ob ich ſie Ihnen erzählen ſoll, da Lady Brandon einſt mit dieſer Frau befreundet war, nur — Lady Brandon fiel ihr raſch in das Wort. Dieſelben Urſachen, ſagte ſie, die Lady Hallingten jedes anſtändige Haus verſchloſſen haben, haben ſie auch der Freundſchaft, die ich einſt für ſie hegte, verluſtig gemacht. Sie iſt für mich eine völlige Fremde geworden.

Was hat denn die arme Lady ſo Großes verbrochen, fragte der Marquis, durch alle die Andeutungen neugierig gemacht.

Voilà mon histoire! verſetzte die Gräfin. Lady Hallingten war eine hübſche, aber arme Waiſe von ſechzehn Jahren, als ſie aus Rückſichten der Convenienz mit dem fünfzigjährigen Lord Murray vermählt ward. Die Parthie war glänzend, denn außerdem, daß die Murray's zu dem älteſten Adel in England gehören, war der Lord bei Hof ſehr gerne geſehen und der erklärte Liebling des Prinz-Regenten. Er hatte freilich ſeine Fehler. Man konnte ihm nicht ohne Grund eine ſtarke Verliebe für Wein und Spiel verwerfen und im Publikum cirkulirten manche Geſchichten, in welchen er nicht immer die vortheilhafteſte Rolle geſpielt hatte. Indeſſen weiß man ja, wer dergleichen Gerüchte in Umlauf bringt. Es ſind immer nur die gottvergeſſenen Whigs, deren Lebensgeſchäft darin beſteht, die Schwächen und kleinen Sünden hochgeſtellter Perſonen ausfindig und offenbar zu machen. Dem ſei nun, wie ihm wolle, Lady Murray hatte ſich nicht darein zu miſchen; ſie hätte ihre Pflichten erfüllen ſollen, ohne ſich um Andere zu bekümmern. Sie ſchien auch Anfangs dieſen Weg gehen zu wollen, und ich erinnere mich noch recht gut, wie die Tugend der Lady Murray den jungen Frauen damals als Exempel aufgeſtellt wurde, was bei-

läufig gesagt, eben so langweilig, als, wie die Folge lehrt, unpassend war; denn eines Morgens verließ diese tugendsame Penelope heimlich das Hotel des Lords, um nie wieder dahin zurückzukehren. Es kam zu einem Prozeß zwischen den beiden Gatten, ihre Ehe wurde getrennt, und nach Verlauf eines Jahres heirathete Lady Malvina der sehr ehrenwerthe Sir Ralph Hallington, der, wie man wissen will, ihr zu ihrer Flucht behülflich gewesen, und während ihres Scheidungsprozesses ihr standhafter Beschützer geblieben war. Diese Heirath vervollständigte das Scandal, indem sie den Beweis lieferte, daß kein anderer Umstand, als eine verbrecherische Neigung Lady Malvina zu einem so tadelnswerthen Schritte bewegen habe. Jeder Salon verschloß sich vor ihr; ihre besten Freunde sahen sich gezwungen, sie aufzugeben; sie zog sich mit Sir Ralph auf sein Landgut zurück, und ist erst vor Kurzem in London erschienen, um ihre Tochter in die Welt einzuführen.

Einführen zu lassen, verbesserte Lady Bresfair. Sie wird ihr Chaperonsamt an Sir Ralph abtreten müssen. Man braucht nicht eben collet-monté zu sein, um eine run-away nicht bei sich zu sehen. Mit Sir Ralph ist's ein Anderes. Die Ehre eines Mannes verträgt mehr, als der Ruf einer

Frau. Ueberdieß iſt er ein liebenswürdiger, geiſtreicher Mann, den man überall gern empfangen wird, und ich müßte mich ſehr irren, wenn die kleine Miß Lavinia nicht bald zu den Modeſchönheiten gerechnet würde.

Und wie lebt Lady Malvina mit ihrem jetzigen Gatten? fragte der Marquis.

Denken Sie doch an das Sprichwort: Quand de diable fut vieux, il se fit hermite. Man ſagt, ihr Familienleben ſei das muſterhafteſte in dem vereinigten Königreiche. Nun, die Zeiten ändern ſich, und mit ihnen auch die Menſchen. Aber man muß gerecht ſein und zugeben, daß ſie ihrer Tochter eine ganz vortreffliche Erziehung gegeben zu haben ſcheint.

Das iſt gewöhnlich die Sache aller galanten Frauen, bemerkte der Marquis.

Schade um das Mädchen, warf Lady Brandon hin. Trotz ihrer Schönheit und trotz aller Gaben, die ſie beſitzen mag, wird es Miß Lavinia ſchwer fallen, eine vortheilhafte Parthie zu finden. Welcher Mann von Ehre würde ſich mit Lady Hallingtons Tochter vermählen wollen!

O Mylady, verſetzte der Marquis, Sie gehen doch wohl zu weit, wenn Sie die Tochter für die Fehltritte der Mutter verantwortlich machen

Ich mache sie keineswegs dafür verantwortlich, entgegnete Lady Brandon ungewöhnlich ernst, aber es liegt im natürlichen und unvermeidlichen Lauf der Dinge, daß sich die Schuld der Eltern an den Kindern rächt. Unrecht kann nur wieder Unrecht oder Unglück erzeugen. Keine unserer Thaten ist ein selbstständiges abgeschlossenes Ganzes, sondern jede wird zum Gesetz, das die Zukunft beherrscht. Ich beklage Miß Lavinia's Schicksal; sie trägt einen befleckten Namen, mit dem sich kein Edler wird verbinden wollen.

Die Gräfin neigte sich zu ihr, und flüsterte ihr mit leiser Stimme zu: Sagen Sie dieß Ihrem Sohne recht oft vor; vielleicht gelingt es Ihnen am Ende, ihn davon zu überzeugen.

Wie meinen Sie das? fragte Lady Brandon rasch aufblickend.

Ach, nehmen Sie es nicht so ernst! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß sich Lord Benjamin auf eine ganz auffallende Weise mit Miß Lavinia beschäftigte. Ich denke, sie hat einen ungemein lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Hat er Ihnen nicht von ihr gesprochen?

Kein Wort.

Dann ist's ernster, als ich dachte. Hätte er nur ein flüchtiges Wohlgefallen an ihr gefunden,

ſo hätte er deſſen ohne Zweifel erwähnt; daß er es nicht that, ſcheint mir ein Beweis, daß mehr als nur ſeine Phantaſie dabei im Spiele iſt. Sie hätten die Blicke ſehen ſollen, mit denen er Miß Lavinia betrachtete; gewiß würden Sie dann mit mir glauben, daß er mehr als ein hübſches Mädchen in ihr geſehen. Nehmen Sie ſich in Acht, Lady Maria! die Hallington's werden Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, um ihre Tochter zu einer ſo brillanten Parthie wie Lord Benjamin zu verhelfen.

Ich kenne meinen Sohn, verſetzte Lady Brandon ſcheinbar ruhig; mein Einfluß auf ihn iſt unbeſchränkt. Sein eigenes Ehrgefühl würde eine ſolche Verbindung nie zugeben.

Trauen Sie nicht zu ſehr darauf, entgegnete ihr die Gräfin; die Jugend hat gewöhnlich nur ſo lange ſtrenge Grundſätze, als ſie dieſelben nicht in Anwendung zu bringen braucht.

Sie mögen im Allgemeinen Recht haben; doch in unſerer Familie herrſcht ein anderes Geſetz, erwiederte Lady Brandon abbrechend, und miſchte ſich in das Geſpräch der Uebrigen. Bald darauf brach die Geſellſchaft auf; Lady Maria blieb allein.

Die Mittheilung der Gräfin hatte in ihrem Herzen keineswegs die Sicherheit gefunden, die ſie

äußerlich gezeigt hatte. In dem namenlosen Elend ihres Lebens, in dem Kreis von Lügen, aus dem sie nicht treten durfte, waren ihre edelsten Eigenschaften, ihre Güte, ihre Milde, jede weiche Regung untergegangen, nur die tiefste unaussprechlichste Liebe zu ihrem Sohne war in diesem gänzlichen Ruin ihres innern Menschen unversehrt geblieben, und war eben um so stärker und rücksichtsloser geworden, je strenger und kälter sich ihr Herz vor Andern verschlossen hatte. Er war die einzige Frucht aller ihrer Hoffnungsblüthen, der einzige lichte Streif an ihrem Horizonte, das einzige Wesen vor dem sie nicht zu heucheln brauchte, um ihm Neigung zu bezeigen. Obwohl immer darauf bedacht, ihn vor den Augen der Welt als seinen geliebten Sohn zu behandeln, hatte Lord Francis seinen Widerwillen, ja seinen Haß gegen das arme Kind nicht so völlig bemeistern können, daß er nicht in einzelnen Momenten, wo er sich unbeobachtet glaubte, nicht hervorgebrochen wäre und das weiche Mutterherz nicht quälend verletzt hätte. Benjamin, obwohl noch zu jung, um mit dem Verstande darüber zu urtheilen, fühlte instinctmäßig, daß ihm Lord Brandon, wie freundlich er sich auch gegen ihn stellen mochte, feindlich abgeneigt sei, und wandte die ganze Innigkeit seiner

jungen Seele ſeiner Mutter zu. So entſpann ſich zwiſchen dieſen Beiden ein Verhältniß, das des natürlichen Bandes, das ſie vereinigte, nicht zu gedenken, durch bewußte Zärtlichkeit und gemeinſam ertragene Leiden eine neue Weihe erhielt. Als Lord James Tod endlich der langen Qual der Verſtellung ein Ende machte, athmete Maria freier auf; ſie hatte zwar für ſich ſelbſt nichts mehr zu hoffen, aber das Loos ihres Lieblings lag fortan allein in ihrer Hand. Sie ſtand nicht mehr unter der Oberherrſchaft des Mannes, der ihr und ihrem Kinde ein Fremder war. Benjamin groß und glücklich zu machen, ward zum Ziel aller ihrer Gedanken; doch ihre Begriffe von Glück und Größe hatten ſeltſame Verwandlungen erlitten. Sie war nicht mehr das edle hochbegeiſterte Gemüth, das lieber an das eigene Herz gegriffen und es verletzt, als Unrecht zugelaſſen hätte; der Peſthauch der Welt und lügenhafter Verhältniſſe waren über dieſe einſt ſo reine Seele hingegangen und hatte unauslöſchliche Spuren in ihr zurückgelaſſen. Ihr Inneres war ſo erſtorben, daß ſie den Glauben an das Höhere, Ideale verloren hatte, und nur mehr in Anhäufung äußerer Güter und Vorzüge, Glück und Größe erblickte. Sie hatte ihrem Sohne eine Erziehung geben laſſen, die ihn vollkommen befä-

higte, einſt einen glänzenden Platz in der engliſchen Oligarchie einzunehmen. Ihr eifriges Beſtreben war, in Benjamins Bruſt den ſtolzen Ehrgeiz, den ariſtokratiſchen Sinn der Brandons zu erwecken, und ihn dadurch von Verbindungen abzuhalten, die ihn auf ſeiner Laufbahn hätten hindern können. Doch hier blieb der Erfolg hinter ihren Bemühungen zurück. Benjamin's tiefes, weiches Gemüth beſaß nicht Kraft genug, um jene Lehren des Hochmuths in ſich aufzunehmen; er nahm ſie beiſtimmend an, weil ſie von ſeiner über Alles geliebten und verehrten Mutter kamen, aber ſie fanden keinen Anklang in ſeinem Herzen. Es war ein fremder Zweig des ſtolzen Stammes. Die Mittheilung der Gräfin beſchäftigte Lady Brandon noch lange. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Verbindung ihres Sohnes mit Miß Lavinia brachte eine dunkle Röthe auf ihre Wangen. Lady Hallington's Ruf war wirklich rettungslos verloren. Daß ſie die Verachtung, die auf ihr laſtete, nicht verdiente, kümmerte die Welt nicht, deren Urtheil immer mehr dem Schein als dem Weſen gilt. Tauſend Stimmen klagten ſie an, daß ſie von ihrem Gatten entflohen ſei, um ſich mit Sir Ralph zu vermählen, doch Niemand erhob ſich

zu ihrer Vertheidigung, Niemand rechtfertigte sie durch Angabe der Beweggründe, die sie bei ihrem Thun geleitet hatten. Sie war als sechzehnjähriges Mädchen trotz ihres Widerstrebens und ihrer Thränen mit dem abgelegten Wüstling Murray vermählt worden, der seine junge engelreine Gattin auf dieselbe Weise behandelte, wie er bisher die liederlichen Dirnen, die seinen gewöhnlichen Umgang bildeten, behandelt hatte. Lady Malvina's Herz verging im Jammer und Abscheu, aber sie litt im Stillen, sie erfüllte ihre Pflichten um so strenger, je schamloser Lord Murray die seinigen verletzte, und das Geheimniß ihres Elends wäre nie offenkundig geworden, hätte sie nicht die grenzenloseste Verruchtheit von Seite ihres Gatten zu einem verzweifelten Schritte gezwungen. Seine Ausschweifungen, seine maßlose Verschwendung hatten sein Vermögen dermaßen zerrüttet, daß er auf dem Punkte war, sich wegen Schulden seiner Freiheit beraubt zu sehen. In diesem Augenblick bot ihm der Prinz T. auf den Lady Malvina's Schönheit den heftigsten Eindruck gemacht hatte, eine sehr bedeutende Summe an, wenn er ihm dafür seine Rechte auf seine unglückliche Frau abtreten wolle. Lord Murray war verworfen genug, um diesen schmach-

vollen Handel einzugehen; doch kannte er Malvina zu gut, um nicht zu wissen, daß jede Kunst der Verführung an dieser reinen Seele scheitern würde, darum nahm er seine Zuflucht zur Ueberraschung. Als er sich eines Abends mit ihr allein befand, erklärte er ihr mit dürren Worten seine Lage, benachrichtigte sie von dem Vertrage, den er geschlossen, und forderte sie auf, diesem gemäß zu handeln. Sie glaubte Anfangs, er wolle sie nur auf die Probe stellen, und wies seine Aufforderung als einen rohen Scherz zurück; als er ihr aber nur zu deutlich zeigte, wie sehr es ihm damit Ernst sei, als ihre Bitten und Betheurungen von dem Panzer von Schlechtigkeit, der seine Brust bedeckte, spurlos abglitten, als er ihr endlich den Besuch des Prinzen noch für dieselbe Nacht ankündigte, da erstarrte ihr Herz und sie verstummte.

Lord Murray nahm ihr Schweigen für eine Einwilligung und verließ sie. Kaum sah sie sich allein, als sie wie von Furien getrieben, aus dem Hotel entfloh; wüthende Qualen im Herzen, durchirrte sie die finstern Straßen. Sie hatte keinen Freund, keine Verwandten, Niemanden, an den sie sich in dieser höchsten Noth hätte wenden können, Niemanden, der sie beschützt und

vertheidigt hätte. Sie schauderte vor dem Gedanken, in die Gewalt Lord Murray's zu kommen. Lieber den Tod! stammelte sie dumpf. Die finstern Geister des Wahnsinnes bemächtigten sich ihrer Sinne. Sie beschloß zu sterben. Die Themse lag vor ihr und bot ihr das sicherste Asyl. Mit hastigen Schritten eilte Malvina auf die Londoner Brücke. Schon war sie im Begriffe sich in das weite, stille Grab hinabzustürzen, als sie sich plötzlich mit Gewalt zurückgehalten fühlte. Es war Sir Hallington; er hatte ihr auf ihrer nächtlichen Irrfahrt begegnet und von der Seltsamkeit der Begegnung eben so befremdet, als durch Malvina's zerstörtes Aussehen beunruhigt, war er ihr unbemerkt gefolgt. Längst hatte er ein tiefes Interesse für sie gefühlt, doch seine feste Ueberzeugung von ihrer Tugend hatte ihm nicht erlaubt, seine Neigung zu ihr auch nur durch ein Wort zu verrathen. Seinen dringenden, ängstlichen Fragen gelang es, Lady Murray zur Enthüllung eines Verbrechens, das sie fast zum Selbstmorde getrieben hatte, zu bewegen. Mitleid und Abscheu erfüllten seine Brust bei dieser Entdeckung. Er schwur der Unglücklichen, die sich bleich und halbohnmächtig auf seinen Arm stützte, sich ihrer anzunehmen, wie ein Vater, ein Bruder, ein Freund. Vorerst handelte es sich darum,

einen sichern Zufluchtsort für sie zu finden; nach kurzer Ueberlegung brachte er sie zu seiner Schwester Lady Hogde, die in der Nähe von London verheirathet war. Unmittelbar darauf verfügte er sich zu Lord Murray, gab sich ihm als Mitwisser des schmachvollen Geheimnisses zu erkennen, und erklärte ihm Lady Malvina's Entschluß, die Trennung ihrer Ehe zu begehren. Lord Murray, der sein Spiel verloren sah, gab seine Einwilligung dazu, doch nur unter der Bedingung, daß sowohl Sir Hallingten als Malvina ein ewiges Schweigen über den eigentlichen Grund dieser Scheidung beobachten würden. Im ersten Augenblicke verwarf Sir Ralph diese Clausel mit dem ganzen Zorne einer schönen Seele, die auf dem geliebten Bilde nicht einmal den Schatten eines Verdachtes dulden will; bei genauerer Erwägung der Umstände sah er jedoch ein, daß ein öffentlicher Angriff auf Lord Murray von den schlimmsten Folgen für Malvina sein konnte. Murray war der Liebling des Prinz-Regenten, der Vertraute vieler einflußreicher Männer; um eine Klage gegen ihn vorzubringen, mußte man sie mit den unumstößlichsten Beweisen belegen können, und diese fehlten Malvinen gänzlich. So entschloß sich Sir Ralph, um sie nicht durch ein größeres Scan-

dal in eine noch peinlichere Lage zu bringen, und um sie den Verfolgungen zu entziehen, die Lord Murray ihr nicht erspart haben würde, jene Bedingungen einzugehen. Die Ehe der ungleichen Gatten ward getrennt, und einige Zeit darauf vermählte sich Malvina mit ihrem edeln Freunde Ralph Hallingten. Ihr inneres Glück war nun gesichert, aber ihre äußere Ehre war verloren. Sie galt in der Welt für ein leichtsinniges verbrecherisches Weib, das einer wilden Leidenschaft die heiligste Pflicht geopfert hatte. Frauen, die nicht würdig gewesen wären, den Saum ihres Kleides zu berühren, wandten sich mit verächtlichen Blicken von ihr ab; überall stieß sie nur auf Demüthigungen. Sir Ralph war eine zu edle Natur, als daß Malvina dadurch in seinen Augen verloren hätte, doch war er auch zu zartfühlend, um nicht darauf bedacht zu sein, sie diesen unaufhörlichen Foltern zu entrücken. Mit dem Heldenmuth echter Liebe entsagte er der politischen Laufbahn, und zog sich mit seiner Gattin auf seine Güter zurück. Dort lebten sie ruhig und glücklich; die Geburt zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter schlang ein neues, beseligendes Band um ihre Herzen. Malvina vergaß beinahe den Bannfluch, den die

Welt über sie ausgesprochen hatte. Sie sollte einst noch auf die schmerzlichste Weise daran erinnert werden.

Als ihr Sohn Frederick sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er das väterliche Haus, um Dienste in der Marine zu nehmen. Malvina sah ihn mit schwerem Herzen scheiden; sie ahnte, daß dieser erste Kummer nach so vielen Jahren ununterbrochenen Glückes ein mahnender Bote des Schicksals sei. Bald darauf machten Sir Ralphs Geschäfte eine Reise nach London nothwendig. Er beschloß diese Gelegenheit zu benützen, um seine Tochter in die große Welt einzuführen. Sein väterlicher Stolz flüsterte ihm zu, daß Lavinia's Schönheit und Anmuth ihr schnell zu einer glänzenden Parthie verhelfen würden. Er wußte seinen Wunsch mit so vielen Gründen zu unterstützen, daß ihm Malvina nicht lange zu widerstehen vermochte. Unvermögend sich von ihrer Tochter zu trennen, überwand sie ihren Widerwillen, an einen Ort zurückzukehren, der ihr so peinliche Erinnerungen zurückrief, und begleitete Sir Ralph und Lavinia nach London. Dort lebte sie still und gänzlich zurückgezogen, ohne an den Vergnügungen Antheil zu nehmen, von denen ihre Vergangenheit sie ausschloß. Sir

Hallington hingegen fand überall, wo er ſich ohne ſeine Gattin zeigte die auszeichnendſte Aufnahme und Lavinia gewann durch ihre Liebenswürdigkeit wie durch ihre jugendlichen Reize alle Stimmen für ſich. Auf dem bereits beſprochnen Rout der Viscounteß Brinsby, lernte ſie Benjamin kennen; dieſe Begegnung war für Beider Leben entſcheidend.

Lady Branden blieb eine Weile unſchlüſſig, ob ſie ihren Sohn in Bezug auf Miß Lavinia zur Rede ſtellen ſollte; doch ſchien es ihr endlich beſſer es nicht zu thun und lieber ſtill zu beobachten. Das Ganze konnte ſehr wohl ein leeres Salongeſchwätz ſein, und ſelbſt in dem Falle, daß etwas Wahres daran wäre, ſchien es noch immer klüger, Benjamin von dem Gegenſtande ſeiner Neigung zu entfernen, als durch vorwitzige Fragen und Warnungen ſeine, ihm vielleicht ſelbſt noch unbewußten Empfindungen zu erwecken. Dieſer Anſicht gemäß beſchloß Lady Branden zu ſchweigen, und durch Aufopferung ihres ruhigen Stillebens ſich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Sie wollte die Bälle und Geſellſchaften beſuchen, und das Benehmen ihres Sohnes, Miß Lavinia gegenüber, beobachten. Doch kam ſie nicht dazu, denn ſchon nach wenigen Tagen ſprach Lord Benjamin den Wunſch aus, auf einige Zeit

nach Briſtol zu gehen. Mit wahrer Herzenser-leichterung hörte ſie ihn davon ſprechen; denn ſie glaubte in dieſem Wunſche den unumſtößlichen Beweis zu finden, daß der Bericht der Gräfin Brideland auf ganz falſchen Vorausſetzungen be-ruhe. Möchte er London in dieſem Augenblick verlaſſen, wenn Lavinia ſo lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hätte? fragte ſie ſich, und die Ant-wort lautete vollkommen beruhigend. Ohne einen Augenblick zu zögern, gab ſie ihm die Einwilligung zu dem projectirten Ausflug, und forderte ihn ſelbſt auf, ihn recht bald zu unternehmen; ſie wollte ſeine Zurückkunft in London abwarten, da ihre wirklich geſchwächte Geſundheit ihr jedes depla-cement unangenehm machte. Gewiß wäre ſie mit ihrer Zuſtimmung minder freigebig geweſen, wenn ſie um den wahren Grund von Benjamins Reiſe-luſt gewußt hätte. Benjamin hätte nicht daran ge-dacht, nach Briſtol zu gehen, hätte er nicht erfah-ren gehabt, daß die Familie Hallington ſich an dieſen Curort zu begeben gedenke.

Die in London bereits angeknüpfte Bekannt-ſchaft zwiſchen Benjamin und den Hallingtons ward in Briſtol zur näheren freundlicheren Ver-bindung. Außer der immer inniger werdenden Nei-gung, die ihm Lavinia einflößte, fühlte er ſich von

Lady Malvinas ſtiller Güte und wehmüthiger Heiterkeit, ſo wie von dem gebildeten Geiſt und der Herzenswärme ihres Gatten in ſo hohem Grade angeſprochen, daß ihm der Umgang mit dieſen Menſchen, zum wahren Lebensbedürfniß ward. Er wußte es wohl, daß Lady Malvinas Rufe ſchlimme Flecken anklebten, aber die allenfallſigen Verirrungen ihrer Jugend ſchienen ihm durch ſo viele Jahre des tugendhafteſten Lebenswandels mehr als hinreichend geſühnt, und überdieß war Lavinia in ſo ſtrengen Grundſätzen erzogen worden, daß ſelbſt ein minder beſtechener Richter als Benjamin keine Regung des Mißtrauens gegen ſie in ſich hätte aufkommen laſſen. Sein Wunſch, ſie zur Lady Branden zu machen, ward immer heißer, und obgleich der Gedanke an ſeine Mutter ihn hinderte, um Lavinias Hand zu werben, ehe er Lady Maria's Zuſtimmung gewiß war, ſo ſprach ſich ſein Vorſatz doch unverkennbar in allen ſeinen Worten und Blicken, in tauſend hingeworfenen Aeußerungen aus.

Sir Ralph und ſeine Gemahlin überließen ſich mit tiefer Freude der Hoffnung, ihre Tochter, die Benjamin's Liebe mit ſtiller Innigkeit erwiederte, bald an der Seite des Mannes ihrer Wahl im Vollgenuß aller irdiſchen Güter glücklich zu ſehen.

Der aus der Creme des engliſchen Adels beſtehenden Badegeſellſchaft, die ſich in dieſem Jahre in Briſtol verſammelt hatte, entging nichts von dieſem Verhältniß, und bald galt es für eine ausgemachte Sache, daß Miß Hallington binnen kurzer Zeit ihren Namen gegen einen andern vertauſchen werde.

So rückte das Ende der Curzeit heran. Sir Ralph war auf dem Punkte, mit ſeiner Familie nach London zurückzukehren, wohin ihm Benjamin unverzüglich folgen wollte. Die Neigung des jungen Lords machte ihm den Zuſtand ſchwankender Ungewißheit, in dem er ſich befand, unerträglich. Sein Zartgefühl ſagte ihm, daß ſeine Stellung zu Lavinia nicht länger dieſelbe bleiben dürfe, die ſie bis jetzt geweſen war, wenn er nicht ihren Ruf in Gefahr bringen wollte. Doch je näher der Augenblick der Entſcheidung heranrückte, um ſo banger ſchlug ſein Herz; er kannte ſeine Mutter zu gut, um nicht zu ahnen, daß ſeine Wünſche auf ſtarren Widerſtand bei ihr ſtoßen würden.

Demohngeachtet verlor er nicht alle Hoffnung. Er wußte, wie ſehr ſie ihn liebte, und glaubte aus dieſer Liebe die beſten Erwartungen ſchöpfen zu dürfen. Er hielt es für das Rathſamſte, ihr ſeine Bitten ſchriftlich mitzutheilen, und die für ihn ſo

wichtige Angelegenheit erſt dann mündlich mit ihr zu beſprechen, wenn ſich das erſte Aufbrauſen ihres Unwillens gelegt haben würde.

Einige Tage vor ſeiner Abreiſe von Briſtol, ſchrieb er ihr einen Brief voll kindlicher Zärtlichkeit, in welchem er ſie mit ſeiner Liebe zu Lavinia bekannt machte, und um ihre Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit dieſem holden Geſchöpfe flehte. Die Antwort, ſchrieb er, wolle er ſich in Kurzen in London ſelbſt abholen.

Bei ſeiner Ankunft fand er Lady Brandon von einem kleinen Kreiſe naher Bekannten umgeben, worunter er mit einer unangenehmen Empfindung ein paar Damen bemerkte, die ebenfalls vor einigen Tagen von Briſtol zurückgekommen waren. Mit großem Rechte befürchtete er, daß ſeine Mutter durch die dritte Hand bereits erfahren habe, was er ihr nur allein hätte mittheilen wollen. Lady Brandon empfing ihren Sohn mit lebhaften Freudenbezeugungen. Gewohnt ſich vor der Welt zu verſtellen, erwähnte ſie der Angelegenheit, die ihnen am meiſten am Herzen lag, mit keiner Sylbe, ſondern dankte Benjamin dafür, daß er ihrem Wunſche gehorchend, ſo ſchnell zu ihr zurückgekehrt ſei.

Es iſt gut, Mylady, daß Sie dieſen Wunſch

erſt jetzt geäußert haben, bemerkte Mrs. Medlinell mit ſpöttiſchem Lächeln, denn obgleich ich Lord Benjamins Aufmerkſamkeit für Ihre Befehle nicht im Geringſten bezweifle, ſo möchte ich doch faſt glauben, daß er ſich ihnen vor ein paar Wochen nicht ſo ſchnell gefügt hätte. Die Curzeit war recht brillant, nicht wahr Mylord?

Benjamin durch dieſe boshafte Anſpielung verletzt, antwortete kalt: Ich muß das Urtheil denen überlaſſen, die Briſtol ſchon ſeit ſo vielen Jahren beſuchen, da ſie beſſer als ich im Stande ſind, Vergleichungen anzuſtellen.

Mrs. Medlinell, die trotz ihrer vierzig Jahre gern noch immer für jung gegolten hätte, fühlte den Stich, und wollte ihn vergelten. Nun verſetzte ſie, Sie müſſen doch wenigſtens zugeben, daß Sie ſich gut unterhalten haben. Das Leben an Curorten hat auch wirklich eigenen Reiz; man iſt ſo vieler Rückſichten enthoben, von ſo vielen Beſchränkungen befreit, und kann den Umgang ſuchen, der Einem am beſten zuſagt, während man hier in London immer erſt gezwungen iſt, zu überlegen, ob man ſich durch gewiſſe Relationen nicht compromittiren würde. In Briſtol herrſcht ein anderer Ton; man kann dort die verſchiedenſten Bekanntſchaften anknüpfen, eben weil man ſie wieder ſchnell

abbrechen kann, wenn ſie Einem nicht mehr länger conveniren. Möglich, daß es Viele ſo halten, entgegnete Benjamin, was aber mich betrifft, ſo gehe ich mit Denen, die mich auf angenehme Weiſe anſprechen, überall, und mit Denen, die mir widerwärtig ſind, nirgends um.

Lady Brandon, der die Gereiztheit ihres Sohnes und Mrs. Medlinell's nicht entging, beeilte ſich, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Bald darauf verließen ſie ihre Beſuche und ſie blieb mit ihrem Sohne allein.

Es entſtand eine jener langen Pauſen, die gewöhnlich einer Unterredung über wichtige und ſchwierige Angelegenheiten vorangehen. Lady Brandon blätterte zerſtreut in einer Broſchüre, Benjamin betrachtete die Roſen des Fußteppichs; Beide ſchienen vor dem, was jetzt nothwendig zur Sprache gebracht werden ſollte und mußte, zu zagen. Endlich ward dieß Schweigen zu drückend, und Lady Maria's entſchloſſener Geiſt verlangte nach einer Entſcheidung.

Benjamin! ſagte ſie mit gebietendem Tone — und wies ihrem Sohne einen Stuhl neben ſich an.

Was befehlen Sie?

Du warſt in den letzten Tagen wohl bedeutend krank?

Warum glauben Sie das? fragte Benjamin erſtaunt.

Weil ich mir deinen letzten Brief nur dadurch zu erklären weiß, daß ich vorausſetzte, du ſeiſt im hitzigen Fieber gelegen, als du ſchriebſt.

Benjamin von dem ſchmerzlichen Spotte, der die Stimme ſeiner Mutter durchbebte, betroffen, wollte ihre Hand ergreifen. Sie zog ſie kalt zurück und fuhr fort:

Ich muß eher wiſſen, was ich von jenem ſeltſamen Schreiben zu halten habe, und ob es mit meinem Sohne wirklich ſo weit gekommen iſt, daß er Lady Hallington's Tochter zu ſeiner Frau machen will. Iſt's denn wirklich ſo?

Mutter! ſeien Sie nicht ungerecht. Ihr Geiſt iſt zu hell. Ihr Herz zu groß fühlend, als daß in ihren Augen Unglück wirklich für Verbrechen gelten könnte. Lady Hallington war nur unglücklich.

Lady Hallington mag gethan haben und thun, was es auch immer ſei, ich würde mir nie ein Urtheil darüber anmaßen; aber wenn ſie ſich an mich drängen und meine Pläne durchkreuzen will, werde ich mich deſſen zu wehren wiſſen. Deine Jugend und Unerfahrenheit mögen dir zur Entſchuldigung dienen, ich errathe, mit welcher Schlauheit die ehren-

werthe Familie zu Werke gegangen, um dich in ihr Netz zu bekommen, und —

Halten Sie ein! unterbrach sie Benjamin, innerlich empört. Wenn sie Lady Hallington, wenn Sie ihre engelgleiche Tochter kennten, so würden Sie keinem so unwürdigen Verdacht Raum geben und sie nicht verdammen.

Verdamme ich sie denn? Ich finde, daß sie klug gehandelt haben, an ihrer Stelle hätte ich vielleicht dasselbe gethan. Doch eben so natürlich ist es, daß ich den Forderungen meiner Stellung entspreche. Miß Hallington sollte Lady Branden werden? O lieber möchte ich die nächste beste Bauerdirne zu diesem Range erheben, lieber wollte ich den Namen meines Hauses ersterben sehen.

Ihre innere Aufregung hatte sich Bahn gebrochen, ihre scheinbare Kälte war verschwunden; sie fuhr mit leidenschaftlicher Heftigkeit fort:

Benjamin! laß uns offen miteinander sprechen. Durchforsche die Vergangenheit und frage dich, ob dir meine Liebe nicht immer freudig gewährte, was du von mir forderteſt; frage dich, ob ich dir einer eitlen Laune wegen versagen möchte, worauf du so hohen Werth setzest. Wenn ich es thue, so geschieht es, weil ich Welt und Menschen besser kenne, als du, weil ich da nur Schmach finde, wo

du nur Glück zu ſehen glaubſt, weil ich endlich beſſer als du weiß, was die Pflicht von uns fordert. Entſage dieſer unglücklichen Neigung, die unſerm Namen nur Schande, dir ſelbſt nur zahlloſe Demüthigungen bringen würde. Glaubſt du, mir ſeien Mrs. Medlinells giftige Anſpielungen unverſtändlich geblieben? Oder glaubſt du, ich habe nicht bemerkt, mit welchem Ingrimm du darauf antwortete ſt, ohne ſie jedoch widerlegen zu können. Alles was du vermochteſt, war Mrs. Medlinell zu beleidigen, damit haſt du aber Lady Hallingten nicht gerechtfertiget.

Bei Gott! Nie hätte ich geglaubt, daß bei meiner edlen, großherzigen Mutter die Billigung oder Mißbilligung eines ſo gemeinen, herz- und geiſtloſen Weibes wie Mrs. Medlinell das mindeſte Gewicht haben könnte. Ich weiß, Sie achten ſie nicht, Sie erkennen Sie ganz für das, was ſie wirklich iſt, und dennoch wollen Sie ihr ein Urtheil zugeſtehen über Dinge, an die ihr verdumpfter Sinn nun und nimmermehr hinaufreichen kann.

Mrs. Medlinell iſt ganz ſo, wie du ſie ſchilderſt, und ihr perſönliches Urtheil verdiente, menſchlich geſprochen, wirklich keine Aufmerkſamkeit; einzeln genommen iſt ſie weniger als nichts,

aber ſie darf nicht als Einzelne betrachtet werden, denn ſie iſt feſt und unzertrennbar mit einer Schaar gleich Niedriggeſinnter, Beſchränkter und Vorurtheilsvoller verbunden. Wer Einen von dieſen kennt und hört, der kennt und hört ſie Alle. Die heutige Scene wäre mir ein ſchwaches Beiſpiel von dem, was dich erwartete, wenn du darauf beſtändeſt, Miß Hallington zu deiner Gattin zu machen.

Das Gemeine und Schlechte ſcheint Ihnen alſo nur im Individuum verächtlich, aber beachtenswerth, wenn es in Corporationen erſcheint? fragte Benjamin nicht ohne Bitterkeit.

Lady Branden warf ihm einen Blick zu, vor dem er verſtummte.

Bethörter! verſetzte ſie, indem das Lächeln tragiſcher Ironie um ihre Lippen zuckte, du bildeſt dir wohl ein, ſtark und muthig zu ſein, indem du der Welt kindiſch Trotz bieteſt, um dem Drange einer wilden, rückſichtsloſen Leidenſchaft zu folgen? Dein Muth iſt feige Selbſtſucht, die, um ein Gelüſte zu befriedigen, Alles toll und blind in die Schanze ſchlägt. Stehſt du für dich allein? Hat deine Familie keine Rechte auf dich? Darfſt du mit der Ehre deines Hauſes ſchalten und walten nach deinem Belieben? Auf Schlachtfeldern iſt Blut gefloſſen, um den Namen Branden groß zu

machen. In ſtillem Gemach, auf ſchlafverwaiſtem Lager ſind zahlloſe Thränen vergoſſen worden, um ihn rein zu erhalten, um ihn unbefleckt auf dich übergehen zu laſſen, und du wollteſt jetzt leichtſinnig und pflichtvergeſſen alle die ſchweren Opfer zu nichte machen? Ein großer Name iſt kein Geſchenk, über das man nach ſeinem Gutdünken verfügen kann; es iſt ein Lehen, und Jeder, der dieſes trägt wird zum dienſtpflichtigen Vaſallen der Welt.

Sagen Sie lieber, er wird zum Gefangenen der öffentlichen Meinung.

Auch dieß. Es bleibt dir die Wahl: in deinem Kerker zu herrſchen, oder dir an deinen demantnen Wänden den Kopf zu zerſchmettern.

Mutter, Sie ſind ſchrecklich. Fluch über meinen Namen, wenn er zum Hinderniß meines Glückes werden ſoll!

Glück, wiederholte Lady Branden mit traurigem Ausruf, wo willſt du dieſes finden? Etwa in den tauſend Erniedrigungen, die dein Liebſtes auf Erden ertragen müßte? In dem mitleidigen Achſelzucken, womit man deine Thorheit belächeln würde? O, ich kenne dieſe Elenden! Sie würden Lady Hallington eine kluge Frau, dich einen albernen Jungen und mich eine ehrvergeſſene

Mutter nennen. Die Gutmüthigste unter ihnen würde eine Protectionsmiene annehmen, deine Gattin allenfalls dulden, aber ihr nie jene Ehrfurcht bezeigen, die eine Brandon anzusprechen hat. Und was wolltest du dagegen thun? Verleumdung kann man entlarven, Irrthum kann man berichtigen, aber wenn die Welt einmal nach Prüfung der Sachlage ein Urtheil ausgesprochen, o nimmt sie es nie wieder zurück; darauf magst du dich verlassen. Die Ehre gleicht einer Insel ohne Hafen und Bucht. Wer sie einmal verlassen hat, wird ihren heiligen Boden nie wieder betreten.

Sie gehen zu weit; die Leidenschaft trübt ihren so hellen Blick. Was hat Lavinia mit ihrer Mutter gemein? Gibt es einen Fehltritt, einen Irrthum, den man diesem himmelreinen Geschöpf vorwerfen kann? Soll sie die Schuld dessen tragen, was lange vor ihrer Geburt verging? Soll sie für Fehler büßen, die sie nie begangen hat?

Nein! die Welt mag manchmal, sie mag oft hart und unerbittlich sein in ihrem Urtheil, aber so ungerecht, so widersinnig ist sie nicht. Selbst die vorurtheilvollsten Herzen wissen keine andere Anklage gegen sie, als den Namen, den sie trägt. Ich will ihr den meinen geben, und von seinem

Glanze beſchützt, wird ſie ſelbſt bei dem Troß der Gemeinen jene Achtung, jene Ehrfurcht finden, die —

Das heißt: du willſt einen Königsmantel über das Kleid eines Galeerenſclaven werfen. Was du dabei gewännеſt, wäre, jenen zu entehren, ohne dieſes zu adeln.

Die Liebe eines edeln Herzens iſt ein Feuerſtrom, der Alles reinigt. Iſt Lavinia erſt meine Gemahlin, ſo wird die Welt ihr vergeben, daß ſie Lady Hallingtons Tochter iſt.

Vergeben? das Wort klingt wie ſeltſam, wenn ich's von meinem Sohne höre. Die Brandon's pflegten ſonſt nicht ſich Jemands Vergebung gefallen zu laſſen. Aber die Zeiten ſind anders, und ich bin für dieſe Zeit zu alt und zu ſtarr geworden; ich kann mich nicht darein finden. Als dein Vater im Sterben lag, forderte er mir einen heiligen Eid ab, über die Ehre unſeres Hauſes zu wachen; ich leiſtete ihm dieſen Schwur, denn ich war überzeugt, daß mir mein Sohn helfen werde, ihn zu halten. Nie — —

Iſt denn ihr Herz ſo erkaltet, daß es bei dem Höchſten und Heiligſten im Leben nur der äußern Ehre, der lügenhaften Convenienz gedenkt, die gleich einer Schlange ihren Blick immer feſter auf

ſich bannt, bis ſie uns Alle in's Verderben ziehen wird. Gedenken Sie der Vergangenheit, gedenken Sie der Zeit, wo dieſelbe Glut, die jetzt meine Bruſt erfüllt, auch in ihrem Buſen lederte; erinnern Sie ſich der Seligkeit des Tages, der Sie mit meinem Vater vereinigte; rufen Sie das Glück zurück, das Ihnen ſeine Liebe bereitete!

O ſtille, ſtille! rief Lady Branden von ihren Empfindungen überwältigt. Du machſt mich auf jene Zeiten aufmerkſam, du ſprichſt von dem Glücke der Vergangenheit? Sie magſt du denn erfahren, was dir bis jetzt ein mitgebrachtes Geheimniß geblieben iſt. An dem ſeligen Tage, der mich mit Lord Francis vereinte, ſchienen alle meine Gedanken nach dem Tode, mein Herz blutete aus tauſend Wunden; denn ich liebte ihn nicht, und mußte die Seine werden, weil es die Ehre ſo begehrte. Du erinnerſt mich an das Glück, das mir ſeine Liebe bereitet? O! die Qual der ewig Verfluchten iſt nichts im Vergleich mit jenem Glücke; denn wir haßten uns; unſere Geiſter begegneten ſich nur, um ſich zu bekämpfen; ein finſtres Grab war zwiſchen uns aufgeriſſen; wir litten ohne Hoffnung, ohne Troſt, aber wir verbargen unſere Leiden vor allen Blicken; wir ſcherzten und koſ'ten, wie zwei zärtlich Liebende; wir vergifteten unſre

Seelen mit erlogener Zärtlichkeit, denn die Ehre begehrte es ſo.

Mutter! rief Benjamin, es iſt nicht möglich, es kann nicht ſein.

Es war ſo, und Gott allein weiß, wie ſchwer es war; die Menſchen haben nichts davon erfahren. Du ſchrickſt vor dem Schmerz der Entſagung zurück? Was würdeſt du ſagen, wenn ich dir von den Nächten erzählte, die ich allein mit meinem Jammer durchwacht, von den Tagen, die ich äußerlich lächelnd und innerlich verblutend durchathmete, von den tauſend Qualen, mit denen dieſe ewige Verſtellung an meiner Seele nagte. Was iſt dein Schmerz dagegen? Ein Traum, eine Sonnenwolke, ein Nichts. Ich darf Entſagung gebieten, denn ich habe die ſchrecklichſte, qualvollſte ſelbſt geübt; ich darf Opfer fordern, denn ich habe das ſchwerſte mit brechendem Herzen ſelbſt gebracht. Meine Jugend iſt entſchwunden, ohne daß ſie von einem milden Strahl erhellt und erwärmt worden wäre, und ich gehe aus dem Leben, ohne erfahren zu haben, was Freude ſei!

Benjamin war in ſprachloſer Beſtürzung verſtummt, die Thränen ſeiner Mutter gaben ihm die Beſinnung wieder. O meine unglückliche Mutter! ſagte er endlich mit bebender Stimme, du

weißt um die Bitterkeit dieſes Kelches, und willſt deinen Sohn zwingen, ihn bis auf den letzten Tropfen zu leeren? Du haſt ſo Schweres gelitten, und denkſt daran, mir gleiche Laſten aufzubürden? Das kann dein Wille nicht ſein! Was war der Preis jener lebenslangen Lüge! Du ſtehſt jetzt da, innerlich verödet mit gebrochenem Herzen, mit zerſtörter Seele, und haſt nichts, keinen linden Troſt einer ſchönen Vergangenheit, keine lichte Erinnerung, an der du dich aufrichten könnteſt. Dein Frühling iſt ungeahnt an dir vorübergegangen, und die Lügenmacht, in der du lebteſt, ließ dich die himmliſche Geſtalt nicht ſchauen. Arme Mutter! du haſt dich für einen Wahn geopfert, und für welchen Lohn?

Um der Ehre willen, verſetzte Lady Braden, ſich hoch und ſtolz emporrichtend. Da du nun weißt, was ich gelitten habe, wiſſe denn auch, daß ich Alles, was ich gethan und erduldet habe, noch einmal zu thun und zu erdulden bereit wäre, wenn dieß das einzige Mittel wäre, unſerm Namen ſeine königliche Reinheit zu bewahren. Folge meinem Beiſpiel, und gib den Gedanken an eine Verbindung auf, die dich in deinem eigenen Auge verächtlich machen müßte.

Nein, verſetzte Benjamin, und ſeine gewöhn-

liche Weichheit machte einem festen Entschlusse Platz. Verächtlich würde ich mir dann erscheinen, wenn ich die Schändlichkeit beginge, Lavinia, deren reines Herz sich mir in unschuldiger Liebe arglos hingegeben, zu verlassen, und mit Undank zu belohnen. Mich bindet keine förmliche Werbung, keine feierliche Zusage an sie; aber das stille, heilige Einverständniß unserer Seelen gilt mehr als jene leeren Förmlichkeiten. Sie weiß, daß ich sie liebe; sie erwiedert meine Neigung; ihre Ansprüche auf mich sind folglich die unverletzlichsten. Ich kann die Hoffnungen, die sie auf mich gesetzt hat, nicht täuschen, ohne mich zu entehren, und sie elend zu machen. Indem ich ihr treu bleibe, befolge ich das heiligste Gesetz der Ehre.

Mutter! bei Allem, was Ihnen heilig — opfern Sie dem Geist der Wahrheit und der Erkenntniß ihre Vorurtheile, Ihre grundlosen Abneigungen auf. Nichts wird meinen Willen verändern. Lavinia soll meine Gattin werden, das schwöre ich Ihnen bei —

Halt ein! schrie Lady Branden.

Das schwöre ich Ihnen bei Gott und meiner Ehre, ergänzte Benjamin mit fester Stimme.

Leichenblässe überzog Lady Branden's Antlitz. Ein fürchterliches Schweigen folgte Benjamin's

feſter Erklärung. Die Rattern des Zorns, der Furcht und des Schmerzes zerfleiſchten das Herz der unglücklichen Frau. Es iſt gut, ſagte ſie endlich, langſam aufſtehend; ich kann dich an nichts verhindern, zu nichts zwingen. Die Gewalt der Mutter beruht nur auf dem Herzen ihres Kindes. Iſt dieſes undankbar und pflichtvergeſſen, ſo —

O! nicht dieſe Ungerechtigkeit! nicht dieſe Härte!

Bin ich hart und ungerecht, weil ich die Dinge bei ihren Namen nenne? Genug. Handle, wie du willſt, wie es deiner Selbſtſucht gut dünkt. Deinem Schwur ſetze ich dieſen entgegen: eher wollte ich das Härteſte ertragen, und dich aus meinem Herzen reißen, als in dieſe Verbindung einwilligen. Wir wollen offen gegen einander ſein. Du magſt dich öffentlich um Miß Hallington's Hand bewerben; ich werde eben ſo unverhohlen Alles, was in meiner Macht ſteht, anwenden, um dieſe Heirath zu hintertreiben.

Ehe Benjamin ſie daran verhindern konnte, hatte ſie die Klingel gezogen; ihre Kammerfrau trat ein. Mit einer nach der vorhergegangenen Scene unbegreiflichen Selbſtbeherrſchung ſagte ſie ihrem Sohne auf das unbefangenſte gute Nacht, und zog ſich in ihr Schlafzimmer zurück.

Benjamin entfernte ſich, troſtloſe Trauer im Herzen.

Lady Hallingten und ihre Tochter ſaßen beim Frühſtück; vor ihnen ſtand ein junger Mann in Seekadeten-Uniform und unterhielt die beiden Damen — ein eifriges, herzliches Geſpräch, das manchmal durch ein fröhliches Lachen unterbrochen wurde. Die mütterliche Freude, die aus Lady Hallingtens Augen leuchtete, die unbefangene Zärtlichkeit, mit welcher ihn Lavinia bald liebkoſ'te, bald neckte, gaben den Jüngling als Sir Frederick Hallingten zu erkennen. Das Schiff, auf welchem er diente, war am vorigen Abende in London angekommen, und er hatte Hoffnung, längere Zeit in dieſer Stadt in dem Kreiſe ſeiner Familie zubringen zu dürfen; leider hatte er ſeinen Vater nicht angetroffen, denn Sir Ralph hatte in dringenden Angelegenheiten eine kleine Reiſe unternehmen müſſen; doch konnte Frederick ſeine Rückkehr um ſo leichter abwarten, als die innige Liebe, die ihn mit ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter verband, wenigſtens einen Theil ſeiner Sehnſucht ſtillte. Mit der Lebhaftigkeit ſeines Alters erzählte er den Frauen von den Reiſen, auf welchen er die letzten Monate zugebracht hatte, und theilte ihnen die hochfliegenden Plane und Hoffnungen mit,

die er für die Zukunft nährte. Als er damit zu Ende war, kam die Reihe des Erzählens an Lady Hallingten. Sie schilderte ihm mit sichtlichem Vergnügen Lavinias glänzende Succès in den Londoner Salons, ihren Aufenthalt in Bristol, und endlich konnte ihr in Freude über das Glück ihrer Kinder sich immer hoffnungsreicher erschließendes Herz es sich nicht versagen, ihn zu berichten, welche Aussichten Benjamins Neigung ihrer Tochter eröffnet hatten. Frederick las in dem Erröthen seiner Schwester, daß ihre Vermählung mit Lord Branden nicht bloß ihrem Ehrgeiz schmeicheln, sondern auch die innigsten Wünsche ihrer Seele befriedigen würden. Ueberrascht und freudig gerührt, drückte er sie an seine Brust. Und ist Alles schon in Richtigkeit gebracht? fragte er seine Mutter.

Das wohl nicht, versetzte Lady Hallingten, aber wir haben die besten Gründe, Lord Branden's Bewerbung mit jedem Tag zu erwarten. Ich kenne ihn zu gut, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln. Wären seine Absichten nicht die rechtlichsten, so hätte er seine Neigung vor den Augen der Welt verborgen, aber er hatte seiner Liebe keinen Hehl, und —

Meine theure Mutter, fiel ihr Frederick in's

Wort, fern ſei's von mir, Ihre Handlungen tadeln zu wollen; aber Lavinia's Wohl und unſer Aller Ehre liegt mir zu nahe am Herzen, als daß ich Sie nicht fragen möchte, warum Sie Lord Brandon erlaubten, meiner Schweſter öffentlich ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen, ehe er eine förmliche, bindende Erklärung von ſich gegeben? Waren Sie dießmal nicht vereilig? War Ihr ſchönes Herz nicht zu raſch in ſeinem Vertrauen?

Man ſieht wohl, daß du Benjamin nicht kennſt, verſetzte Lavinia mit Unwillen.

Nein, nahm Lady Hallington das Wort, Lavinia hat Recht. Wenn du Lord Brandon kennteſt, würdeſt du dich des Zweifels gegen ihn ſchämen. Ich beurtheile ihn nicht nach einem flüchtigen Eindruck, den er auf mich gemacht hat, ſondern nach den Charakterzügen, die er in faſt beſtändigem Zuſammenleben mit uns entwickelte. Sein Herz iſt edel und wahrhaft; ſeine Liebe zu Lavinia iſt keine phantaſtiſche Selbſtbethörung, ſondern ein tiefes, ſtarkes Gefühl, das ſeinem Leben Geſetze vorſchreiben wird.

In dieſem Augenblick ward Lady Hallington ein Brief übergeben, deſſen Siegel das Wappen der Brandon's trug. Die Aufſchrift war nicht Benjamin's Hand, ſondern von einer Frau geſchrieben.

Du verlangst nach einer Entscheidung, sagte sie mit dem Lächeln frohen Triumphes; hier ist sie. Lady Branden schreibt mir, um für ihren Sohn um Lavinia's Hand anzuhalten.

Gott sei gelobt, wenn dem wirklich so ist. Doch lesen Sie den Brief.

Weiß ich doch, was er enthält, versetzte Lady Hallingten, das Blatt entfaltend. Kaum hatte sie die ersten Zeilen gelesen, als ihre Züge den Ausdruck namenloser Bestürzung, wilden Schreckens annahmen, und ehe sie noch an das Ende des Briefes gekommen war, sank sie mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig zurück.

Die Bemühungen ihrer Kinder, sie in's Leben zu rufen, blieben für den ersten Augenblick fruchtlos; man trug sie auf ihr Bett, wo sie bald darauf in heftige Krämpfe verfiel. Lavinia kniete bleich, von dem Gewicht formloser, peinigender Schmerzen erdrückt, vor dem Lager ihrer unglücklichen Mutter. Frederick stand mit düsterm Blick und verschränkten Armen daneben; die heißeste Qual durchstürmte seine Brust. Eine fürchterliche Klarheit schnitt durch sein inneres Auge, das davon zu erblinden glaubte. Die Stellung seiner Mutter, ihr Unglück, das sie jeder Beleidigung wehrlos Preis gab, der Flecken, der auf seinem

Namen haftete, die zerſtörten Hoffnungen ſeiner Schweſter, die Verletzung alles deſſen, was er auf Erden am höchſten hielt, dieſe, und tauſend namenloſe Schmerzen drangen wie giftige Pfeile in ſeine Bruſt. Lady Brandons Brief hatte ihm dieſe ſchrecklichen Aufſchlüſſe gegeben. Er hatte ihn den krampfhaft geballten Händen ſeiner Mutter entwunden, und mit todesbanger Haſt durchflogen. Sein Inhalt lautete, wie folgt:

Milady!

Es wird Sie vielleicht wundern, einen Brief von mir zu empfangen; aber mein Erſtaunen, mich in der Nothwendigkeit zu befinden, an Sie zu ſchreiben, iſt gewiß noch größer. Keine perſönliche Rückſicht könnte mich bewegen, mich ſo weit zu vergeſſen. Wenn ich es thue, ſo geſchieht es nur, weil die Ehre meines Namens dieſes Opfer von mir fordert, und ich mich einer ſolchen Forderung nicht entziehen darf. Die Stimme der Welt und die Erklärung meines Sohnes haben mich über die ſchlaue Liſt belehrt, mittelſt deren Sie Miß Fallingten in meine Familie einzuführen ſuchen. Iſt Ihnen die Laſt Ihrer Schande zu ſchwer geworden, daß Sie Einen ſuchen, der Ihnen mithelfe, ſie zu tragen? Und wenn Sie dieß woll-

ten: warum fiel Ihre Wahl gerade auf den edelsten Namen Englands? Oder lüstet Sie nach diesem, eben weil er so rein ist? Glaubten Sie, unter seinem Schutz Ihre Schande um so sicherer verbergen zu können? Enttäuschen Sie sich hierüber. Er ist groß und hochtönend, aber so mächtig ist er nicht, um die Schmach der von Ihrem Gatten heimlich entflohenen Lady Murray vergessen zu machen; so unzerstörbar ist sein Glanz nicht, daß er nicht trübe, unauslöschliche Flecken bekäme, wenn er sich mit dem Ihrigen vereinigte. Dieß zu verhindern, werde ich meine letzte Kraft aufbieten, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

Sie kannten die Jugend und Unerfahrenheit meines Sohnes überlisten, um ihn für ihre Plane zu gewinnen. Mit seiner Mutter werden Sie ein schwerer Spiel haben. Ich kann es noch nicht glauben, daß mein Sohn wirklich die Ehrlosigkeit begehen könnte, sich mit Miß Hallingten zu vermählen. Beginge er sie dennoch, so soll die Welt erfahren, daß ich nie in diese Niederträchtigkeit willigte. Mein Wort hat Geltung. Man wird mir glauben, wenn ich sage, daß Sie es waren, die Lord Branden zum Undank gegen seine Mutter, zum Abfall von allen seinen Pflichten verleiteten, und ein neuer Fluch wird sich zu dem gesellen, der

ohnehin ſchon auf Ihnen laſtete. Glauben Sie, daß Ihre Tochter, und wäre ſie auch hundertmal Benjamin's Gemahlin, Aufnahme und Beachtung finden wird, wenn ich ſie verwerfe? Das Loos, das Ihnen geworden, würde mit geringem Unterſchied auch ihr zu Theil werden. Ihr wahrer Vortheil, wie der meinige, erheiſcht, daß dieſe Verbindung unterbleibe.

Sie kennen nun meine Meinung, und wenn der letzte Funke von Ehrgefühl in Ihrer Bruſt nicht erloſchen; wenn Sie eine leiſe Ahnung deſſen haben, was man einem edeln Namen ſchuldet, ſo werden Sie von einem Schritte abſtehen, deſſen Folgen ſchwerer wären, als Sie es jetzt zu denken vermögen. Meine Einwilligung werden Sie nie und unter keiner Bedingung erhalten. Sollte Miß Hallington auf dem Entſchluſſe beſtehen, ſich in meine Familie gewaltſam einzudrängen, ſo würde ich ihr im ſchlimmſten Falle weichen; aber nie könnte eine Gemeinſchaft zwiſchen mir und der Tochter des Ehebruchs beſtehen.

Lady Maria Brandon.

Wenige Stunden ſpäter erſchien in Brandon-Houſe ein junger Mann, der mit Lord Benjamin zu ſprechen begehrte. Als er ſich mit dieſem allein

ſah, nannte er ſich ihm als Sir Frederick Hallington. Benjamin's erſte Bewegung war, den Bruder ſeiner Geliebten zu umarmen; doch ſteif und kalt trat dieſer zurück, und ſagte mit ſchneidendem Tone:

Verzeihen Sie mir, Mylord; ich bin nicht in der Stimmung, Freundſchaftsbezeigungen, die überdieß erlogen ſein dürften, zu erwiedern. Lady Branden hat meiner Mutter eine unerhörte Beleidigung zugefügt; ich bin hier, um von Ihnen Genugthuung zu empfangen.

Er überreichte ihm das unſelige Blatt. Vielleicht war es mit Ihrem Vorwiſſen geſchrieben, ſagte er; doch gleichviel. Ein Beweisſtück kann nicht ſchaden.

O Mutter, Mutter! rief Benjamin, von dem unvermutheten Schlage betäubt; ſo willſt Du Menſchenherz und Menſchenglück Deinem Götzen opfern? Frederick! fügte er mit Heftigkeit hinzu, ich wußte nichts von dieſem Brief; hätte ich darum gewußt, ſo hätte ich lieber den beſten Hoffnungen meines Lebens entſagt, als zugegeben, daß Lady Hallington ein ſolcher Schmerz, ein ſolcher Schimpf treffe. Doch ſei'n Sie ruhig; Ihre Schweſter wird meine Gattin, ob auch —

Und Sie glauben, fiel ihm Frederick, ſeinen

Zorn mühsam unterdrückend, in's Wort, daß wir elend und ehrvergessen genug seien, um noch an eine Verbindung mit Ihnen zu denken, nachdem wir durch Sie so namenlose Schmach erfuhren? Bei Gott! ich wollte eher mit eigener Hand meine Schwester tödten, als sie Lady Branden nennen müssen. Uns ist die Ehre eben so viel werth, wie Ihnen. Meine Mutter ringt mit Verzweiflung, meine Schwester weint heiße Thränen, und ich sollte dieß vergessen? Gelobt sei Gott! daß die herzlose Beleidigerin meiner Mutter einen Sohn hat, von dem man die Genugthuung begehren kann, die man von keinem Weibe fordern darf. Bestimmen Sie mir Ort und Stunde; wir werden sehen, ob die Gerechtigkeit Gottes jener der Menschen gleicht.

Ich mich mit Lavinia's Bruder schlagen? Nun und nimmermehr!

Sie finden es bequemer und sicherer, uns im Gefühle der nicht zu vergütenden Beleidigung vergehen zu lassen.

Ich biete Ihnen jede andere Genugthuung an; aber mit Lavinias Bruder, mit Lady Hallington's Sohn kann ich mich nicht schlagen.

Sie sind ein Feigling, schrie Frederick mit ausbrechender Wuth.

Wer sagt das? rief Benjamin, rasch aufspringend, und seine Augen funkelten vor Zorn.

Ich. Wollen Sie sich jetzt mit mir schlagen?

O Gott! stöhnte Benjamin. Geduld! Geduld! Ich kann nicht auf Sie zielen.

So nehmen Sie den Feigling hin? Wir wollen sehen, ob Sie auch dieß hinnehmen werden, und, seiner Sinne nicht mehr mächtig, schlug er Benjamin in's Gesicht.

Mit einem tigergleichen Sprung riß der Lord ein Pistol von der Wand. Sir Frederick faßte mächtig seinen Arm und hielt ihn zurück. Ich dachte, Sie könnten auf Lavinia's Bruder, auf Lady Hallington's Sohn nicht zielen, sagte er mit finsterm Hohn. Es galt dieß wohl vom ehrlichen, offenen Kampfe, wenn Ihr Feind, mit gleicher Todeswaffe gerüstet, Ihnen gegenüber steht? Oder meinen Sie, daß, weil Ihr edler Name Ihnen das Recht gibt, die Schwester elend zu machen, er Ihnen auch jenes verleihe, den Bruder meuchlings zu tödten? Wollen Sie noch von friedlicher Genugthuung sprechen?

Benjamin's Wangen glühten im dunkelsten Roth; aus seinen Augen flammte wilde Rachgier.

Genugthuung? rief er mit der Wuth un-

ſicherer Stimme. Ich fordere ſie von Ihnen jetzt auf der Stelle.

Ich ſtehe zu Ihren Dienſten; doch auf der Stelle kann ich Ihrem Begehren nicht willfahren. Sie ſehen ein, daß ein Duell zwiſchen uns keines jener Poſſenſpiele ſein kann, wo man beim erſten Ritz den Degen wegwirft, ſich die Hände ſchüttelt und die Ehre für befriedigt erklärt. Nach dem, was zwiſchen uns vorgegangen, kann nur von einem Kampfe auf Tod und Leben die Rede ſein. Ich will meine Angelegenheiten ordnen, und rathe Ihnen, dasſelbe zu thun; denn nur Einer von uns wird zurückkehren. Beſtimmen Sie mir Ort und Stunde.

Morgen um acht Uhr am Eingange von Blackwood.

Ich werde mich mit meinen Sekundaten einfinden; bringen Sie die Ihrigen auch mit. Auf morgen!

Auf morgen!

Frederick ging. Der Lord blieb eine lange Zeit in düſtres Sinnen verſunken; die Erinnerung an den Schimpf, den er ſo eben erfahren, brannte glühende Male in ſein Herz und ſtachelte alle ſeine Sinne zur Rache gegen ſeinen Feind. Wilde Ungeduld nach dem Augenblicke des Kampfes

durchſtrömte ſeine Bruſt. Plötzlich erſchien ihm Lavinia's ſüßes, rührendes Bild, und die gramgebeugte Geſtalt ihrer Mutter fragte ihn, ob er ihre Huld mit dem Morde ihres Bruders vergelten wolle? Immer verwirrender und betäubender drängten ſich ſchreckliche Gedanken an ſeine Seele heran; in namenloſer Trauer verbarg er das Geſicht mit beiden Händen. Dann ließ er ſie ſinken; ſeine bleichen Züge nahmen den Ausdruck dunkler Freudigkeit an, und mit der Hand langſam über die Stirn ſtreifend, ſagte er leiſe: Auf morgen? Morgen iſt für mich die Ewigkeit.

III.

Der Abend war herangekommen. Lady Brandon, deren finſtere Stimmung es ihr unmöglich machte, Beſuche zu empfangen, hatte ſich vor Jedermann verläugnen laſſen, und war in ihrem Kabinet allein. Mit lebhafter Aufregung ſah ſie der Entſcheidung entgegen, die ſie von ihrem Briefe an Lady Hallingten erwartete; ſie war nicht ohne Hoffnung, denn ihr eigenes Gefühl ſagte ihr, daß Lavinia's Eltern nach einer ſolchen Beleidigung unmöglich mehr daran denken konnten, Benjamin als Schwiegerſohn anzunehmen. Aber wie ſollten ſich dieſe unſeligen Verhältniſſe entwirren?

Wie ſollte ſie ihrem Sohn erſetzen, was ſie ihrer Meinung nach gezwungen war, ihm zu entreißen? Lady Brandon's Herz, ſo erkaltet, und in langer Qual erſtarrt es auch ſein mochte, ſchlug für ihren Sohn mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit; ihre Grundſätze zwangen ſie, ihm Schmerz zu bereiten, aber ihre eigene Seele erbebte vor dem Kummer, den ſie ihm nicht erſparen zu können vermeinte. Die Ehrſucht ihres Hauſes, ihr bei einem ſo muthigen, ſtarken Gemüth faſt unbegreifliches Hinherachen auf die Meinung der Welt, ſchrieb ihr ihre Handlungsweiſe vor; doch indeß ſie dieſen Weg mit entſchloſſenen Schritten betrat, und ſich ſchweigend in das, was ſie für nothwendig erachtete, fügte, hüllte ſich ihr Gemüth in tiefe Trauer.

Sie hatte ihren Sohn an dieſem Tage nur wenige Minuten geſehen. Bei ihrer gegenſeitigen Stellung war es natürlich, daß ſie die Entfernung, in welcher er ſich hielt, für Trotz nahm. Wußte er bereits um ihren Brief an Lady Hallington? Sie verwarf dieſen Gedanken, denn Benjamin hatte den ganzen Tag über das Hotel nicht verlaſſen. Ihr Wunſch ihn zu ſehen, ward immer lebhafter, und dennoch gewann es ihr Stolz nicht über ſich, dieſer Sehnſucht Worte zu geben. Nach der Scene am vorigen Abende konnte ſie ihn nicht zu ſich

rufen laſſen, ohne ihn in dieſem Rufe ein Zugeſtändniß, ein Nachgeben erblicken zu machen. Dieß wollte ſie um keinen Preis. Ueberdieß ſchmeichelte ſie ſich mit der Hoffnung, der unbeſchränkte Einfluß, den ſie bisher auf Benjamin ausgeübt hatte, werde ſich auch jetzt bewähren, und ihn bald als Reuigabbittenden zu ihr zurückführen. Doch wollte ſie wenigſtens von ihm hören; ſie klingelte, und fragte die eintretende Kammerfrau, ob Lord Benjamin Beſuch habe.

Mrs. Whill antwortete ihr, der junge Lord ſei allein in ſeinem Cabinet, und eifrig mit Schreiben beſchäftigt.

Es iſt gut, ſagte Lady Branden, und verſank in ihr früheres, ſchmerzenvolles Sinnen, aus dem ſie nach einer langen Stunde durch Benjamin's Eintreten geweckt wurde.

Freude und Hoffnung durchbebten ihr Herz, als ſie ihn erblickte. Sein Kommen ſchien ihr ein Beweis, daß ſie von ſeiner kindlichen Ergebenheit das Beſte zu erwarten habe. Er war ſehr bleich, aber in ſeinen Augen glänzte überirdiſches Licht. Schweigend ergriff er ihre Hand, die ſie ihm dießmal nicht entzog. Ich glaubte wirklich, du habeſt deiner Mutter vergeſſen — ſagte ſie mit leiſem Vorwurf, aber zugleich mit einer Sanftmuth, die in

einem ſo ſtrengen und ſchroffen Charakter doppelt befremden und rühren mußte.

Weder im Leben noch im Tode, verſetzte Benjamin leiſe, doch mit herzdurchdringender Stimme.

O mein Sohn, entgegnete Lady Brandon, ihr müdes Haupt an ſeine Achſel lehnend, wir haben Beide viel zu leiden. Gott gebe uns Kraft! Amen.

Ueberall nur Verwirrung und Bedrängniß; das heilige Band, das uns bis jetzt vereint, zerriſſen! O Benjamin! wie willſt du es wieder befeſtigen?

Nichts davon, meine Mutter; es wird ſich alles ausgleichen, wir müſſen nur Geduld haben.

Du haſt mir keine andere Antwort zu geben?

Er ſchwieg.

Mutter! ſagte er, nach einer langen Pauſe, ich bin gekommen Abſchied von Dir zu nehmen. Es zieht mich in die Fremde fort, ich kann nicht bleiben.

Lady Brandon's Blick fiel mit dem Ausdrucke erſchreckter Liebe auf ihn. Du willſt fort, fragte ſie leiſe und wohin?

Wer weiß, wohin er geht? fragte Benjamin mit ſchwermüthigem Lächeln. Wenn es nur weit

genug, um dieſe Stätte meinen Blicken zu entrücken.

Ihr Herz, obwohl durch Benjamin's feſten Entſchluß im erſten Augenblick beſtürzt, faßte ſich wieder, ihre Hoffnungen wuchſen mit jedem ſeiner Worte; ſie glaubte den Sieg davon getragen zu haben. Ihrer Meinung nach hatte ſeine Reiſe keinen andern Zweck, als ihn in der Entfernung von der Wunde geneſen zu machen, die ihm ſeine Unterwerfung in den Willen ſeiner Mutter ſchlug. Sie wähnte ihn bereit, ihr das ſchwere Opfer zu bringen. Hätte ſie ihren Gefühlen gefolgt, ſie wäre zu ſeinen Füßen geſtürzt, um ihm unter Thränen zu danken. Doch ſelbſt in dieſem Augenblick um die Wahrung ihrer Würde eiferſüchtig beſorgt, begnügte ſie ſich, ihm ihre Zufriedenheit auszudrücken. Aber wie gemeſſen ihre Ausdrücke auch waren: ſo weit ging ihre Selbſtbeherrſchung doch nicht, daß nicht die tiefſte, überſtrömendſte Liebe durch ihre Stimme geklungen hätte, als ſie ihm ſagte: Ich werde dich begleiten.

Nein, Mutter, du wirſt mir nachkommen, du biſt zur Reiſe noch nicht vorbereitet.

Willſt du ſie ſchon ſobald antreten?

Morgen bin ich nicht mehr hier.

Schon morgen? So werd' ich dir wenigſtens bald folgen, recht bald folgen.

Das mein' ich ſelbſt.

Du wirſt noch glücklich werden, Benjamin. Du kannſt es; denn du haſt nur einen flüchtigen Jugendſchmerz zu vergeſſen, und nicht an dem Sarge eines hingemordeten Lebens zu trauern, wie ich, und der Segen deiner Mutter wird kräftig werden über dir.

Er ſank vor ihr nieder, und verbarg ſein Geſicht in ihren Schooß. In ſprachloſer Erſchütterung legte ſie ihre Hände auf ſein Haupt. Sie hielten ſich lange und ſchweigend umſchlungen. Endlich wand ſich Benjamin ſanft aus ihren Armen los. Friede und Vergebung! ſagte er leiſe. Wir haben Beide Schmerzen genug zu ertragen, um uns nicht grollen zu dürfen.

Vergebung? Nein! Freude und Segen über dich, und nur einen milden Abglanz deines einſtigen Glückes für meine Seele!

So lebe wohl, Mutter! Ich ahne, wir werden uns bald wiederſehen. Gott ſei mit Dir, du unglückliches Weib, du arme Mutter! Mein Herz war einen Augenblick von dir gewendet, aber jetzt darf, jetzt kann ich dich wieder lieben.

Gott ſei mit Dir!

Noch einmal drückte er ſie mit tiefer Inbrunſt an ſeine Bruſt, und verließ dann das Zimmer.

Erſchöpft ließ Lady Branden das müde Haupt auf die gequälte Bruſt ſinken. Gleich einer dunkeln, ſchrecklichen Erſcheinung zogen die Bilder ihres ganzen Lebens an ihrem innern Sinne vorüber. O! rief ſie — und verzehrende Lavaſtröme quellen durch ihre Bruſt — was war mein ganzes Sein anders, als eines jener Gräber, von denen die Schrift ſpricht, die außen ſchön, doch innerlich voll Leichen und Moder ſind! Doch bald wich der Kummer über ihr eigenes Geſchick in ihrem Mutterherzen dem überwältigendſten, zerſtörendſten Mitſchmerz mit dem Leiden ihres Sohnes. Eine unerklärliche Bangigkeit überfiel ſie; drohend und ſchreckend verfolgte ſie der Gedanke, Benjamin könne aus übergroßer Scheuung heimlich ſcheiden, um ihr die Qual des Abſchieds zu erſparen. Sie wollte, ſie mußte ihn noch einmal ſehen; ja noch in dieſer Nacht, wenn ihre Seele nicht in glühenden Martern vergehen ſollte. Nach kurzem Beſinnen ergriff ſie ein Licht, um zu Benjamin, der das obere Stockwerk bewohnte, zu gehen.

Im Hauſe war bereits Alles ruhig; die ſpäte Stunde hatte alle Uebrigen ihrem Lager zugeführt. Bleich, und faſt geſpenſtiſch ſchwankte die Lady

die Treppe hinan; es war ihr, als fühle sie kalte, dunkle Schwingen ihr Haupt umrauschen. Plötzlich ward die Stille der Nacht durch einen Schuß unterbrochen. Lady Brandon stieß einen Schrei aus, und sank auf ihre Kniee nieder. Das Licht entfiel ihrer Hand, und verlöschte. Unvermögend sich wieder aufzurichten, blieb sie einige Secunden in sprach- und regungsloser Betäubung. Dann raffte sie sich plötzlich mit Gewalt empor, um halb besinnungslos vor Benjamin's Thür niederzusinken.

Benjamin! mein Sohn! stammelte sie leise.

Keine Antwort.

Mein Kind! mein einziges, liebstes Kind! schrie sie in wilder Todesangst, und die Verzweiflung ließ sie die Stärke finden, die verschlossene Thür aufzusprengen.

Sie stürzte in das Zimmer. Benjamin lag mit zerschmetterter Stirn auf seinem Lager.

Zwei Tage darauf war Lady Brandon eine Leiche.

(Ende des ersten Bandes.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Welt und mein Auge.

Zweiter Theil.

Gedruckt
bey
Landerer und Heckenast in Pesth.

P. o. germ 1044 t/2

BG

97

Die Welt und mein Auge.

Novellen

von

Betty Paoli.

Zweiter Band.

Peſth, 1844.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Generine	1
Aus den Papieren eines deutſchen Arztes	122
Schuld und Sühnung	209

Honorine.

Dans le cuivre et le [illegible] étincelant
Que Dieu laissa tomber sur la route des anges
Et que l'impie a [illegible]

Lamartine.

Berichtigungen.

Zweiter Theil.

Seite.	Zeile.	
5	14	ſtatt Deligence: Diligence
73	17	„ Sentita: Sertita
91	6	„ uur: mir
92	7	„ Hilfe: Hälfte
225	1	„ Gaſthof: Pachthof

Unter den jungen Malern, die den Ruhm deutscher Kunst in Paris aufrecht halten, zog zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, vornehmlich Walther L. die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Am Rhein geboren, und in der Düsseldorfer Schule herangebildet, hatte er späterhin mehrere Jahre in Italien zugebracht, und mit jedem Bild, das aus seinem Atelier hervorging, einen neuen Triumph gefeiert. Selbst in Rom, diesem Versammlungsort der Künstler aller Nationen, hatte er für Einen der bedeutendsten gegolten, und selten war es geschehen, daß ein vornehmer oder reicher Fremder die Weltstadt verließ, ohne eine Bestellung bei dem deutschen Maler zu machen. Er übernahm dieser Aufträge so viel er vermochte, malte bei Tag, zeichnete und componirte bei Nacht, und wäre, obgleich ihn kein besonders Interesse mehr an Rom fesselte, vielleicht noch manches

Jahr dort geblieben, hätte er nicht eines Morgens in dem Diario von dem Ankauf spanischer Bilder gelesen, den Baron Taylor im Auftrag der französischen Regierung so eben gemacht hatte. Noch hatte er das Zeitungsblatt nicht aus der Hand gelegt, als schon der Entschluß, nach Paris zu gehen, gefaßt war. Schon längst hatte dann und wann der Vorsatz in ihm aufgedämmert, einmal eine Reise nach Spanien zu machen, um die Werke der ältern spanischen Meister, zu denen ihn leidenschaftliche Vorliebe hinzog, zu studiren; doch war er eben nicht von sehr mobiler Natur. Wie allen Menschen, die von einem innern Streben ganz und gar in Anspruch genommen werden, fiel es ihm schwer, sich aus gewohnten Verhältnissen loszureißen. Ueberhäufte Beschäftigungen hatten ihn in seinen eigenen Augen entschuldigt, und so war er geblieben, obgleich die Schöpfungen Zurbaran's, Murillo's sich oft vor seine Phantasie drängten, und ihn mit ihrer ernsten Schönheit zu sich beriefen. Jetzt war aber diese Mahnung so mächtig, so gebieterisch geworden, daß er nicht länger widerstehen konnte. Es handelte sich nicht mehr darum, ein vom Bürgerkrieg zerrüttetes Land unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten zu durchstreifen, sondern nur um eine ungleich

leichter zu bewerkſtelligende Reiſe nach Paris. Ohne ſich länger zu beſinnen, brach Walther ſein Zelt in Rom ab, d. h. er lieferte die vollendeten Gemälde ab, verſprach die übrigen während ſeines Aufenthalts in Paris zu beendigen, gab ſeinen Kunſt- und Landsgenoſſen ein Abſchiedsfeſt, bei welchem mehr lacrymae Christi, als andre Thränen floßen, ließ ſich bei Terleria die nöthigen Wechſel ausſtellen, und begab ſich dann nach Civita vecchia, wo er ſich nach Frankreich einſchiffte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Marſeille griff er wieder nach dem Wanderſtab, oder, um mich zwar proſaiſcher, doch der Wirklichkeit angemeſſener auszudrücken, er nahm einen Platz auf der Deligence, die ihn geſund und wohlbehalten, nur ſehr durchgerüttelt, und von dem Geſchwätz zweier commis-voyageurs bis zum Ingrimm gelangweilt, nach Paris brachte.

Es ließ ſich allerlei Hübſches über Walther's erſten Beſuch im Louvre ſagen, wie über die Eindrücke, die er dort empfing. Da es aber wohl geſchehen dürfte, daß er eines Tages dieſe Mühe ſelbſt übernähme, und da er von Bildern unendlich beſſer zu ſprechen weiß, als ich, will ich ihm hierin nicht vorgreifen. Mir erübrigt, nur zu ſagen, daß er, trotz ſeines Verſatzes, in Paris mehr

dem Studium ſeiner Kunſt als der Ausübung derſelben zu leben, ſich bald wieder mit Beſtellungen überhäuft, und in tauſend Verhältniſſe hineingezogen ſah, die ſeinen Plan, nur kurze Zeit in der franzöſiſchen Hauptſtadt zu verweilen, zu nichte machten. Sein Künſtlerruf war längſt aus Italien nach Paris gedrungen, und verſchiedene Gemälde, die er in die dortige Kunſtausſtellung geſchickt hatte, waren vollkommen geeignet geweſen, dieſen Ruf noch feſter zu begründen. Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft erhielt er von der Regierung einen wichtigen Auftrag, der zu ehrenvoll war, um abgelehnt zu werden, und der ihn mit hochgeſtellten Perſonen in Verbindung brachte. Die natürliche Folge davon war, daß, wer auf Kunſtkennerſchaft oder auch nur auf Kunſtliebhaberei Anſpruch machte, ſich zu dem deutſchen Maler drängte, und auf einmal war Walther zur Mode geworden, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie. Befriedigt konnte er ſich dann freilich nicht fühlen, doch verwehrte es ihm ja keinen ſeiner würdigern Erfolg, und da er ſich mit ehrlichem Gewiſſen ſagen konnte, nicht durch Charlatanerie habe er die Gunſt des Publikums ſich zugewendet, ſo nahm er die ihm dargebrachten Huldigungen, als etwas, zwar nicht Weſentliches, doch Angeneh-

mes, Erfreuliches heiter auf, und hatte nichts dagegen, daß man ihn fêtirte. Paris gefiel ihm überaus wohl, gesellige und künstlerische Genüsse füllten die Zeit, die er nicht der Arbeit widmete, auf reizende Weise aus, und so fiel es ihm nicht schwer, seine Abreise auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Er eröffnete ein Atelier, das bald von zahlreichen Schülern besucht, und den Fremden als eine der Sehenswürdigkeiten von Paris bezeichnet ward. Hier arbeitete er eifrig und angestrengt, bis er beim einbrechenden Dunkel die graue Blouse und das schwarze Sammtbarett mit Frack und Hut vertauschte, und die Cirkel besuchte, in denen er ein willkommner, mit Auszeichnung behandelter Gast war. Vielleicht war Walther's Persönlichkeit nicht ganz ohne Einfluß auf die glänzenden Erfolge seines künstlerischen Wirkens gewesen. Hier bitte ich den Leser, meinem Helden nicht etwa das Unrecht zu thun, ihn für einen Adonis, diese insipideste aller zwischen Himmel und Erde lebenden Creaturen, zu halten.

Walther war nicht einmal hübsch, aber in seinen unregelmäßigen, scharfmarkirten Zügen sprach sich geistiges Uebergewicht so unverkennbar aus, seinen tiefliegenden Augen entflammten manchmal solche Seelenblitze, seinen Mund umschwebte ein

Lächeln, in dem ſich Güte und leiſer Spott ſo ſittſam verſchmolzen, daß ſeine Erſcheinung frappiren und anziehen mußte. In ſeinem Weſen lag etwas Kühnes, Offenes, ſtreng Individuelles, deſſen Eindruck man nicht von ſich abweiſen konnte. Seine Originaltität war jedoch eine rein geiſtige; es fiel ihm nicht ein, damit zu prunken, noch glaubte er, daß man, um ein großer Künſtler zu ſein, langes Haar, einen langen Bart und fabelhafte Röcke tragen müſſe. Innerlich trotzig, frei war er elegant in Haltung, Manieren und Toilette. Man wußte es ihm Dank, daß er nicht, wie viele ſeiner Kunſtgenoſſen den Ton des Ateliers in den Salon hinübernahm, und begegnete ihm auch in den vornehmſten Kreiſen, nicht wie einem Geduldeten, ſondern wie einem Ebenbürtigen. Auf dieſe Weiſe entſpannen ſich viele angenehme Verbindungen, die Walther's Aufenthalt in Paris immer verlängerten. Sein Herz blieb zwar deutſch, doch die erinnerungsvolle Vorliebe für ſeine Heimath hinderte nicht, daß Herbſt und Winter verſtrichen, ohne daß er Frankreich verließ, und daß er den wiederkehrenden Frühling ſtatt an ſeinem geliebten grünen Rhein, in den Tuilerien begrüßte.

Eines Abends kehrte er ziemlich ſpät von einem Spaziergang zurück. Der Tag war, obwohl man

erſt mitten im April ſtand, ungewöhnlich warm geweſen, und die ſchwüle Luft, wie die ſchwarzen Wolkenmaſſen, die ſich am Himmel aufthürmten, ließen ein Gewitter vermuthen. Walther war eben im Begriffe, ſich nach einem Wagen umzuſehen, als ſeine Aufmerkſamkeit durch ein Paar in Anſpruch genommen wurde, das vor ihm hinging. Ein junger Mann ſchien eine Dame zu verfolgen. Bald blieb er einige Schritte zurück, bald eilte er ihr voran, um ihr auf inſolente Weiſe unter den Hut zu ſehen, endlich ſprach er ſie an; ihre ganze Antwort war, daß ſie ſchweigend auf die andere Seite der Straße ging. Er ließ ſich dadurch nicht entmuthigen. Sogleich war er wieder neben ihr, und als ſie mit abgewandtem Geſicht, ohne ſeinen Zuflüſterungen eine Entgegnung zu ſchenken, ihren Weg fortſetzte, wagte er es, ſie beim Arm zu ergreifen. Sie blieb ſtehen, und ſah ſich in der öden Straße hilfeflehend nach allen Seiten um. Als ſie Walthern erblickte, ging ſie auf ihn zu, und ſagte, mit von Angſt und innerer Empörung zitternden Stimme: Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo ſchützen Sie mich vor den Beleidigungen dieſes Menſchen.

Es hieße, der Wahrheit zu nahe treten, wenn ich behaupten wollte, dieſe Zumuthung habe Walthern ſonderlich entzückt. Die Rolle eines be-

ſchirmenden Don Quixotte ſchien ihm durchaus nicht reizend; er ſagte ſich ſelbſt, daß eine Frau, die bei nächtlicher Weile die Straßen von Paris durchſtreift, ſich wohl zu ſchützen werde wiſſen, ja es zuckte ihm ſogar der Verdacht durch den Kopf, das Ganze ſei vielleicht eine verabredete Scene, um das Intereſſe irgend eines leichtgläubigen Phantaſten für die Verfolgte zu erwecken. Alle dieſe Vorausſetzungen verſtummten jedoch vor der Möglichkeit, daß eine Frau wirklich ſeines Schutzes bedürfe, und ſelbſt im ſchlimmſten Fall ſchien es ihm weniger beſchämend, ſich von einer Abenteuerin düpiren zu laſſen, als einer Bittenden ſeinen Beiſtand zu verweigern. Er entſchloß ſich demnach, lieber für eine Unbekannte eine Scene mit allen ihren möglichen Folgen zu beſtehen, als ſie von ſich zu weiſen. Mit kaltem aber höflichem Ton, ſagte er ihr: Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo nehmen ſie meinen Arm, und kommen Sie mit mir.

Sie that, wie er ihr geheißen; doch zitterte ſie an allen Gliedern ſo heftig, daß er ſie eben ſowohl ſtützen, als führen mußte. Arm in Arm gingen ſie an dem jungen Mann vorüber, dem es jetzt nicht räthlich ſchien, ſich an die Dame zu wagen; vielleicht dachte er, ſie habe einem Bekannten begegnet, der ihr ſeine Begleitung ange-

boten, vielleicht hatte er weiter nichts, als einen Muthwillen treiben, und sich an ihrer Angst belustigen wollen — genug, er verschwand bald in eine Seitengasse, und Walther setzte seinen Weg mit seiner Begleiterin ungehindert fort. Als sie in ein belebteres Stadttheil gekommen waren, blieb die Unbekannte stehen, und sagte: Ich danke Ihnen für den mir gewährten Schutz, der Sie großen Unannehmlichkeiten hätte aussetzen können; jetzt bedarf ich dessen nicht mehr, und möchte Ihre Gefälligkeit nicht länger in Anspruch nehmen. Hier bin ich sicher, und kann den Weg bis zu meiner Wohnung ganz wohl allein gehen.

Walther's Verdacht war zwar noch nicht ganz verschwunden, doch duldete er nicht, daß etwas davon auf seine Handlungsweise überging. Eben so höflich, und eben so kalt, wie vorher, versetzte er: Ich glaube demungeachtet, daß Ihnen zu dieser späten Stunde männliche Begleitung Noth thut, und, wenn Sie es erlauben, werde ich Sie nicht eher, als vor der Thür Ihres Hauses verlassen.

Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten, kann es aber nicht annehmen. Gute Nacht!

Sie wollte sich entfernen, Walther hielt sie zurück. So lassen Sie mich wenigstens einen Wa-

gen für Sie beſorgen, ſagte er. Schon fallen ſchwere Regentropfen, in wenigen Minuten wird das Gewitter losbrechen, und Sie können dann wieder in eine eben ſo verdrießliche Lage kommen, wie die war in der ich Sie fand.

Wie ein deus ex machina fuhr in dieſem Augenblick eine leere citadine vorüber. Walther rief den Kutſcher, der ſogleich anhielt.

Wohin wünſchen Sie zu fahren? fragte Walther.

Ich ſelbſt werde es dem Kutſcher ſagen, antwortete die Unbekannte.

Walther wußte ſelbſt nicht recht, warum ihn dieſe ausweichende Antwort verdroß. Wie es Ihnen genehm iſt, verſetzte er kurz, und bot der Fremden den Arm zum Einſteigen.

Mit einer mechaniſchen Bewegung ſchlug ſie ihren großen, ſchwarzen Schleier zurück. Das volle Licht einer Reverbere fiel auf ihr Geſicht, und zeigte ſeinem Blick Züge von ſo außerordentlicher Schönheit, daß er einen Ausruf der Bewunderung kaum unterdrücken konnte. Die Fremde ſchien es nicht zu bemerken; leiſe ſagte ſie dem Kutſcher einige Worte und ließ ſich dann von Walther in den Wagen heben, der ſchnell mit ihr entſchwand.

Ich glaubte wirklich, ſolche Züge könne man

nur im Traume sehen, murmelte Walther vor sich hin, als er allein zurückblieb. Schade, daß ich so wenig Zeit hatte, mir dieß vollendetschöne Gesicht in's Gedächtniß einzuprägen; es hätte ein wunderbares Bild geben können. So aber hab ich von dem ganzen Verfall keinen andern Gewinn, als daß ich das Theater versäumte und nun im Platzregen nach einem Wagen suchen kann, um nach Hause zu kommen.

Beim ersten Schritt, den er machte, trat er auf etwas; er bückte sich, und fand, daß es ein Portefeuille war, welches der Fremdem beim Einsteigen vermuthlich entglitten war. Er steckte es zu sich, um es der Eigenthümerin, falls ihre Adresse darin auszumitteln, zurückzustellen, dann eilte er in seine Behausung, wo ihn bereits ein paar Bekannte erwarteten. Im lebhaften Gespräch vergaß er beinahe auf das Abenteuer, und erst als ihm beim Auskleiden das Portefeuille in die Hand fiel, erwachte seine Neugier wieder. Er machte sich kein Gewissen daraus, seinen Fund zu durchsuchen; denn wichtige Geheimnisse pflegt man nicht einer offnen Brieftasche anzuvertrauen, und selbst wenn diese Wichtiges enthielt, konnte er sie ihrer Besitzerin auf keine andre Weise zustellen. Der Zufall hatte aber dafür gesorgt, daß, Falls ihn nur

Neugier antrieb, dieſe unbefriedigt bleiben mußte; denn die zwei Briefe, die er verſand, waren in polniſcher Sprache geſchrieben, ihm folglich ganz ſo unverſtändlich wie ein Edict des Kaiſers von China. Alles, was er davon benutzen konnte, war die an Fräulein Honorine Perewska lautende Adreſſe, die ihm ihre Wohnung auf das Genaueſte bezeichnete. Alſo eine Polin, dachte er bei ſich, für eine Fremde hielt ich ſie jedenfalls; denn, wenn ſie auch das Franzöſiſche mit größter Reinheit und Leichtigkeit ſpricht, iſt ihr Accent doch nicht der einer Franzöſin. Sie trillert nicht, wenn ſie ſpricht; ihre Stimme hat etwas ſo Weiches, Süßes. Ein anmuthiges Geſchöpf! Schade, daß ſie meiner Phantaſie den übeln Streich ſpielte, ſich Nachts auf der Straße herumzutreiben; das thut keine anſtändige Frau, und wenn es auch nicht eben nöthig, zu einer rosière qualificirt zu ſein, um mein Intereſſe zu erwecken, ſo konnte ich doch eben ſo wenig für ein zweideutiges Geſchöpf eine Neigung faſſen. Ich werde ihr morgen ihr Portefeuille zurückſchicken und damit baſta.

In dem Augenblick, wo er die Brieftaſche nachläſſig auf den Tiſch warf, fiel ein Zettel aus einer Spalte, die er früher nicht bemerkt hatte. Er griff darnach und war nicht unangenehm über-

raſcht, franzöſiſche Worte darauf zu finden. Die Schrift war von einer Frauenhand, der die Nadel vermuthlich beſſer zu Gebote ſtand, als die Feder, die Orthographie in der kühnſten Unabhängigkeit von den Geboten der Academie, aber der Inhalt des Billets war rührend und erſchütternd. Er mag hier in Kürze wiedergegeben werden.

„Ich bin allein bei meiner ſterbenden Mutter. Der Arzt hat mir geſtanden, daß ſie die Nacht nicht überleben wird. Sie ſelbſt ahnt ihren Zuſtand, und hat nur mehr ein Verlangen, das: den Engel, der uns in unſerm Elend helfend und tröſtend beiſtand, vor ihrem Ende noch einmal zu ſehen. Sie werden den Dank und den Segen einer Sterbenden nicht verſchmähen; mögen beide kräftig werden über Ihnen! Ihr Anblick wird meine Mutter in dem letzten Kampf ſtärken, und mir die Kraft verleihen, die furchtbare Stunde zu überdauern. Wenn Sie mir dieſe Zeilen nicht durch den Ueberbringer zurückſchicken, werde ich es als ein Zeichen betrachten, daß Sie kommen wollen. Wir erwarten Sie.

Mit Liebe und Verehrung

Ihre

ewig dankbare

Cecile Milay.

Die Adreſſe lautet ebenfalls an Honorine, das Datum war vom heutigen Tag.

Walther ſtützte den Kopf ſinnend auf den Arm; ein Gefühl, das der Beſchämung glich, begann in ihm zu erwachen. Das iſt alſo die gerühmte Klugheit, die das Leben lehrt! ſagte er vor ſich hin. Sie beſteht darin, Alles zu verdächtigen, Alles im ſchlimmſten Lichte zu betrachten, an dem Guten zu zweifeln, an das Böſe zu glauben, ſchlechter und nicht glücklicher zu werden. Warum verlor ich mich in die beleidigendſten Vermuthungen, da es doch eben ſo leicht und, wie es ſich nun zeigt, der Wahrheit angemeſſener geweſen wäre, Würdiges vorauszuſetzen? Es ſchien mir ganz unzweifelhaft, daß ſie von einem rendez-vous komme; ſie kam vom Lager einer Sterbenden. Pfui über mich! Nicht ſie hab ich beleidigt, ſondern mich ſelbſt. Wäre ſie denn wirklich ſo gut, wie ſie ſchön iſt? Das verdient wohl in Erfahrung gebracht zu werden. Nun, es kommt ja nur darauf an, ihr das Porteſeuille, ſtatt es ihr zu ſchicken, ſelbſt zu überbringen, und das will ich thun.

Der nächſte Mittag traf Walthern auf dem Weg nach dem entfernten Faubourg, wo Honorine wohnte. Mit Mühe fand er ſich zurecht, und ſtand endlich vor dem Hauſe, das die auf den

Briefen bezeichnete Nummer trug. Auf ſeine Frage nach Fräulein Perewska, erwiederte die Portière ein kurzes: „Im vierten Steck rechts," und überließ es ihm, die finſtere, ſteile Treppe hinanzuklimmen.

Walthers Sinn für Eleganz konnte ſich durch die Gegenſtände, die ihm hier ins Auge fielen, unmöglich geſchmeichelt fühlen. Das Haus war unanſehnlich, der kleine Hof dunkel und ſchmutzig, und ſeiner Fantaſie wollte es nicht eingehen, daß ein Engel, wofür Henriette in dem mitgetheilten Billet erklärt war, ſich ein ſo ſchlechtes irdiſches Abſteigequartier gewählt habe. Dennoch ſtieg er die vier Treppen unerſchrocken hinauf, und klingelte an der Thür rechts. Ein Dienſtmädchen öffnete ihm und gab ihm den tröſtlichen Beſcheid, daß ihre Gebieterin keine Beſuche empfange.

Sagen Sie dem Fräulein, daß ich ihr Briefe zu übergeben habe, verſetzte Walther dreiſt und entſchloſſen, ſich nicht abweiſen zu laſſen.

Die in Küchenproſa überſetzte Iris kehrte nach ein paar Minuten zurück. Das Fräulein, berichtete ſie, wünſcht vorerſt Ihren Namen zu wiſſen und zu erfahren, von wem Sie ihr Briefe bringen.

Mein Name iſt dem Fräulein vermuthlich un-

bekannt; doch, wenn sie ihn durchaus wissen will, so ist hier meine Karte; die Briefe, die ich bringe, fügte er doppelsinnig hinzu, sind aus Polen.

Jetzt kehrte Françoise mit der Bitte zurück, Walther möge indessen in das erste Zimmer treten; das Fräulein werde sogleich erscheinen.

Die Einrichtung des Zimmers, in welches Walther nun trat, war von der größtmöglichen Einfachheit, ja so bescheiden, daß sie einem an Luxus gewöhnten Auge dürftig scheinen mußte. Um so seltsamer stachen dagegen einige Prachtgegenstände ab, die wahrscheinlich aus bessrer Zeit in diese herübergerettet worden waren. An der schiefen Wand der niedrigen Stube hingen zwei, von Meisterhand gemalte Porträts; das eine stellte einen kräftigen, edel ernsten Mann in polnischer Generalsuniform dar, das zweite, eine nicht mehr ganz junge, aber noch immer ausgezeichnet schöne Frau in reicher Kleidung. Eine Harfe von Erard stand in einer Ecke und nahm sich neben den übrigen Meubles aus, wie ein in eine Hütte gerathenes Fürstenkind. Walther hatte jedoch nicht Zeit, über diese Contraste lange Betrachtungen anzustellen; denn die Thür des Nebenzimmers öffnete sich und Henerine trat herein.

Ihre Schönheit war eben so eigenthümlich, wie

ausgezeichnet. Beinahe zu groß für eine Frau, beinahe zu schlank für solche Größe, verliehen ihr doch eben diese Fehler, im Verein mit der blendenden Weiße ihres Teints, Aehnlichkeit mit einer Lilie, und doch glich sie auch dem düstern Bilde Abbandona's—so viel verschwiegner Schmerz und verachtender Stolz malte sich auf den bewundrungswürdigen Zügen. Ihre Augen waren von jenem tiefen Blau, das in Momenten leidenschaftlicher Erregung bis in's Schwarz hinüberspielt, und in ruhigern die ganze Klarheit eines südlichen Himmels abspiegelt. Das dunkle, üppige Haar, das, wenn es aufgelöst war, wie ein Mantel um die ganze Gestalt fließen mußte, war hinten in reichen Flechten aufgesteckt, und auf der marmorweißen Stirn gescheitelt. Ihre Haltung hatte etwas Kaltes, Schroffes; doch war es leicht zu erkennen, diese abweisende Vornehmheit sei nur die letzte Stütze eines bis zum Hinsinken erschöpften Herzens. Sie näherte sich Walthern mit einem Anstand, der das ärmliche Gemach für ihn in den Audienzsaal einer Königin verwandelte und nachdem sie ihm einen Stuhl angewiesen, brachte sie den eigentlichen Zweck seines Kommens zur Sprache.

Sie haben mir Briefe aus meiner Heimath zu überbringen? fragte sie.

Walther reichte ihr das Portefeuille hin, und sagte ihr mit wenigen Worten, auf welche Weise es in seinen Besitz gekommen war.

Ein flüchtiges Roth überzog ihr Gesicht, als sie in Walther den Fremden erkannte, mit dem ein so seltsamer Zufall sie zusammengeführt hatte. Sie unterdrückte diese unwillkürliche Bewegung, und sagte im Ton unbefangener Höflichkeit: Ich bin wirklich beschämt, daß ich Ihnen außer dem Dienste, um den ich Sie ersuchte, noch andere Mühe auferlegte. Ich hielt diese Briefe für verloren, und mehr noch, als die Rückgabe derselben freut es mich, daß sie mir zu der Bekanntschaft mit einem Künstler verhalfen, den ich bereits aus seinen Werken kenne.

Walther antwortete mit einem jener Gemeinplätze, zu welchen auch der geistreichste Mensch bei directem Lob seine Zuflucht nehmen muß. So z. B. äußerte er, Honoriens Liebe zur Kunst müsse groß sein, da sie selbst so ungenügende Bestrebungen, wie die seinigen der Beachtung werth halte.

Was sollte man denn sonst auf Erden lieben? versetzte sie, wie zu sich selbst sprechend. Alles Uebrige dient höchstens dazu, das Leben erträglicher zu machen; beglückt werden kann es nur durch sie.

Walther war für seine Kunst so enthusiastisch eingenommen, daß Honorine durch ihre Vorliebe dafür in seinen Augen einen neuen Reiz gewann. Im Laufe des Gesprächs entwickelte sie so inniges Verständniß, fällte so treffend und eigenthümliche Urtheile, daß Walther's Frage, ob sie ausübende Künstlerin sei, ganz natürlich war.

Künstlerin? wiederholte sie. Nein! ich bin es nicht mehr, als der Thautropfen, der die Sonnenstrahlen rückspiegelt, selbst eine Sonne ist. Als ich noch in meiner Heimath lebte, genoß ich den Unterricht eines in Warschau ansäßigen deutschen Malers. Vielleicht hätte sich bei fortgesetztem Studium Talent in mir entwickelt; doch die Begebenheiten rissen mich aus den gewohnten Verhältnissen. Und hier in Frankreich ward ich von so herben Schlägen heimgesucht, daß mir weder Geistesfreiheit noch Muße blieb, das Begonnene auf gehörige Weise fortzusetzen.

Und warum wollen Sie es nicht jetzt wieder aufnehmen?

Weil es zu spät ist.

Wer sagt Ihnen dieß?

Wer es am besten wissen kann: ich selbst.

Ich wollte mich Ihnen so gerne zum Lehrer anbieten, warf Walther scherzend hin.

Das würde ich ſchon aus Sorge für Ihren künſtleriſchen Ruf nicht annehmen, lächelte ſie; der könnte durch eine Schülerin, wie ich, eine arge Breſche bekommen.

Laſſen Sie es auf den Verſuch ankommen.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ich unter andern Verhältniſſen Ihren Antrag mit Freude und Dank annehmen würde; doch in meiner Lage kann ich, ſelbſt wenn es Ihnen damit Ernſt wäre, nicht daran denken, und muß mich begnügen, von der Kunſt ſo viel zu verſtehen, als eben nöthig, um mich an fremden Schöpfungen zu erfreuen.

Beſuchen Sie fleißig die Gallerien? fragte Walther, nicht ganz ohne Nebenabſicht.

In den erſten Monaten meines Hierſeins wohnte ich, ſo zu ſagen, im Louvre. Jetzt bin ich nicht mehr Herrin über meine Zeit, die von andern Beſchäftigungen ausgefüllt wird.

Muß ich vielleicht jene Harfe als Gegnerin meiner Kunſt betrachten?

Zum Theil: ja.

So lieben Sie Muſik wirklich mehr, als Malerei?

Nein, aber ich bin darin geſchickter und dar-

auf hingewiesen, der Nothwendigkeit mehr als dem Zug meines Innern zu folgen.

Ich sehe wohl ein, versetzte Walther, daß es unbescheiden, ja ungehörig wäre, Ihnen gleich beim ersten Besuche zu sagen, wie glücklich es mich machen würde, Sie spielen zu hören und zu sehen. Wenn ich mich aber genugsam bezwinge, um diesen Wunsch heute nicht auszusprechen, darf ich hoffen, meine Selbstverleugnung werde Sie bewegen, ihn ein anders Mal zu erfüllen? Erlauben Sie mir, wieder bei Ihnen zu erscheinen?

Er war aufgestanden um sich zu verabschieden, und hielt den Blick bittend auf Henerine geheftet, die sich gleichfalls erhob und ruhig erwiederte: Ich verhehle Ihnen nicht, daß mir der Besuch eines Künstlers, den ich aufrichtig bewundre, eines Menschen, dem ich wahrhaft verpflichtet bin, angenehm und erwünscht wäre; und eben so offen gestehe ich Ihnen, daß ich Sie nicht empfangen werde, denn meine Stellung erlaubt es nicht. Ich bin allein.

Eben darum, war Walthers Antwort. Sie sind offen gegen mich; warum sollte ich es weniger sein? Es wäre lächerlich und höchstens eines Tertianers würdig, wenn ich Ihnen jetzt, bei unserm zweiten Zusammentreffen, zuschwören wollte,

Sie seien fortan zu meinem Leben nothwendig. Meine Aufrichtigkeit geht so weit, daß ich Ihnen sogar zugeben will, unsre Begegnung werde einst vielleicht nur wie ein halbverwischter Traum meinem Gedächtniß vorschweben, und ich mich dieser Stunde nur als einer von jenen erinnern, aus denen sich viele heitre Tage hätten entfalten können. Nun frage ich Sie aber: warum sollen sich diese nicht entfalten? Es wird uns im Leben ohnehin so viel versagt, daß wir nichts Thörichteres thun können, als dem Schicksal in seiner Knickerei helfen. Das Trübe kommt von selbst; um das Freudige, unser Lebensjoch Lindernde müssen wir uns bekümmern. Statt mich also Ihrem Ausspruche zu unterwerfen, sage ich Ihnen; Eben weil Sie allein stehen, und in dieser weiten, brausenden Stadt vielleicht Niemanden haben, auf den Sie zählen können, dürfen Sie einen Menschen nicht zurückweisen, der trotz Ihres Widerstrebens entschlossen ist, den Namen Ihres Freundes zu verdienen.

Ich bin gewohnt, auf mir selbst zu beruhen, und bedarf keiner Freundschaft, entgegnete Honorine kalt.

Das glaube ich Ihnen nicht, denn ich weiß, daß Sie gut sind.

Darf ich Sie fragen, was Ihnen diese

Sicherheit einflößt? fragte Honorine mit leisem Spott.

Sie vergessen, Fräulein, daß in dem Portefeuille auch Mademoiselle Milay's Zeilen enthalten waren. Wie Sie sehen, kann ich meine Behauptung mit Documenten belegen.

Honorine schwieg.

Nein, fuhr Walther fort, nie werde ich an die kalte Abgeschlossenheit glauben, die Sie mir gegenüber zeigen. Ich kenne das Leben genug, um zu errathen, wie viel Sie leiden mußten, um sich mit solchen Dornenhecken zu umgeben. Aber warum soll ich für die Schuld Andrer büßen? Warum wollen Sie nicht glauben, daß unter einem Schock von Leuten sich auch ein Mensch befinden könne? Warum wollen Sie der Vergangenheit das Recht einräumen, die Zukunft zu bestimmen? Und wenn—

Unser Gespräch hat eine seltsame Wendung genommen, unterbrach ihn Honorine mit um so stolzerm Ton, je mehr sie sich von seinen Worten bewegt fühlte, und ihnen Widerstand leisten wollte. So viel ich weiß, habe ich von meinem Thun und Lassen Niemanden Rechenschaft abzulegen. Ich habe den Dienst, für den ich Ihnen zu danken habe, nicht vergessen; doch kann ich es nicht edel finden, daß Sie sich dafür bezahlt machen wollen.

Walther, auf ſeiner empfindlichſten Stelle verletzt, hielt es unter ſeiner Würde, dieſe Beſchuldigung zu bekämpfen. Er verbeugte ſich, und mit einem kurzen: Leben Sie wohl, mein Fräulein! ging er raſch der Thür zu. Schon hatte er ſie geöffnet, als er ſeinen Namen nennen hörte, Unwillkürlich wandte er ſich um. Henerine ſtand in der Mitte des Zimmers; die rührendſte Abbitte lag auf ihren ſchönen Zügen, und ihre Stimme war unſicher, als ſie, Walther's Namen wiederholend, hinzufügte: Vergeben Sie mir! ich war zu raſch.

Sehen Sie, daß ich Recht hatte, rief Walther, ihre Hand mit Herzlichkeit ergreifend. Sagte ich es Ihnen nicht, daß Sie gut ſind?

Henerine konnte ſich des Lächelns nicht erwehren. Ich hoffe, wenigſtens nicht böſe zu ſein, ſagte ſie; allein was hilfts, wenn ich Ihnen gegenüber doch handeln muß, wie ein menſchenſcheuer Unhold?

Wollen Sie mir dieſe Nothwendigkeit genauer erklären? bat Walther mit drolligem Pathos.

Das muß ich wohl, wenn ich nicht für ungerecht gelten will, und unſer Geſpräch hat, wie ich bereits bemerkte, eine ſo wunderliche Wendung genommen, daß auch jene Dinge darin berührt

werden mögen, über die man gewöhnlich ein verſtändnißvolles Schweigen zu beobachten pflegt. Ich weiß ſelbſt nicht, was mir den Muth gibt, ſo unverhohlen und rückhaltslos mit Ihnen zu ſprechen. Vielleicht iſt es Ihr von der gewöhnlichen Weiſe ſo verſchiedenes Weſen; vielleicht iſt es der Gedanke, daß wir uns wahrſcheinlich zum letzten Male ſprechen und daher wie Reiſende, die ſich auf dem Wege begegnen, die Convenienzen nicht ſo ſtrenge zu beachten brauchen.

Das erſte Motiv will ich gelten laſſen; das zweite jedoch, nämlich unſer Nimmerwiederſehen, iſt kein Motiv, ſondern eine Unmöglichkeit. Nun bitte ich um die verſprochene Erklärung.

Hier iſt ſie; oder beſſer: laſſen Sie mich dieſelbe in eine Frage einkleiden. Wenn ſie in einem fremden Land eine Schweſter hätten, würden Sie es ſchicklich, paſſend finden, daß ſie die Beſuche eines jungen, ihr faſt unbekannten Mannes empfange, oder würden Sie es ihr nicht vielmehr durch einen Machtſpruch verbieten?

Halten Sie mich für Don Rodrigo de Lara?

Ein Scherz iſt keine Antwort. Was würden Sie Ihrer Schweſter ſagen?

Wenn Sie dieſe Schweſter wären, ſo würde ich gar nichts ſagen und im Innerſten die Ueber-

zeugung hegen, daß die Glorie ihrer Schönheit und innern Reinheit jeden unwürdigen Gedanken in ihrer Nähe erſticken müßte und würde.

Eine glühende Röthe überzog Honorinens Geſicht. Die Veränderung war zu auffallend, um von Walther unbemerkt zu bleiben; er nahm ſie für die Scheu eines faſt überzarten Gemüths, das vor der bloßen Ahnung von etwas Unreinem zurückſchrickt, und den frühern, ſcherzhaften Ton ſchnell wieder aufnehmend, fügte er hinzu: Es bliebe alſo nur zu berückſichtigen, was die Welt dazu ſagen würde, und das ſoll mich nicht beirren.

Betrachten Sie ihre Satzungen als etwas Gleichgiltiges?

Nein, aber eben ſo wenig als etwas Weſentliches. Sehen Sie! ich glaube, daß gewiſſe Geſetze für gewiſſe Menſchen nothwendig, für ſolche, mit denen es innerlich ſo ſchlecht ſteht, daß nur die Furcht vor geſellſchaftlichem Bann und Interdict ſie im Zaum halten kann. Wer aber im Innern fühlt, daß ihm Ehre und Sitte für zu heilig gelten, um ſie je zu verletzen, der hat auch ein Recht, jenen nur für widerſtrebende Hartmäuligkeit berechneten Kappzaum abzuwerfen. Was hätte man denn davon, ſich zum Wahren, Rechten, Edeln erzogen, jahrelang an ſich gezimmert zu

haben, wenn man am Ende doch so handeln müßte, wie Jene, die mit dem armseligen Mäntelchen conventioneller Formen ihren sittlichen Verderb zu überkleiden gezwungen sind? Stimmen Sie mir nicht bei?

Und wenn ich's auch thäte — glauben Sie mir, es ist besser, wir lassen es bei meiner Entscheidung bewenden.

Dürfte ich Ihnen doch meinen innersten Gedanken aussprechen!

Mir scheint, lächelte Honorine, daß Sie sich bisher eben nicht den Vorwurf der Verschlossenheit zu machen hatten, und was Sie nicht auszusprechen wagen, dürfte ich vermuthlich nicht anhören.

O ja; nur wird es verzweifelt naiv klingen. Ich bin aber schon so weit gegangen, muß Ihnen bereits so wunderlich vorkommen, daß ich mich darein ergeben will, von Ihnen für ganz ungeheuerlich erklärt zu werden. Ich —

Lassen Sie es sein, fiel Honorine hastig ein.

Ich, fuhr Walther fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, ich will Ihnen sagen, was der eigentliche Grund Ihrer Weigerung. Sie fürchten, Ihr Umgang könne mir gefährlich werden.

Nein, bei Gott! das iſt zu naiv! rief ſie zornig, verwirrt und lachend.

Sie können es doch nicht verneinen.

Drei Mal und zehn Mal: nein!

Stille! Wahrheit vor Allem. Nun will ich Ihnen aber, aus ehrlichſter Ueberzeugung heraus, ſagen: Ihre Furcht iſt ungegründet. Sie ſind zu bewunderungswürdig ſchön, als daß man ſich in Sie verlieben könnte, wie in eine hübſche Frau; einem Künſtler wenigſtens werden Sie immer nur die weihevolle Ehrfurcht einflößen, mit der er vor einer griechiſchen Statue oder einem Bilde Raphael's ſteht. Echte Schönheit wirkt nicht reizend, ſondern beruhigend, indem ſie durch ihre Harmonie den ſchrillen Mißklang zwiſchen Geiſt und Körper ſelig auflöſt. Stundenlange könnte ich Sie betrachten, und —

Ich würde dabei eine geiſtreiche Figur ſpielen! Meinen Sie nicht?

Ich ſpreche ernſter, als Sie denken, bin ſo ernſt geſtimmt, daß ich ſelbſt Ihren Spott nicht ſcheue, und auf die Gefahr, mißverſtanden oder lächerlich genannt zu werden, fortfahren will. Nein! es iſt weder mein Wunſch, noch meine Hoffnung, in andern Beziehungen zu Ihnen zu ſtehen, als — wären Sie ein Mann. Nicht Ihre

Schönheit zieht mich so mächtig an, wohl aber das Offne, Muthige Ihres Wesens, das mir zusichert, wir seien bestimmt, Freunde zu werden. Der beste Beweis hiefür ist, daß Sie mich ausreden ließen. Eine gewöhnliche Frau hätte mich längst mit erheuchelter Entrüstung unterbrochen. Sie aber sind zu wahr, um fremde Wahrheit nicht zu verstehen, und zu edel, um gegen Ihre eigene Erkenntniß zu streiten. Jetzt beschränke ich mich auch nicht mehr darauf, Sie zu bitten: darf ich wiederkommen? sondern ganz unverhohlen sage ich Ihnen: Wir müssen Freunde werden.

Während Walther sprach, hatten Henrinens Züge einen immer klarern, ruhigern Ausdruck angenommen; sanftes Verständniß strahlte aus ihren Augen. Als er mit den Worten schloß: „Wir müssen Freunde werden", entgegnete sie mit fast erhabner Lieblichkeit: Ich glaube, wir sind es schon, Freunde wie alle Gleichgesinnte es sein müssen. Sie haben recht gesehen. Als ich Sie von mir wies, geschah es in der Voraussetzung, die Sympathie, von der Sie mir sprachen, sei eine von jenen, die ein Mann so leicht für eine nicht geradezu scheußliche Frau faßt. Was mich betrifft, so wäre es mir nicht bloß beleidigend, sondern im eigentlichsten Sinne langweilig, der Ge-

genſtand einer ſolchen Laune zu ſein. Andere mögen es als ein unterhaltendes Spiel betrachten; ich tauge nun einmal nicht dazu. Umgang thäte mir Noth; allein es müßte ein faſt unperſönlicher ſein, und kann der unſrige ein ſolcher werden, ſo hoffe ich mir manche Freude davon.

Sie vertrauen mir?

Ja, weil es mir unmöglich wäre, Sie zu belügen; warum ſollte ich Sie für ſchlechter halten, als ich bin?

Ihre Augen begegneten ſich und verſchwammen in einen klaren, tiefen Blick, mit dem Jedes von ihnen in des Andern Seele ſchaute. Walther fühlte warmes, junges Leben ſein Herz durchſtrömen, doch blieb er ruhig; denn dieſe Bewegung war ſo verſchieden von jener, mit welcher aufkeimende Liebe ihn ſonſt erfüllt hatte. Honorine wußte zu gut, daß ihr Leben abgeſchloſſen hinter ihr liege, um das Erwachen einer ähnlichen Empfindung in ihrer Bruſt zu befürchten. Sie riß ſich zuerſt aus dieſer faſt magnetiſchen Verſenkung empor, und ſagte: Vielleicht werden Sie auf die Erlaubniß, um die Sie mich jetzt erſuchen, bald freiwillig Verzicht leiſten; doch bis dahin ſei ſie Ihnen gewährt.

Walther entfernte ſich; ſeine Gedanken blieben

bei der neugewonnenen Freundin zurück. Zu dem Intereſſe, das ſie ihm einflößte, geſellte ſich noch ein andres Gefühl: theilnahmvolles Mitleid. Ein Blick auf Honorine, ein mit ihr gewechſeltes Wort reichte hin, um Jedem die Ueberzeugung zu geben, daß ſie, von Luxus und Eleganz umringt, eine vornehme Erziehung genoſſen und Bedürfniſſe kennen gelernt haben müſſe, deren Befriedigung ihre jetzige Lage unmöglich machte. Der Adel ihrer Haltung, ihre reizende Sprechweiſe, tauſend Kleinigkeiten, wieſen unwiderleglich darauf hin, daß ſie in einer Familie aufgewachſen, in der Anſtand, Grazie und feiner Ton heimiſch waren. Aus ihrer zwar einfachen, doch zierlichen Kleidung, aus der Sorgfalt, mit der ſie ſelbſt in ihrer Zurückgezogenheit die Schönheit ihres prachtvollen Haares und ihrer marmorgleichen Hände pflegte, war zu entnehmen, daß ſie von Jugend auf daran gewöhnt worden ſei, ihrer Perſon jene Beachtung zu ſchenken, welche nur Frauen aus den höhern Ständen auf ſich verwenden, und die einen großen Theil ihrer Reize ausmacht. Wie ſchmerzlich mochte es ihr fallen, in Umgebungen zu leben, die ihren Sinn für Schönheit und feinen Lebensgenuß unaufhörlich verletzen mußten! Dieſer zarte, kleine Fuß, dem man es anſah, daß er früher

mit dem Steinpflaster selten in Berührung gekommen, mußte jetzt die schmutzigen Straßen von Paris durchstreifen; dieses Haupt, über welches sich früher vielleicht die vergoldete Decke eines glänzenden Salons wölbte, hatte jetzt kein anderes Obdach als ein enges, niedriges Zimmer in einer entlegenen Vorstadt; dieß Wesen, das so ganz für festliche Pracht und fürstlichen Prunk geschaffen schien, mußte mühevoll arbeiten, um zu leben. Je mehr Walther diese Vergleiche ausspann, um so mehr wuchs sein Interesse für Honorine. Vergebens sagte er sich, daß sie ja nicht die Einzige sei, die unter solchem Schicksalswechsel seufze, daß außer ihr noch Viele aus glänzenden Verhältnissen in Armuth und Sorge gestürzt werden seien. Indem sein Verstand dieß zugab, beklagte sein Herz Honorine doch ungleich mehr, als ihre Leidensgenossen, und er war nahe daran, sich zu überreden, daß von diesen allen Keiner eines bessern Looses so würdig wäre als sie.

In der Seele eines Künstlers, zumal eines in Paris lebenden, besteht ein Eindruck selten lange in seiner ursprünglichen Stärke fort und es hängt dieß mit dem Besten in seiner Natur so innig zusammen, daß es kaum erlaubt ist, dieß anders zu wünschen; denn eben aus dem beständigen Vibri-

ren ſeiner Gefühlsſaiten entwickelt ſich die Harmonie. Nach einigen Tagen gedachte Walther Henerinens kaum anders als eines holdſeligen Traumes, und als er ſich endlich auf den Weg machte, um ſie wieder zu beſuchen, geſchah es, wie er ſich ſagte, weniger um ſie zu ſehen, als weil es ihm ungezogen ſchien, eine Erlaubniß, die ihm auf ſein dringendes Bitten zugeſtanden worden war, unbenutzt zu laſſen.

Er traf Henerine nicht zu Hauſe, und, ſeltſam! obgleich er ſelbſt dieſen Beſuch nur als Sache der Höflichkeit betrachtete, war es ihm über die Maßen ärgerlich, ſie verfehlt zu haben. „Es verlohnte ſich wohl, Paris von einem Ende bis zum andern zu durchkreuzen, um dann Niemanden zu Hauſe zu finden", murmelte er vor ſich hin, warf ſich in ſein Cabriolet und fuhr ſehr verdrießlich nach dem bois de Boulogne, das ihm zu langweilig ſchien, um es länger als eine halbe Stunde dort auszuhalten. Im café anglais, wo er ſpeiſte, fand er das Eſſen abſcheulich, und Abends in der Oper ärgerte er ſich über das Diſteniren der Mad. Stoltz und über der vierzigjährigen Mlle. Noblet Minauderien. Wunderlich! wunderlich! Von dieſen beiden Damen hatte die eine früher ganz eben ſo diſtenirt, die andre nicht um eine Grimaſſe

weniger minaudirt, und es war ihm nie eingefallen, ſich darüber zu ärgern. In der übelſten Laune ging er endlich nach Hauſe, und nahm ſich vor, ſeine Zeit nicht bald wieder ſo zu verſchwenden. Wirklich hielt er ſein Verſprechen bis zum nächſten Abend.

Honorine war allein. Bei ſeinem Eintritt ſaß ſie am Kamin, in welchem, obzwar der Mai ſchon begonnen hatte, wegen des ungewöhnlichen kühlen regneriſchen Tages, ein kleines Feuer brannte und ſah träumeriſch in die Gluth. Das ſchöne Haupt war, vielleicht unter einer Laſt von Sorgen und Erinnerungen, auf die Bruſt herabgeſunken, die weißen Hände ruhten läſſig im Schooß, ihre ganze Stellung war ein Bild. Walther wußte es ihr Dank, daß er ſie nicht arbeitend fand; er hatte eine wahre Idioſynkraſie gegen die ſogenannten fleißigen Frauen, die auf einen Stickrahmen herabgebeugt, ſich Teint und Haltung verderben, keinen Antheil an dem Geſpräch nehmen, von lauter Zählen und Nachrechnen der Stiche nicht dazu kommen, andre als zerſtreute, gedankenloſe Antworten zu geben, und dieß Alles um ein Sophakiſſen oder ein paar Pantoffel zu ſticken. Honorinens graziöſe Indolenz ſchien ihm ungleich reizender, und als ſie ſich erhob, um ihn zu begrüßen,

hätte er ſie faſt bitten mögen, ihre frühere Stellung wieder anzunehmen.

Sie hatte ihm zwar einen, wie ſie ſich ausdrückte, unperſönlichen Umgang zur Bedingung gemacht, doch war es unvermeidlich, daß im Lauf des Geſpräches auch ihre eignen Schickſale und Erlebniſſe zur Sprache kamen. Dem Beiſpiel von Walther's Offenheit folgend, verlor ſie ſich in jene faſt unwillkürlichen Mittheilungen, deren ſich ein warmes und noch mehr ein vereinſamtes Gemüth ſelten ganz entwöhnen kann. Der Inhalt ihrer Geſchichte hatte für Walther nichts ſonderlich Ueberraſchendes, ja den weſentlichſten Theil derſelben hatte er ſchon verahnend errathen. Henrinens Vater hatte an dem allgemeinen Aufſtand Theil genommen und ſich nach dem Fall von Warſchau mit ihr und ſeinem erſt achtjährigen Sohn Hippolyt nach Paris begeben. Dort war er nach Kurzem ſeinem Gram erlegen. Henrine, ſelbſt ſchutz- und hilflos, war mit dem Knaben, bei dem ſie Mutterſtelle zu vertreten gewohnt war, allein zurückgeblieben. Zwei Jahre hindurch hatte ſie die an des Vaters Sterbebett feierlich übernommene Verpflichtung, für den Bruder zu ſorgen, getreu erfüllt; da erkrankte das Kind und ein bösartiges Scharlachfieber raffte es nach weni-

gen Tagen dahin. Henerine, die keinen Augenblick von ihrem Bruder gewichen war, fühlte noch vor ſeinem Tode die Anzeichen deſſelben Uebels, das bald auch bei ihr mit furchtbarer Heftigkeit ausbrach. Wochenlang ſchwebte ſie zwiſchen Leben und Sterben. Als die entſcheidende Kriſis endlich glücklich überſtanden war, vermochte ſie es wenigſtens für die nächſte Zukunft nicht, an einem Orte zu verweilen, wo ſie Hippolyt verloren, den ſie, nach Frauenart, um ſo zärtlicher geliebt hatte, je dringender er ihrer bedurfte, je ſchwerere Opfer er ihr auferlegte. Sie zog ſich für einige Monate in eine kleine reizend gelegene Stadt zurück, bis die Verhältniſſe ihre Rückkehr nach Paris nothwendig machten. Henerinens ſtolzer Zartſinn erlaubte ihr nicht, dieſe Nothwendigkeit ausführlicher zu bezeichnen, doch errieth Walther leicht, daß es die Sorge für ihre Exiſtenz geweſen war, die ſie gezwungen hatte, ihrem friedlichen Aſyl zu entſagen. Höchſt wahrſcheinlich war ihr Vermögen in den Stürmen der politiſchen Begebenheiten zu Grunde gegangen; höchſt wahrſcheinlich war ſie, gleich den meiſten polniſchen Flüchtlingen, darauf angewieſen, von den Früchten ihres Fleißes zu leben. Wenn dem ſo war, ſo konnte eine kleine Stadt, wo ſich Jeder ſo viel als möglich auf ſich ſelbſt beſchränkt, und

Talente wenig oder keine Geltung finden, wenn man sie verwerthen will, freilich kein passender Aufenthalt für sie sein. Sie mußte an einem Orte leben, wo der Luxus des Reichen das mangelnde Mitgefühl ersetzt. Es ergab sich aus Honorinens Andeutungen, daß sie sich ganz der Musik gewidmet habe, und auf der Harfe Unterricht ertheile. Auf Walthers Bitte setzte sie sich an ihr Instrument, und begann nach einem kurzen Präludium eine Phantasie in der man versteßene Geister nach Licht und Seligkeit ringen zu hören glaubte, so herzerschütternd war die Tondichtung, so wild klagend, ungeduldig sehnend, schauriz-süß die Weise, auf welche sie vorgetragen ward. Als sie aufstand, war sie bleich und erschöpft. So mochte die Pythia den Dreifuß verlassen. Walther, in dem der Sturm ihrer Inspiration tausendfachen Wiederhall gefunden, fühlte, daß Lob und Beifall hier unzureichend wären; ernst und innig sagte er ihr weiter nichts, als: Ich danke Ihnen. Aber in seinem Innern hatte der Zauber Stimmen wachgeklungen, die sich nicht lange bezwingen lassen sollten.

Walther's Besuche wiederholten sich in immer kürzern Zwischenräumen. Sein Verhältniß zu Honorine ward immer näher, beziehungsvoller; der fromme Wahn, in welchem Beide geglaubt hatten, in

ihren Jahren, mit ihren Gaben bloß als Bekannte miteinander verkehren zu können, erwies sich bald als eitel. Wenn auch das Wort zwischen ihnen nicht ausgesprochen ward, konnten sie es sich doch nicht mehr verhehlen, daß es Liebe war, die sie zu einander hinzog. Es ließe sich schwer ermitteln, warum Walther zögerte, das Wort auszusprechen. Vielleicht glaubte er sich seiner Sache noch nicht gewiß; vielleicht fürchtete er, mit einem Laut das nachtwandelnde Glück aufzuschrecken; vielleicht wollte er auch nur diesen süßen Vorfrühling des Herzens nicht voreilig abkürzen. Doch wenn er auch schwieg, gab er sich darum nicht minder rückhaltslos dieser neuen Empfindung hin, deren Tiefe und Reinheit hinreichte, ihn zu beseligen, und in seinem Gemüth Gläubigkeit und Erhebung neu anzufachen. Honorinens Nähe, ihre sanfte Stimme, ihr Blick, der aus andern Welten herüberzuleuchten schien, genügten, ihn die Welt vergessen zu machen. Wenn er bei ihr war, vergaß er, was das Leben dem Menschen Bitteres, was die Kunst ihren Auserkornen Schmerzliches zu ertragen gibt; er glaubte an Seligkeit, weil er sie empfand. Nicht so Honorine. Je klarer sie sich ihrer Neigung bewußt ward, um so tieferer Zwiespalt zerriß ihr Gemüth. In Gebet und Thränen suchte sie

ſich loszuringen; doch wenn das entſcheidende Wort auf ihren Lippen ſchwebte, befiel ſie wieder eine namenloſe, unausſprechliche Angſt; die Zukunft ſtellte ſich ſo nachtfinſter, ſo ſtern- und troſtlos vor ihr Auge, daß es ihr leichter geweſen wäre, an ihr Herz zu greifen, und es zu verletzen, als ſich von dem Menſchen zu trennen, auf den die ganze, letzte, verzweiflungsvolle Liebe ihres verwaiſ'ten Herzens ſich geſtützt hatte. Ihr Benehmen gegen Walther war unſicher und ungleich; gezwungen, kalt und fremd, wenn ſich die Nothwendigkeit der Trennung ihrem Geiſte aufdrängte, weich und abbittend, wenn er ihr mit wehmüthig fragenden Blick in die Augen ſah.

Was ſie am tiefſten bewegte und rührte, war die Sanftmuth, mit der Walther dieſe Ungleichheiten ertrug, die ihm, da er ihren wahren Grund nicht kannte, doch nur für thörichte Launen gelten konnten. Sie wußte nicht, daß die kräftigſten Naturen auch die weichſten ſind, und daß in einer echten Männerſeele des Mitgefühls und der Zartheit unendlich mehr verhanden, als in der engen Bruſt eines Empfindſeligen. Es blieb Walther zwar verborgen, aus welchen Wunden Henriettens Gemüth blutete, doch ahnte er, daß ſie tief, ſehr tief ſein müßten, und wie hochfahrend und

künſtlerkeck gegen alle Uebrigen, ſo geduldig, ſo ſchonungsvoll und ſelbſtverleugnend war er für die geliebte Kranke.

Oft, wenn er ſie Abends verließ, und vornehmlich, wenn ihre Geiſter nach vorangegangenem Zwieſpalt ſich wieder gefunden und vereint hatten, ſaß Henerine noch ſtundenlange am offnen Fenſter, und wiederholte ſich jedes ſeiner Worte, vergegenwärtigte ſich jeden ſeiner Blicke, die erleuchtend, reinigend und verzehrend, wie Gnadenblitze Gottes durch ihre Seele fuhren. Sie wußte ſich geliebt, wußte, daß ſie eines edeln Herzens beſtes Hoffen, und mußte ſich doch ſchaudernd von dieſem Gedanken abwenden, denn vor das Eden der Zukunft ſtellte ſich ihre Vergangenheit, wie der Cherub mit dem Flammenſchwerte, und die eherne Stimme des Schickſals rief ihr zu: „So hoch könnte ich dich erheben, wenn du nicht ſo tief gefallen wäreſt!“ Dann rang ſie die Hände, glühende Thränen ſtrömten aus ihren Augen; ſie ſchrie zu Gott, er ſolle ſie von dieſer Liebe löſen; ſie rief den Tod herbei: aber der Tod kam nicht, und die bekämpfte Liebe blieb die ſiegreiche. Endlich wuchſen dieſe Qualen zu ſolcher Größe heran, daß es Henerine dünkte, jeder andere Schmerz müſſe daneben verſchwinden, und kein Preis ſei zu

hoch, um wieder zum Frieden mit sich selbst zu gelangen.

Ich will, ich muß mich losreißen, sprach sie zu sich selbst. Mein schuldbeflecktes Leben soll seinen dunkeln Schatten nicht auf dieß edle, reine Leben werfen. Walther wird anfangs leiden, und mich dann vergessen; immer besser, als wenn er sich meiner erinnert, um mir zu fluchen.

An sich selbst dachte sie nicht.

Rasch die Feder ergreifend, schrieb sie einige Zeilen, die sie versiegelte, und einem herbeigerufenen Commissionär übergab; die Adresse lautete an eine schwedische Gräfin, die sich seit einiger Zeit in Paris aufhielt, und binnen Kurzem wieder in ihre Heimath zurückkehren sollte. Als das Billet abgeschickt war, verhüllte sich Henriette das Gesicht, wie ein Schlachtopfer, das den Dolch, der sein Herz durchbohren soll, nicht sehen will.

Nach wenigen Stunden hielt eine elegante Equipage vor ihrem Hause. Ein Bedienter der Gräfin Carlén meldete ihr, daß seine Gebieterin sie erwarte. Mit einer Hast, als wolle sie sich selbst betäuben, keinen Gedanken, keine widerstrebende Empfindung in sich aufkommen lassen, warf sie einen Shawl um, griff nach Hut und Handschuhen, eilte die Treppe hinab, und stieg in den

Wagen, der sie nach einem Hotel der rue Grenelle brachte.

Sie mochte seit etwa einer Stunde abwesend sein, als Walther kam, und erstaunt, sie nicht zu Hause zu finden, Françoise fragte, ob das Fräulein lange ausbleiben werde.

Diese Gelegenheit, ihrer Redseligkeit freien Lauf zu geben, war zu anlockend, als daß ihm Françoise nicht mit aller Ausführlichkeit die Begebnisse des heutigen Tages mitgetheilt hätte, die ihr um so wichtiger schienen, je einförmiger Honorinens Leben gewöhnlich hinfloß. Sie vergaß weder das morgens abgeschickte Billet, noch den gallonirten Bedienten, und eben so wenig die Equipage, die gekommen war, das Fräulein abzuholen. Nur die Hauptsache, nämlich: wann Honorine zurückkommen werde, wußte sie nicht anzugeben. Walther wartete eine Weile, und hätte noch länger gewartet, wenn ihn nicht dringende Angelegenheiten gezwungen hätten, noch an demselben Abend einige Gänge zu machen. In Eile schrieb er ein paar Zeilen, um Honorine gute Nacht zu sagen, und ihr die Hoffnung ausdrücken, sie morgen nicht wieder zu verfehlen. Er konnte sich einer Beklommenheit, die er selbst kindisch nannte, nicht erwehren. Die Mittheilungen, die Françoise

ihm gemacht hatte, verſtimmten ihn; denn der Egoismus der Liebe ließ ihn jede Veränderung, ſelbſt wenn ſie für Honorine günſtig, als ſtörend befürchten. Er ſann nach, welches Verhältniß wohl zwiſchen ihr und der Gräfin Carlén beſtehen möge, und erſt nachdem er ſich in den abenteuerlichſten Vermuthungen erſchöpft, gerieth er auf die ungleich näher liegende, die fremde Dame wolle vielleicht das Talent der jungen Polin in Anſpruch nehmen, und habe ſie deßhalb zu ſich berufen. Durch dieſe Vorausſetzung beruhigt, vermochte er über ſeine unbeſtimmten Beſorgniſſe zu lächeln, und das Einzige, was davon zurückblieb, war, daß er mit noch größerm Verlangen, als gewöhnlich, dem nächſten Abend entgegenſah.

Während Walther ſich auf dieſe Weiſe beſchwichtigte, kam Honorine bleich und verſtört nach Hauſe. Erſchöpft, wie ein Menſch, der einen ſchweren Kampf beſtanden hat, warf ſie ſich auf einen Stuhl, ohne ſich nur Zeit zu nehmen, Hut und Shawl abzulegen. Erſt als Françoiſe Walther's Namen ausſprach, richtete ſie ſich empor; ihr Blick fiel auf den Papierſtreifen, der auf dem Tiſche vor ihr lag; langſam überlas ſie die flüchtig hingeworfenen Zeilen, erhob ſich, und ging, ohne ein Wort zu ſagen, in ihr Schlafzimmer, deſſen

Thür sie hinter sich abschloß. Françoise zog sich kopfschüttelnd zurück, fand sich aber darein, den Thee, den sie nach täglicher Gewohnheit für ihre Gebieterin bereitet hatte, allein zu trinken.

In ihrem Zimmer sank Honorine, das Blatt fest an die Brust pressend, vergehend auf ihre Kniee. Sie schluchzte, ohne weinen, sie litt, ohne sterben zu können. Das Opfer war begonnen, es mußte vollbracht werden; woher ihr die Kraft dazu kommen solle, wußte sie nicht. Der Gedanke, Walther wiederzusehen, ihm die bevorstehende Trennung zu verkünden, Zeugin seines Kummers zu sein, machte ihr Herz erstarren; sie fühlte, daß dieß Wiedersehen ihr die letzte Kraft rauben, sie unfähig machen würde, den einmal gefaßten, und, wie sie selbst nun zu wohl einsah, nothwendigen Entschluß zu vollziehen. Es entging ihr nicht, daß diese Scene Erklärungen herbeiführen müßte, von deren Folgen sie zurückbebte. Ihr Widerstreben übermeisternd, schrieb sie am nächsten Morgen im Ton unbefangener Freundlichkeit an Walther, um ihm anzukündigen, daß sie Abends nicht zu Hause sein werde. Nachdem dieß Billet abgeschickt war, schien es ihr, als erlösche die Sonne am Himmel, als sei der Boden unter ihren Füßen eingebrochen. Jetzt ist es vorbei, sagte sie sich, und

seit ich dieß vermochte, glaube ich fest, der Rest werde auch zu vollbringen sein.

Mit einem Ton, der keine Frage noch Gegenrede zuließ, sagte sie hierauf der stammenden Françoise, daß sie Paris am folgenden Tag zu verlassen gedenke, und befahl ihr die Anstalten zur Reise zu treffen. Selbst mitzuhelfen vermochte sie nicht; nur als sie ein Päckchen Briefe, die sie bei verschiedenen, meistens ganz gleichgiltigen Gelegenheiten von Walther empfangen hatte, in Françoise's Händen sah, sprang sie auf, entriß ihr diese theuren Reste einer Zeit, von der bald keine andere Spur zurückbleiben sollte, und verwahrte sie selbst. Dann versank sie wieder in ihre Betäubung.

Der Abend war angebrochen, das Nöthige besorgt, die Koffer standen gepackt, und es bedurfte nur noch eines Commissionärs, um sie in das Hotel der Gräfin zu schaffen. Françoise ging fort, um einen zu holen, und schloß die Thür hinter sich ab. Nach wenigen Minuten hörte Henriette sie wieder öffnen. Françoise konnte von ihrem Gange noch nicht zurück sein, doch vermuthlich hatte sie Etwas vergessen, und war auf halbem Wege umgekehrt. In dieser Voraussetzung blieb

Honorine unbeweglich sitzen, bis die Thür aufging, und statt Françoise Walther eintrat.

Der Zufall hatte ihn durch Honorinens Straße geführt; aus alter Gewohnheit zu ihren Fenstern aufblickend, hatte er daselbst Licht bemerkt. Dieß hatte ihm die Vermuthung eingeflößt, Honorinens Plane für den Abend seien durch ein unvorhergesehenes Hinderniß gestört worden, und er war in das Haus getreten. Auf der Treppe hatte er Françoise begegnet, die mit ihm umkehrte, um ihm die Thür aufzuschließen, und, weit entfernt zu ahnen, daß Honorinens Abreise ein Geheimniß für ihn sei, ihm als von etwas Bekanntem davon sprach. Außer sich vor Bestürzung folgte er ihr. Beim ersten Tritt in das Zimmer erblickte er Honorine, die bleicher als je, fast bewußtlos in einem Armstuhl lag. Sein Eintritt entriß ihr eine Geberde erschreckten Abwehrens; er achtete nicht darauf, sondern dicht vor sie hintretend, sagte er ernst, ja streng: Wie konnten Sie mir dieß thun?

Sie senkte den Blick zum Boden; ein Gefühl, das der Reue und Beschämung glich, durchzog ihre Brust; doch das Bewußtsein der Reinheit ihrer Absichten erhob sie; ihre Vernunft sagte ihr, das Theil, das sie erwählt, sei das bessere, einzig

rechte, und aus dieſer Ueberzeugung ſchöpfte ſie Selbſtbeherrſchung genug, um ihm mit faſt heldenmüthiger Faſſung zu entgegnen.

Vielleicht kommt es mir zu, dieſelbe Frage an Sie zu richten. Warum wollen Sie mir das Unvermeidliche noch erſchweren?

Was nennen Sie unvermeidlich?

Meine Abreiſe.

Und warum iſt ſie es?

Weil meine gegenwärtige Lage zu drückend, zu peinlich, als daß ich länger in ihr aushalten könnte.

Ich hörte Sie nie klagen.

Weil es mir unrecht geſchienen hatte, Ihnen die Stunden, die Sie mir ſchenkten, durch Klagen und Murren zu verderben. Vielleicht errietheu Sie einen Theil deſſen, was mich drückte. Um es ganz zu fühlen, hätten Sie ſich an meiner Stelle befinden müſſen. Glauben Sie, es ſei für eine Frau ein Leichtes, in dieſer Vereinzelung, dieſer Schutzloſigkeit zu leben? Darf es Sie wundern, daß ich die Gelegenheit ergriff, die mir geboten ward, um meine Verhältniſſe gegen beſſ're zu vertauſchen? Ich erfuhr, daß Gräfin Carlèn eine Harfenſpielerin ſuche, um ſie mit ſich nach Schweden zu führen; man ſprach mir von der Gräfin, als

von einer liebenswürdigen, ausgezeichneten Frau, und dafür erkannte ich sie auch, als ich mich ihr verstellte. Sie fand Gefallen an mir, und bald war Alles zwischen uns in Richtigkeit gebracht. Ihnen gegenüber schwieg ich, nicht aus Falschheit, nicht aus Verstellung, sondern weil ich weiß, wie Wunden brennen, und ich den nothwendigen Schmerzen nicht überflüssige beifügen wollte. Sie haben meine Absicht vereitelt, und mich dadurch verurtheilt, den Kelch bis auf die Hefen zu leeren. Es sei darum, aber zürnen dürfen Sie mir nicht, daß ich Ihnen und mir Eine bittere Stunde ersparen wollte.

Walther hatte ihr schweigend, ohne äußere Zeichen der Bewegung zugehört, die Arme auf der Brust verschränkt, den Blick fest und durchdringend auf sie geheftet. Ein seltsames Lächeln umzuckte seinen Mund, als er entgegnete: Sie scheinen den rabulistischen Grundsatz wohl zu kennen, daß es keine bessere Art gibt, sich zu vertheidigen, als: Andere anzuklagen. Ich bin nicht eben so geschickt, und kann weiter nichts, als Sie auf Ihre Seele, Ihr Gewissen fragen: Glauben Sie, daß Sie noch das Recht hatten, auf diese Weise über sich zu verfügen.

Sie fühlte ihren Herzschlag stocken; Angst und

Verwirrung entriſſen ihr die unüberlegte Frage: Und warum nicht?

Weil Sie wiſſen, daß ich Sie liebe, verſetzte Walther kurz, doch mit erſchütterndem Nachdruck.

Sie kannte Walther's Neigung, ja es war eben dieſe, die ſie von hinnen trieb; dennoch fuhr ſie unwillkürlich zuſammen, als ſage er Etwas, das ſie nie geahnet. Mit dem Gedanken hatte ſie zu ringen vermocht, als er aber von dem Körper des Wortes umkleidet ihr entgegentrat, war ihre Kraft der ſeinen untergeordnet. Sie verſtummte.

Oder wollen Sie mir ſagen, daß Sie es nicht wußten? fragte er ſcharf, ja höhnend weiter.

Das Verletzende dieſes Tones gab Henrinen ihr Selbſtgefühl wieder; ſie konnte ſich unter dem Blitz des Himmels beugen, aber jeder Beleidigung gegenüber erhob ſich ihr Haupt nur um ſo ſtolzer. Sie ſtand auf, und ſagte kalt: Wenn es Ihre Abſicht war, mir auf dieſe Weiſe den Abſchied zu erleichtern, ſo haben ſie Ihren Zweck vollkommen erreicht. Ich weiß nunmehr, daß ich keinen Freund zurücklaſſe.

Es lag in dieſen Worten eine ſolche Majeſtät des Schmerzes, daß Walther ſich ſeiner Heftigkeit und Uebereilung ſchämte. Sanfter entgegnete er:

Sie wiſſen, ſagen Sie, wie Wunden brennen? Wenn dem wirklich ſo iſt, ſo können Sie den Schmerzensſchrei des in ſeinem innerſten Leben, ſeinen beſten Hoffnungen Verletzten nicht als Beleidigung hinnehmen. Nicht wie früher, ſondern ernſt, wahrhaft und innig frage ich Sie: Ahnten Sie meine Liebe wirklich nicht?

Und hätte ich ſie geahnt, mein Handeln wäre doch daſſelbe geblieben.

So fühlen Sie Widerwillen gegen mich? Mein Gott! wozu denn dieſe Verſtellung?

Sie halten mich deren nicht fähig, ſagte ſie raſch.

Muß ich es nicht? Sah ich ihr Auge nicht oft ſeelentief und verſtändnißinnig auf mir ruhen? Hörte ich Ihre Stimme nicht oft weich und ſanft, wie für keinen Fremden, in mein Herz tönen? Ließen Sie mich nicht hoffen, daß ich Ihrem Leben Etwas ſei? Warum dies Alles, wenn ich Ihnen gleichgiltig bin? wenn mein glühendſter Wunſch Ihnen nicht der Mühe werth ſcheint, ſeinetwegen von dem Wege, den Sie ſich vorzeichneten, abzugehen? O, warum trieben Sie dieß frevelhafte Spiel?

Das that ich nicht. Dennoch haben Sie ein Recht, mich anzuklagen; denn die bloße Voraus-

ſetzung, es könne ſo kommen, hätte mich beſtimmen ſollen, auf meiner urſprünglichen Weigerung, Ihre Beſuche zu empfangen, unerſchütterlich zu beharren. Daß ich dieß nicht that, ward zum Quell des Unheils. Und doch verdiene ich keine ſo harte Beſchuldigung; denn Wenige hätten an meiner Stelle anders gehandelt. Mein Verbrechen beſteht darin, daß ich nicht den Muth hatte, die einzige Freundeshand, die ſich mir darbot, zurückzuſtoßen. Dieß hätte ich über mich gewinnen ſollen, und ſchmerzlich muß ich jetzt die Schuld meiner Feigheit büßen.

Ihre Stimme bebte, und ihre Thränen brachen unaufhaltſam hervor.

Walther fühlte die heißen Tropfen auf ſein Herz fallen, und im Innerſten bewegt, fragte er leiſe: Wenn keine Stimme in Ihnen gegen mich ſpricht, warum wollen Sie unſer Glück zerſtören?

Unſer Glück? — Ich weiß von keinem.

Auch ich wußte von keinem, und lernte es durch Sie kennen, ja vielleicht nie lebhafter, als jetzt, wo Sie mir es entreißen wollen. Als wir uns das erſte Mal begegneten, war mein Geiſt von Ueberdruß, mein Herz von Unglauben erfüllt; Sie machten mich wieder gläubig, Sie verliehen meinem Leben Reiz und Friſche. Wenn ich Sie

ſah, vergaß ich, daß es Schlechtes und Gemeines auf Erden gebe; ich war glücklich.

Honorine! fuhr er beſchwörend fort, und ſeine Hände umſchloſſen die ihrigen, ſein Blick tauchte, wie in einen Abgrund, in ihr Auge. Warum wollen Sie dies Alles vernichten? Warum wollen Sie mich zum Zweifel an Ihrem Gemüthe zwingen, an das ich glauben muß, wenn ich Frieden halten ſoll mit mir ſelbſt? Kann es Sie reizen, ein Glück, das vertrauend in Ihre Hand gelegt ward, zu zerſtören? Wenn ich Sie verlöre, was ſollte aus mir werden?

Und was ſollte aus mir werden, wenn ich bliebe?

Was ſonſt, als meine Gattin?

Das entſcheidende Wort war ausgeſprochen. Beide ſahen ſich, räthſelhaft beſtürzt, ja faſt erſchreckt an, dann wandte Honorine langſam das Antlitz ab, und Walther, dieſe Bewegung mißdeutend, ſagte mit ſchmerzlicher Entmuthigung:

Verzeihen Sie! Ich ſehe, daß ich zu kühn war.

Das waren Sie; doch nicht in dem Sinne, wie Sie meinen. Zu kühn nenne ich Sie, weil Sie das Glück Ihres ganzen Lebens auf's Spiel ſetzen wollen. Gott weiß, wie ſehr ich wünſchte, es möge nicht zu dieſer Erklärung kommen; da ſie

aber unſeliger Weiſe doch begann, ſo mag ſie nun auch vollſtändig ſein. Ich konnte mir einen Schmerz erſparen wollen; mich, wenn er einmal unabweislich da, feig von ihm abzuwenden, liegt nicht in meinem Weſen. Es iſt wahr. Ich ahnte Ihre Neigung; doch zugleich erkannte ich auch, daß uns Beiden nichts Gutes daraus entſprießen könne. So wie unſer Verhältniß bisher war, konnte es nicht länger fortbeſtehen, denn es iſt uns Menſchen nicht gegeben, bloß in dem Bewußtſein unſrer Liebe jede Befriedigung zu finden. Andere Hoffnungen, andere Wünſche treten hinzu, und welche Erfüllung hätte dieſen werden ſollen? Einem Bündniß, das lichtſcheu und angſtvoll vor den Blicken der Welt ſich verbergen muß, kann nur Schmerz und Schmach entfließen, und Ihnen öffentlich als Gattin angehören, kann ich nicht.

Warum? Warum?

Weil ich mich nie vermählen werde.

Sie ſelbſt ſagten, unſre Erklärung ſolle vollſtändig ſein; ich darf Sie daher auch fragen, was dieſen Entſchluß in Ihnen veranlaßte.

Belügen will ich Sie nicht, und die Wahrheit kann ich Ihnen nicht ſagen. Laſſen Sie mich alſo darüber ſchweigen. Wenn aber auch der eigent-

lichſte Punkt und Kern unerwähnt bleiben muß, ſo darf ich Ihnen doch von andern Rückſichten ſprechen, die, wenn auch nicht ſo weſentlich, immerhin wichtig genug ſind. Langes Unglück hat meinen Charakter ſchroff und herb gemacht; ich tauge nicht mehr für beſtändigen Umgang; meine Stimmungen ſind ungleich, wechſelnd, oft verletzend, und Sie würden die Nachtſicht, mit der Sie bisher meine Reizbarkeit ertrugen, nicht immer behaupten können. Es iſt nicht ſo ſchwer, die Fehler eines Menſchen zu ertragen, den man manchmal auf eine flüchtige Stunde ſieht; ein Anderes iſt es, ſein Leben mit ihm zuzubringen, und ſein ganzes Leben von jenen Mißtönen beherrſchen zu laſſen.

Sie trauen mir alſo die Macht nicht zu, Sie glücklich, und dadurch wieder ſanft und mild zu machen. Honorine! Warum wollen Sie an der ſchönſten Wunderkraft der Liebe zweifeln? Sie ſelbſt aber geſtehen, daß dieſes nicht die weſentliche Urſache Ihrer Weigerung ſei. So beſchwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen heilig, laſſen Sie mich den wahren Grund wiſſen.

Sie preßte beide Hände auf ihre Stirne; ihre Zunge war ſchwer, wie die einer Vergifteten, als

sie langsam und tonlos fragte: Und wenn ich Ihrer nicht würdig wäre?

Stille! Stille! rief er mit heiligem Liebeszorn. Wenn ein Mensch es wagte in meinem Beisein ein ähnliches Wort wie die auszusprechen, mit den Waffen in der Hand würde ich ihm antworten, und selbst von Ihnen werde ich es nie dulden, daß Sie auf das heiligste Bild meines Glaubens einen Schatten werfen. Kenne ich Sie nicht? Weiß ich nicht, daß noch kein reineres Weib über diese dunkle Erde ging? Könnte ich Sie so namenlos, so über Alles lieben, wenn es mich nicht zugleich triebe, in frommer Ehrfurcht vor Ihnen das Knie zu beugen? Honorine! Meine Heilige! Sag', daß du mich nicht verwirfst, und dann sei es meine Sorge, deiner würdig zu werden.

Er hatte seine Linke, inbrünstig flehend, um sie geschlungen; seine Rechte zog das Tuch, mit dem sie sich das Gesicht verhüllte, hinweg. Sie war bleich, wie eine Todte; ihre Lippen zuckten krampfhaft; sie fühlte sich dem Kampfe nicht mehr gewachsen. Sie hatte nicht gewußt, daß Walther ihr so unaussprechlich theuer war. Vielleicht hätte sie es vermocht, ihr eigenes Herz zu brechen, doch dem Geliebten eine, wie sie jetzt erst einsah, un-

heilbare Wunde zu ſchlagen, ging über ihre Kraft. Sie vergaß Vergangenheit und Zukunft, ſah nichts, als nur ihn allein. Eine weiche Stimme ſprach in ihrer Bruſt: Haſt du nicht genug gelitten, genug gebüßt, um auf Vergebung, auf Sühnung hoffen zu dürfen? Willſt du den Gnadenbrief, den Gott dir bietet, mit frevelhafter Hand zerreißen? Iſt Reue nicht eine zweite Unſchuld, und wer hat mehr bereuet, als du — —

Beſinnung und Erkenntniß wichen von ihr; ſie klammerte ſich an den Gedanken, ein ganzes Leben voll Reinheit und Treue werde vermögend ſein, einen Fehltritt auszulöſchen. Thörin! wußteſt du nicht, daß die Vergangenheit, wie Pilatus, ſpricht: „Was ich geſchrieben habe, bleibt geſchrieben!“ — —

Nur ein Zweifel machte ſie noch ſchwanken; dieſer mußte gelöſ't werden; dann wollte ſie das Spiel auf Leben und Tod wagen. Gleich einer feierlichen Beſchwörung ging die Frage über ihre Lippen: Liebſt Du mich genug, um daß kein Schmerz auf Erden, und wär's der größte, ja wär's ſelbſt mein Verluſt, Dich zu dem Wunſch bewegen könnte, mich nie beſeſſen zu haben? Prüfe dein Herz, und ſagt es Dir, daß ihm für mich kein Preis zu hoch dünkt, ſo will ich Dein ſein.

So wiſſe, rief er, daß ich Dich liebe über alles Irdiſche, über alle Zeitlichkeit hinaus; daß mir Schmerz und Luſt gleich nichtig ſcheinen, wenn ich ſie mit Dir vergleiche; daß keine Verwirrung, kein Fehltritt, den Du je begehen könnteſt, groß genug wäre, meinen Glauben an das ewig Gute in Dir zu erſticken, daß — —

Walther! Walther! rief ſie, mit einem Schrei des Schmerzes und des Jubels an ſeine Bruſt ſtürzend.

Er umſchlang ſie, und beugte ſich zurück, um keinen Blick in das theure Antlitz zu verlieren. So ſtanden ſie der Welt entrückt, und nur wie eines zerfloſſenen Traumes der Erde gedenkend, in jener Entzückung, die das Herz zu brechen, die Nerven zu zerreißen droht. Honorine fühlte es, und wie von dem Glanze einer himmliſchen Erſcheinung geblendet, die Augen ſchließend, flüſterte ſie: Den Tod! den Tod!

Du wollteſt von mir ſcheiden? fragte er. Sagte ich Dir nicht, klang die Antwort, daß ich eine Liebe fordere, die ſtark genug, um Dich ſelbſt meinen Verluſt verſchmerzen zu machen?

Verluſt? wiederholte Walther in den Brand ihrer begeiſterten Inbrunſt hineingezogen; es gibt keinen mehr für uns. Und ſollte ich Dich auf

ewig verlieren, Du bliebeſt mir ein ewiger Gewinn.

Dann bin ich Dein, und mag die Zukunft werden, wie ſie wolle.

II.

Vierzehn Tage ſpäter ſtanden Honorine und Walther in der Kirche St. Germain en Laye vor dem Altar. Sie hatten abſichtlich eine frühe Morgenſtunde gewählt, um nicht durch den Zudrang von Neugierigen und der pflichtſchuldigen Theilnahme von Walthers Bekannten geſtört zu werden; auch befand ſich außer dem Prieſter, dem Brautpaare, den Zeugen und einigen alten Frauen, Niemand in der Kirche. Auf Walthers Zügen malte ſich tiefinniges Glück, das ihn auf faſt unbegreifliche Weiſe verſchönerte; Honorine war mehr in ſich verſunken, ſchien mehr kühn entſchloſſen, als froh beſeligt. Es war, als tauche ihr Blick mit Sehermacht in die Zukunft, als wiſſe ſie in dem Moment, wo ſie das Glück in langen Zügen trank, ein feindliches Geſchick werde ihr den Becher von den Lippen reißen, um ihn ihr zerſchmettert vor die Füße zu werfen, und als ſcheue ſie dennoch weder Kampf noch Untergang. Mit feſter, klarer Stimme ſprach ſie das entſchei-

dende „Ja" aus, und fügte mit heißer Inbrunst in Gedanken hinzu: Im Namen meiner Leiden, meiner Schmach und meiner Reue.

Die heilige Handlung war beendet. Die Neuvermählten verließen die Kirche; man begab ſich in Walthers Wohnung. Dort wurde ein Frühſtück eingenommen, eine Stunde mit Geſpräch und Abſchiednehmen zugebracht, dann trat ein Bedienter mit der Meldung ein: die Poſtpferde ſtänden bereit. Von den wenigen Gäſten begleitet, ſtieg Walther, ſeine junge Frau am Arme führend, die Treppe hinab in den Hof, wo die Chaiſe ſtand, die ſie dem lärmenden und im Hochſommer nichts weniger als reizenden Paris entführen ſollte. Er wollte den Reſt der ſchönen Jahrszeit in der Schweiz zubringen, und dann nach einem Ausflug durch Ober-Italien vielleicht nach Paris zurückkehren. Doch war dies Letztere noch ſehr ungewiß; denn bei vielen Gelegenheiten hatte Honorine einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen dieſe Stadt ausgeſprochen, daß Walther darauf zu ſinnen begann, welchen andern Ort er wohl am füglichſten zu ſeinem künftigen Aufenthalte wählen könne. Es ſchien natürlich, daß Honorine nicht gern in einer Stadt verweilen mochte, wo ihr jeder Schritt traurige Erinnerungen zurückrief, und er, der je-

des rauhe Lüftchen hätte von ihr abwehren wollen, litt ſelbſt unter dem Gedanken dieſer beſtändigen Trübung ihres Geiſtes. Indeſſen ward noch keine beſtimmte Wahl getroffen, ſondern dem Zufall oder irgend einer plötzlichen Eingebung die Entſcheidung überlaſſen.

Fremder, der du dieſe Blätter lieſeſt! ich möchte dich kennen, um zu wiſſen, ob es dir je im Leben ſo gut ward, zur Zeit, wo die Blumen noch blühen und die Früchte ſchon reifen, die ein Doppellaut iſt von Duft und Süße, an der Seite eines geliebten Weſens, ein dir noch unbekanntes Land zu durchſtreifen, wohin dich Wunſch und Sehnſucht oft getragen, und welches du nun noch viel ſchöner fandſt, als in deinen Träumen? Wenn dir je ſo wohl ward: ſo laß uns ſchweigen, wie Wiſſende gern thun. Und biſt du Einer von denen, die Seligkeit ahnen, ohne ſie erreichen zu können: ſo will ich dir dieſe nicht ſchildern, damit du es nicht zu bitter empfinden mögeſt, daß ſie dir verſagt blieb. Biſt du aber, was Gott verhüte! gar Einer von den Philiſtern, die es albern finden, daß man ſeinen wohlgeordneten Haushalt gegen Straßenſtaub und ſchlechte Betten in den Gaſthäuſern vertauſcht, die es für thöricht erachten, einen Berg zu beſteigen, weil man oben doch

nur ſieht, was man unten noch deutlicher ſehen könnte: ſo will ich vollends kein Wort an dich verlieren. Du würdeſt es doch nie begreifen, was es heißt, beim Morgenſonnenſtrahl hingehen, die ſtaunende Andacht des eignen Herzens auf geliebten Zügen wiederfinden, von dem heißen Strahl des Mittags in den Wald flüchten, di herbe Lieblichkeit ſeines Duftes einathmen, ſeine Schatten und Lichten über ein theures Antlitz ſpielen ſehen, — Abends, wenn die Sonne ſcheidet, daß ſie nicht alles Licht von dir fortnimmt, da dir ein Weſen bleibt, das fähig, dir jede Nacht zu erhellen, und beim Mondenglanz dein Herz emporrauſchen fühlen, wie das heilige Meer! — Wenn du's begreifſt, ſo brauche ich dir's nicht zu ſagen; und begreifſt du's nicht, ſo wär's fruchtlos, dir's zu ſagen. Darum: Schweigen für alle Fälle.

Anfangs Oktober verließen unſre Freunde die Schweiz, wo ſie alle Herrlichkeit der Natur und der Liebe genoſſen hatten, und begaben ſich über Domo d'Oſſola nach Mailand. Walther war früher nie dort geweſen; er hatte ſich gefreut, Honorine mit den Eigenthümlichen italieniſchen Lebens bekannt zu machen, doch dieß war nicht der Ort dazu; denn von allen italieniſchen Städten iſt

Mailand diejenige, die am meiſten fremdländiſches Gepräge angenommen hat. Sie blieben nicht länger in der lombardiſchen Hauptſtadt, als eben nöthig, um ihre Merkwürdigkeiten und Kunſtſchätze zu beſichtigen; dann ſchlugen ſie über Mantua, Breſcia und Verona den Weg nach Venedig ein.

Venedig! du einzige, geliebte Stadt! Wenn es auf Erden eine Stätte gibt, die den Verbannten ſeine Heimath kann vergeſſen machen, ſo biſt du es; wenn es ein Aſyl gibt, in dem bedrängte Herzen ihre Bürden von ſich werfen, ſo biſt du es; wenn es einen Himmel gibt, der jede Seele zwingt, ſeinen Glanz abzuſpiegeln, ſo iſt es der deine. Worin liegt dein Zauber? Worin liegt deine Macht? — Dich liebt man nicht wie eine ſchöne Stadt, ſondern wie einen hohen Menſchen, der viel gelitten hat, ſo viel, daß er jeden fremden Schmerz zu verſtehen, zu heilen weiß. Deine Trauer iſt ſo erhaben, daß jedes perſönliche Leid daneben verſchwindet. Was dir an unentreißbarer Herrlichkeit blieb, iſt ſo reich, daß es alle dunkeln Schatten golden überſtrahlt. Wenn der Schmerz einen müden Geiſt gleich Ahasver durch die Welt jagte — umwehen ihn deine Lüfte, ſo wird der Fluch ſich löſen und er wird Ruhe finden; wenn die vertriebene Königin Poeſie keine Zufluchts-

ſtätte mehr hat, ſo nimmſt du ſie auf, du ſicherſtes Aſyl Aller, die Gold-, Lorbeer- oder Dornenkronen tragen. Wer dich einmal geſehen', der kann deinen Namen nicht wieder ausſprechen hören, ohne daß räthſelhaftes Heimweh ihn befiele, und ewig wird er deiner gedenken, mit ſehnender Wehmuth, wie eines erſten Liebestraums. Ueber dich ward alle Pracht ausgegoſſen, und wie eine fürſtlich reiche Mutter vermagſt du jedem deiner Kinder zu geben, was es am meiſten freut. — —

Auch Honorine empfand die ganze Macht dieſes Zaubers. Es war ihr, als trete ſie in eine heimathliche Welt; jeder künſtleriſche Inſtinkt ihrer Seele ward geweckt, jeder ihrer Träume übertroffen. Staunend durchwandelte ſie den Pallaſt, von dem Walther einen Theil gemiethet hatte; er gehörte einer patriziſchen Familie, die auf ihren Gütern bei Rovigo lebend, ihn an Fremde, die ſich für einige Zeit in Venedig fixiren wollten, zu überlaſſen pflegte. Es war ein majeſtätiſcher, halb gothiſcher, halb byzantiſcher Bau mit vorſpringenden Erkern, hohen, in Spitzbogen zulaufender Fenſtern, unabſehbaren Gallerien und rieſenhaften Sälen, deren Plafonds und Wände mit Bildern und Frescogemälden alter Meiſter geſchmückt waren. In Polen hatte Honorine gold-

ſtarrenden Luxus, in Frankreich jedes Raffinement der Eleganz kennen gelernt, doch erſt in Venedig begriff ſie, was echt ariſtokratiſche Pracht ſei. Ja, ſie glaubten an die Zukunft, die dieſe Palläſte aufführten; ſie hatten Sinn für Gewaltiges und Liebliches, die dieſe harten Marmorquadern wie Diamanten zuſchliffen, und den dem Meere abgetrotzten Cortile in einen Garten umzauberten, deſſen Roſen- und Jasminlauben ſich mährchenhaft aus der Fluth erheben. Anderwärts baute man, um ein Obdach zu haben, unter dem man eſſen, ſchlafen und arbeiten könne; in Venedig baute man, um der Schönheit, dem heitern Genuß Tempel zu errichten, um der Nachwelt Denkmäler zu hinterlaſſen von der Kraft und Hoheit vergangner Tage. In ſolcher Umgebung muß jeder Sinn ſich emporrichten und jede Seele muß größer werden.

Walther ſcherzte oft darüber, daß Honorine ganz und gar zur Venetianerin geworden. Wer die Wunderſtadt kennt, wird dieſe Umwandlung leicht begreifen. Wenn das Leben irgendwo ſo ſanft, ich möchte ſagen, ſo weich hinfließt, daß du ſein Hingleiten nicht bemerkſt, ſo iſt es in Venedig. Und das Leben nicht fühlen, was heißt es anders als — keinen Schmerz empfinden?

Schon von dem Augenblick an, wo Honorine Paris verlaſſen hatte, ſchien ein andrer Geiſt über ſie gekommen zu ſein. Sie athmete freier; die Hoffnung lebte in ihrer Bruſt wieder auf, und wenn auch ihr Blick noch manchmal mit ſchmerzlich flehendem, klagendem Ausdruck auf Walther ruhte, ſo verſchwand dieſe Trübung doch bald vor der Heiterkeit, die ſie auf ſeinen Zügen las. Sie wußte, wie wehe es ihm that, ſie düſter zu ſehen; um ihm Freude zu machen, zwang ſie ſich zum Lächeln. Es mochte ſie Anfangs vielleicht Ueberwindung koſten, doch übt das Aeußre ſo große Gewalt über das Innere, daß wir bald zu dem werden, was wir ſcheinen wollten. Die Zerſtreuungen der Reiſe, die tauſend neuen und reizenden Gegenſtände, die ſich ihr darboten, trugen das Ihrige dazu bei, Honoriens frühern Trübſinn zu verſcheuchen. Wie der Schmetterling ſeine Hülle, ſo durchbrach die angeborne Lieblichkeit und heitre Anmuth ihres Weſens jede Verpuppung des Schmerzes. Jeder Tag entfaltete an ihr einen neuen Reiz und ſo war es natürlich, daß auch Walthers Liebe mit jedem Tage wuchs. Zum erſten Mal fühlte er ſich glücklich, daß ſeine Verhältniſſe glänzend genug waren, um ihm zu erlauben, die Geliebte mit Allem zu umgeben, was

ein Leben verſchönern und verſüßen kann. Er ſegnete ſein Talent, das ihn in dieſe Lage verſetzte, die Stunde der erſten Begegnung und vor Allem Honorine ſelbſt, die dadurch, daß ſie ſich von ihm beglücken ließ, Glück und Freude in ſein Daſein brachte.

Walthers Liebe zur Kunſt war zu innig, als daß ſie unter dieſer neuen Empfindung gelitten hätte. Er ſchuf im Gegegentheil nun aus um ſo reicherm Herzen, lichterm Geiſte und die ſonnige Klarheit ſeines Innern theilte ſich ſeinen Schöpfungen mit. Ein Quell von Freude war ihm Honoriens rege Theilnahme an ſeinen Arbeiten. Es iſt zwar nichts weniger als nothwendig, daß eine Frau die Beſchäftigungen ihres Gatten theile, aber Sinn und Intereſſe muß ſie dafür haben, wenn er ſich nicht troſtlos allein fühlen ſoll. Honorine war keine Künſtlerin, doch ihre Organiſation war die einer ſolchen. Sie ehrte die Kunſt als die höchſte Blüthe menſchlicher Bildung; ſie konnte ſich eines ſchönen Gemäldes, Gedichtes, Liedes ſo lebhaft freuen, wie Andre eines perſönlichen Glücksfalls. Eines Tages, als Walther arbeitend an ſeiner Staffelei ſaß, fühlte er einen warmen Hauch auf ſeiner Stirn; er blickte empor und ſah Honorinen, die ſich zu ihm herabbeugend

mit ihrem ſüßen Lächeln ſagte: Unterbrich Dich nicht! ich liebe Deine Bilder, als hätte ich ſie ſelbſt gemalt.

Das iſt natürlich, denn Du hilfſt mir ja, ſie zu malen.

Dadurch, daß ich Dich jeden Augenblick ſtöre und Dich zwinge, von der Arbeit wegzuſehen?

Dadurch, daß Du mir die Kraft gibſt, das Werk zu beginnen und zu vollenden.

Dieſe Kraft hatteſt Du doch auch, bevor Du mich kannteſt.

Ja, aber ich hätte ſie nicht mehr, wenn ich Dich jetzt verlöre.

Der ganze Schmerzensausdruck früherer Tage umflorte Honorinens Züge, als ſie entgegnete: Haſt Du vergeſſen, daß Du mir einſt ſagteſt: Und wenn ich Dich auf ewig verlöre, Du bliebeſt mir ein ewiger Gewinn?

Honorine! Du biſt ſonſt ſo weich, ſo gut; wie magſt Du Freude daran finden, mir einen Gedanken vorzuhalten, der mich im Innerſten entſetzen muß? Was könnte uns ſcheiden, als der Tod? Und wer liebt, glaubt nicht an ihn, ja die Liebe trägt kein lichteres Abzeichen ihrer Göttlichkeit, als daß ſie das Bewußtſein der Vergänglichkeit

ven uns nimmt, und uns ſchon hier im Geiſte zu Unſterblichen macht. — —

Ihr äußeres Leben war einförmig und verfloß in großer Zurückgezogenheit. Von verſchiedenen Seiten verſuchte man den berühmten Maler und ſeine blendendſchöne Frau in geſellige Kreiſe zu ziehen; doch Beide genügten einander zu ſehr, um nach andern Zerſtreuungen zu verlangen, als nach jenen, die ihnen die Kunſt darbet. Der Beſuch der Kirchen und Gallerien, Fahrten nach den umliegenden Inſeln, Spaziergänge längs der riva degli Schiavoni, füllten die nicht der Arbeit geweihten Stunden aus. Die Abende brachten ſie meiſtens in ihrer Wohnung zu; nur ſelten war Honorine zu bewegen, ſich mit der übrigen ſchönen Welt Venedig's am Marcusplatz oder im café Florian einzufinden. Die Theaterſaiſon hatte noch nicht begonnen, da die Fenice bekanntlich erſt Ende Dezember eröffnet wird. Jetzt rückte dieſer wichtige Tag heran, und um ihm noch mehr Feierlichkeit zu verleihen, ſollte die Paſta in Bellini's: Beatrice di Tenda auftreten. Ganz Venedig ſprach von nichts Anderm, und Walther, von der allgemeinen Neugier angeſteckt, ruhte nicht eher, bis Honorine ihm zu Liebe den Wunſch ausſprach, dieſer Vorſtellung beizuwohnen. Schnell ward eine

Loge beſorgt, die Gondel für den Abend beſtellt; und Walther, der die leicht verzeihliche Schwäche hatte, ſeine Frau geſchmückt zu ſehen, verließ ſie um ſechs Uhr mit der Bitte: ſich recht ſchön zu machen.

Wir wollen hier nicht genau unterſuchen, ob ſie ſich einzig und allein aus Gehorſam dieſem Befehl fügte; gewiß iſt, daß ſie ihn in ſeinem ganzen Umfang vollzog, denn als Walther nach zwei Stunden zurückkehrte, um ſie abzuholen, überraſchte ihn ihr Anblick, als hätte er ſie früher nie geſehen. Es gibt Leute, die behaupten, Schönheit könne durch den Putz nur verlieren; es gibt keine albernere Behauptung. Höchſtens kann ſie von jener handfeſten Schönheit gelten, deren Trivialität durch den Contraſt, in welchem ſie mit der Eleganz der Kleidung ſteht, um ſo auffallender wird; wo aber echter Adel in Geſtalt und Zügen, ſcheint die höchſte Pracht des Anzugs nur eine natürliche Zuthat, und dieſe Vornehmheit war der eigentlichſte Charakter von Honorinens Schönheit. Sie trug ein Kleid von weißem Seidenſtoff, um Bruſt und Schultern mit breiten, koſtbaren Spitzen beſetzt. Das überreiche, nachtſchwarze Haar war mit Perlen durchflochten, auf dem Hinterhaupt in einen griechiſchen Knoten

verſchlungen und vorn in Locken gelegt, die bis auf den Buſen niederwogten. Prachtvolle Cameen umzirkten ihre Arme, deren unvergleichliche Schönheit einen Bildhauer hätte inſpiriren können. Um den Hals trug ſie Perlenſchnüre, die jedoch eben ſo gut hätten wegbleiben mögen, da man ſie auf dieſer Haut, deren Weiße der ihrigen nicht nachſtand, kaum unterſchied. So ſaß ſie, mit einem friſchen Blumenſtrauß ſpielend, wartend auf dem Sopha, als Walther eintrat. Sie ſtand ſchnell auf, und war im Begriff, ihren Mantel umzuwerfen, als er ſie davon zurückhielt. Erſt laß Dich recht betrachten, ſagte er.

Mit italieniſcher Grazie drehte ſie ſich ſcherzend langſam nach allen Seiten um, bückte ſich, um ihren Kopfputz zu zeigen, ſtreckte die Arme aus, um die Cameen ſehen zu laſſen, und fragte dann mit einer Coketterie, die um ſo reizender, je weniger ſie mit ihrem Weſen gemein hatte: Bin ich Dir ſo recht?

Mein Gott! wie ſchön Du biſt!

Das bemerkſt Du erſt jetzt? lachte ſie.

Nein, aber ich liebe Dich zu ſehr, daß ich meiſtens gar nicht Zeit finde, an Deine Schönheit zu denken.

Du hältſt mich alſo für würdig, mich in der Fenice an Deiner Seite zu zeigen?

Für würdig, daß Raphael deinetwegen dem Grabe entſtiege, um Dich zu malen.

Um Himmelswillen, ſag' das vor Niemanden! Die Leute wären im Stande zu zweifeln, ob wir auch wirklich verheirathet ſind; denn daß man ſeiner Frau dergleichen Dinge ſagt, iſt ganz unerhört. Und was Raphael betrifft, ſo wollen wir ihn in ſeinem Grabe laſſen; ich bin ein Poltron, und würde mich zu einer ſolchen Sitzung kaum entſchließen. Wenn ein andrer Maler ſeine Stelle vertreten wollte, nun ſo ließe ſich ein Wort darüber ſprechen.

Henriette! es gilt.

Nur nicht für jetzt. Wir müſſen eilen, wenn wir die Sonnita der Paſta nicht verſäumen wollen.

Der Saal war bereits zum Erdrücken voll, als ſie ankamen. Walther hatte manchen ſchweren Strauß zu beſtehen, bis er der auf allen Seiten in Anſpruch genommenen Logenbeſchließerin habhaft werden konnte. Endlich befanden ſie ſich an Ort und Stelle. Der Vorhang flog auf und Filippo ſang ſeine Cavatina; das Publicum blieb unruhig und bewegt; denn man war mehr um der Paſta willen als wegen Bellini's Muſik gekom-

men. Erſt als das klagende Ritornell das nahe Auftreten der Diva verkündigte, verbreitete ſich tiefe Stille, die ſich jedoch in einen tobenden Beifallsſturm verwandelte, als ſie endlich auf der Bühne erſchien.

Geneigter Leſer! wenn du das Unglück hatteſt, die Paſta vor ein paar Jahren auf ihrem ruſſiſchen Feldzug zu hören, ſo bitte ich dich: vergiß darauf und glaube, daß dieſe Frau einſt ein wandelnder Sphärenton war. Andre Sängerinnen mochten friſchern Jugendreiz, größere Stimmmittel beſitzen; wenn aber die Paſta kam, und nichts als ihr Genie in die eine Wagſchale legte, ſo ſchnellte die der Andern hoch empor. Wer die Paſta damals ſah, wenn ſie als Desdemona mit aufgelöſtem Haar und gerungenen Händen ihr: S' el padre m' abbandona! flehte; wer ſie damals hörte, wenn ſie als Romeo begeiſtert, wie der ſterbende Schwan ihr Scheidelied ſang, wenn ſie als Norma furchtbar wie das Element hinraſ'te in donnerndem Zorn, bis ſie dann wieder mit Einem Ton den ganzen Blüthenflor der Liebe enthüllte, der hat eine Erinnerung für das ganze Leben gewonnen. Die Paſta war der Geiſt der Romantik in claſſiſch antiker Form. Bellini verſtand ihr Talent und keine Sängerin verſtand

ihn beſſer, als ſie; darum hatte ſie, trotz vielfachen Abrathens, die Beatrice des ſicilianiſchen Maeſtro zu ihrem Debüt gewählt, und der Erfolg bewies die Unfehlbarkeit ihres künſtleriſchen Inſtincts. Der Enthuſiasmus des Publicums ſtieg mit jeder Geſangsnummer, und wurde bei dem Duett:

Orombello! sfragurato!
Dal mentire che hai tu sperato?

zum wahren und wirklichen Fanatismus. Wer ſang aber auch dieſe Stelle jemals, wie Giuditta Paſta? Wer wußte in die wenigen Worte ſo welt- und todverachtende Hoheit, ſo herzzerreißenden Vorwurf, ſo ungeheuren Schmerz über den tiefen Fall des Geliebten zu legen? Honorine, deren Empfänglichkeit für Muſik an's Krankhafte grenzte, brach in Weinen aus, und immer heftiger ſtrömten ihre Thränen, als Poggi mit den weichſten Tönen ſeines weichen, ſüßen Organs antwortete:

Jo soffrii, soffrii tortura!

Von tauſend Gefühlen zerriſſen verhüllte ſie ſich das Geſicht, und in ihrem Innern klang es wieder: Jo soffrii, soffrii tortura!

Mit lebhafter Unruhe bemerkte Walther ihre

Erſchütterung; er kannte die außerordentliche Reizbarkeit ihrer Nerven, und wußte, daß ſie eine ſo heftige Aufregung mit wochenlangem Leiden bezahlen zu müſſen pflegte. Inſtändig bat er ſie, das Ende der Oper nicht abzuwarten, und das Theater zu verlaſſen, da die Eindrücke, die ſie bereits erhalten, zu ſtark, um nicht jeden folgenden gefährlich zu machen. Sie fühlte, daß er Recht habe, und verließ nach dem zweiten Act an Walthers Arm die Loge. Sie befanden ſich ſchon am Ende des Corridors, als Walther bemerkte, daß ſie ihr Pelzboa vergeſſen habe, und da er das italieniſche Klima genug kannte, um für eine ſo zarte Geſundheit, wie die Honorinens, jede Verkühlung doppelt zu fürchten, eilte er zurück, um den vermißten Gegenſtand zu holen. Honorine blieb, ihn erwartend, am Aufgang der Treppe ſtehen.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück. Doch wer ſchildert ſein entrüſtetes Staunen, als er Lord Chartrey, den er vom Sehen aus kannte, erblickte, und Zeuge davon war, wie der Lord mit einer Geberde der Ueberraſchung, doch zugleich mit der größten Vertraulichkeit Honorinens Hand ergriff, und ausrief: **Honorine! ma belle amie! c'est donc à Venise, que je vous retrouve?**

Dieſe Worte wären eben nicht verfänglich ge-

wesen, und hätten höchstens auf ein früheres Bekanntsein schließen lassen, hätte nicht die Vernichtung, mit welcher Henerine sie vernahm, ihnen furchtbares Gewicht und geheimnißvolle Bedeutung verliehen. Sie stand zermalmt, wie eine Gerichtete, die ihren Urtheilsspruch vernimmt; ihre Kniee wankten. Ohne Walther, der heftig ihren Arm in den seinigen legte, wäre sie hingesunken. Das Erscheinen des steinernen Gastes konnte Don Juan unmöglich mit größrer Bestürzung erfüllen, als Walthers Dazwischentritt den Lord. Er wollte sich zurückziehen, doch Walther, dessen Blut zu sieden begann, rief ihm zu: Sie kennen diese Dame?

Es war ein Irrthum; ich glaubte sie zu kennen.

Sie kennen sie, denn Sie nannten ihren Namen. Wenn —

Fort! fort! stöhnte Henerine. Walther mußte ihr gehorchen, wenn er sie nicht ohnmächtig hinstürzen sehen und eine Scene veranlassen wollte. Kurz abbrechend sagte er zu dem Lord: Ich bitte Sie, mich hier zu erwarten.

Ich pflege auf Niemanden zu warten, versetzte Chartrey hochmüthig; doch, wenn Sie mich zu sprechen wünschen, werden Sie mich in einer

Stunde zu Hause finden. Ich wohne im Hôtel Danieli auf der riva de Schiavoni.

Mit einer kurzen, finstern Begrüßung schieden Beide von einander. Walther zog die unglückliche Frau mit sich die Treppe hinab. Hastig drängte er sich mit ihr durch das Gewühl im Feyer, und rief nach der Gondel. In dem Augenblick, wo er Honorinens Arm losließ, trat sie rasch an den äußersten Uferrand, und hätte sich in den Canal gestürzt, wenn Walther es nicht zur rechten Zeit bemerkt, und sie mit eiserner Hand zurückgehalten hätte. Ihr Entschluß war schneller gefaßt, und schneller vereitelt worden, als wir es hier zu erzählen vermochten. Die Gondel kam. Walther stieg mit Honorine, die er am Arm gefaßt hielt, ein, und befahl nach Hause zu fahren. Heftiger Regen goß herunter; das schwarze Tuch der Gondel war über die Fenster geschlagen, nur die am Vordertheil angebrachte Laterne warf ein schwaches Licht in dieß Grabesdunkel, ohne es jedoch zu erhellen. Es entstand eine jener fürchterlichen Pausen, deren Schweigen herzzerreißender als Anklagen, Thränen, als der Schrei des Jammers. Walther vermochte nicht zu sprechen, weil er ahnte, jedes Wort müsse hier zum Funken werden, der den Bau seines Glückes in die Luft

zu sprengen bestimmt. Henerine schwieg, weil sie wußte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo ihr nichts Andres übrig blieb, als ihr Haupt zu dem Todesstreich zu beugen.

Endlich ermannte sich Walther. Mit gepreßter Stimme fragte er: Was war das?

Sie wandte sich schaudernd ab.

Ich will wissen, was es war, fuhr er fester fort.

Dasselbe Schweigen.

So soll ich aus einem fremden Mund erfahren, was mir der Deinige zu gestehen verweigert? Soll —

Die kurze Strecke zwischen der Fenice und dem Pallast, den sie bewohnten, war bald zurückgelegt; die Gondel stand stille — die Thür ward geöffnet. Henerine erhob sich, und schwankte die Stufen hinauf. Sie war im Begriff, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als Walther sie mit einem finstern Blick an die Stelle bannte, und noch einmal fragte: Du beharrst auf Deinem Schweigen?

Sie starrte ihn mit unheimlichem Ausdruck an, dann strich sie schwer und langsam mit der Hand über die Stirn, und machte eine abwehrende Bewegung.

Ich gehe zu Chartrey, fuhr er, nach ſeinem Hut greifend, fort.

Sie verſuchte es, ſich ihm in den Weg zu werfen; doch die Kraft verließ ſie. Ihr Bewußtſein ſchwand; die Ohnmacht, gegen die ſie lange gekämpft hatte, umhüllte ihre Sinne; mit geſchloſſenen Augen ſank ſie auf den Marmorboden.

In jedem andern Moment hätte dieſer Anblick Walthern entwaffnet; jetzt aber war nicht nur ſeine Liebe, es war ſeine Ehre im Spiel und ehe dieſe nicht gereinigt war, konnte er keinen andern Gedanken faſſen. Er übergab Honorine der Obhut ihres Stubenmädchens, der er auftrug, ſie unter keinem Vorwand, welchen Befehl ihr ihre Gebieterin geben möge, auch nur eine Secunde allein zu laſſen. Ein letzter Blick, den er auf Honorine warf, gab ihm die Beruhigung, daß ſie ſich im Fallen nicht verletzt habe, dann eilte er, ohne die Rückkehr ihres Bewußtſeins abzuwarten, nach dem Hôtel Danieli, wo man ihn in das Appartement des Lords wies.

Chartrey war weder alt noch jung, weder häßlich noch ſchön, weder geiſtreich noch dumm, kurz, ganz und gar eines jener Individuen, auf die, wenn ſie nicht mit einem hiſtoriſchen Namen und coloſſalen Einkünften zur Welt gekommen

wären, kein Menſch achten würde. Bei Vielen galt er für gut, weil er freigebig war; bei Andern ſeines Hochmuths und ſeiner Schroffheit wegen für böſe; er war Keins von beiden, ſondern nur ein gewöhnlicher Egeiſt, der Gutes that, wenn er ſich Vergnügen davon verſprach, und ſich jener abgeſchloſſnen Vornehmheit bediente, um ſeine Herzens- und Geiſtesdürre damit zu maskiren. Es war ihm etwas Geringes, Tauſende zu verſchenken; eben ſo gering galt es ihm aber auch, ein Menſchenſchickſal zu zertrümmern, wenn er ſich momentanen Genuß davon hoffte.

Bei dieſem Allem war er jedoch Gentleman genug geblieben, um ſein gegebnes Wort für heilig zu achten, und wenn man auch manche bittre Anklage gegen ihn erheben konnte, wäre es ſchwer geweſen, ihm eine in der Meinung der Welt unehrenhafte Handlung vorzuwerfen; ja das ſicherſte Mittel, ihn zu beherrſchen, war, daß man ſich auf oſtenſible Weiſe ſeiner Großmuth anvertraute.

Er empfing Walthern mit ſichtlicher Verlegenheit, die er umſonſt hinter kalter Abgemeſſenheit zu verbergen ſuchte; ſein Gewiſſen ſagte ihm, er habe ſein gegebnes Wort gebrochen. Ganz ließ ſich dieß nicht mehr gut machen; doch um wieder

Frieden mit sich selbst halten zu können, beschloß er, Honorinen um jeden Preis zu schonen.

Mylord, begann Walther, ich muß Sie fragen, was Ihnen das Recht gab, die Dame, die an meinem Arm das Theater verließ, mit so beleidigender Vertraulichkeit anzusprechen.

Und was gibt Ihnen das Recht, mein Benehmen unstatthaft zu finden?

Der kleine Umstand, daß ich Honorinens Gatte bin.

Staunen und Betroffenheit malten sich auf den Zügen des Lords. Ihr Gatte? wiederholte er, die glimmende Cigarre, die er in der Hand hielt, wegwerfend; ihr Gatte? Dann muß ich Sie bitten, meine Entschuldigungen über die Uebereilung, die ich mir zu Schulden kommen ließ, anzunehmen.

Ich bin nicht gekommen, um muthwillig Händel mit Ihnen zu suchen, entgegnete Walther kalt, und eben so wenig, um mich mit leeren Entschuldigungen abfinden zu lassen. Sie halten mich nicht für albern genug, um zu denken, es könne mir entgangen sein, daß zwischen Ihnen und jener Dame besondre Beziehungen bestehen müssen, solche, die ich um meiner Ehre willen kennen lernen muß. Diese Aufklärung fordre ich jetzt von Ihnen.

Finden Sie etwas so Wunderbares daran, daß ich Ihre Frau als Fräulein Petrowska kannte, und meine Ueberraschung ausdrückte, sie hier in Venedig so unvermuthet wiederzufinden?

Daran wäre nichts Wunderbares; das Befremdliche lag in der Vertraulichkeit Ihres Tones, und in der Wirkung, die Ihr Erscheinen hervorbrachte.

Bei reizbaren Naturen kann ein geringfügiges Ereigniß unverhältnißmäßig großen Eindruck hervorbringen.

Doch nicht in dem Grade, daß das Wiedersehen eines nur Bekannten solche Seelenangst zu erregen vermochte. Ich verließ Honorine in tiefer Ohnmacht.

Und Sie konnten sie in diesem Zustand verlassen?

Ja; denn höher, als meine Neigung zu ihr, gilt mir der Gedanke, ob ich sie lieben darf. Ich bitte Sie, diese Ausflüchte bei Seite zu setzen, die Sie nur erniedrigen können, und an die ich nicht glaube. Wie lange ist es, daß Sie Honorine kannten?

Seit drei Jahren habe ich nichts von ihr gesehen noch gehört.

Und früher?

Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen hierauf

antworten ſollte, verſetzte Chartrey, ſich hinter ſeinen Hochmuth verbarricadirend.

Bisher hatte Walther mit Gewalt an ſich gehalten; jetzt vermochte er es nicht länger. Chartrey's Kälte fachte ſeinen Zorn zu heißen Flammen an. Von Grimm und Erbitterung hingeriſſen, rief er: Sie ſind mir Antwort oder Genugthuung ſchuldig.

Eines iſt ſo unmöglich, wie das Andre. Sprechen darf ich nicht, weil ein Schwur meine Zunge bindet, und von einem Duell kann zwiſchen uns nicht die Rede ſein.

Wollen Sie in dieſem Augenblick das Vorrecht Ihrer Geburt geltend machen?

Und wenn ich's thäte?

So würde ich ſagen, ein großer Name komme Ihnen vortrefflich zu Statten, um Ihre Feigheit zu bemänteln.

Die Beleidigung war ſchwer genug, um über Chartrey's eiſiges Antlitz eine dunkle Zornflamme zucken zu machen; doch bezwang er ſich ſchnell, und ſeinem Vorſatz getreu, erwiederte er mit gewaltſamer Ruhe: Fragen Sie in der engliſchen Marine, fragen Sie auf allen Meeren nach, ob Lord Chartrey je einer Feigheit verdächtig befunden ward. Es wäre lächerlich, wenn ich zum Lobred-

ner meiner Thaten werden wollte, genug: ich habe immer gehandelt, wie Einer, der Furcht nur den Namen nach kennt. Eben so wenig ist es Geburtsstolz, der mich abhält, Ihre Herausforderung anzunehmen; ich habe nie einen Unterschied zwischen adeligen und bürgerlichen Kugeln ausfindig machen können. Wenn ich Ihnen sagte, daß von einem Duell zwischen uns nicht die Rede sein kann, so ist es, weil ich Honorine schonen will, die genug gelitten hat, um daß ihr neuer Jammer billig erspart bleiben mag.

So geben Sie mir die verlangte Erklärung.

Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ein Schwur meine Zunge bindet; ich darf nicht sprechen, aber Honorine kann es, und das Klügste wäre, daß sie es thäte. Vielleicht entschließt sie sich dazu, wenn Sie ihr hinterbringen wollen, daß ich morgen Venedig verlasse, und ihr auf meine Ehre zusichre, nie wieder — — Doch genug! wenden Sie sich an Honorine, die —

Viscount Egerton, Chartrey's Reisegefährte, trat unangemeldet in's Zimmer. In seinem Beisein ließ sich ein Gespräch dieser Art nicht fortsetzen; überdieß hatte Walther die Ueberzeugung gewonnen, daß Chartrey sich um keinen Preis würde bewegen lassen, ihm das quälende Räthsel

zu lösen, wie auch, daß er kein Recht habe, Genugthuung von einem Menschen zu fordern, der nie daran gedacht hatte, ihn zu beleidigen. Nur von Honorine dürfte er hoffen, die Wahrheit zu erfahren. Er dürstete darnach, wie der Selbstmörder nach dem Tod, dem er entgegenstürzt, und vor dem er doch zurückschaudert. So mag, was muß, geschehen, sagte er, erhob sich, und verließ den Lord.

Sein Herz pochte, als wolle es die Brust zersprengen; sein Kopf glühte, wie im Fieber, als er seine Wohnung betrat; er vermochte nicht sogleich sich zu Honorine zu begeben. Verstört, in Todesangst, als wäre er der Schuldbewußte, blieb er in dem an ihr Schlafzimmer stoßenden Salon stehen, und suchte sich zu sammeln. Kein Laut war hörbar. Diese Stille, dieß stumme Harren vor dem Sturm war ihm zu peinlich, um es lange zu ertragen. Mit einem raschen Entschluß öffnete er die Thür und trat in Honorinens Zimmer.

Sie lag halb entkleidet auf dem Bette, zu dessen Füßen ihr Mädchen saß. Eine verdeckte Lampe ergoß matten Schimmer durch das weite Gemach, und erlaubte kaum, die Gegenstände zu unterscheiden. Langsam, mit verschränkten Armen trat

Walther näher. Nach einer mit unsichrer Stimme vorgebrachten Frage um Honorinens Befinden sagte er zu dem Mädchen: Sie können zur Ruhe gehen, ich werde bei meiner Frau wachen.

Jetzt war er mit ihr allein. Unfähig zu sprechen, schritt er, mit unsäglichem Grauen ringend, auf und nieder. Auch über Honorinens Lippen kam kein Laut; sie lag bleich, kalt, unbeweglich, wie eine Leiche, der man die Augen zuzudrücken vergaß. Was auch in Walther's Brust vorgehen mochte, der Anblick dieser wortlosen, tödtenden Verzweiflung mußte ihn milder stimmen.

Er trat an das Lager, und den Blick auf die Schmerzentstellte heftend, sagte er: Chartrey hat sein Wort gehalten und mir nichts entdeckt.

Sie setzte sich auf; ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Sie schien sprechen zu wollen, doch die Stimme versagte ihr den Dienst, und nur ein herzzerreißendes Schluchzen ward vernehmbar.

Unwillkürliches, unbeschreibliches Mitleid quoll durch Walthers Brust; er ahnte, daß Honorinens Jammer größer sei, als jede mögliche Schuld. Er sank vor ihr nieder, und das Gesicht in die Kissen drückend, flehte er zu ihr: O, sage mir die Wahrheit!

Laß uns scheiden, sagte sie kurz und düster

Honorine! liebſt Du mich nicht mehr?

Frage die gefallenen Geiſter, ob ſie's wagen, Gott zu lieben?

Und Du?

Und ich, fuhr ſie wild, im ungeheuren Schmerz der Selbſtverdammung empor, ich bin tiefer gefallen als ſie alle; denn die Reinheit, die Du auf meiner Stirne laſeſt, war eine Lüge; denn der Kuß, den ich Dir bot, kam von entweihten Lippen; denn das Weib, das Du in Deine Arme ſchloſſeſt, war eine Entehrte.

Walther ſtieß einen dumpfen Schrei aus, wie ein Menſch, dem ein Dolch rücklings in's Herz gebohrt wird; Geiſterbläſſe überzog ſein Antlitz; ſeine Zähne ſchlugen wie im Fieberfroſt aneinander. Er raffte ſich empor, und Honorinens Arm mit ſolcher Heftigkeit ergreifend, daß er ihn brechen zu müſſen ſchien, donnerte er: Du lügſt!

Tödte mich, Du haſt das Recht dazu, ſagte ſie bitter; ich habe die Wahrheit geſprochen.

Er ließ ſie los; die Hände vor's Geſicht ſchlagend, ſank er auf den Stuhl, der vor dem Bette ſtand.

Auch Honorinens Kraft war erſchöpft; der wüthende Schmerz, mit dem ſie gegen ſich ſelbſt gerafft hatte, wich einer namenloſen Trauer über

den Geliebten, und leiſe, doch mit herzerſchütterndem Ton fuhr ſie fort: Sagte ich Dir's nicht: wir müſſen ſcheiden? O, warum hieltſt Du mich zurück, als ich heute den Tod ſuchte? Warum folterteſt Du mir das Geſtändniß ab? Hätte ich mein Geheimniß mit mir in's Grab genommen: mit heiligenden Thränen ſtändeſt Du jetzt an meiner Leiche, und der Fluch, mit dem du mich nun zermalmſt, hätte Dein Herz nicht vergiftet!

Walther blieb ſtumm und regungslos. Nur die unwillkürlichen Schauer, die ſeine Glieder zucken machten, ſprachen von ſeinem Leben und Leiden.

Honorine erhob ſich. Das weiße Nachtgewand floß in weichen Falten um die rührend ſchöne Geſtalt; das ſchwarze Haar umwegte ſie, aufgelöſ't, wie ein Trauerſchleier. Sie glitt von dem Lager herab auf ihre Kniee; ſie wagte es nicht, Walther's Hand zu berühren, doch mit auf der Bruſt gekreuzten Armen flehte ſie: Ehe wir uns trennen, ſag' mir, daß Du mich vergeſſen willſt!

Keine Antwort erfolgte. Verzweiflung, wie Gott ſie keinem Menſchen auferlegen möge, ſchlug ihre glühenden Krallen in dieß vergehende Herz, und mit einem Ton, in dem ihr Leben hinzuſtrömen ſchien, rief ſie: Walther! Walther!

Und hätte er im Schooß des Grabes gelegen,

und hätte ſeine Seele an dem Quell Gottes Vergeſſenheit getrunken, — dieſer Ton hätte ihn vom Tod erweckt, hätte ihm alle Wonnen und Schmerzen der Erde wieder in die Bruſt geſchleudert. Er ließ die Hände ſinken, ſein Blick fiel auf Honorine, die vor ihm kniete, wie eine marmorne Trauergeſtalt auf einer Gruft, und in einem jener unbegreiflichen Uebergänge, an welchen das räthſelhafte Menſchenherz ſo reich iſt, ſtürzte er an ihre Bruſt und rief: O Gott! Gott! wie elend haſt Du uns Beide gemacht.

Sie entwand ſich ihm ſanft. Nein, ſagte ſie, nein! jetzt iſt mein Platz nicht mehr bei Dir. Beſinne Dich und um mich zu verſchmerzen, ſage Dir, daß ich Deiner nicht werth; Du weißt, was uns —

Ich weiß das Furchtbarſte, Schrecklichſte, jetzt laß mich auch Mildes, Verſöhnendes erfahren, und wenn wir uns trennen müſſen, ſo gib mir als Troſt auf den finſtern Weg dieſen letzten Beweis Deines Vertrauens mit. Ein Weſen, wie Du, ſündigt nicht um der Sünde willen; nur der furchtbarſte Drang des Lebens, die dämoniſche Gewalt des Augenblicks können es vermögen, ſeine Hoheit zu verleugnen, ſein —

Es iſt ſo; aber jenem Drang nicht zu wider-

ſtehen, jene Gewalt nicht zu bekämpfen, darin liegt ja eben Sünde und Schmach. Du willſt wiſſen, wie ich ſo tief fallen konnte? Erfahre es denn! Keine bittere Anklage ſoll ſich gegen mich erheben können, als meine eigene. Und doch war ich auch unglücklich, ſo unglücklich, daß es nur ſpäter erlaubt ſchien, auf Vergebung zu hoffen.

Der Tod meines Vaters hatte mich und Hippolyt in der gänzlichen Hilfloſigkeit zurückgelaſſen; dennoch verlor ich nicht den Muth, ich wollte ja gern arbeiten, und die Verpflichtung, die ich übernommen hatte, für meinen Bruder zu ſorgen, war ſo heilig, daß mir ſchien, der Himmel müſſe mir helfen, ſie zu erfüllen. Es kam anders; mit Schrecken gewahrte ich, daß ich meine Fähigkeiten überſchätzt hatte, daß die wenigen Talente, die ich beſaß, allenfalls zu meinem Zeitvertreib dienen konnten, ohne mir jedoch von wahrem Nutzen zu ſein. Vergebens bot ich meine Dienſte als Muſikleherin an; ich war zu jung, zu wenig bekannt, um Schüler zu finden. Die kleine Summe, die ich aus dem Verkauf einiger Koſtbarkeiten gezogen hatte, ſchmolz mit jedem Tage. Ich nahm meine Zuflucht zu weiblichen Arbeiten, doch meine Ungeübtheit, mein geringes Geſchick machte alle meine Anſtrengungen fruchtlos. Wenn ich auch

Tag und Nacht am Stickrahmen saß, konnte ich doch nicht die Hilfe dessen erschwingen, was unsre nothwendigsten Bedürfnisse dringend erheischten. Ein Mal schien ein günstiger Stern für mich aufgehen zu wollen: man bot mir eine Stelle als Gesellschafterin bei der Marquise Doureaud an. Ich wies das Anerbieten zurück, denn ich vermochte es nicht, mich von Hippolyt zu trennen, und ihn fremden Händen zu übergeben. Das Kind hing mit abgöttischer Zärtlichkeit an mir. Mich nur stundenlange zu missen, war ihm eine schwere, bittere Entbehrung, und tausendfach vergalt ich seine Liebe. Nein! wir hätten getrennt nicht leben können. Hippolyt war kränklich, fast immer leidend, ich durfte ihn nicht verlassen. Unbedenklich entsagte ich jener Aussicht und verdoppelte meinen Fleiß, meine Thätigkeit. Hippolyt's Geist und Gemüth hatten sich ungewöhnlich früh entwickelt; er nahm mein Opfer nicht mit dem leichtsinnigen Egoismus eines Kindes, sondern mit einer wehmuthvollen Innigkeit hin, die mir das Herz beseligte und zerriß. Bei Tage saß er neben mir, und sprach von unsrer Heimath, von unserm Garten, vom Vater, von seiner Liebe zu mir, und wenn ich, nachdem ich ihn zu Bette gebracht, bis spät in die Nacht fortarbeitete, richtete er oft das

schöne blonde Haupt empor, und rief unter Thränen: Schwester! wenn du dir nicht Ruhe gönnst, so will ich zu Gott beten, er solle mich fortnehmen, daß deine Augen sich nicht meinethalben zu röthen brauchen. O wäre er damals gestorben und ich mit ihm!

Eines Tages als ich eine fertige Arbeit abgeliefert hatte, bemerkte ich auf dem Heimweg, daß mir ein Fremder folgte. Ich beschleunigte meine Schritte, doch er verlor mich nicht aus den Augen, und trat dicht hinter mir in mein Haus. Statt mir, wie ich es befürchtete, über die Treppe zu folgen, oder mich anzusprechen, begnügte er sich an die Loge der Portière zu pochen. Eilig flog ich die Stufen hinan, in meine Wohnung. Als Hyppolyt zum Willkommen mich umschlang, hatte ich den vorhergegangenen Auftritt fast vergessen, oder vielmehr, ich war sehr geneigt zu glauben, ein bloßer Zufall habe den Fremden denselben Weg geführt. Ich konnte nicht lange bei dieser Vermuthung bleiben, denn am nächsten Morgen erhielt ich ein Billet. Du erräthst seinen Inhalt; erlaß es mir, dir ihn mitzutheilen. Empört zerriß ich das Blatt und seine Nachfolger hatten dasselbe Schicksal. Ich rang mit, ich darf wohl sagen, übermenschlicher Anstrengung gegen mein finsteres

Geſchick; ich hatte Hoffnung, ihm obzuſiegen, denn Uebung hatte meine Geſchicklichkeit vermehrt, ich vermochte wenigſtens ſo viel zu erſchwingen, als jeder Tag forderte. Schon begann ich freier aufzuathmen, und an eine beſſre Zukunft zu glauben, als ein furchtbarer Schlag Alles wieder vernichtete. Von dem Uebermaß der Anſtrengung erkrankten meine Augen, und ſelbſt wenn ich in Gefahr, das Geſicht gänzlich zu verlieren, hätte fortarbeiten wollen, ich hätte es nicht können; denn ein dunkler Schleier lag für mich über alle Gegenſtände gebreitet; feurige Punkte ſchienen mir in der Luft zu ſchwirren; ich konnte nichts als die Hände in den Schooß legen, und verzweifeln. Sorge und Armuth hatte ich ertragen, aber jetzt ſtand das nackte, ſcheußliche Elend vor mir und auch Hippolyt, mein geliebter Engel, mein armer, kranker Bruder, ſollte ſeine Beute werden. O, wenn er in meinen Armen weinte, wenn unſre Thränen in einander floßen, da ſchrie ich zu Gott, er ſolle ihn retten, und mich allein das Opfer ſein laſſen! —

Es kam ein Tag, wo ich keinen Franc mehr in der Börſe, kein Brot mehr im Hauſe hatte. Ein einziges Rettungsmittel blieb mir noch übrig: die lingère, für die ich in den Tagen meiner Geſund-

heit gearbeitet hatte, um einen Vorschuß anzugehn, den ich später abtragen wollte. Es fiel meinem Stolz schwer, diese Bitte zu thun, aber Hippolyt sah mich so flehend, so traurig an, und aus seinem Anblick schöpfte ich die nöthige Selbstüberwindung. Ich machte mich auf den Weg. Madame Larmand empfing mich mit ihrer gewöhnlichen trocknen Kälte. Inmitten ihres Ateliers mußte ich ihr mein Gesuch vortragen, und ohne auf meine Bedrängniß, meine Thränen zu achten, erklärte sie mir murmelnd: Es sei gegen ihre Gewohnheit, sich an eine ihrer Arbeiterinnen zu binden; sie könne meinethalben von ihren Grundsätzen nicht abgehen. Wenn ich wieder im Stande sein würde, Beschäftigung anzunehmen, solle ich mich bei ihr melden, bis dahin könne sie mich nur bedauern. — Vermalmt wie ich war, vermochte ich es nicht einmal, ihr meine Verachtung auszudrücken; mechanisch erhob ich mich, und schwankte aus dem Zimmer. Ohne zu wissen wie, befand ich mich wieder auf der Straße. Es war im Winter; die eisige Dezemberluft brachte mich zur Besinnung. Ich übersah alle Schrecken meiner Lage, sah Hippolyt dem Mangel und der Entbehrung erliegend, sah keine andre Zuflucht als den Tod, den ich doch nicht erwäh-

len durfte, ſo lange meines Lieblings Augen offen ſtanden. In dieſem Augenblick nannte eine fremde Stimme dicht neben mir meinen Namen. Zerſtört ſah ich empor, und ſah Chartrey. Ich war ſo außer mir, daß ich nicht daran dachte, ihn zu fliehen. Er benützte meine Faſſungsloſigkeit, um ſich an meine Seite zu drängen. Sein erſtes Wort war: „Ich will Sie und Ihren Bruder retten.“ Wie ein zündender Funke fiel dieß Wort in meine dunkle Seele. Ehre und Tugend verſtummten in meiner Bruſt, und ſchienen mir nur mehr leere Namen — Hippolyts bleiches Bild trat vor mein Gedächtniß; kein Preis ſchien mir zu hoch, um ſeine Zukunft zu ſichern. Mit geſchloſſnen Augen ſtürzte ich mich in den Abgrund. — —

Es entſtand eine furchtbare Stille. Walther ſtarrte vor ſich hin, Honorine rang ſtumm die Hände, und ſchauerlich war der Jammer, der in dieſer Bewegung lag. Weiter! ſagte endlich Walther tonlos.

Was willſt Du weiter wiſſen? rief ſie mit zerreißendem Hohne. Soll ich Dir die Pracht ſchildern, die mich nun umgab, und mein innres Elend? den Ueberfluß, in dem meine Seele darbte, den —

Liebteſt Du Chartrey? unterbrach er ſie kurz und ſcharf.

Eine dunkle Röthe überflog ihr Marmorantlitz. Nein, entgegnete ſie mit feſter Stimme.

Unglückſeliges Weib!

Unglückſelig! unglückſelig! rief ſie und ihre Verzweiflung ſteigerte ſich bis zum Wahnſinne. O, wie weißt Du, daß ich es war? Wer ſagte Dir, daß ich an jedem Tage meiner Seele ein flammendes Brandmahl aufdrücken fühlte; daß Abſcheu, Haß und Groll mein blutendes Herz zerriſſen; daß ich mir keinen Troſt mehr wußte im Himmel und auf Erden? Finſter lag das Leben vor mir; Gott hatte mich für die Liebe eines edeln Herzens geſchaffen: ich hatte ſein Werk zerſtört, ich ſelbſt hatte die Glorie von meinem Haupte geriſſen. Finſter ſtarrte der Tod mir entgegen; wie wollte ich im Jenſeits den ſtrafenden Blick meines Vaters ertragen? Hippolyt war der einzige Stern in meiner Nacht. Je mehr ich ihm geopfert, um ſo leidenſchaftlicher liebte ich das Kind, dieſe letzte Blume meines ſtarren Felſens, dieſen ewig friſchen Freudenquell auf meiner Wanderung durch die Lebenswüſte. Hippolyt war meines erſtorbnen Herzens einziger lebendiger Fleck, und in dieſem wußte mich Gottes Hand zu treffen. Umſonſt rief ich be-

Bayerische Staatsbibliothek München

schwörend: „O, jeden Jammer — nur nicht diesen!“ In dem Wesen, das ich über Alles liebte, ward ich gestraft: Hippolyt starb in meinen Armen.

An seinem Sterbelager, im letzten bittersten Weh, erhob sich mein Herz zum ersten Male wieder zu Gott empor. Ich fühlte sein Walten über mir, seine Hand, die mich auf diesem Wege zurückführen wollte, die mich so mächtig ergriff, daß ich ihr folgen mußte. Das Wesen, das mir höher gegolten, als mein irdisches Glück und mein ewiges Heil, lag im Sarge. Jetzt hielt mich nichts mehr zurück; jetzt konnte ich frei hingehen, wie das Unglück selbst. In der Krankheit, der ich nach Hippolyt's Tode fast erlag, reifte meine Seele; wiedergenesen trat ich umgewandelt in ein neues Leben. Ich erklärte Chartrey meinen Entschluß, fortan nichts mehr mit ihm gemein zu haben; er suchte ihn zu bekämpfen; er ging so weit, mir seine Hand anzubieten. Ich schlug sie aus, denn schon zu lange hatte ich mich mit Lüge und Heuchelei befleckt; nun wollte ich es nicht länger. Als Chartrey sah, daß nichts meinen Entschluß erschüttern könne, fügte er sich in meinen Willen und gab mir das Versprechen, mich künftig so zu betrachten, als wenn er mich nie gekannt hätte. Nur zu Einem konnte ich ihn nicht bewegen. Ich wollte ihm alles

Werthvolle, das ich als Geschenk von ihm erhalten hatte, zurückstellen; er weigerte sich jedoch so entschieden, es anzunehmen, daß ich ein anderes Mittel ergreifen mußte, um jener Zeugen meiner Schmach los zuwerden. Ich verkaufte meinen Schmuck und vertheilte die daraus gelöf'te Summe unter wohlthätige Stiftungen. Nur so viel behielt ich zurück, als nöthig war, um meinen Lebensunterhalt für drei Monate zu sichern. Dann verließ ich Paris und zog mich nach Blois zurück.

Noch befand ich mich kaum vierzehn Tage an meinem neuen Wohnort, als ich aus Polen die Nachricht erhielt, eine meiner entfernten Verwandten sei gestorben und habe mir in ihrem Testament ein kleines Legat ausgesetzt. Bitterer als je durchwühlte nun der Schmerz meine Brust. Wäre mir diese Hilfe vor einem Jahre geworden, sie hätte mich gerettet. Jetzt war Alles vorüber; sie konnte mir nichts mehr gelten. Zu spät! O, dieses Wort ist die Losung meines Lebens.

Das Vermächtniß meiner Stieftante war lange nicht bedeutend genug, um meine Existenz zu sichern; ich kehrte nach Paris zurück. Ich hatte die Zeit nicht unbenützt verstreichen lassen; fortgesetztes Studium und der Unterricht der besten Meister hatten mein Musiktalent ausgebildet. Erard, dem meine

früheren Verhältniſſe unbekannt geblieben waren, empfahl mich; es gelang mir, in einigen Häuſern Beſchäftigung zu finden. Thätigkeit und ernſtes Streben begannen mich mit dem Leben und mir ſelbſt zu verſöhnen; ich hoffte auf Ruhe. Da tratſt Du in mein Daſein und der Sturm erhob ſich auf's Neue, um fortzurafen, bis dieß müde Herz gebrochen ſein wird.

Nein! fuhr ſie fort, in ihrer Zermalmung von der Kraft reinen Bewußtſeins geſtärkt, wirf jede Schmach, jede Beſchuldigung auf mein Haupt, nur die nicht, daß ich Dich täuſchen wollte. Wie tief entwürdigt ich ſein mag — zum planvollen Betrug bin ich nie herabgeſunken. Als die erſten Beziehungen ſich zwiſchen uns entſpannen, hielt ich jede Liebe für unmöglich. Als ich mit Schrecken gewahrte, daß ein ſtarkes, heißes Gefühl unſre Herzen umſchlang, wollte ich mich losreißen, unbekümmert um die Wunden, die dieſer Entſchluß in meine Seele brannte. Als ich endlich, nicht meiner Schwäche, ſondern der Gewalt Deiner Liebe unterliegend, einwilligte, die Deine zu werden, geſchah es mit dem feſten, unwiderruflichen Vorſatz, das Band, mit dem Du Dich an mich ketteteſt, zu zerſprengen, in demſelben Augenblicke, wo es Dich nicht mehr beglücken würde. Die Seligkeit,

die Du von mir verlangteſt, wollte ich Dir geben, ſo lange ich es vermochte ; vermochte ich es einſt nicht mehr, dann ſollte Alles zwiſchen uns gelöſ't, Du frei ſein und ich kein Recht mehr auf Dich haben. Ich glich einem Menſchen, der in finſtrer Winternacht über Eisfelder hinſchreitend, unwiderſtehlich das Bedürfniß fühlt, ſeine Laſten von ſich zu werfen und auszuruhen. Mag ihm die Vernunft auch ſagen, dieſe Ruhe ſei tödtlich: er ſinkt doch hin in den Schnee und ſchließt die Augen und entſchlummert — vielleicht auf ewig. Ich ahnte, daß dieſe Liebe mir den Tod geben werde, und konnte ſie dennoch nicht zurückweiſen. Stein um Stein trug ich ſelbſt zu meinem Grabmahl herbei; jetzt iſt es fertig und ich kann mich hineinlegen. Walther! ſei muthig, ſei ſtark! Muß ich Dich an die Stunde erinnern, wo ich Dich fragte: Scheint Dir das Glück des Beſitzes groß genug, um Dir einſt jeden Schmerz des Verluſtes zu vergüten? Du ſchwurſt mir: Ja. Gedenke jetzt Deines Wortes und laß uns ſcheiden.

Schmerzvoll und ernſt, doch leuchtend und erhaben, ſtand ſie vor ihm. Alle Flecken und Mängel der Sterblichkeit ſchienen von ihr abzufallen; ſie glich einer büßenden Heldin, deren Reue unermeßlich iſt wie ihr Fall, und heilig wie ihre

Abkunft. Nicht um Vergebung flehte ſie; ihr Vergehen ſollte durch ſie ſelbſt geſühnt, ſeine Strafe nicht durch fremde Huld erlaſſen werden. Und groß wie ſie, fühlte ſich Walther in dieſem Augenblicke muthig genug, tauſend Dolche in ſein Herz zu drücken, um ſeine Liebe zu retten. Feſt und feierlich entgegnete er: So gedenke auch Du der Stunde, wo ich Dir ſchwur: So groß kann kein Fehltritt, keine Verirrung ſein, um meinen Glauben an das ewig Gute in Dir zu erſticken. Die Liebe iſt ein Abgrund, in deſſen Tiefe Vergebung unſterblich lebt. Was ich damals ſagte, wiederhole ich jetzt.

Walther!

Vergiß, wie ich vergeſſen will.

Sie ſchüttelte wehmüthig den Kopf. Du würdeſt es eben ſo wenig können, wie ich.

Ich liebe Dich und darum werde ich es können.

Ja; aber mit mir glücklich ſein kannſt Du nicht mehr. Die Kluft iſt zwiſchen uns aufgeriſſen; mit ausgeſtreckten Armen können wir an ihrem Rande ſtehen, klagend, ſehnend, doch nicht mehr zu einander gelangen.

Haſt Du nicht gebüßt?

Nur begonnen, nicht vollendet. Aber eine Buße ging über meine Kräfte: die, mit gebeug-

tem Haupt, ſchamübergeſſnen Wangen neben Dir hinzugehen. Nur das größte oder verworfenſte Herz beſitzt den Muth oder die Feigheit, eine Gefallene zu lieben. Du biſt edel genug, um es zu vermögen, aber könnte ich je an Dein Vergeſſen glauben? Ich weiß, wie ſanft und ſchonend Dein Gemüth, ich weiß, nie käme ein Vorwurf über Deine Lippen, nie würdeſt Du mich mit einem Blick an meine Schuld erinnern; aber würde ich ſie darum weniger begangen haben? Mit Donnerlaut ſpräche der Vorwurf in meinem Innern; in einem Zucken Deiner Augenwimpern läſe die ſchuldbewußte Seele ihr Verdammungsurtheil. Der Muth würde uns verlaſſen, wir müßten uns endlich doch trennen, erkaltet, verarmt, verfinſtert. O, ſo mag es lieber jetzt geſchehen, wo unſre Herzen in allem Uebermaß der Liebe und des Wehs zum letzten Male ineinander ſchauerten!

Zum letzten Mal? Nein! dennoch habe ich Gewalt über Dich, noch klingt mein Seelenſchrei in Deiner Bruſt wieder, noch kann mein Glück, mein Unglück Dein Herz erheben oder zerſchmettern. Wenn Dein Gemüth nicht in ſelbſtſüchtigem Schmerz erſtarrt iſt, wenn Du Deinem Gram nicht mein Elend vorziehſt, ſo bleib bei mir, denn ich hab' es verlernt, ohne Dich zu leben!

Sie betrachtete ihn mit unbeſchreiblicher Trauer. O, könnte ich Dich überzeugen, daß, was Du von mir verlangſt, was Du mir verheißeſt, nicht mehr in unſerer Macht ſteht. Glaubſt Du, daß der Stamm, den der Blitz des Himmels getroffen, wieder grünen und blühen werde? Und doch wäre es eher möglich, als daß unſer Glück neu erblühte.

Verlange ich nach Glück? Ich verlange nach Dir, und wenn Du mir bleibſt, werde ich es zu entbehren wiſſen. Hab' ich die bittere Lehrzeit nicht jetzt ſchon begonnen? Theile Du ſie mit mir, und wir wollen hingehen über die Erde, wie verſtoßne Geiſter, die ſich von der Herrlichkeit des eingebüßten Edens erzählen, und ſich durch Liebe das Elend ihrer Verbannung mildern. Ich kann Dich nicht verlieren, jetzt nicht verlieren, wo in meinem Herzen noch die Erinnerung an die Seligkeit brennt, die Du ihm bereitet.

Du willſt Zeit gewinnen, um Dich an den Gedanken der Trennung zu gewöhnen?

Amorine!

Es geſchehe nach Deinem Willen.

Du bleibſt bei mir?

Sie lächelte mit unendlich ſchmerzlichem Ausdruck.

Für alle Zukunft?

Die Zukunft gehört Gott an; wir Menschen dürfen nur von der Gegenwart sprechen. Laß Dir's genügen, daß ich jetzt bei Dir bleibe, und frage nicht, wie lange.

Er wollte sie an sein in übermenschlichem Weh zerfließendes Herz ziehen; sie entwand sich ihm, beugte sich auf seine Hand, küßte sie, und benetzte sie mit Thränen.

III.

Wild und zerstörungsreich stürzt der Gießbach von Alpen überschwemmend auf das Thal hernieder; wenn er verlaufen, tritt das Land wohl wieder hervor, aber die Bäume sind umgestürzt, die Blumen weggerafft, Felsblöcke überdecken den Boden — es ist nicht mehr dieselbe Stätte. Du kannst dem Vogel die Flügel brechen, ihn blenden, er wird in seinem dunkeln Käfig fortsingen; aber nur ein Schmerzenslied wird es sein. Und so kann die Liebe Stürme und Wunden überdauern, doch ihre geknickten Blüthen werden nicht wieder erstehen, und nichts wird die Narbenspur verwischen. Dann ist sie nicht mehr der leuchtende Engel, der uns Leben und Tod erhellte, sondern ein trüber Venoni, der uns mit jedem Blick eine Thräne in's Auge quellen, mit jedem Laut einen

Schmerz in unſrer Seele wiederhallen macht — eine zertrümmerte Herrlichkeit, eine Ruine, die der müde Geiſt, an die unter ihr verſunkenen Schätze geheimnißvoll gebannt, ruheles umſchweben muß.

Ernſt und ſtill geſtaltete ſich das Leben der beiden Gatten. Aeußerlich ſchien nichts verändert; im Innern hatte der furchtbare Umſturz Alles zerrüttet. Keines klagte dem Andern, was es litt, aber Jedes von ihnen errieth es, entlauſchte es dem Herzſchlag des Andern. Oft begann ein Geſpräch harmlos und unbefangen, bis ſich plötzlich ein Gedanke, eine Erinnerung wie ein drohendes Geſpenſt zwiſchen ſie drängte; dann ſahen ſie ſich entſetzt an, und troſtlos ſchwiegen ſie. Honorine hatte wahr geſprochen: Walther konnte ſie noch lieben, aber nicht mehr glücklich mit ihr ſein. Sie war ihm Alles geweſen, ſein Glaube, ſeine Religion, ſein heiligſtes Ideal: Hätte ſie ihm früher weniger gegolten, vielleicht wäre jetzt noch eine Ausgleichung möglich geweſen; aber von jenen Höhen gibt es keinen Rückweg und alle Stützen des Lebens brechen ein, wenn wir auf das Weſen, vor dem wir einſt mit begeiſterter Andacht das Knie beugten, mit trübem Erbarmen niederblicken müſſen.

Um ſich ſelbſt zu entrinnen, gab ſich Walther

ſeiner Kunſt eifriger, angeſtrengter hin, als je. Er brachte den größten Theil des Tages in ſeinem Atelier zu, das für jeden fremden Beſuch verſchloſſen blieb. Doch umſchwebte ihn jetzt nicht mehr Honorinens Sylphidengeſtalt, und ihr ſtrahlendes Lächeln warf ſeinen Schimmer nicht mehr auf das entſtehende Werk. Nur manchmal trat ſie geiſterhaft geräuſchlos herein, beugte ſich über ſeinen Stuhl, ſah ihm mit den azurblauen Augen geheimnißvoll, innig in die dunkeln Augen, und lächelte ihm wehmüthig zu; wenn aber ſeine Arme ſich nach ihr ausbreiteten, entglitt ſie ihm, wie ein Luftgebild, und zog ſich in die Einſamkeit ihres Zimmers zurück. Dort ſaß ſie ſtundenlang am Fenſter, und blickte ſchweigend hinaus auf die in der Ferne ſichtbare Lagune, auf die umliegenden Paläſte mit den zerbröckelnden Façaden, den leeren Fenſterhöhlen, und Venedig ſchien ihr zuzurufen: Auch ich habe Tage des Glanzes, des Glückes gekannt, auch ich ſah ſie ſchwinden — — was verlangſt du nach einem beſſern Loos? —

Vielleicht noch ſchmerzlicher, noch verzweifelnder, als ſie, deren Entſchluß im verſchwiegenen Gemüthe feſt ſtand, rang Walther mit dem finſtern Geiſt. Unendliches Mitleid ließ ihn Honorine wie ein geliebtes, krankes Kind pflegen und überwa-

chen, doch mehr vermochte er nicht; den Himmel früherer Tage konnte er nicht zurückzaubern, die unsichtbare, undurchdringliche Wand, die sich zwischen erhoben hatte, nicht niederreißen. Er klagte sich an, er entflammte im Zorn gegen sich selbst, daß er es nicht vermochte; er schlug an seine Brust, als sollten neue Liebesfunken daraus sprühen — es blieb vergeblich. Zu edel, um Honorine für seine Qual büßen zu lassen, verschloß er sie in seinem Innern, und die Hand auf ihre unheilbare Wunde pressend, lächelten Beide: Es schmerzt nicht.

Mit jedem Tag senkte sich Honorinens Haupt tiefer, mit immer dichterm Schleier der Einsamkeit umhüllte sie sich, als ob der einzige Flecken ihres sonst so reinen Lebens wie ein Kainsmahl auf ihrer Stirn brenne. Walther verstand sie. Umsonst durchwühlte er seine Seele, um der Geliebten Trost zu bieten: er fand keinen darin.

Um diese Zeit erhielt Walther ganz unvermuthet, und ohne einen Schritt darum gethan zu haben, einen höchst ehrenvollen Ruf als Direktor der Malerakademie einer süddeutschen Residenz. Die ihm gebotenen materiellen Vortheile, wie glänzend sie auch waren, konnten bei ihm, der ihrer nicht mehr bedurfte, nicht von entscheidendem

Gewicht ſein; um ſo wünſchenswerther ſchien ihm jene Stelle jedoch wegen des Einfluſſes, den ſie mit ſich führte, und den er zum Frommen ſeiner geliebten Kunſt benützen wollte. Die Vollmacht, mit der er bekleidet werden ſollte, war ſo unumſchränkt, daß er hoffen durfte, ungeſtört und unbeirrt, tauſend zerſplitterte Kräfte im erfolgreichen Zuſammenſtreben zu vereinen, fremde Talente zu unterſtützen, den Cultus des Schönen zu fördern. Dennoch entſchloß er ſich nicht zur Annahme, bevor er Honorinens Geſinnung erforſcht haben würde. Wenn dieſes kranke Herz ſich zu ſchwach, zu erſchöpft fühlte, um in neue Umgebungen, neue Verhältniſſe zu treten, ſo wollte er, wenn auch mit innerm Widerſtreben, jener Hoffnung entſagen. Er fürchtete beinahe, daß es ſo kommen werde, denn Honorine hing an Venedig, wie an einem ſchmerzvertrauten Freund. Oft hatte ſie geäußert, es wäre ihr ſüß, dieſe Stadt nie wieder zu verlaſſen. Nicht ohne Beſorgniß und Unſicherheit machte Walther ſie mit ſeinen neuen Ausſichten bekannt. Kaum traute er ſeinen Ohren, als ſie ihm unbedenklich entgegnete: Wie kannſt Du einen Augenblick zögern, dieſen Ruf anzunehmen? Es hätte nichts Erwünſchteres kommen können. Neue Umgebungen werden neue Kräfte

in Dir erwecken; ernſte Berufsthätigkeit wird Dir ein würdiges Ziel ſetzen; allgemeine Erfolge, die jedem perſönlichen unendlich vorzuziehen, werden Halt und Feſtigkeit in Dein Leben bringen. Nicht wie ein Einzelner zu kämpfen, ſondern wie ein Feldherr wirſt Du zu walten haben. Du mußt annehmen.

Wird es Dir nicht zu ſchwer fallen, Venedig zu verlaſſen?

Wenn ich ſtürbe, müßte ich mich ja auch von Venedig trennen; ſo denke, ich ſei geſtorben, verſetzte ſie traurig lächelnd.

Da dieſes vermeinte Hinderniß ſich in Nichts aufgelöſ't hatte, ſtand kein andres mehr der Annahme jenes Rufes entgegen. Der Frühling hatte bereits begonnen. Es war die beſte Zeit zum Reiſen, und da die Sache einmal beſchloſſen war, wäre es thöricht geweſen, ihre Ausführung zu verſchieben.

Am Vorabend der Abreiſe kam Walther ſpäter als gewöhnlich nach Hauſe; Angelegenheiten, die geordnet werden mußten, und verſchiedene Abſchiedsbeſuche hatten ihn zurückgehalten. Er fand Honorine bei dem Schein einer Lampe am Tiſche ſitzend, und Papiere ordnend. Sie bemerkte ſeinen Eintritt nicht. Erſt als er ſie anredete, blickte

ſie empor, und winkte ihm einen Gruß zu. Theilnehmend hörte ſie ihm zu, als er ihr von den Vorgängen des Tages, von der bevorſtehenden Reiſe, von den Einrichtungen zu ſprechen begann, die ſie an ihrem neuen Wohnort treffen wollten; doch war es jene ſtille, ſelbſtvergeſſne Theilnahme, mit der ein brechendes Auge in die Zukunft blickt, die es ſelbſt zu ſehen nicht mehr hofft. O gewiß! es wird noch Alles gut werden, ſagte ſie träumeriſch vor ſich hin.

Ihr leiſer aber herzzerreißender Ton, ihre Bläſſe, der märtyrhafte Ausdruck ihrer Züge ſtraften ihre Worte Lügen. Walther fühlte es, und verſtummte. Sein Blick fiel auf ein Bild, das Honorinen im vollſten Glanz bräutlicher Schönheit darſtellte, und dann auf ſie ſelbſt, die geknickt, zerſtört, einem finſtern Schickſal verfallen, vor ihm ſtand und, von dem Schmerz dieſes Contraſtes überwältigt, ſtammelte er: Wir wollen es hoffen.

Ihr Blick war dem ſeinigen, ihr Geiſt ſeinen Gedanken ganz gefolgt. Das dunkle, tiefe Auge auf das Gemälde heftend, ſagte ſie leiſe: Nicht wahr, das waren glückliche Zeiten?

Sie werden wiederkommen.

Ach, er wußte nur zu gut, daß ſie auf immer entſchwunden ſeien.

Beide ſchwiegen. Walther ſtarrte düſter vor ſich hin, Honorine legte ihr Haupt auf die Rücklehne des Armſtuhls und ſchien bis zur Ohnmacht erſchöpft.

Du biſt müde und angegriffen, ſagte er nach einer Pauſe; vergiß nicht, daß Du Dich jetzt für die Reiſe brauchſt. Schone Dich und geh zu Bette.

Er war im Begriff aufzuſtehen. Honorine hielt ihn zurück, und beide Arme um ſeinen Hals ſchlingend, flehte ſie: Bleib noch einen Augenblick bei mir!

Es war dieß die erſte Liebkoſung, die er ſeit langer, langer Zeit wieder von ihr empfing. Wie ein elektriſcher Funke ſchlug ſie durch ſein Herz und ſeine Sinne, und brennende Küſſe auf ihre Augen, Haare und Lippen preſſend, rief er: Honorine! wir lieben uns doch!

Wären wir denn ſonſt ſo elend? — — —

Sie weinte ſtill an ſeinem Hals. Träumeriſch ſpielte ſeine Hand mit ihren Locken, rollte ſie auf, löſte die Flechten, daß die dunkle Fluth des prachtvollen Haares um die ganze Geſtalt wogte, und, ſich dann zurückbeugend, um ſie beſſer zu betrachten, rief er: O, ich möchte mir Dein Bild einprä-

gen für alle Zeiten, daß es ſich in meinem brechenden Auge noch ſpiegle, und mich hinüber in's Jenſeits geleite; denn welche Seligkeit gäbe es ohne Dich?

Das Gedächtniß dieſer Stunde, verſetzte ſie hoch aufgerichtet, und aus ihren Augen brachen Morgenſtrahlen der Begeiſterung, ihre Züge nahmen ſieghaften Ueberwinderausdruck an. — Schmerz, Luſt — hat dieſe Stunde nicht Beide verzehrt? Was kann nach ihr noch ſüß, was kann nach ihr noch bitter ſcheinen? O, wirf ſie von Dir die Menſchlichkeit mit ihren Wünſchen, Sorgen, ihren beklagenden Rückblicken, und fühle, daß für uns die Ewigkeit begann. Nur einmal, einmal noch ſag mir, daß Du mich liebſt!

Ich habe viel gelitten um Dich, doch wenn Du mir jetzt zum erſten Mal entgegenträteſt und ich wüßte, daß Dein Beſitz nur durch noch tauſendfach verſchärfte Qualen zu erkaufen, ich würde ihnen meine Bruſt darbieten, und zu Dir ſprechen: Sei mein! — Urtheile, ob ich Dich liebe.

Genug, genug! Laß dieß das letzte Wort ſein, daß kein andres ſeinen ewigen Wiederhall ſtöre. Leb wohl und gute Nacht!

Sie hauchte einen langen Kuß auf ſeine Stirn; dann legte ſie Schweigen gebietend den Finger

auf die Lippen, und bedeutete ihm zu gehen. Die Seele von Qual und Seligkeit zerriſſen, verließ er das Zimmer.

Halb ausgekleidet warf er ſich auf ſein Lager. Die Abſpannung, die großen Erſchütterungen zu folgen pflegt, ließ ihn in einen von bald wüſten, bald himmliſchen Träumen belebten Schlaf ſinken. Plötzlich ſchien es ihm, als werde die Thür geöffnet, als trete Honorine herein und knie vor ſeinem Bette nieder. Er befand ſich in jenem ſeltſamen Zuſtand, der zwiſchen Schlaf und Wachen die Mitte hält, in dem es unmöglich iſt, die Wahrheit vom Schein zu unterſcheiden. Wie lebensvoll und wirklich ihm jene Erſcheinung auch dünken mochte, glitt ſie doch nun geiſterhaft an ſeiner Phantaſie vorüber, und er ſagte ſich: Es iſt ein Traum. Dann war es ihm, als falle eine heiße Thräne auf ſeine vom Lager herabhängende Hand, als wehe ein milder Hauch über ſeine Stirn; doch als er gewaltſam die Bande des Schlafs von ſeinen Sinnen ſtreifte, ſah er ſich allein, und auf die Kiſſen zurückſinkend, wiederholte er: Es war ein Traum.

Es war noch früh, als er am nächſten Morgen erwachte. Der Schlummer hatte ihn nicht erquickt. Eine unerklärbare Beklommenheit laſtete

auf ſeiner Bruſt, ſeine Stirn glühte. Er öffnete das Fenſter; die friſche Seeluft umwehte ihn mit ihrem ſtärkenden Hauch und lockte ihn hinaus. Er wollte, bevor er Venedig verließ, noch einmal auf den Lido fahren, und von dieſem Punkt aus, wo die ganze, ſchauerlich heilige Pracht des Oceans frei hingerollt zu erſchauen, dem Meere Lebewohl ſagen. Die Stunde war noch zu früh, als daß er auf Honorinens Begleitung hätte zählen dürfen, doch wollte er ſie noch ſehen, eh er ging. Leiſe trat er in ihr Zimmer; ſie lag regungslos auf das blendendweiße Lager hingeſtreckt, und ſchien feſt und tief zu ſchlafen. Walther verſenkte ſich in ihren Anblick; nie war ſie bleicher, doch auch nicht ſchöner geweſen. Ueberirdiſche Ruhe lag auf ihren Zügen; Leidenſchaft, Schmerz, alles Zeitliche ſchien ſich wie dunkle Schlacken von ihr gelöſt zu haben, nur das Lichte, Ewige war geblieben. — So iſt es denn wahr, ſagte Walther vor ſich hin, daß die Seele während des Schlafs in die Heimath kehrt, um ſich in Gottes See zu ſtärken? wahr, daß wir im Traum von Engeln umſpielt werden, die das laute Gewühl des Tages verſcheucht? O, wenn ſchon dieſe kurzen Stunden des ſeligen Vergeſſens ſo viel haben, — wie unahnbar

ſüß muß jene Ruhe ſein, die keine Störung kennt und kein Erwachen!

Er beugte ſich über die Schlummernde; es durchflammte ihn Sehnſucht, ſie an ſeine Bruſt zu drücken, Aug in Auge, Lippe an Lippe mit ihr hinzuſchmelzen in einen einzigen, großen Schmerz. Da betrachtete er ſie noch einmal, ſah den lichten Frieden, der auf ihrer Stirn lag, und, den Sturm in ſeiner Bruſt damit vergleichend, trat er, bitter entmuthigt, zurück. Nein, ſagte er dumpf, es wäre grauſam, ſie zu wecken; ich kann ihr das Glück nicht geben, das der Schlummer ihr gewährt.

Mit einem troſtloſen Blick auf Honorine verließ er langſam und geräuſchlos das Zimmer.

Unten am Portal des Pallaſtes ſtand die bereits auf ihn harrende Gondel; er beſtieg ſie und ließ ſich nach dem Lido rudern. Die ſanft ſchaukelnde Bewegung wiegte ſeine ſtürmiſchen Geiſter zur Ruhe; leicht glitt die Gondel hin, flüchtig wie das Glück, geheimnißvoll wie das Grab. Bald war der Lido erreicht. Walther ſtieg aus und wandelte am Strand auf und nieder. Die Sonne ging in Oſten auf, und verwandelte das Meer in einen Purpurſee; im Morgenhauch kräuſelten ſich die Wellen, die ſich leiſe, gleichſam ſehnend an dem Ufer brachen, das den Frühling mit Grün

und freiwachsenden Blumen überstreut hatte. Kein Laut war hörbar, nur des Menschen Herz sprach: Ja, es gibt einen Frieden! Baum, Fels, Blume, Welle kennen ihn, und — von ihm verstoßen ist nur der Mensch!

Eine dunkelblaue Blume sah Walthern schauerig süß, schmerzhaft liebevoll, fast wie Honorinens Augensterne an; er bückte sich um sie zu pflücken und zum Gedächtniß dieser Stunde, dieser Stätte mitzunehmen. In der Absicht, sie darin zu verwahren, öffnete er sein Portefeuille. Mit unbeschreiblicher Bestürzung bemerkte er in einer Spalte desselben einen versiegelten Brief, den er nicht selbst hineingelegt zu haben sich mit Bestimmtheit erinnerte. Die Aufschrift lautete an ihn und war von Honorinens Hand. Ein Heer von gräßlichen Möglichkeiten umdrängte sein Herz; doch sie alle wurden durch die Wirklichkeit überboten als er, mit verzweiflungsvollem Muthe das Schreiben erbrechend, las:

„In glücklichern Zeiten sagte ich Dir oft: Wenn ich mir einen Tod wählen dürfte, so wäre es, zu sterben wie der Schwan, der, ist seine Stunde gekommen, schweigend untertaucht in die dunkle Fluth und kein liebend Auge betrübt mit den Zuckungen seines Schmerzes, kein Ohr

ſchreckt mit ſeinem letzten Röcheln. Laß mich jetzt ſo ſcheiden.

Ich kann nicht leben mit gebrochnem Herzen, mit gebeugtem Haupt. Ich tödte mich nicht, ſondern ich ſterbe; nicht aus dieſer dunkeln Phiole, — aus meinem geheimſten Weſen, das ich nicht geſchaffen, quillt das Gift, von dem mein Blut gerinnen, mein Pulsſchlag ſtocken wird.

Und jetzt, da ich im Begriffe bin, von Dir zu ſcheiden, wendet ſich mein Geiſt noch ein Mal, inbrünſtiger, erkenntnißtiefer als je, zu Dir, um Dir zu danken für jeden Tag, jede Stunde, jede Minute, die Du mir erhelltest und goldverklärteſt. Wenn Du an meine Leiche trittſt, und Deine Seele vergehen will im ungeheuern Schmerz der Trennung — um Troſt zu finden, für jedes Weh und Erhebung über Dein und mein Loos, ſage Dir: Sie hat das Glück gekannt in ſeiner reichſten Fülle, ſeinem göttlichſten Urſprung, und ich bin's, der ſie es kennen lehrte.

Was konnte ich Dir dagegen bieten? Wenig, o wie wenig! Eine kurze lichte Stunde, von finſtern unerbittlichen Schmerzen gefolgt. Doch nein! ich kann Dir mehr bieten: mit meinem Tod erkaufe ich Dir das Recht mich wieder zu lieben. Ich weiß: Deine Treue iſt nie von mir gewichen,

aber ich fühlte Dich in mir entwürdigt, ſah die Schmach meines Lebens, das Deine entadeln, und Du ſelbſt ſchienſt mir gefallen, weil Du die Gefallne lieben konnteſt. Fortan aber darfſt Du es, denn ſie hat dem ewigen Richter die letzte, höchſte Sühne, das eigne Leben dargebracht, und der Tod gleicht der Flamme, die reinigt, was ſie verzehrt.

Ich ſage Dir nicht: Vergiß mich! Wofür ſterbe ich, als um Deiner würdig zu werden, um geläutert und unſterblich in Deinem Gedächtniß fortzuleben? Ich ſage Dir auch nicht: Gedenke mein! Es gibt Wonnen und Schmerzen, die unauflöslich für die ganze Ewigkeit verbinden: wir haben ſie Beide erfahren.

Mein Herz bebt in niegefühlten Schauern, doch mein Geiſt iſt klar und mein Wille feſt. Der Mondſtrahl dringt durchs offne Fenſter, ſanft und ſchmeichelnd umſpielt mich die Luft, lau wie an dem milden Herbſtabend, an dem wir Venedig zuerſt begrüßten. Wie damals, ſpielen ungewiſſe Lichter über das Waſſer, dringt ſüßer Duft aus dem Cortile empor, ertönt von fernher Geſang und Saitenſpiel, und doch muß ich ſterben, denn die Kluft, die dieſe Nacht von jenem Abend trennt, iſt ſo tief, daß nur mein Sarg ſie ausfüllen kann.

Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, o könnte ich Dich dann umſchweben, um Dich zu tröſten! könnte ich Dich überzeugen, daß ich nichts that, als was ich thun mußte; daß ich nicht gewaltſam in mein Schickſal griff, ſondern es nur erfüllte. Wenn ich früher gegen den Todesgedanken rang, ſo war es, weil mir der Muth fehlte, Deiner Bruſt ſolche tiefe Wunde zu ſchlagen; aber ich ſah ein finſtres Leid verborgen an Dir zehren, und ein ſchöner, großer Schmerz ſchien mir beſſer. Du wirſt ihn tragen als Mann, Du wirſt nicht vergeſſen, daß Deinem Leben eine höhere Aufgabe geſtellt ward, als in fruchtloſem Trauern zu verſiegen. Ein neuer Wirkungskreis iſt dir erſchloſſen, Du wirſt Großes ſtiften, Edles fördern, die Kunſt wird Dir vergüten, was Dir das Leben raubte, und nicht mehr mit wehmuthsvollem Erbarmen, nein! mit ſiegesfreudiger Erhebung wirſt Du Deren gedenken, die um der Liebe willen in den Tod ging.

Noch ein letztes Mal will ich zu Dir treten, die Züge ſchauen, in deren Liebeslächeln mir die Seligkeit ſelbſt aufging, das Haupt ſegnen, deſſen innerſter Gedanke mein Heil war. O erwache dann nicht!

Leb' wohl! Dank und Segen über Dich!

durch Dich war ich glücklich, und aus dem finſterſten Abgrund des Grauens dämmert mir die Ahnung: Mit Dir werd' ich einſt wieder glücklich ſein."

Bleich wie ein dem Grab Entſtiegner ſtürzte Walther in die Gondel; mit bebenden Lippen und gewaltſam ringender Bruſt gab er den Befehl, nach Hauſe zu fahren, ſo ſchnell Menſchenkräfte es vermochten. Pfeilgeſchwind ſchoß die Gondel über die Lagune hin, wie eine ſturmgeſcheuchte Möve. In Walthers Seele tobte eine Welt von Qual; es war ihm, als hingen von jeder Minute tauſend Menſchenleben ab, als würde er, wenn er ſich in's Meer ſtürzte, ſein Ziel ſchwimmend früher erreichen. Dann ſank er auf die Kniee und mit einer Inbrunſt, wie er ſie ſeit ſeinen Kinderjahren nicht gekannt, flehte er zu Gott um Hilfe und Rettung. Und wieder trieb er die Ruderer an, und durchmaß den Raum mit den Blicken und rang die Hände und ſtöhnte: O Gott! mein Gott!

Schweißbedeckt hielten die Gondoliers endlich vor dem Pallaſt. Mit der Haſt des Wahnſinns ſtürmte Walther die Treppe hinan in Honorinens Zimmer. Sie lag ſtill und unbeweglich, wie er ſie verlaſſen hatte. Im ungeheuern Schmerz

riß er ſie empor; ihr Haupt ſank machtlos zurück, — ihre Seele war entflohen.

Von aller Seligkeit, mit der die Liebe dieſe beiden Menſchen berauſcht hatte, war nichts zurückgeblieben als eine Leiche, und ein verzweifelndes Herz.

Aus den Papieren
eines deutſchen Arztes.

Ein Glück, das einmal Dein, wird nimmer Dir entriſſen,
In der Erinn'rung hältſt Du's feſt. —
Und was Du nie gekannt, das wirſt Du nicht vermiſſen,
So kommt's, daß es ſich leben läßt.

Rückert.

Unter den vielen liebenswürdigen und bedeutenden Frauen, denen ich jemals begegnet bin, weiß ich keine, deren Geistes- und Herzensgaben denen meiner alten Freundin, der Gräfin A., die Wage gehalten hätten, keine, die einen gleich mächtigen Zauber auf ihre Umgebung auszuüben vermochte. Obwohl den ersten Familien Rußlands durch enge Verwandtschaftsbande angehörend, war es doch weder der Glanz ihres historisch berühmten Namens, noch ihr unermeßlicher Reichthum, ja selbst nicht ihr geistiges Uebergewicht, was ihr solch entschiedenen Einfluß über die Andern verlieh, und sie als eine außerordentliche Erscheinung anstaunen machte; es war der innerste Kern ihres Wesens, ihre aus strengster Wahrhaftigkeit entspringende Originalität, die bewundernswerthe Leichtigkeit und Richtigkeit, mit welcher sie selbst das Fremdeste, ihr am fernsten Gelegene aufzufassen,

zu beurtheilen verſtand, ja es in ſich aufzunehmen, ſich damit zu bereichern wußte, ohne dadurch ihre innere Selbſtſtändigkeit im geringſten zu beeinträchtigen. Trotz ihres weit vorgerückten Alters (ſie war hoch in den Sechzigen, als ich Sie kennen lernte) hatte ſie ſich eine ſo ungetrübte Heiterkeit, eine ſo ſchöne Friſche der Geſinnung bewahrt, daß ſie den Umgang mit der Jugend jedem andern verzog und ihn ſcherzend das kräftigſte Verjüngungsmittel, eine wahre fontaine de jouvence nannte. Obgleich ihre ſehr erſchütterte Geſundheit es ihr nicht mehr erlaubte, ein eigentlich großes Haus zu machen, ſo ließ ſie ſich dadurch doch nicht abhalten, ſehr häufig allerliebſte Thee danſants zu veranſtalten, wobei ſie ihre jungen Lieblinge um ſich verſammelte und ihnen mit großmütterlicher Sorglichkeit alles mögliche Vergnügen zu bereiten ſuchte, ſo zwar, daß eine Einladung zur Gräfin A. überall als ſichere Bürgſchaft für einen in den feinſten und fröhlichſten Genüſſen zu verlebenden Abend galt.

Den Umgang mit ältern Perſonen, zumal ihres Geſchlechtes, duldete ſie mehr, als ſie ihn ſuchte; ſie war wohl auch gegen dieſe liebenswürdig, aber ſie mußte es ſein wollen, und dieſe Abſichtlichkeit fiel ihr inſofern ſchwer, als ſie ſich mit

der offenen Unbefangenheit ihres Wesens schlecht vertrug. So erinnere ich mich eines Abends, an dem ich in ihren Salon trat, nachdem ihn die Fürstin N., eine Dame, die den Jahren nach beinahe ihre Tochter hätte sein können, eben verlassen hatte; ich fand die Gräfin ungewöhnlich abgespannt, und fragte sie um die Ursache ihrer sichtlichen Erschöpfung.

„Ach", versetzte sie halb lamia, halb verdrießlich, „glauben Sie denn, man könne sich ein paar Stunden hindurch langweilen, ohne die Folgen davon in allen Gliedern zu verspüren? Die N. hat den ganzen Abend bei mir zugebracht, und der Zwang, den ich mir in ihrer Gegenwart auferlegte, um meine Meinungen nicht in Collision mit ihren verknöcherten Ansichten zu bringen, hat mich krank gemacht."

„Aber die Fürstin," bemerkte ich, „ist doch übrigens eine recht geistreiche Frau."

„Ja wohl. Aber", fügte sie lachend hinzu, sie ist zu alt für mich."

Meine eigene Bekanntschaft mit der Gräfin schrieb sich eben nicht von sehr lange her. Ich war im Herbste des Jahres 1836 nach Petersburg gekommen, und unter den verschiedenen Empfehlungsschreiben, die ich aus Deutschland mitbrachte,

hatte ſich auch eines befunden, das an ſie gerichtet war. Längere Zeit hindurch trug ich es in meinem Porteſeuille herum, ohne daran zu denken, es abzugeben. Ich unterließ es theils aus Nachläſſigkeit, theils aus Zeitmangel, theils auch, weil ich auf die Erkundigungen, die ich über die Perſönlichkeit der Gräfin einzog, zur Antwort erhielt, ſie ſei alt und ſehr geiſtreich. Nun war ich aber — als nunmehr völlig Bekehrter darf ich meine frühern Irrthümer wohl eingeſtehen — den alten Frauen im Allgemeinen ziemlich gram, den renommirt geiſtreichen aber ganz beſonders, erſtens, weil mir ihr docirender Ton, ihre Unfähigkeit, die Jetztwelt zu begreifen, ihre blinde Vorliebe für die alte, in vieler Beziehung gewiß ſchlechtere Zeit, die ihnen nur darum ſchöner dünkt, weil ſie damals ſchön und jung waren, unerträglich ſchienen; zweitens, weil ich in ihrer gerühmten Klugheit gewöhnlich nur das natürliche Ergebniß des Egoismus und der troſtloſeſten Herzensdürre fand. Von ſolchen Anſichten befangen, verſchob ich den Beſuch bei der Gräfin von Tag zu Tag. Als ich aber endlich einen Brief aus Berlin erhielt, in welchem man mich befragte, ob und mit welchem Erfolge ich das bewußte Empfehlungsſchreiben abgegeben, blieb mir nichts andres

übrig, als mich den Pflichten der Höflichkeit zu unterwerfen, und den mir wirklich widerwärtigen Gang anzutreten. Die Gräfin bewohnte ein prächtiges Hotel in einer der Hauptstraßen von Petersburg. Eine mit grünen Teppichen belegte und trotz der strengen Jahreszeit mit herrlichen Blumen besetzte Treppe führte in das erste Stockwerk, in dem sich ihre Gemächer befanden. Ich ließ mich von einem der Bedienten, die ich im Vorzimmer antraf, und deren wohlbehagliches Aussehen, so wie ihr geschliffenes Betragen günstige Begriffe über ihre Herrschaft erweckten, melden, und erhielt nach wenigen Augenblicken die Antwort, ich werde der Gräfin willkommen sein.

Die Ausschmückung der langen Zimmerreihe, die ich nun zu durchschreiten hatte, bevor ich in das Cabinet der Gräfin gelangte, wirkte eben so überraschend als erfreuend auf mich. Daß eine Dame von ihrem Range und Vermögen von den blendendsten Schöpfungen der Kunst, wie von den reizendsten Erfindungen des Luxus umgeben sei, daran war freilich nichts Staunenswerthes; aber in der Art und Weise, wie diese Schätze vertheilt und angebracht waren, in der künstlerischen Berechnung, womit sie, ohne im Mindesten zur Schau gestellt zu sein, sich gegenseitig heben

mußten, ſprach ſich der feinſte Geſchmack und ein höchſt ausgebildeter Schönheitsſinn aus. Hier war nichts von der barbariſchen Verſchwendung des Emporkömmlings, noch von der kleinlichen Eleganz einer Pariſer Merveilleuſe zu ſehen. Wohin das Auge ſah, traf es auf die gediegene Pracht der Ariſtokratie, die in ihrem ererbten Reichthum und im angewöhnten Genuſſe desſelben vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließend, befähigt iſt, die tauſendfachen Raffinements des Luxus zu einem harmoniſchen, in ſeiner Geſammtheit beinahe majeſtätiſchen Ganzen zu vereinigen. Ueberdieß habe ich die Ueberzeugung, daß ſich aus der Phyſiognomie einer Wohnung der Charakter ihrer Bewohner ziemlich genau entnehmen läßt, und ich bekenne offen, daß ich in einer viel günſtigern Stimmung, als die, in welcher ich gekommen war, in das Cabinet der Gräfin trat.

Sie empfing mich mit freundlicher Würde. Wenn ſich feiner Weltton mit wahrer Herzensgüte paart, ſo verleiht dieß dem unbedeutendſten Worte, den gewöhnlichſten Höflichkeitsformeln allen Reiz perſönlichen Wohlwollens.

Nach den erſten Begrüßungen übergab ich ihr das Schreiben, das ſie nach einer flüchtigen Entſchuldigung erbrach und las. Während ſie damit

beſchäftigt war, hatte ich Zeit, ihre Geſtalt genau ins Auge zu faſſen. Sie war groß und ſchlank, vom Alter nicht gebeugt; in ihrer Kopfhaltung lag etwas, das an den Stolz ihrer fürſtlichen Ahnen mahnte. Ihre Züge, denen die Macht der Jahre freilich tiefe Furchen eingeprägt hatte, trugen deſſen ungeachtet noch immer Spuren früherer außerordentlicher Schönheit, und in ihren dunkeln Augen ſprach ſich eine Geiſtes- und Willenskraft aus, die beinahe einſchüchternd hätte wirken können, wenn nicht ein unendlich freundlicher Zug um die feingeformten Lippen dieſen ſtörenden Eindruck ſchnell verwiſcht hätte. Ihre Kleidung war gewählt, geſchmackvoll und doch für ihre Jahre völlig paſſend, wie ich mich überhaupt nicht erinnere, ſie je in einem Anzuge geſehen zu haben, der nicht den ſtrengſten Anforderungen entſprochen hätte. Als ich ſie nach längerer Bekanntſchaft einmal wegen der Sorgfalt, die ſie auf ihre Toilette verwandte, ein klein wenig neckte, erwiederte ſie ganz eifrig: Halten Sie doch nicht für lächerliche Eitelkeit, was theils die Folge langer Gewohnheit, theils, und zwar ungleich mehr, ſchuldige Berückſichtigung der Andern iſt. Ich will nun einmal nicht zu den alten Frauen gehören, die aus Zorn, daß ſie keine Eroberungen mehr machen

können, ſich dadurch zu rächen ſuchen, daß ſie den Andern Ekel verurſachen.

Nachdem ſie den Brief durchleſen und mich noch einmal herzlich willkommen geheißen hatte, brachte ſie das Geſpräch auf Deutſchland. Sie hatte daſelbſt längere Zeit gelebt, hatte mit den meiſten der Großen, an denen meine Heimath in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts ſo reich war, in naher und freundlicher Berührung geſtanden. Ihre ſcharfſinnigen, die Tagesintereſſen betreffenden Aeußerungen verriethen ihre warme Vorliebe für deutſche Kunſt und Literatur und ihre vollkommene Kenntniß deſſen, was die jetzt-wirkenden Kräfte in beiden leiſten. Bald kamen auch andere Gegenſtände zur Sprache, die mir Gelegenheit boten, das durchdringende Anſchauungsvermögen, ſo wie das vielſeitige Wiſſen meiner neuen Bekannten zu erkennen; doch war ſie nichts weniger, als eine gelehrte Dame, und ich bin überzeugt, ſie wäre ernſtlich böſe geworden, wenn man ſie mit dieſem Namen bezeichnet hätte. Die Urſache der zauberhaft feſſelnden Wirkung ihres Geſprächs war keineswegs in einem Vorrath aufgehäufter Studien, ſondern einzig und allein in der Treue und Eigenthümlichkeit ihres von der Natur hochbegabten Geiſtes zu ſuchen,

der ſie nach allen Richtungen hin neue, ungeahnte Beziehungen und Verſchiedenheiten entdecken ließ. Die Zeit verflog mir mit unglaublicher Schnelligkeit, und als ich mich endlich erhob, um zu gehen, gewahrte ich nicht ohne Verlegenheit, daß dieſer mein erſter Beſuch bei der Gräfin über zwei Stunden gedauert hatte.

Sie mochte errathen, was in mir vorging, und, meinen Abſchiedsgruß unterbrechend, bat ſie mich, noch einen Augenblick zu verweilen. „Sie waren ſo freundlich“, fuhr ſie fort, „meine Neugier nach ſo vielen Dingen zu befriedigen und mir manchen Aufſchluß zu ertheilen, nach welchem es mich längſt herzlich verlangte. Wenn Sie mich nicht ganz egoiſtiſch und undankbar wollen erſcheinen laſſen, ſo müſſen Sie mir nun dafür auch erlauben, mich, was ich eigentlich ſchon früher hätte thun ſollen, mit Ihnen und mit Ihrer Zukunft zu beſchäftigen. Mein Freund P. ſchreibt mir, und Sie ſelbſt beſtätigen es, daß es Ihre Abſicht iſt, ſich hier als Arzt zu etabliren; ich bin überzeugt, daß die Verwirklichung dieſes Vorhabens von den glücklichſten Folgen für Sie ſein und Ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnen wird. Es handelt ſich nur darum, die Schwierigkeiten des erſten Anfangs zu überwinden, was übrigens für einen

jungen deutſchen und, wie ich nicht zweifle, geſchickten Arzt nicht gar ſo ſchwer hält. Wenn ich Ihnen dazu in Etwas nützlich ſein kann, ſo wird es immer mit dem wärmſten Eifer geſchehen. Sprechen wir nun vorerſt von den häuslichen Einrichtungen, die Sie zu treffen haben; denn auf dieſe kommt oft mehr an, als man ſich's träumen laſſen möchte. Wohnen Sie noch im Gaſthofe?"

Ich bejahte ihre Frage.

„Das taugt nichts. Der Unbequemlichkeiten, die Sie darin finden werden, gar nicht zu gedenken, paßt ein ſolcher Aufenthalt auf keine Weiſe zur Förderung Ihrer Plane. Verlaſſen Sie ihn bald." Sie ſann einen Augenblick nach, und fuhr dann lebhaft fort: „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Bisher bewohnte mein Neffe einige Zimmer des zweiten Stockwerks in dieſem Hotel. Vor einigen Wochen erhielt er den Befehl, ſich mit ſeinem Regimente zu den am Kaukaſus ſtehenden Truppen zu verfügen. Seitdem iſt ſeine Wohnung leer, und es würde mich herzlich freuen, wenn Sie ſich derſelben bedienen wollten. Sie dürfen es thun, ohne nur im geringſten beſorgen zu müſſen, daß Ihnen oder mir dadurch der geringſte Zwang auferlegt werden könnte. Mir ſelbſt kann es nur höchſt angenehm ſein, an Ihnen, mit dem ich mich

gleich bei dem erſten Zuſammentreffen ſo leicht und ſo gut zu verſtändigen vermochte, einen Hausgenoſſen zu gewinnen, und was Sie betrifft, ſo dürfen Sie ſicher ſein, durch mich keine Störungen, keine Beeinträchtigung Ihrer Zeit oder Ihrer Freiheit im weiteſten Sinne des Wortes zu erfahren. Es wird mir immer lieb ſein, wenn Sie zu mir kommen werden, um ein Stündchen mit mir zu verplaudern; doch wird mir's gewiß nie einfallen, Ihnen dieß zur Pflicht zu machen. — Wenn Sie übrigens", fuhr ſie lächelnd fort, „meiner Delicateſſe nicht recht trauen ſollten, ſo laſſen Sie es wenigſtens auf die Probe ankommen. Ich verſpreche Ihnen, falls Sie ſich in meinem Hauſe nicht heimiſch fühlen ſollten, mich Ihrem Wunſche, dasſelbe zu verlaſſen, nicht im geringſten zu widerſetzen. So; dabei bleibt es: Sie beziehen Eugen's Wohnung."

Die wenigen Einwürfe, die ich dieſem ſo wohlwollenden und in jeder Beziehung ſo vortheilhaften Anerbieten entgegenzuſtellen wußte, wurden von der Gräfin ſchnell beſeitigt, und ſchon am folgenden Tag ward ich ihr Hausgenoſſe. Nicht zufrieden, mir dieſe eine Verpflichtung aufzuerlegen, ſtellte ſie auch zwei ihrer Domeſtiken zu meiner Verfügung, und bat mich ſcherzend,

mich doch ihrer Pferde, die, wie ſie ſagte, ſich immer vergeblich in die freie Luft hinausſehnten, zu erbarmen, d. h. mich ihrer zu bedienen, ſo oft und ſo viel ich wollte. Anfangs zögerte ich, von dieſen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Da ich mich aber bald überzeugte, daß in einem auf ſo glänzendem Fuße eingerichteten Haushalte das Annehmen der mir gebotenen Vortheile durchaus keine Störungen herbeiführen könnte, ſo ſtand ich nicht länger an, die Comforts zu genießen, die mir die Güte meiner edlen Freundin anbot. Nun brach eine ſchöne, freundliche Zeit für mich an. Durch den Einfluß der Gräfin ward ich mit mehrern der erſten Familien bekannt, und von ihnen mit der liebenswürdigſten Zuvorkommenheit in ihrem Kreiſe aufgenommen worden. Einige glückliche Curen verſchafften mir in kurzem einen ziemlich ausgebreiteten Wirkungskreis, und ſo ſah ich mich faſt zu meinem eigenen Erſtaunen in ärztlicher wie in geſellſchaftlicher Hinſicht auf eine Stufe gelangt, die ich bei meiner Ankunft in der nordiſchen Reſidenz erſt nach langen und mühevollen Jahren zu erreichen hatte hoffen dürfen. Den Morgen, ſo wie den bei weitem größern Theil des Tages, brachte ich mit Studiren und mit Krankenbeſuchen zu. War ich damit fertig, ſo

eilte ich nach Hause, wo ich, da die Gräfin erst nach fünf Uhr speiste, gewöhnlich das Diner bei ihr einnahm, und auch meistens den Abend über in ihrem Cirkel blieb, wenn ich nicht durch besondere Einladungen, oder unabweisliche Geschäfte daran verhindert war. Meine Verehrung und meine Freundschaft für diese ausgezeichnete Frau wurden immer tiefer und inniger; sie vergalt mir meine Empfindungen mit dem liebreichsten Wohlwollen und dem ehrendsten Vertrauen. Was sie mir besonders werth machte, war die Unwillkürlichkeit, die sich in ihrem Loben wie in ihrem Tadeln aussprach, die strenge Wahrheitsliebe, mit der sie die Andern und sich selbst wie einen fremden Charakter beurtheilte. — Ich sagte ihr einmal, als eben vom Alter die Rede war, daß ich mit Freuden einwilligen würde, so alt zu sein wie sie, wenn ich mir damit den Vortheil erkaufen könnte, meine Jugend mit ihr verlebt und durch so viele Jahre die Freuden ihres Umganges genossen zu haben. Doch nein! widerlegte ich mich selbst, es ist besser so; denn hätte ich Sie in Ihrer Jugend gekannt, so würde ich Sie, ich bin dessen gewiß, mit wahnsinniger, vielleicht verderblicher Leidenschaft geliebt haben.

„Das glaube ich nicht", entgegnete sie; „denn

wenn Ihnen mein jetziges Weſen gefällt und zuſagt, ſo hätte Ihnen mein früheres um ſo entſchiedener mißfallen müſſen. Glauben Sie, ich war immer, was ich jetzt bin? Ich ſage Ihnen: zwiſchen den zwei ungleichſten Charaktern herrſcht keine größere Verſchiedenheit, als zwiſchen dem Innern der Matrone, die Sie hier vor ſich, und dem der jungen Frau, die Sie dort auf jenem Bilde ſehen."

Sie wies auf ihr in vollem Jugendreiz ſtrahlendes Portrait, und ſchwieg, als ob ſie dieſen Gegenſtand nicht weiter erörtern wollte.

Ihre letzte Aeußerung rief mir eine Bemerkung zurück, die ich ſchon oft vor dieſem Bilde gemacht hatte. Es war von einem italieniſchen Meiſter höchſt kunſtreich gemalt, und ſtellte die Gräfin in aller Pracht entzückender Schönheit dar. Es mußte von ſprechender Aehnlichkeit geweſen ſein, denn ſelbſt jetzt noch ließen ſich große Spuren derſelben auffinden. Aber wie ſo ganz verſchieden war der Ausdruck dieſer Züge, von dem, der nunmehr das Antlitz meiner theuern Freundin beſeelte! In jenem zauberiſchen Geſichte, das in der vollendeten Reinheit ſeiner Linien an die edelſten Köpfe der Antike erinnerte, lag eine Kälte und ein Stolz, vor welchen ſich das Herz ver-

ſchließen mußte. Die dunkeln, mährchenhaft ſchönen Augen blickten voll trotzigen Hochmuths auf den Beſchauer, und der Mund, den jetzt ein ſo geiſt- und liebevolles Lächeln umſchwebte, ſchien dort nur dazu geſchaffen, ſtrenge Befehle auszuſprechen. Es war mit einem Worte das Bild eines weiblichen Napoleon. Lange hatte ich geglaubt, der Maler habe den Ausdruck verfehlt, und den Charakter der Darzuſtellenden ſchlecht aufgefaßt; die letzte Aeußerung der Gräfin ließ mich aber die Richtigkeit dieſer Vorausſetzung bezweifeln, und flößte mir die Vermuthung ein, ſie könne wohl einſt ſo geweſen ſein, wie ihr Bild ſie zeigte. Aber wodurch waren ſo gewaltige Veränderungen in ihr bewirkt worden? Dieß war ſchwer zu erfahren. Im Gegenſatz zu den meiſten Damen vermied ſie es, die innern Erlebniſſe ihrer Jugendjahre zu beſprechen, und was die Nachrichten betrifft, die ich durch Andere darüber hätte erhalten können, ſo hätte ich mich für's Erſte geſchämt, hinter dem Rücken meiner Freundin Erkundigungen über Dinge einzuziehen, die ſie vielleicht auf immer zu verhehlen wünſchte, und für's zweite wäre es mir doch kaum möglich geweſen, genügende Auskunft zu erlangen, da die meiſten Zeitgenoſſen der Gräfin längſt von dem Schauplatze entſchwunden waren,

und die jüngere Generation von ihrer Vergangenheit nicht mehr, und nicht weniger wußte, als ich ſelbſt. Eines ſchien mir gewiß: das Schickſal dieſer Frau konnte kein gewöhnliches, gemeines ſein. Sie mußte entweder nie, oder ſie mußte das Ungeheuerſte gelitten haben. War ſie aber immer ein Schooßkind des Glückes geweſen, woher war ihr dann dieß Memnonsherz geworden, das bei jedem Schmerzensſtrahl, wo er auch aufflammen mochte, ſo mitfühlend erklang? War aber meine zweite Vorausſetzung richtig, lagen wirklich ſchauerlich dunkle Schickſale hinter ihr, hatte ſie den Jammer kennen gelernt: — wie hatte ſie es dann angefangen, ſich dieſe Heiterkeit, dieſen Muth, dieſe ungetrübte Geiſtesfriſche zu bewahren? Ich mußte mir die Antwort ſchuldig bleiben.

Unter den bereits geſchilderten Beſchäftigungen und Erholungen verſtrich der Winter. Ihm folgte der Frühling, der Rußland einen ſo herben Verluſt bereiten ſollte: ich ſpreche von Alexander Puſchkin's tragiſchem Ende. Ich hatte ihn, den ich als Dichter längſt verehrt, kurz nach meiner Ankunft in Petersburg perſönlich kennen, und, wie Alle, die ihn kannten, lieben gelernt. Sein Tod traf mich ungemein ſchmerzlich; und außer dieſem perſönlichen Leid quälte mich noch die angſtvollſte

Beſorgniß wegen des Eindrucks, den ſein erſchütterndes Ende auf die Gräfin machen werde, deren vertrauteſter Freund er durch viele Jahre geweſen war.

Ich fühlte nicht den Muth in mir, ihr dieſe Todespoſt zu hinterbringen. Tauſend düſtern Gedanken hingegeben durchſchritt ich die Straßen ohne Ziel und Zweck. Es war ſchon ziemlich ſpät, als ich nach Hauſe kam. Im Vorzimmer begegnete ich Madame Leroux, der Kammerfrau der Gräfin. Sie ſah bleich und erſchreckt aus. Ich hielt ſie an, und fragte mit ungewiſſer Stimme: „Weiß die Gräfin ſchon?“

„Von Herrn von Puſchkin's Tod? Ach ja!“

„Wie hat ſie die Nachricht aufgenommen?“

„Im erſten Augenblick ſchien es uns Allen, als werde der Schmerz und der Schreck darüber auch ſie tödten; ſo bleich wurde ihr Geſicht, ſo ſtarr blickten ihre Augen. Wir beeilten uns, ihr die nöthige Hilfe zu leiſten, und als ich nur ein wenig zur Beſinnung kam, wollte ich ſogleich nach Ihnen ſchicken. Die Gräfin verbot es jedoch, entließ Alle, die ſie umgaben, und verſchloß ſich in ihr Cabinet; dort blieb ſie zwei Stunden ganz allein. Ich war in der heftigſten Beſorgniß um ſie; endlich ſchickte ſie nach mir. Ich fand ſie ruhig, und ſie erwähnt

des Vorhergegangenen mit keiner Sylbe. Aber dennoch bitte ich Sie um Gotteswillen, gehen Sie noch heute zu ihr!"

Tief bewegt trat ich in das Cabinet. Die Gräfin saß allein, das Haupt nachdenkend auf den Arm gestützt. Bei meinem Eintritte richtete sie sich empor, und sah mich mit einem Blicke an, dessen unbeschreiblich schmerzlichen Ausdruck ich nie vergessen werde.

Mir war das Herz zu voll und zu gepreßt, als daß ich hätte sprechen können; wir reichten uns schweigend die Hände und verstanden uns. „Aufgefahren gen Himmel!" sagte sie leise. Und wieder folgte eine lange inhaltschwere Pause, die ich nicht zu unterbrechen wagte. Die Gräfin, — ach, ihr hoher Geist war immer ein starker Ueberwinder — faßte sich zuerst, und sagte mit wehmüthig ernster Stimme: „Wieder ein Freund, der mir blutend vom Herzen gerissen wurde! Ich muß mich drein ergeben. Aber glauben Sie mir, Ludwig, es ist recht hart, die ganze große Ernte, die der Tod unter unsern Lieben hält, bis an's Ende ansehen zu müssen, und erst die Letzte gefällt zu werden. Und doch," fuhr sie, sich ermuthigend, kräftiger fort, „doch habe ich Unrecht, mich von diesem letzten, wenn auch wahrhaft schweren Schlage so

tief beugen zu laſſen. In meinen Jahren verlieren die durch den Tod herbeigeführten Trennungen einen großen Theil ihres Schreckens, weil man nicht zu befürchten hat, daß ſie von langer Dauer ſein werden. So verwandeln ſich die ſchmerzlichſten Losreißungen in ein Scheiden auf wenige flüchtige Stunden. Mit Puſchkin iſt dieß freilich ein Anderes. Sein Geiſt, der in einer ſo kurzen Spanne Zeit, wie ſie ihm hienieden zugewieſen ward, ein Ziel erreichte, ja überflügelte, zu deſſen Erſtrebung uns Andern ein Jahrhundert nicht genügte, dieſer Geiſt wird ſich auch dort mit gleicher Schnelligkeit von dem Sterne, auf dem er jetzt weilt, in die höhern Welten Gottes ſchwingen, und wer ſagt mir, wo er ſein wird, wenn ich dahin komme, wo er jetzt iſt?"

Wir ſprachen weiter von dem unſterblichen Todten. „Nie," ſagte die Gräfin, „iſt mir ein Charakter vorgekommen, in dem ſich der Menſch in den verſchiedenen Phaſen ſeiner Entwicklung reiner und deutlicher ausgeſprochen hätte: Kind im Ungeſtüm ſeiner Wünſche und in der ewigen Liebebedürftigkeit ſeines Herzens, Jüngling im Glauben an alles Schöne und Große und im Kraftringen darnach war er Mann in ſeinem ſchönen, edlen Haß gegen alles Schlechte und

Gemeine, in ſeinem heiligen Zorn gegen die Lüge, und die von ihr erzeugte Laſterbrut, in der unwandelbaren Treue ſeiner Neigungen. O, wahrlich! ein großer Richter iſt gegangen aus Iſrael."

„Und wann wurde er uns entrückt?" nahm ich das Wort. „Zu einer Zeit, wo es uns erlaubt war, die reichſten und reifſten Spenden ſeines Genius erſt zu erwarten. Unſere Trauer um ihn muß noch durch den Gedanken verbittert werden, welche unentfaltete Geiſtesſchätze mit ihm in's Grab geſenkt wurden."

„Hierin bin ich nicht Ihrer Meinung. Nicht, daß ich glaubte, Puſchkin's Schöpferkraft ſei im Abnehmen begriffen geweſen, gewiß nicht! Vor kurzer Zeit las er mir ſeine letzten noch ungedruckten Gedichte vor; ſie waren herrlicher, großartiger, erhabener, als Alles, was er früher geſchrieben. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß noch Keiner zur Gruft gegangen, bevor er im Leben Alles geleiſtet, was er überhaupt zu leiſten vermochte, daß noch kein größer Menſch, in Beziehung auf ſein Wirken für die Welt, zu früh geſtorben ſei. Wenn wir annehmen, wie wir dieß beinahe müſſen, daß jeder Genius ein Gottgeſandter ſei, ſo müſſen wir auch glauben, daß ein

solcher nicht früher von der Erde abgerufen werde, als bis er seine Sendung in ihrem vollsten Umfange erfüllt hat. Kein Ton, den er angeklungen, wird je verwehen; andere Stimmen werden ihn aufnehmen und zum Liede ausbilden. Es wäre freilich schön und menschlich befriedigend, wenn der Genius die segenvollen Erfolge seines Waltens erleben könnte; aber es ist dieß nicht nothwendig. Er ist nur dazu berufen, die kostbare Saat zu säen, und sie sommerslang zu pflegen. Steht sie in voller Reife, und zum Schnitt bereit, dann ist sein Tagewerk vollendet, und er kann gehen; die Garben zu binden und einzuspeichern vermögen wohl auch Andere.

Die Gräfin brachte die nächsten Tage in beinahe völliger Abgeschiedenheit zu. Es war überhaupt ihre Weise, sich jedesmal, wenn sie litt oder traurig war, von aller Gesellschaft zurückzuziehen, weil sie, wie sie sagte, kein Recht habe, durch ihre innere Betrübtheit die Lust der Andern zu stören. Sie empfing dann nur Solche, von denen sie sich genau verstanden wußte, und bei denen ihr Schweigen keiner Entschuldigung bedurfte. Diese Krisen gingen jedoch gewöhnlich bald vorüber; so auch dießmal. In kurzer Zeit hatte sie ihre ganze Fassung und Heiterkeit wieder gewonnen, und wenn

ſie von Puſchkin ſprach, was häufig der Fall war, ſo geſchah es wohl mit aller Weihe der Begeiſterung, mit aller Wärme unzerſtörbarer Freundſchaft, aber zugleich mit einer ſo ungetrübten Freude der Erinnerung, mit einer ſo innigen Zuverſicht, nicht lange von ihm getrennt zu ſein, daß es faſt ſchien, als hätte ſie den Ruf, der ſie ihm bald beigeſellen ſolle, ſchon von fernher vernommen.

Als ich wenige Wochen nach dem Tode ihres Freundes eines Abends in ihren Salon trat, fand ich ſie in Geſellſchaft eines jungen, mir ganz unbekannten Mannes, und in ſichtlicher, doch kaum angenehmer Aufregung. Sie ſchien froh, mich zu ſehen, und zwar, wie mir dünkte, dießmal weniger um meiner ſelbſt willen, als weil mein Erſcheinen einem ihr vermuthlich läſtigen tête-à-tête ein Ende machte. Kurz nach meinem Eintritte erhob ſich der Fremde, und ſich verabſchiedend, fragte er: „Ew. Excellenz bleiben alſo bei Ihrem Entſchluſſe?“

„Ich habe Ihnen die Gründe angegeben, die ihn motiviren, und wenn Sie billig ſein wollen, ſo müſſen Sie die Giltigkeit derſelben anerkennen.“

„Aber bedenken Sie, gnädige Frau, daß Ihre Weigerung doch nur eine, freilich ſehr bedeutende

Lücke in der projectirten Sammlung verursachen, die Herausgabe der Sammlung selbst aber keineswegs verhindern kann. Alle übrigen Personen, die Briefe von Puschkin besitzen, haben sich bereits erklärt, mir dieselben auszuliefern.

„Darüber steht mir kein Urtheil zu, und diese übrigen Personen mögen ihre Zustimmung vor ihrem eigenen Zartgefühl vertreten. Was mich betrifft, so kann das Thun und Lassen Anderer in einer Sache, wie diese, nicht den geringsten Einfluß auf mich ausüben."

Sie machte eine Bewegung, die der Fremde verstand; er entfernte sich mit schlecht verhehlter Unzufriedenheit.

Kaum hatte er uns verlassen, als die Gräfin, aus ihrer Verstimmung schnell in den ihr eigenthümlichen heitern Ton übergehend, lächelnd zu mir sagte: Hören Sie, es gibt auf dieser schönen Erde mehr Beres, als man's sich selbst im heftigsten Alpdrücken träumen ließe.

„Der Besuch, der Sie so eben verließ, scheint Ihnen wenig Vergnügen gemacht zu haben?"

„Verdruß hat er mir gemacht. Ich kannte den jungen Mann nicht persönlich. Da ich mich aber, als er mir gemeldet wurde, seines Namens, als des eines nicht talentlosen Literaten erinnerte,

ſo nahm ich keinen Anſtand, ihn zu empfangen. Gleich nach den erſten Begrüßungen eröffnete er mir, welches Anliegen ihn zu mir führe. Sein Vorhaben iſt, Puſchkin's Correſpondenz mit ſeinen Freunden zu ſammeln und im Druck herauszugeben, und da er weiß, daß ich in jahrelangem, ununterbrochenem Briefwechſel mit dem Verſtorbenen ſtand, ſo bat er mich, ihm die Mittheilungen, die ich der gläubigſten, vertrauensvollſten Freundſchaft verdankte, zu dem erwähnten Zwecke auszuliefern. Was ſagen Sie zu einem ſolchen Anſinnen?"

„Aufrichtig geſtanden: ich finde darin nichts, was Sie erzürnen oder eine Weigerung von Ihrer Seite rechtfertigen könnte. Je ſeltener großartige Erſcheinungen im Leben ſind, um ſo mehr müſſen wir darauf bedacht ſein, ſie nach allen Richtungen, in allen Abſtufungen ihres Weſens kennen zu lernen. Ein Menſch wie Puſchkin gehört der Welt an."

„Ein Dichter wie Puſchkin gehört der Welt an," entgegnete ſie. „Wäre ich die alleinige Beſitzerin ſeiner Werke, und wollte ihr dieſe vorenthalten, ſo verdiente ich, daß man mir auf der Folter die Auslieferung jener Schätze abpreßte, auf die Aller Herzen, die ſich für Schönes regen, ein Recht

haben. Was aber der Menſch Puſchkin dachte und fühlte, hoffte und beſorgte, genoß und litt, was er in der kindlichen Argloſigkeit ſeiner Seele gegen Die ausſprach, die er menſchlich liebte und achtete, das gehört nicht für die Oeffentlichkeit. Wie in einer geheiligten Urne ſoll es in der Bruſt Jener verſchloſſen bleiben, die ſein Vertrauen ſo hoch geehrt."

„Und Sie bedenken nicht, welche Erläuterungen uns auch in Bezug auf ſeine Werke dadurch verloren gehen, wie viele Fingerzeige ſich eben aus dieſen leicht und abſichtslos hingeworfenen Aeußerungen entnehmen ließen? Ich glaube, daß wir eben nur durch ein völliges Vertraut- und Bekanntwerden mit des Dichters innerſter Sinnesweiſe, mit ſeinen Erlebniſſen, ſeinem täglichen Thun und Treiben lernen können, wie es ihm möglich ward, das Große zu ſchaffen, das er ſchuf, und ſo dürfte wohl der Menſch den Dichter erklären."

„Laßt es Euch an dem Kunſtwerk, das der Genius hervorrief, genügen," ſagte ſie ernſt, „ohne nach ſeiner Entſtehung zu forſchen. Dieſe iſt das eigentlich Geiſterhafte, das Unergründliche, und jedes Wort, das darüber geſprochen wird, verdichtet nur die Schleier, die ſich um das Geheimniß dieſer Zeugung legen. Pflückt eine Blume,

zerlegt ſie bis in die kleinſten Theile: ihr werdet darum doch nicht erfahren, wie ſie geworden, nach welcher Miſchung von Luft, Thau und Sonnenſtrahlen es bedurfte, um ihr den Duft, den Glanz, die Farbe, die Euch an ihr entzücken, zu verleihen. Ein großes Geiſteswerk iſt aber ganz eben ſo eine Naturſchöpfung, wie die geringſte Blumenbildung. Der Genius kennt ſeine eigenen Wege nicht, und ſein inſtinctmäßiges, unbewußtes, wahlloſes Ergreifen des Vortrefflichſten iſt gerade ſein ſicherſtes, unwiderleglichſtes Kennzeichen."

„Wir wollen annehmen, es ſei ſo," erwiederte ich, „und jeder Dichtergeiſt trage einen Moſesſchleier; aber ſelbſt im Falle, daß ich Ihnen dieß Zugeſtändniß machte, müßte ich mir doch noch eine Bemerkung erlauben. Iſt nicht die treue, unbefangene Selbſtſchilderung einer, gleichviel welcher, Menſchennatur die inhaltreichſte, bildendſte Gabe, die uns geboten werden kann? Gewiß! Und um wie viel mehr, wenn es ſich um einen, das zufällige, und wie Sie behaupten, unbewußt waltende Talent ganz abgerechnet, hochbefähigten Geiſt, um einen ſtarken, edlen Charakter handelt, der uns durch das Beiſpiel ſeines Lebens zu zeigen vermag, wie man kämpfen müſſe, um zu überwinden.

„Darüber iſt gar Vieles zu ſagen," erwiederte ſie, „und Sie müſſen es meinem Alter und meinem Geſchlechte verzeihen, wenn ich dabei ein wenig weit ausholе. Es iſt in dieſen Jahren Mode geworden, nach dem Tode jedes berühmten, mitunter auch nur bekannten Menſchen ſeinen brieflichen Nachlaß ſogleich zu veröffentlichen. Ich kenne die Scheingründe, mit denen man dieß Beginnen zu rechtfertigen, ja ſelbſt, als höchſt verdienſtlich darzuſtellen ſucht; dennoch kann ich in Unternehmungen ſolcher Art nur eine literariſche Frauba-ſerei erblicken. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier weder von den Memoiren des Staatsmannes, noch von den Briefen des Diplomaten, die er in dieſer Eigenſchaft ſchreibt, ſprechen will; dieſe gehören der Oeffentlichkeit an; denn ſie ſchildern allgemeine Zuſtände; ſie erklären dunkel gebliebene Thatſachen; behandeln menſchheitliche Intereſſen, und machen ſomit einen Theil der Geſchichte aus. Das, wogegen ich eifere, iſt die rohe Enthüllung ſolcher innern Zuſtände, wie ſie Der, dem ſie zufallen, vor Niemanden zu vertreten, und nur mit Gott und ſich ſelbſt abzumachen hat. Man behauptet auch hier, ſolche Mittheilungen ſeien ungemein lehrreich, und man vermöge durch eine genaue Beherzigung derſelben lebensklug und ein-

ſichtsvoll zu werden, ohne erſt die bittere Arznei ſelbſtgemachter Erfahrung verkoſten zu müſſen; aber dieſe Behauptung mahnt mich gewaltig an die ſogenannten Prügelknaben, die man in frühern Jahrhunderten an verſchiedenen Höfen hielt, und die jedesmal, wenn ihre fürſtlichen Lerngenoſſen ihre Lection nicht wußten, oder ſich ſonſt ſchlecht aufgeführt hatten, die Tracht Schläge erhielten, die Jene verdient hatten. Des Beiſpiels wegen, hieß es; doch findet man nirgends, daß dies Beiſpiel die beabſichtigte Wirkung gehabt habe. Die Prinzlein bekümmerten ſich wenig um die Schläge, die ſie nicht ſelbſt empfanden, und Alles, was ſie daraus entnehmen konnten, war, daß es beſſer ſei, ein Fürſtenſohn zu ſein als ein Prügelknabe. So möchte man es uns auch in unſern Tagen leicht und uns auf fremde Koſten klug machen; aber es geht nicht, es wird nie gehen. Denn was wir erſtreben und wahrhaft beſitzen wollen, müſſen wir immer aus eigenen Mitteln und oft ſehr theuer bezahlen. Wem möchte es wohl einfallen, einen Andern in die Schule zu ſchicken, daß er für ihn lerne? Und mit dem Leben, dieſer ſtrengſten Schule, dieſem nachſichtsloſeſten Lehrer, glaubt man es ſo machen zu können! Es iſt gar zu thöricht!"

„Sie trauen alſo der Erfahrung gar keine Macht zu?“

„Der ſelbſtgemachten die allergrößte. Aber wie geſagt: was uns Heil bringen ſoll, muß ſich aus uns ſelbſt entwickeln, weil es nur in dieſem Falle in der nothwendigen harmoniſchen Uebereinſtimmung mit unſern Kräften und Fähigkeiten ſtehen kann. Fremdartiges, das wir gewaltſam in uns aufnehmen, macht uns über kurz oder lang zur geiſtigen Karicatur. Ich kenne keinen falſchern Satz als den, daß fremder Schaden klug mache. Es gibt nicht zwei völlig gleiche Lagen, weil es nicht zwei völlig gleiche Charaktere gibt. Ein Wagniß, dem der Eine blutend unterliegt, wird von dem Andern ſiegreich beſtanden. Dieſer hätte demnach groß Unrecht gehabt, ſich durch das Beiſpiel des Erſtern abſchrecken zu laſſen. Die äußern Umſtände waren vielleicht in beiden Fällen ganz dieſelben, aber die Verſchiedenheit der Individualitäten bedingte den verſchiedenen Erfolg. Und ſo gilt's vom Allgemeinen wie vom Einzelnen. — Doch noch Eins: Sie kennen das verhüllte Leben, das wir führen, die falſchen lügenhaften Verhältniſſe, in welchen wir uns bewegen müſſen, die tauſend nothgedrungenen Rückſichten, die alles Urſprüngliche, Menſchlichwarme aus unſerm geſell-

ſchaftlichen Zuſtande verbannen. Es iſt dahin gekommen, daß wir nur mehr mit Ariſtokraten, Financiers, Künſtlern, Gelehrten und ſo weiter verkehren, d. h. mit Repräſentanten verſchiedener Claſſen; was aber ihr Individuelles, den eigentlichen Kern ihres Weſens betrifft, ſo können wir ſelten oder nie zur klaren Einſicht deſſelben gelangen. Wir Alle ſind wie eingeſponnen und verpuppt. Ich will zugeben, daß unſre jetzigen Verhältniſſe nicht zu ändern, will das traurige Zugeſtändniß machen, daß unſre Bildung, zu verfeinert, um ſich mit dem Zuſtande kindhafter Offenheit zu vertragen, noch nicht weit genug gediehen ſei, um uns zur bewußten Wahrhaftigkeit hinanzuheben; aber je entfernter wir von einem ſolchen Naturzuſtande noch ſind, um ſo erfreulicher und ſchätzenswerther muß uns jeder Naturlaut ſein, der durch dieſe conventionellen Fugen an unſer Herz dringt und uns Kunde von einem innern Menſchenleben gibt. — Wenn wir dieſe Kunde immer beſäßen, um wie viel milder, nachſichtiger und beſſer würden wir ſein! Unſre Härte, unſre Kälte ſind nur Folgen unſrer Blindheit, der Unbekanntſchaft, in der wir zu einander ſtehen. Da es uns aber nun einmal nicht vergönnt iſt, während unſres Lebens offen hinzutreten und

der Welt unſer Inneres mit ſeinen Freuden und Schmerzen zu zeigen, ſo geſchehe dieß wenigſtens nach unſerm Tode. Eine ſolche Mittheilung wird, falls ſie treu und aufrichtig, ihren Eindruck nie verfehlen, und wenn dieſer auch nicht mehr dem Spender der werthen Gabe zu Gunſten kommen kann, ſie wird darum nicht minder eine wirkungsreiche, veredelnde Reue in uns erwecken. Zur Erkenntniß unſrer Blödſichtigkeit gelangt, werden wir vorſichtiger in unſern Urtheilen, ſchonender in unſern Berührungen mit Andern ſein, um nicht einſt, wenn der Tod ſie uns entführt und uns ihr verhülltes Seelenleben klar geworden, ſchmerzvoll bekennen zu müſſen: ich war ungerecht gegen Euch und kann's Euch nun nicht mehr vergüten."

„Darin ſtimme ich Ihnen bei," — erwiederte ich der Gräfin"—denn auch ich bin überzeugt, daß der Menſch viel zu wenig vom Menſchen erfährt; aber Mittheilungen wie die, von denen Sie ſprechen, ließen ſich, meiner Anſicht nach, auf andere, dem eigentlichen Zweck mehr zuſagende Weiſe machen, als eben durch Bekanntmachung von Briefen, die nur zu leicht fremde Intereſſen verletzen, und wobei noch überdieß die meiſten Leſer die Sache ſo wenig von der Perſon, die Empfindung von Dem, der ſie hegte, ſo wenig zu

rennen wiſſen, daß ſie oft die erhabenſten Regungen belächeln, die heiligſten Gefühle verſpotten, und zwar nur darum, weil ihnen dieſe vielleicht mit der äußern Perſönlichkeit Deſſen, der ſie ausſpricht, mit ſeiner Stellung im Leben, oder mit irgend einer andern Zufälligkeit im Widerſpruch ſcheinen. Wem wirklich nur um geiſtigen Erwerb zu thun iſt, der wird ſich um keinen Namen, um keine Aeußerlichkeit bekümmern, und da, denke ich, ließe ſich die Sache denn ſo einrichten. So arm, ſo ganz verlaſſen iſt wohl kein Menſch, daß er nicht einen Freund hätte, dem er alle ſeine Geſchicke, ſeine Erhebungen, ſeine Fehler und Irrthümer anvertrauen könnte. Dieſer Freund ſei denn der Dolmetſch zwiſchen dem verhüllten Herzen und der Welt; er wiederhole uns, einfach und ſchmucklos, was ihm das Lächeln und die Thränen der geliebten und nur von ihm erkannten Seele geſtanden; er mache die Welt zum Genoſſen des ernſten Bundes. Dabei braucht er keinen Namen zu nennen, noch das, was in dem Reich der Geiſterwelt geſchah, zur Erde herabzuziehen; genug, daß er ein Menſchenleben ſchildert."

Mein längſt gehegter Wunſch trat mir wieder lebhaft vor die Seele. „Und Sie, gnädige Frau, darf ich Sie fragen, ob Sie den Freund ſchon

gefunden, der Ihnen dieſes unumſchränkten höchſten Vertrauens würdig ſchien, den Sie hoch genug hielten, um ihm ein ſo werthes Vermächtniß zu übergeben? Haben Sie ihn denn wirklich ſchon gefunden?"

Das ernſte forſchende Auge der Gräfin begegnete meinem bittenden Blick; ſie verſtand ihn. „Ich glaube: ja," ſagte ſie mit einer wunderbaren Miſchung von Feierlichkeit und Milde. Lautlos und freudig überraſcht beugte ich mich auf ihre Hand. „Es gibt," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „es gibt vielleicht keine höhere heiligere Stunde als die, in der ein Menſch alle Bedenklichkeiten und Rückſichten weit von ſich ſtößt, um dem Freunde ſein innerſtes Gemüth zu zeigen, wie es iſt und war. Warum ſollte ich uns Beiden dieſe ernſte Feier verſagen? Es umgeben mich viele Menſchen, die ich liebe, und für deren Glück mir kein Opfer zu groß ſcheinen würde; aber ich kann doch nicht meine innerſten Gedanken gegen ſie ausſprechen, denn ſie würden mich nicht verſtehen und mich verwundert fragen, was willſt Du damit? — Sie, Ludwig, ſind ſeit Puſchkin's Tode der Einzige, der mich nicht nur zu verſtehen, ſondern ſelbſt zu errathen weiß, der Einzige, den ich eben ſo ſehr achte, als ich ihm gut bin. Darum

ſollen Sie meine Beichte hören, und wenn ſie Etwas darin finden, wovon Sie glauben, daß es andere Seelen erquicken und erheben könnte, ſo mögen Sie, wenn ich einſt in der Gruft liege, meine Bekenntniſſe, wenn auch mit ſteter Verſchweigung der Namen und Perſönlichkeiten, Denen mittheilen, die nach Wahrheit verlangen."

Sie gab Befehl, für den heutigen Abend Niemand mehr vorzulaſſen, und nachdem Sie ſich einem kurzen Sinnen entriſſen, ſagte ſie: „So wollen wir beginnen!"

„Aber, theure Gräfin," bat ich, „erzählen Sie mir Alles, ſelbſt von Ihren Kinderjahren, wie Sie erzogen wurden, wie."

„Ich wurde gar nicht erzogen," lächelte ſie, „und das war das Beſte, was mir geſchehen konnte, da die Menſchen, die mich umgaben, doch nicht im Stande geweſen wären, mir eine wahrhaft bildende Erziehung zu geben. Dabei blieb freilich gar Manches unentfaltet in mir; aber dieſes konnte ſich noch ſpäter entfalten, während ich die Mißgeſtalten des Angebildeten kaum mehr losgeworden wäre. Meine Mutter ſtarb ſehr früh; mein Vater, deſſen ganze Zeit durch das Staatsamt, das er bekleidete, in Anſpruch genommen war, übergab mich, um ſich nicht weiter um mich

bekümmern zu müſſen, einer Ausländerin, die Abends mit dem ſeligſten Gefühle ſtreng erfüllter Pflicht entſchlummerte, wenn ſie mir nur den ganzen Tag über Franzöſiſch vorgeplaudert hatte. Der Unterricht, den ich übrigens erhielt, war weniger, als mangelhaft, und was man auch über die Oberflächlichkeit der jetzigen Lehrmethoden ſagen mag, ſo bleibt es doch gewiß, daß, im Vergleich mit meiner Zeit, ein bedeutender Fortſchritt zum Beſſern nicht zu verkennen. So blieben denn meine durch nichts angeregten Geiſteskräfte ganz unthätig, und ich ſelbſt unwiſſender, als es jetzt die Kinder der unterſten Claſſen zu ſein pflegen. Meine Naturgaben galten für ſehr beſcheiden; die einzige Anlage, die man an mir erkannte, war ein entſchiedenes Talent für Muſik, zu deſſen Ausbildung man mir einen deutſchen Muſiklehrer ins Haus nahm. So lange Zeit ſeitdem verfloſſen iſt, kann ich doch nicht ohne wahre Betrübniß an die harten Geduldproben denken, die ich dem guten alten Manne auferlegte; er beſtand ſie alle, und zwar — wie ſeltſam dieß auch klingen mag — aus wahrer Neigung zu mir. Ich habe oft gedacht, daß er ein Sonntagskind geweſen ſein muß, um das Gute und Edle in mir, trotz der finſtern Unachtung, die es damals umgab, zu erkennen. Sein

Eifer und ſeine Geduld waren unendlich, unerſchöpflich; er war der Einzige, von dem ich wirklich Bedeutendes lernte, und zugleich der Einzige, der durch die Achtung, die er mir abzwang, einigen Einfluß auf mich gewann, während alle Uebrigen ihre liebe Noth mit mir hatten. Ja, ich bin überzeugt, daß ohne die glänzenden Vortheile, die der Reichthum meines Vaters den bei mir beſchäftigten Perſonen bieten konnte, es keine von ihnen auch nur drei Monate bei mir ausgehalten hätte, ſo ſtörriſch, rauh und unlenkſam erwies ſich mein Charakter. Als ich endlich mein ſiebzehntes Jahr erreicht hatte, wurden meine Lehrer verabſchiedet. Obwohl ich ſo viel wie nichts wußte, betrachtete man meine Erziehung doch als vollendet und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als mich unter der Obhut einer meiner Verwandten in die große Welt einzuführen. Ich gefiel, oder beſſer geſagt, man fand mich ſchön. Von wahrhaftem Gefallen konnte bei einem Weſen von ſo ſchroffer, unliebenswürdiger Sinnesart wohl nicht die Rede ſein; dennoch erregte ich die Aufmerkſamkeit des Fürſten B. in ſo hohem Grade, daß er, trotz der ſehr bedeutenden Verſchiedenheit unſers Alters, ſich den eifrigſten Bewerbern um meine Gunſt beigeſellte, und in kurzem bei meinem

Vater um meine Hand anhielt. Sein Fürſtentitel, ſein großes Vermögen, ſeine Stellung bei Hofe machten ihn zu einer Partie, wie ſie mein Vater in ſeinen kühnſten Erwartungen für mich nicht glänzender hätte träumen können. Was mich betrifft, deren Herz noch kein Mann gerührt hatte, deren Kindheit in unverantwortlicher Vernachläſſigung verſtrichen war, ſo wie deren erſte Jugend in dem berauſchenden Getöſe der lärmendſten Vergnügungen des Weltlebens verfloß: ſo ſchienen auch mir die mit der vorgeſchlagenen Verbindung verknüpften Vortheile ſo groß, daß ich ohne langes Bedenken meine Einwilligung gab. Bald darauf hieß ich Fürſtin B."

„Hier wird es nöthig ſein, einige Worte über den Charakter meines Gatten einzuſchalten. B. war ein Mann von ungewöhnlichem Geiſt, deſſen Verſtand ſich jedoch leider nur auf Koſten oder eigentlich durch den Ruin ſeines Gemüthes ausgebildet hatte. Er hatte den größten Theil ſeiner Jugend, die ohnehin in eine höchſt materielle, herzvertrocknende Zeit gefallen war, am franzöſiſchen Hofe verlebt und dort jene ſophiſtiſche Aufklärung eingeſogen, die ich mit nichts Anderm zu vergleichen weiß, als mit dem Brande, der manchmal die amerikaniſchen Prairien überzieht: gleich

dieſem vertilgt ſie die zerreißenden Ungeheuer unſerer Leidenſchaft, verſcheucht aber wie dieſer zugleich auch alles übrige Leben, verſengt die ſchönſten, frömmſten Blumen unſrer innern Welt, und läßt nichts zurück als eine ſchrankenloſe, grauenvolle Wüſte. Obgleich ein Anhänger der franzöſiſchen Philoſophie, inſofern dieſe ſeine kalte Selbſtſucht begünſtigte, war B. doch inconſequent genug, auf ſeine äußere Stellung ziemlich ſtolz zu ſein; doch ungleich größer und verletzender war der Hochmuth, mit dem er ſeine geiſtige Ueberlegenheit, die aus völliger Gemüthloſigkeit entſpringende Kraft ſeines Wollens geltend machte. Eigentlich böſe war er nicht, und ich glaube kaum, daß er, ohne bedeutenden Vortheil für ſich ſelbſt daraus zu erſehen, Jemanden das geringſte Leid hätte zufügen mögen. War hingegen ein Zweck zu erreichen, ſo flog ſein Wille unaufhaltſam pfeilähnlich dahin, und hätte er auf dem Wege das treu ergebenſte Herz durchbohren müſſen. Ihm waren die Menſchen Maſchinen. Seine Großmuth war kluge Berechnung; die Freundſchaft ſchien ihm eine conventionelle Lüge; die Liebe eine poetiſche Benennung für die proſaiſche Befriedigung ſinnlicher Luſt. So war der Mann, in deſſen Händen fortan mein Schickſal lag. Ich mußte den

eiteln Weltſinn, der mich in ſeine Arme geführt hatte, ſchwer büßen. Geliebt hatte ich ihn freilich nie, und ſo konnte es denn auch nicht eben mein Herz ſein, das ſich durch ſeine Kälte verletzt fühlte; aber mein Stolz, dieſe empfindlichſte Seite meines damaligen Weſens, litt furchtbar unter dem geiſtigen Herabblicken, unter der moraliſchen Geringſchätzung, mit welcher mich B. behandelte, und die durch alle höfiſchen Galanterien ſeiner Formen drangen. Ich lernte bald einſehen, daß ich ihm nichts ſei, als ein ſchönes Weib, ein Statue, ein Bild, ein Spielzeug. Mein Zorn über dieſe Entdeckung, mein Groll gegen den, der mir ſolche Schmach anthat, waren ohne Gränzen. Zu unerfahren, oder vielmehr zu ſtürmiſch, um meine Empfindungen verbergen zu können, ergoß ich mich in heftige Vorwürfe, denen B. mit ironiſcher Beſonnenheit begegnete; er antwortete mir wie einem Kinde, mit dem man ſich in keinen Streit einlaſſen will, weil man ihm nicht den Verſtand zutraut, ihn durchzuführen, und der Sieg über dasſelbe am Ende doch nur ein lächerlicher wäre. Ich verſtand ſeine Meinung; denn trotz der Vernachläſſigung, die meinen Geiſt von wiſſenſchaftlicher Bildung fern gehalten hatte, beſaß er doch eine eigenthümliche Schärfe des Urtheils und des

Erkennens. Von nun an war an keine Aussöhnung, an kein freundliches Verständniß zwischen mir und B. mehr zu denken."

„Jede andere Kränkung, die er mir hätte zufügen können, hätte ich ihm zu vergeben gewußt; denn in meiner stolzen Brust schlug, mir selber unbewußt, ein edles Herz; aber vielleicht war es eben dieses, was mich hinderte, einem Manne zu vergeben, der unwürdig und klein von mir dachte. So zog ich es vor, gleiche Kälte, gleichen Hochmuth zu erkünsteln, und mein eifrigstes Bestreben ging dahin, es ja Niemanden ahnen zu lassen, daß ich litt; und doch litt ich schwer und viel und erlag fast in dem stündlichen Kampfe gegen die Demüthigungen, die ich abzuwehren hatte, bis der Tod diesen in unglückseliger Stunde geschlossenen Bund löste."

„Ich war damals zwanzig Jahre alt. Frisch und blühend, mit Glücksgütern reichlich ausgestattet, breitete sich das Leben vor mir aus, und dennoch konnte es mich nicht befriedigen, den Ueberdruß, den ich empfand, nicht beseitigen. An die Genüsse, die der Reichthum gewähren kann, war ich von Kindheit an zu sehr gewöhnt, um nicht abgestumpft dafür zu sein. So schwer es mir gefallen wäre, sie zu entbehren, so gleichgültig

waren sie mir in ihrer täglichen Wiederkehr. Doch waren diese Zerstreuungen das Einzige, was mein Leben ausfüllte; ich hielt mich an Sachen, weil ich mich mit den Menschen nicht verständigen konnte. Das war mein Unglück, mit einem heißen Herzen und schwungkräftigen Geiste in einer Zeit geboren worden zu sein, deren charakteristischer Stempel in berechnender Kleinlichkeit der Gesinnung und schmähliger Erstorbenheit alles Gefühlslebens bestand. Auch ich hatte meine Fehler, und zwar große, schwere; aber sie entsprangen aus einem Uebermaße von Kraft, während mir die der Andern einer unheilbaren, verächtlichen Schwäche zu entfließen schienen. Damit will ich jedoch keineswegs über alle meine Zeitgenossen den Stab brechen. Es gab unter ihnen gewiß noch viele größere, edlere Herzen, als das meine war; aber mein Stolz berücksichtigte sie nicht, mein von finstern, hochmüthigen Zweifeln befangenes Auge erkannte sie nicht, und hätte ich sie auch erkannt, so wäre mir's nur von geringem Trost gewesen; denn vermuthlich hätte ich gefunden, daß sie eben so unglücklich seien, wie ich selbst. — Kaum war meine Trauerzeit, die sich durch den mittlerweile erfolgten Tod meines Vaters verlängert hatte, verstrichen, als ich mich von Freiern umgeben sah.

Mein Wille war, mich nicht mehr zu vermählen; das Unglück meiner erſten Ehe war mir noch zu friſch im Gedächtniß. Ich wollte frei ſein und bleiben; aber bald gewahrte ich, mit welchem Preiſe ich die Behauptung dieſer, durch den Zwang der Geſellſchaft doch immer ſehr beſchränkten, unvollſtändigen Freiheit würde bezahlen müſſen. Die zufälligen Güter und Vorzüge, die mir zugefallen waren, der kühne Freimuth, mit dem ich meine Geſinnung auszuſprechen und Schlechtes ſchlecht zu nennen wagte, hatten mir unter der Frauenwelt eben ſo viele Feindinnen geſchaffen, als ich Bekannte zählte. Nun ward jeder meiner Schritte belauert, jedes meiner Worte verdreht und abſichtlich mißdeutet, meine Kälte als ſchlaue Coquetterie dargeſtellt, mein Ruf, den ſie nicht zu verſchwärzen vermochten, wenigſtens verdächtigt. Es ging ſo weit, daß ſcham- und ſittenloſe Weiber ihren Günſtlingen den Auftrag gaben, zu erproben, ob ich nicht zu verführen ſei, ſo weit, daß ich der Gegenſtand empörender, entwürdigender Wetten ward; da riß mir die Geduld. Es hätte mir nicht an Muth gefehlt, einen ehrlichen offenen Kampf auf Leben und Tod mit einem geachteten Feinde zu beſtehen; aber es verurſachte mir Ekel, mich täglich mit dieſem verächtlichen

Gezücht herumzuſchlagen. Sie beſtimmten mich Zorn, Empfindlichkeit, und vor allem das Bedürfniß männlichen Schutzes dazu, zur zweiten Ehe zu ſchreiten; aber in dieſer wollte ich Herrin ſein." —

„Meine Wahl fiel auf den Grafen A., einen jener Charaktere, zu deren Erforſchung eine halbe Stunde genügt und die man nach fünfzig Jahren mit Zuverſicht auf derſelben Stelle ſuchen kann, wo man ſie vor eben ſo langer Zeit verließ. Die Schlaffheit und Gewöhnlichkeit ihrer Natur verwehrt ihnen jeden höhern Aufſchwung, aber auch jedes Tieferſinken und zwingt ſie zur Conſequenz. Die Beſchränktheit ſeiner Geiſtesgaben, ſo wie die Indolenz ſeines Weſens verbürgten mir die Herrſchaft über ihn; dabei war er doch zu eingelebt in die Verhältniſſe der Salonwelt, um ſich jemals lächerlich zu machen, zu wohlerzogen, um eine Tollheit zu begehen, zu vorſichtig und nachbetend, um eine offenbare Albernheit zu ſagen. Uebrigens glaube ich nicht, daß er jährlich drei wirklich ihm angehörende Gedanken zu verzehren hatte. Mit einem Manne dieſer Art glaubte ich's wagen zu dürfen. Meine Verbindung mit A. ward allgemein gebilligt, da unſre äußere Stellung ſo ziemlich dieſelbe war. Um die Verſchiedenheit un-

ſeres Innern kümmerte ſich Niemand, und auch ich litt nicht darunter, da mein hervorſtechendſter Charakterzug, der böſe Geiſt der Herrſchſucht, eben durch ſie freien Spielraum erhielt. Doch würden Sie mir Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß ich A. mein Uebergewicht auf eine verletzende Weiſe habe empfinden laſſen; mein eigener Stolz zwang mich, den meines Gatten zu ſchonen. Es wäre mir unerträglich geweſen, wenn man in dem Manne, deſſen Namen ich trug, meine Marionette erblickt hätte, und nie hätte ich mich dazu verſtanden, die lächerliche und widrige Rolle einer Domina zu ſpielen. Mir war's genug, meine Macht zu kennen und ſie im Stillen zu A's. wie zu meinem eignen Vortheil auszuüben. Ueber meine Empfindungen für ihn hatte ich ihn keinen Augenblick getäuſcht. Er wußte es, daß ich ihn nicht liebte, und hatte meine darauf bezügliche offene Erklärung mit ungleich mehr Verwunderung als Betrübniß aufgenommen. Bald ſuchte er ſich auf einer andern Seite Troſt für meine Kälte und trat in eine zärtliche Verbindung mit einer hübſchen Sängerin. Indem ich von dieſem Verhältniß nichts zu bemerken ſchien, zwang ich ihn, die Dehors zu beobachten, und unterwarf mir ihn doppelt. Ich ſelbſt blieb tugendhaft, wenn

Sie anders Tugend nennen wollen, was mich kein Opfer und keinen Kampf koſtete; meine Sinne waren kalt, mein Herz leer und mein Sinn für die Ehre zu lebhaft, als daß mich die Beſorgniß, mit den Entwürdigten, an denen die damalige Geſellſchaft ſo reich war, in eine Reihe geſtellt zu werden, nicht mit Abſcheu hätte erfüllen ſollen.— Wenn Sie mich nun fragten, ob ich zu jener Zeit glücklich, ob unglücklich war, ſo wäre es mir ſchwer, eine Antwort darauf zu finden. Im Grund war ich weder das Eine noch das Andere. Ich verlebte ein dunkles, gehaltloſes Leben, das ſich mit ein paar Worten erſchöpfend ſchildern läßt: ich machte Toilette, trieb Muſik, ging in Geſellſchaften und auf Bälle und war froh, wenn ich müde und ſchlaftrunken nach Hauſe kam, weil mich dann der Schlummer von dem langweiligen Gedanken befreite, daß der morgige Tag dem eben entſchwundenen wieder auf ein Haar gleichen werde. Vergeudete, nutzlos verſplitterte Jahre! Ich mußte erſt erfahren, was ein Menſchenſchickſal zu bedeuten habe, bevor ich erkennen lernte, was Menſchenwürde erfordere."

„Und nun, Ludwig," fuhr die Gräfin mit ſeltſam bewegter Stimme fort, „nun ſuchen Sie die Furchen zu vergeſſen, die Zeit und Schmerz mei-

nen Zügen eingegraben haben; vergeſſen Sie des weißen Haares, das mich wie ein Vorläufer des Leichentuchs umwallt; verſuchen Sie's, ſich mein Bild ſo zu denken, wie es in jenem Rahmen ſtrahlt: jung, ſchön, blendend." Sie hielt inne.

Nach einer kurzen Pauſe nahm ſie wieder das Wort:

„Ich befand mich eines Abends im Theater; das Vorſpiel, das ich ſchon öfters geſehen, hatte kein Intereſſe für mich, und ſo ſaß ich im Hintergrund meiner zunächſt oder vielmehr auf der Bühne befindlichen Loge im Geſpräch mit einem Bekannten begriffen. Wir führten dieſes mit ſolchem Eifer, daß wir alles Andere vergaßen, bis uns endlich ein lautes „Pſt! Pſt!" zur Ruhe vermahnte. Wir ſchwiegen, und unmittelbar darauf durchzogen geiſterhaft erſchütternde, herzbethörende Töne den weiten Saal. Wie von einem Zauber berührt, faltete ich die Hände und lauſchte, als wenn ein Gott zu mir geſprochen hätte. Ach, und es war ja auch eine Gottesſtimme, die zu mir drang! Ich wagte keine Bewegung, keinen Laut; mir war's, als müſſe der ſelige Traum im nächſten Augenblicke zu nichts zerrinnen, als müſſe ich mein Ohr fortan für jeden irdiſchen Ton verſchloſſen halten, nachdem es die jubelnden Geſänge

der Engel, den ſeelenvernichtenden Wehruf der ewig Verlornen vernommen. Die Klänge verſchlangen ſich wunderſam. Sie erzählten mir von allem Glück, das je auf Erden erblüht, von allen Freuden, die je in das ferne Jenſeits verſchwammen, von allem Schmerz, der Menſchenbuſen erſchüttert, von allem Troſt, den uns heilige Geiſter zuflüſtern. Sie drohten, ſchmeichelten, ſegneten, überwältigten! O Gott, wo lebt der Dichter, der zu ſolcher Muſik Worte zu ſchreiben wußte? — Ein wüthender Beifallsſturm dröhnte durch das Haus; meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, drängte ich mich bis an die Brüſtung der Loge. Mein Blick fiel auf die Bühne; vor mir ſtand ein junger Mann, das ernſte Geſicht von dunklem Haar umfloſſen, Siegerſtolz auf der bleichen Stirn, tiefglühende Leidenſchaft im Blick, Schmerz und Genie im träumeriſchen Lächeln ſeines Mundes. Wie er ſich nachläſſig, ja ſtolz dankend gegen die Verſammlung verneigte, richtete ſich ſein Auge zufällig auf mich; er ſah mein erglühendes, von Thränen überſtrömtes Antlitz, und ernſt fragend, zauberhaft beſchwörend blieb ſein Blick lange auf mir haften. Eine neue Schöpfung ſtieg vor meinen Blicken empor; alle Quellen meines Innern

ſprangen hoch gen Himmel; mein jetzt erſt zum Leben erwachtes Herz ſtürmte vor Entzückung.“

„Die Stimme meiner Begleiterin weckte mich aus meiner Betäubung. ‚Um Gotteswillen, ziehen Sie ſich zurück!‘ flüſterte ſie mir zu. ‚Das ganze Haus ſieht ſchon auf Sie.‘“

„Ich ließ mich von ihr fortführen. Als wir im Wagen ſaßen, bemühte ſie ſich ängſtlich um mich, weil ihr mein Zuſtand krankhaft ſchien. ‚Aber wie kann man ſich auch durch Muſik ſo erſchüttern laſſen?‘ redete ſie mir zu; ‚Sie machen ja den Künſtler zum Mörder.‘ — ‚Wer — wer iſt er?‘ fragte ich mit erſtickter Stimme. — ‚Emil D., ein junger Deutſcher, und erſt vor wenigen Tagen hier angekommen, um Concerte zu geben. Man nennt ihn den erſten Pianiſten unſrer Zeit. Wenn indeſſen ſein Spiel auf Alle ſo wirkte, wie auf Sie, ſo wäre es am Ende nothwendig, daß ihm die Ausübung ſeiner Kunſt von der Behörde unterſagt würde.‘ — Sie plauderte fort, ohne daß ich ihre Worte weiter beachtete. Kaum zu Hauſe angekommen, entließ ich mein Mädchen, und in neue, balſamgleiche Thränen ausbrechend, warf ich mich auf die Kniee. Ich liebte, ich war mir meiner Liebe bewußt und ſtolz darauf, ſtolz auf dieſe neu entdeckte Fähigkeit meiner Seele, auf die

Kraft, mit der mein plötzlich mündig gewordenes Herz seine Fesseln gesprengt, seine Nacht gelichtet hatte. Ich blickte zurück auf mein versunkenes Leben, und ein Schauer überflog mich, als ich mir seine Leerheit vergegenwärtigte. Mir war mein Frühling auf ödem Meere verstrichen; ich hatte nichts gesehen als das trügerische Element zu meinen Füßen, und über mir die fernen, unerreichbaren Sterne. Jetzt war ich gelandet, jetzt sah ich Blüthen und Blumen, von deren Dasein ich nie geträumt, athmete Düfte ein, die meinen Geist berauschten, vernahm Stimmen, in denen ein Nachhall himmlischer Freuden lag. O, mein Gott!" —

„Es gibt im Menschenleben unbegreifliche Uebergänge. So schwingt sich der Eine plötzlich und aus innerster Ueberzeugung von einem Glaubenssystem zum andern; so sinkt Jener versöhnt und weinend an die Brust, die er noch vor wenigen Augenblicken durchbohren wollte: — so sah ich mich aus einer grauen Wüste in den schönsten Garten Gottes versetzt. Ich befand mich in jenem unbeschreiblichen Zustande, in dem uns der Reichthum der Gegenwart so ganz erfüllt, daß uns kein Raum für den Gedanken an die Zukunft übrig bleibt." —

„Der beiſpielloſe Enthuſiasmus, den Emil bei ſeinem erſten Erſcheinen erregt hatte, zwang ihn, dieſem Concerte noch mehrere folgen zu laſſen. Wie ſoll ich Ihnen die Empfindungen ſchildern, mit denen ich jedem dieſer Abende entgegenſah? Den ganzen Tag über verzehrte mich fieberhafte Ungeduld, ſtürmiſche Sehnſucht, kindiſch ängſtliche Unruhe, und wenn dann die hohe Stunde endlich erſchien, wenn ich ihn ſah, deſſen Geſtalt tauſend Menſchenherzen in Luſt und Weh erzittern machte, wenn mich der Aetherſtrom ſeiner Töne gleich einer heiligenden Taufe umfing, wenn ſich dann ſein Blick voll feierlichen, ernſten, glühenden Ausdrucks auf mich richtete und mir zu ſagen ſchien: Du biſt's, die mich verſteht, Du biſt's, die mit mir von demſelben Quell der Begeiſterung trinkt! — da preßte ich beide Hände an meine vor Entzücken aufjammernde Bruſt und neigte das Haupt und rief den Tod herbei, auf daß dieſer Moment zur Ewigkeit werde."

„Ich hatte ihn nie geſprochen, aber ich wußte, daß er mich liebte, und das Geſtändniß ſeiner Neigung war geiſterhaft wortlos geweſen, wie es ſich für einen ſolchen Bund geziemte. Schon früher war Muſik meine Hauptbeſchäftigung geweſen; jetzt war ſie zu meiner Vertrauten, zu meinem

Engel geworden. Im vollen Bewußtſein meiner Leidenſchaft, im Ueberdrange der Empfindungen, die mich erfüllten, dichtete ich an einem einſamen Abend die Melodie zu einem Liede, deſſen Worte den Zuſtand meines Innern, wenn auch nur ſchwach und farblos, ausſprachen. Als ich dieſe Compoſition beendigt hatte, ſetzte ich mich ans Klavier und ſang die einfache, aber aus tiefſter Seele gefloſſene Weiſe zu wiederholten Malen. Wer hatte ſie mir eingegeben? Woher war ihr dieſe Kraft und Wahrheit geworden? Wer verlieh meiner Stimme in dem Augenblicke, da ich ſie ſang, einen Klang, der mich ſelber ſchmerzlichſt rührte? Ich wußte es nicht; aber das wußte ich, daß ich die Geſchichte meines Lebens in dieſen Tönen niedergelegt hatte. Und nun, Ludwig, denken Sie ſich, wie mir ward, als ich in Emil's nächſtem Concerte dasſelbe Lied, das ich in der völligſten Einſamkeit componirt, geſungen und Niemanden mitgetheilt hatte, von ihm vorgetragen und wunderbar ergänzt hörte. Er mußte mich belauſcht haben, mußte zu jener ſpäten Nachtſtunde unter meinem Fenſter geweſen ſein! Freudig lächelnd, ſüß betheuernd blickte er auf mich. Mein Auge erwiederte den ernſten Schwur; es gab fortan kein Geheimniß mehr zwiſchen uns. Er liebte mich! —

Kurze Zeit darauf ward mein Geburtstag gefeiert; A. that alles Mögliche, um ihn feſtlichſt zu begehen. Er hatte die erleſenſte Geſellſchaft in meinen Salons verſammelt; die Anſtalten, die er getroffen hatte, überboten ſich an Pracht und Geſchmack. Als ich meinen Dank für ſeine ſorgliche Aufmerkſamkeit ausſprach, verſetzte er mit entſchuldigendem Bedauern: ‚Die Hauptüberraſchung iſt mir doch fehlgeſchlagen. Um Deiner Verliebe für Muſik genug zu thun, erſuchte ich den fremden Pianiſten Emil D., ſich heute Abend bei uns einzufinden und uns durch ſein Spiel zu vergnügen. Er lehnte aber meine Einladung hartnäckig ab. Ich finde das nicht ſehr artig.“

„Er lehnte die Einladung ab, die ihn in meine Nähe führen ſollte. O, ich verſtand ihn! Ja, er war groß und edel! Er ſah ein, daß wir nur im Reich der Liebe gleich und ebenbürtig, daß jede andere Begegnung uns ſchmerzlich an die Schranken mahnen würde, die uns trennten; er fühlte, daß ſich um unſre reine Flamme kein verdüſternder Rauch legen dürfe; er wollte mir das Weh erſparen, mit ihm ſprechen zu müſſen wie mit einem Fremden, Untergeordneten. Wie ſehr wußte ich es ihm Dank, daß er mir dieſe demüthigende Qual erlaſſen!“ —

„Ich ſaß eines Morgens an meiner Toilette. Vor mir lagen verſchiedene Journale, die ich achtlos durchblätterte, bis ich auf den Namen ſtieß, deſſen Nennung jedesmal all mein Blut zum Herzen ſtrömen machte. Was las ich? Die Ankündigung von Emil's Abſchiedsconcert! Es ſollte an dem nämlichen Tage gegeben werden. Ein Schmerz, wie ich ihn nie geahnt, nie geträumt, überwältigte mich. So war denn Alles vorüber, ſo war ich wieder allein und ſollte wieder mein voriges Leben aufnehmen und die alten Laſten tragen, nachdem ich auf Geiſterarmen das Reich der Seligkeit durchſchwebt hatte! Von ſolchen Vorſtellungen bedrängt, verſank ich in finſteres, troſtloſes Brüten, aus dem mich erſt der Eintritt meines Mädchens aufſtörte, das mir einen Brief überbrachte. Mechaniſch erbrach ich ihn: er war von Emil.“

Die Gräfin erhob ſich raſch und nahm aus ihrem Schreibtiſche ein Käſtchen, in welchem, wie ich wußte, ihre theuerſten Andenken lagen; ſie öffnete daſſelbe, und mir ein vergilbtes Blatt daraus hinreichend, ſagte ſie mit unſicherer Stimme: „Da, leſen Sie!“

Ich las Folgendes:

Morgen mit dem Früheſten verlaſſe ich Petersburg auf immer. Dieſer Umſtand wird, ſo hoffe

ich, die Kühnheit des Schrittes, den ich zu thun im Begriffe bin, bei Ihnen entſchuldigen. Die Gefühle, die Sie mir einflößten, können Ihnen nicht verborgen geblieben ſein; aber Sie wiſſen auch zugleich, ob ich es jemals verſuchte, mich in Ihre Nähe zu drängen, ob ich für meine tiefſte Liebe, ich will nicht ſagen Erhörung — nein, nur Mittheilung verlangte. Ich that es nie; darum glaube ich nun ein Recht zu haben, Sie jetzt im Augenblick des Scheidens, bei Allem, was Ihnen heilig, um eine Unterredung anzuflehen. Ihr Ruf, die anerkannte Reinheit Ihres Wandels müſſen Ihnen Bürge ſein, daß in dieſer Bitte kein Sie entweihender Gedanke verborgen liegt; nur ein Wahnſinniger könnte hoffen, Unwürdiges von Ihnen zu erlangen. Ich wünſche und begehre nichts als ein Wort des Troſtes, der Milde von Ihren Lippen zu vernehmen; aber dieſes muß mir werden, wenn ich auf dieſem rauhen Lebenspfade fortſchreiten ſoll. Ich hoffe auf Sie!

Emil D.

Die Gräfin nahm ihre Erzählung wieder auf:

„Man ſagte mir, daß der Ueberbringer dieſes Briefes auf Antwort warte. Athemlos von innerer Bewegung ſetzte ich mich hin und ſchrieb an Emil. Ich ſagte ihm, daß ich mich ſeiner Ehre

anvertrauen wolle, wie man ſich der Hand Gottes übergibt; daß, wenn ihn meine Freundſchaft tröſten könne, er vollen, reichen Troſt nicht vermiſſen werde; daß — genug, es war ein Brief voll Gluth und Thränen. Schließlich gab ich ihm den Ort an, wo er ſich nach dem Concert einzufinden habe, wie auch das Loſungswort, an welchem ihn mein Mädchen erkennen und zu mir führen werde."

„Der Tag verging mir in peinlicher Spannung; Schmerz und Erwartung erſchütterten alle Fibern meines Herzens. Noch blieb mir eine ſchwere Aufgabe zu löſen übrig: Roſalien von dem, was ſie zu thun hatte, zu unterrichten, ohne ſie, was meinem Selbſtgefühl widerſtrebt hätte, zu meiner Vertrauten zu machen. Endlich kam ich auf den Gedanken, ihren Patriotismus ins Spiel zu ziehen. Sie war mit Leib und Seele Franzöſin, und ihr lebhafteſter Kummer war, daß die Verbindung mit ihrem Vaterlande wegen der eben damals dort wüthenden Revolution unterbrochen, oder wenigſtens unendlich erſchwert war. So ſagte ich ihr, indem ich ihr ſtrenge Verſchwiegenheit zur heiligſten Pflicht machte, daß ſo eben ein Fremder angekommen ſei, der mir wichtige Nachrichten aus Frankreich und von meinen dort lebenden Freunden zu überbringen habe. „Meine Stellung,"

fuhr ich fort, „iſt der Art, daß ich ihn nicht öffentlich empfangen kann; Graf A. würde es mir nie vergeben, wenn er erführe, daß ich noch Verbindungen in einem Lande unterhalte, das ihm durch die letzten Vorgänge ein Gräuel geworden iſt. Ueberdieß muß auch die Anweſenheit des Fremden hier in Petersburg ein Geheimniß bleiben, da ſeine Entdeckung die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen könnte. Es bleibt mir demnach nichts Anderes übrig, als mich Deiner Treue und Verſchwiegenheit zu vertrauen; darf ich dieß?“

„Sie gelobte mir's mit einem heiligen Schwur, und aus ihren Augen leuchtete ſo viel Begeiſterung für ihr Land, ſo innige Ergebenheit für mich, daß ich nicht länger unſchlüſſig bleiben konnte.“

„‚So geh' heute Abends,‘ fuhr ich fort, ‚wenn ich aus dem Theater nach Hauſe werde gekommen ſein, vor das Hauptthor des Admiralitätsgebäudes; Du wirſt dort einen Mann finden, der Dich mit einem: Belle France! anſprechen wird. Antworte ihm hierauf: Chère et malheureuse patrie! und er wird Dir folgen.‘ Ich ſagte ihr ferner noch, daß ſie ihn zuerſt auf ihr Zimmer und ſodann, wenn Alles im Hauſe ruhig, durch ein Couloir, welches von der übrigen Dienerſchaft faſt

nie betreten wurde, in die Bibliothek führen solle, die nur durch mein Ankleidezimmer von meinem Cabinet getrennt war. Sie versprach mir die größte Vorsicht und Behutsamkeit, und mit etwas ruhigerem Herzen verließ ich das Haus."

„Fordern Sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Wirkung beschreibe, die Emil's Anblick, sein Spiel, die Poesie, die ihn gleichsam sichtbar umschwebte, auf mich hervorbrachten. Ich hatte mich festlich geschmückt. Mir war, als müsse ich die Leichenfeier meines Glücks begehen; darum hatte ich Blumen und Perlen in meine Haare geflechten, darum prangten Juwelen an meiner Brust, darum umrauschte mich weiße Seide. Ich hatte schön sein wollen, und das Gemurmel der Menge, Emil's bewundernder, entzückter Blick sagten mir, daß ich es sei. Thörichte Schwäche des Weibes, das noch im Sarge zu gefallen wünscht! Ich eilte nach Hause. Natalie begab sich an den bestimmten Ort. Mit namenloser Bewegung harrte ich ihrer Rückkehr. Ich weinte, betete, schrie zu Gott, daß er sich meiner erbarmen möge. Endlich vernahm ich Tritte, die Thür meines Cabinets ging auf, Emil stand vor mir." —

„Ludwig," fuhr die Gräfin tief erschüttert fort, „so viele Jahre sind seitdem verflossen, so viele

Schmerzen an mir vorübergegangen; aber ſie alle konnten die Erinnerung an jenen Augenblick nicht verlöſchen, wo ich, wie von Zaubergewalt übermeiſtert, vor Emil niederſank, ſeine Hände küßte, ihn meinen König, meinen Gebieter, meinen Gott nannte. Er beugte ſich über mich; ſein Haar berührte meine Stirn; ſein Athem vermiſchte ſich mit dem meinen; wilde, ſinnbethörende Flammen ſchlugen über uns zuſammen — noch einen Augenblick, und die Frau, die bisher als Muſter der Reinheit, der makelloſeſten Tugend galt, wäre nur Sünderin, zur Verbrecherin geworden und der niedrigſten ihres Geſchlechts gleichzuſtellen geweſen. Nicht meine Stärke, nicht mein Ehrgefühl, — eine Schickung, an der mein Wille keinen Theil hatte, rettete mich; aber Gott, um welchen Preis!"

„Ich vernahm ein heftiges Pochen an der Thür meines Ankleidezimmers; ſie war verſchloſſen."

„‚Elodie, öffne ſchnell!' rief es draußen. Es war A's. Stimme."

„Ich fühlte mich zu Stein erſtarren; inſtinctmäßig antwortete ich: ‚Es iſt zu ſpät!'"

„‚Ich muß Dich ſogleich ſprechen,' hieß die Antwort."

„Warum? Laß es bis morgen.“

„Um Gotteswillen, Elodie, meine Mutter liegt im Sterben; ſie verlangt nach uns; wir müſſen augenblicklich hin. Verliere keine Minute.“

„Vernichtet ſank ich auf den Stuhl zurück. Mein Cabinet hatte keinen andern Ausgang als eben die Thür, vor welcher A. ſtand. Emil zu verbergen, war unmöglich. Ich war verloren; mein Ruf, meine Ehre, meine Zukunft vernichtet; die letzten Stützen meines elenden Lebens brachen zuſammen; ich konnte fortan nichts mehr als A's. Sklavin ſein. Mit Blitzesſchnelle entrollte ſich das fürchterliche Bild vor meinen Augen; verzweifelnd verhüllte ich mein Geſicht. Da fühlte ich mich plötzlich von Emil feſt umſchlungen; er preßte einen Kuß auf meine marmorkalten Lippen; ‚Leb' wohl, auf ewig wohl!‘ flüſterte er mir zu und entſchwand durch die Glasthür, die auf den Balkon führte. Unmittelbar darauf hörte ich einen ſchweren Fall.“

„Elodie, was iſt Dir? Werde ich denn die Thür ſprengen müſſen?“ rief A. mit ungewohnter Heftigkeit.“

„Mit der Kälte des Wahnſinns, bewußtlos wie ein Menſch, der zum Schaffot ſchreitet, ſtand ich auf und öffnete. A. ſchrak vor meinem Anblick

zuſammen. ‚Biſt Du krank!‘ fragte er; ‚was iſt Dir?‘“ —

„‚Mir iſt wohl,‘ verſetzte ich, und ſtützte mich auf einen Stuhl, um nicht zu ſinken.“

„‚So laß uns gehen.‘“

„Roſalie eilte herbei, um mir meinen Mantel zu bringen. Als ſie ihn mir um die Schultern legte, fragte ſie mich leiſe in ſichtbarer Seelenangſt: ‚Wo iſt der Fremde?‘

„‚Fort!‘ ſagte ich tonlos.“

„‚Gottlob!‘“

„A. führte oder trug mich vielmehr zum Wagen. Trotz des fürchterlichen Zuſtandes, in welchem ich mich befand, beſann ich mich, daß wir nicht vor dem Balken, von dem ſich Emil, wie ich nicht zweifeln konnte, herabgeſtürzt hatte, vorbeizufahren brauchten; ich ſchöpfte neue Hoffnung. Das Steckwerk war niedrig, es war möglich, daß er den Boden erreichte, ohne ſich bedeutend zu verletzen. Vielleicht war noch Rettung möglich; vielleicht hatte er es vermocht, ſich, wenn auch nur eine kleine Strecke, weiter zu helfen; vielleicht hatte er ſchon Hilfe, mitleidige Menſchen gefunden. In heißer Todesangſt flehte ich zu Gott, er möge nur dieſen Kelch an mir vorübergehen laſſen;

alles Uebrige, jeden andern Jammer, wollte ich freudig ertragen."

„Endlich hielt unſer Wagen vor dem Hotel meiner Schwiegermutter. Wir fanden ſie von Aerzten umgeben, deren Meinung dahin ging, daß der Schlagfluß, der ſie befallen hatte, wohl gefährlich und für die Folge bedenklich, aber nicht, wie man im erſten Augenblicke geglaubt, tödtlich ſei. Zwei Stunden verweilten wir an ihrem Lager, und es muß ein ſeltſamer Anblick geweſen ſein, wie ſie dalag, kalt, ſtarr, bleich, und ich neben ihr ſtand, kälter, ſtarrer, bleicher als ſie, mit dem blumenbekränzten Haupte, in welchem Gedanken der Verzweiflung wütheten, und allen Schmerz der Hölle in dem diamantenbedeckten Buſen."

„A. bemerkte meine ohnmachtgleiche Erſchöpfung und ließ mich nach Hauſe bringen. Ich eilte in mein Cabinet. Halb ſinnlos ſtürzte ich auf den Balken und beugte mich hinab. Emil war nicht mehr da. So war meine Hoffnung nicht zu Schanden geworden; er war gerettet. Meine gepreßte Bruſt machte ſich durch einen Freudenſchrei Luft; ich küßte das Eiſenwerk des Geländers; ich neigte mich tief und tiefer hinab. Gott! was war das? Große dunkle Flecken, die ſich von der Stelle, wohin er geſtürzt ſein mußte, bis an das Ufer der

Newa, die dicht unter meinen Fenſtern vorüberfloß, hinzogen! Nein, ich täuſchte mich nicht! Zu deutlich, zu ſchrecklich ſtach ihre dunkle Farbe von den blendendweißen Steinen ab, mit denen der Quai gepflaſtert war. Es war Blut! Emil's Blut!"

Die Gräfin hielt inne; die Stimme verſagte ihr den Dienſt. — Nach einer Weile ſagte ſie mit herzzerſchneidendem Ton: „Am andern Tage erfuhr ich, daß man die Leiche des fremden Künſtlers, Emil's Leiche, aus der Newa gezogen habe."

„Um Gott! ſo hat er als Selbſtmörder geendet?" fragte ich erſchüttert.

„Das hat er nicht," verſetzte die Gräfin mit gewaltſam errungener Faſſung. „Man fand ihn, ſeiner Uhr, ſeines Geldes, ja ſelbſt ſeiner Kleider beraubt; das Wahrſcheinlichſte iſt, daß die bedeutenden Kopfverletzungen, die er durch den Sturz vom Balcon erlitten hatte, ihm eine Ohnmacht zugezogen, daß irgend ein Böſewicht ihn im Vorübergehen in dieſem Zuſtande fand, ihn beraubte und den Körper des Bewußtloſen, den er vielleicht für todt hielt, in den Strom verſenkte. Gewiſſes konnte man nie darüber erfahren; jede Spur fehlte; ſelbſt die Blutflecken, die ich in jener furchtbaren Nacht entdeckte, waren bis zum

nächſten Morgen durch einen heftigen Regen ver=tilgt werden.“ —

„Nun begann eine ſchauervolle Zeit für mich, eine Zeit des Dunkels, der gräßlichſten Verlaſſen=heit. Die Thränen verglühten in meinen Augen, die Klagen verſtummten erſchrocken vor dem ver=zweiflungsvollen Hohn, mit dem ich das Schickſal aufforderte, ein Weh zu erſinnen, das dem mei=nen gleich käme. Ich frevelte gegen Gott, den ich nicht mehr fürchtete, da er, wie ich mir in meiner wahnwitzigen Vermeſſenheit ſagte, nichts mehr rauben konnte. Ich war hart und erbarmungslos gegen die Menſchen; denn ihr Glück dünkte mich eine empörende, unverdiente Bevorzugung, und ihr größter Schmerz ſchien mir himmliſche Selig=keit, wenn ich ihn mit der Qual verglich, die meine Bruſt zerriß. Was half mir's, daß meine Ehre gerettet war? O, ich hätte mit Wolluſt den Pranger beſtiegen, wäre Emil's Leben damit zu=rückzukaufen geweſen! Tagelang ſaß ich in dem Zimmer, wo ich ihn das letzte Mal geſehen. Ich blickte auf den Strom, der ihn verſchlungen; mir war die ganze Welt nur noch eine Gruft, die ſeine Leiche barg. Vergebens drang man mir Hilfelei=ſtungen jeder Art auf; vergebens umgab man mich mit Zerſtreuungen, die das, was man eine furcht=

bare Nervenzerrüttung nannte, heilen ſollten. Ich ließ die Andern ſchweigend gewähren, wohl wiſſend, daß alle ihre Beſtrebungen vergeblich ſeien. Aber ſelbſt die Mühe des Widerſpruchs widerte mich an; die Ueberredungskünſte, die man aufbot, um mich zu Dieſem oder Jenem zu bewegen, waren mir läſtig, und ſo that ich, was man von mir forderte, nur um meinem Schmerz ungeſtört nachhängen zu können. Als man mir endlich eine Reiſe als einziges Heilmittel dringend anempfahl, gab ich auch dazu meine Einwilligung, und es wurde beſchloſſen, daß ich einige Zeit in Italien zubringen ſolle. A. wollte mich begleiten; doch dießmal lehnte ich ſein Anerbieten mit Entſchiedenheit ab. Seine Nähe war mir noch peinlicher, als die der Andern; denn ich konnte es weder mir vergeben noch ihm vergeſſen, daß ich gegen ihn im Unrecht ſtand. Darum ließ ich ſeine Bitten und Vorſtellungen unberückſichtigt und verließ Petersburg nur in Begleitung eines Arztes und einiger bewährter Diener."

„Die Aufregung der Reiſe, die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher ich, unter dem Vorwande der Krankheit, den ſchmerzlichen Groll meiner Seele ausſprechen konnte, brachten eine ſeltſame Wirkung auf mich hervor: meine bis dahin wertloſe

Verzweiflung verwandelte ſich in höhnenden Uebermuth, in wildes Jagen nach Vergeſſenheit, in grauſamen Kampf gegen jede fromme, milde Ueberzeugung, die mir in Andern entgegentrat. Ueberall, wohin ich kam, ſprach man von der tollen Ruſſin, von ihren verrückten Launen, beiſſenden Sarkasmen, unweiblichen Wagniſſen. O, ich war elender als je, ſeit mein blutendes Herz ſo witzig geworden war! Die erhabenſten Denkmäler der Kunſt beſichtigte ich nur, um Chargen nach ihnen zu zeichnen. Die ernſteſten Syſteme dienten mir nur als Stoff zu frevelhaften Parodieen. Mit kaltem Spott durchdrang ich den Zuſammenhang der Begebenheiten, die man mir als höhere Fügungen darzuſtellen bemüht war, und wenn mir's dann durch tauſend Sophismen gelang, das blinde Walten bewußtloſer Naturkräfte an die Stelle einer höhern Weltordnung zu ſetzen, wenn meine Zuhörer vor der eiſigen Schärfe meiner Trugſchlüſſe verſtummten und ſich von mir abwandten, wie vor einem weiblichen Mephiſto, da rief ich mit dämoniſcher Freude: Allüberall nur Lug und Trug und Armuth und Elend!"

„Dieſer Zuſtand war zu widernatürlich und ſolch raſendes Beginnen meinem eigentlichen Weſen zu entgegengeſetzt, als daß ich lange darin

hätte verharren können. Vielleicht war dieſe ganze Gereiztheit nur ein Vorbote der Todeskrankheit, die mich in Neapel aufs Lager warf. Ich hatte mich mit meinem Reiſearzte, deſſen Nähe und devote Aufmerkſamkeiten mir längſt zuwider geweſen waren, ſchon in Venedig abgefunden und ihn daſelbſt zurückgelaſſen. Die Heilkünſtler, die man nun zu mir berief, erkannten in meinem Leiden ein durch vorhergegangene Nervenerſchütterungen noch gefährlicher gewordenes heftiges Entzündungsfieber, an deſſen bösartiger Entwicklung wohl auch das Klima Neapels zum Theil ſchuld ſein mochte. Ich ſchwebte lange zwiſchen Leben und Sterben. Das Bewußtſein war ſchon in den erſten Tagen meiner Krankheit von mir gewichen; man ſah ſtündlich meiner Auflöſung entgegen. Dennoch ſiegte die Kraft meiner Jugend und meines, wie ich glauben muß, ſtahlgeformten Körpers über die Schlange, die mich umſtrickt hielt; ich genas, und den Rath der Aerzte befolgend, die mir ſtatt des ſüdlichen, mir durchaus ſchädlichen Klimas, reine friſche Bergluft anempfahlen, begab ich mich in die Schweiz."

„Meine phyſiſche Erſchöpfung war unbeſchreiblich, und nichts natürlicher, als daß ich auch in meinem Seelenleben die Folgen derſelben ver-

ſpürte. Dieſelben Veränderungen, die ſich durch die Menge des mir entzogenen Blutes, die vielen ſchlafloſen Nächte und nagende Körperſchmerzen an meinem Aeußern ergeben hatten, hatte auch mein Geiſt erlitten. Mein Hohn, meine wilde Verzweiflung, mein Hadern mit Gott und der Menſchheit war mit meiner Kraft von mir gewichen. An ihre Stelle war eine troſt- und hoffnungsloſe Schwermuth getreten, die mich unabſehbar wie das Firmament umgab. Mein Herz glich einem Todten, dem durch die Volta'ſche Säule ein Scheinleben ertheilt wird."

„Ich hatte ein einſam gelegenes Haus in der Nähe des Bodenſees gemiethet. Dort begann ich nun ein Leben der tiefſten Abgeſchiedenheit, der völligſten Getrenntheit von aller Welt. Ich war zu vernichtet, zu zertreten, um noch einen beſtimmten Schmerz empfinden zu können; aber die Qual des Daſeins laſtete ſchwer auf mir, das dunkle, unermeßliche Weh der Lebensmüdigkeit, für die ich keinen Erſatz zu erwarten hatte. Wenn ich erwachte, ſo lag der Tag wie eine ſchauerliche Sahara vor mir, die ſich endlos zwiſchen mir und meinem Grabe ausbreitete, und wenn ich Abends auf mein Lager hinſank, ſo umſchwirrte es mich wie mit dunkeln Flügeln, und in mir rief es:

Worauf willſt du noch warten? Iſt nicht Alles, was du Glück nanntest, längſt dahin? Warum zögerſt du, ihm zu folgen? Und immer näher trat mir der Gedanke, des Lebens lange Schmach ſchnell zu verkürzen; immer elender und begränzter erſchien mir die Erde; immer ſchöner und ſtrahlender lächelte mir der Tod entgegen. Mein Entſchluß war gefaßt: ich wollte ſterben gehen."

„Nahe an meinem Hauſe erhob ſich ein Berg in ſtiller heiliger Majeſtät. Er war früher das gewöhnliche Ziel meiner Spaziergänge geweſen, bis er mir durch öfteres zufälliges Zuſammentreffen mit einem Fremden verleidet worden war. Der Unbekannte, ein bereits bejahrter Mann, hatte mich mit Aufmerkſamkeit, ja wie es ſchien, mit Intereſſe beobachtet. Das war mir bei meiner finſtern Menſchenſcheu, bei meinem Bedürfniß nach Einſamkeit genug geweſen, um ihn ängſtlich zu vermeiden. Niemand ſollte um meine Trauer wiſſen; ich hätte es vor Gott verbergen mögen. Jetzt aber, da mein Scheidebrief an die Welt geſchrieben war, jetzt trat die geheimnißvolle, düſtre Lieblichkeit jener Stelle mit doppeltem Zauber vor meine Seele. Dort wollte ich ſterben; dort war die Natur ſchön genug, um ſelbſt der Verweſung Reize zu verleihen!"

„Der Tag zur Ausführung meines Entſchluſſes war feſtgeſetzt. Ich brachte die vorhergehende Nacht damit zu, meine Papiere zu ordnen und mein Teſtament zu ſchreiben; Abſchiedsbriefe hatte ich an Niemanden zu ſchreiben, da, wie ich mir mit Bitterkeit ſagte, kein Herz auf Erden ſchlug, das dem meinen befreundet geweſen wäre, keines, auf das mein Scheiden eine andere Wirkung als die vorübergehenden des Schreckens oder Staunens hervorbringen würde. Nachdem ich jene Geſchäfte beendet hatte, legte ich mich nieder, und zum erſten Male ſeit vielen Monaten genoß ich eines ruhigen, feſten Schlafes. Als ich neugeſtärkt daraus erwachte, lächelte ich wie in ſeliger Erwartung und ſagte mir: wenn ſchon die wenigen Stunden Ruhe ſo zu erquicken vermögen, wie ſüß, wie unahnbar ſüß muß der ewige Schlummer ſein! — Ich trat den Todesgang an. Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen voll balſamiſcher Lüfte, blumengleicher Schmetterlinge, ſpielender Inſecten. In der ſtillen Begeiſterung der Todesweih ſchritt ich den Berg hinan. Mir war ſo leicht, ſo heimlich freudig; es ſchien mir, als ſei das laſtende Band des Körpers ſchon jetzt von mir genommen. Oben angelangt, ließ ich meine Blicke über das Land hinſtreifen, das in ſchwelgeriſche

Fülle reicher Schönheit vor mir da lag; aber kein Bedauern, kein Gedanke eines Rücktritts ins Leben kam in meine Seele, und in mir rief es: Ja, die Erde iſt ſchön, denn ſie hat offene Gräber!"

„So im unbeſchreiblichen Vollgenuß aller ſchaurigen Süße des Todes näherte ich mich der Felſenklippe, die weit ins Thal hineinragte; ich blickte hinab, und mich dünkte, als zöge mich die Erde mit Liebesgewalt hinunter an ihr ſteinern Herz. Ich kniete am äußern Rande des Vorſprunges nieder. Schon breitete ich die Arme zum Sturze aus; ſchon neigte ich mich über die Tiefe, als ich mich plötzlich von ſtarker Hand ergriffen und zurückgeriſſen fühlte. Ich blickte auf und begegnete dem ernſten Blicke des Fremden. Von Schmerz und Scham überwältigt ſank ich ohnmächtig zurück."

„Als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich in meinem Zimmer. Der fremde Greis ſaß an meinem Lager. Sein Anblick brachte mir ſchnell die Begebenheiten der letzten Stunden vor das Gedächtniß; entſetzt verhüllte ich mir das Geſicht."

„„Arme, unglückliche Frau!" ſagte der Unbekannte in einem Tone, dem ich umſonſt den Eingang in mein Herz zu verſagen ſtrebte."

„Ich richtete mich empor. ‚Sie haben mich,‘ verſetzte ich, ‚in einem Augenblicke geſehen, der Ihnen Macht über mich verleiht. Wenn Sie edel ſind, ſo werden Sie dieſe nicht mißbrauchen. Verlaſſen Sie mich!‘“

„Sein Blick haftete wehmüthig auf mir. ‚Ich will Sie erſt ruhiger ſehen.‘“

„Ein bitteres Lächeln überflog meine Züge. ‚Dann hätten Sie mich gewähren laſſen ſollen,‘ war meine Antwort.“

„Er näherte ſich mir und ſprach mit Feſtigkeit: ‚Sie ſcheinen kein gewöhnliches Weib; auf Ihrer Stirn thront ein ſtolzer Geiſt; Muth und Entſchloſſenheit ſprechen aus Ihren Augen, und Sie wären fähig, ſich feig und furchtſam lieber hinter einem großen Stein zu verbergen, ſtatt den, wenn auch ſchweren, doch nothwendigen Kampf würdig zu beſtehen? O, laſſen Sie mich das nicht denken!‘“

„‚Ich habe gekämpft, gerungen in entſetzlichen Tagen, in grauenvollen Nächten; es war vergebens! Jetzt will ich Ruhe. Ihr Haar iſt grau; die Fluth der Jahre hat die Gewalt des Leidens in Ihnen erſtickt; genießen Sie denn Ihr friedliches Glück, aber vergeben Sie mir's, daß ich jung und elend bin.‘“

„‚Sie ſprechen von Leiden?‘ entgegnete der

Fremde tief bewegt. „Ich kenne die Ihrigen nicht; aber das weiß ich, daß ſie nicht größer, nicht herz-zerſchneidender ſein können, als die Schmerzen, die mir beſchieden wurden. Sie ſchütteln ungläubig das Haupt? Ach, die Jugend iſt ſo geneigt, nur einen einzigen Schmerz, den der Liebe, anzuer-kennen, und den eignen immer für den größten zu halten! Glauben Sie an fremdes Weh und das Ihrige wird Ihnen minder empörend ſcheinen. Auch ich habe Alles verloren, was dem Menſchen das Leben werth macht. Meine Gattin, um deren Beſitz ich jahrelang ſtandhaft gerungen, ſank früh ins Grab; von den engelgleichen Kindern, die ſie mir geboren hatte, war mir nur ein Sohn ge-blieben, als einzige zur Frucht gediehene Glücks-blüthe. Er war mein Stolz, meine Seligkeit, die einzige heitere, blaue Stelle an meinem ganzen Horizont. Was die Gottheit ihren Lieblingen ge-währen kann, ward ihm zu Theil. Schon um-glänzte reicher Ruhm ſeine junge Stirn; eine Zu-kunft, wie ſie nur den Erwählten beſchieden iſt, breitete ſich lächelnd vor ihm aus, und jedes Vaterauge, das den edlen Künſtlerjüngling ſah, mußte mit Neid auf mich blicken. Ach, er ward mir entrückt; vor wenigen Monaten ertrank er in der Newa. O, mein Emil!“

„‚Emil?‘ ſchrie ich; ‚Sie heißen D.?‘“

„Er blickte mich befremdet an. ‚Dieß iſt mein Name.‘“

„‚Vater!‘ rief ich, mich mit wilder Gewalt ſchnell vom Lager aufraffend und den erſtaunten, beſtürzten Greis mit beiden Armen umſchlingend, ‚Du haſt ihn verloren und magſt noch leben? O, ſprich! was haben wir Beide noch auf Erden zu thun, da er todt iſt, der Dein Sohn war und meine einzige Liebe? Wiſſe: er hat mich geliebt, er iſt für mich geſtorben, und Du willſt mich hindern, ihm zu folgen? Thu's nicht! Komm lieber mit mir! Laß uns ihm nacheilen. Begeiſtert Dich ſein Bild denn nicht zum Tode? Ahnſt Du nicht, daß ſeine Liebe uns den dunkeln Weg erhellen wird? Zieht Dich der Sehnſuchtbrand ſeines Herzens nicht in ſein Grab? Dann mußt Du ihm weniger gelten als ich; denn nach mir verlangt er; er ruft mich, er fragt, warum ich ſo lange zögere, den dunklen Verhang zu lüften und dem Tod ins ſchöne bleiche Antlitz zu ſchauen? Unſere Sonne iſt geſunken; die Bläſſe meiner Wangen, der Schnee Deines Haares ſind der Reif der kalten Nacht, die über uns hereingebrochen: o, laß uns ihr entfliehen und dem ſchönen, friſchen Morgen zueilen!‘“

„Und während ich so sprach, lederten lichte Flammen in meinem Innern empor; heiße Thränen stürzten aus meinen Augen; der letzte Rest von Stolz schwand aus meiner Seele; erschöpft, vergehend sank ich zurück. Doch bald verlieh mir eben meine Aufregung, die tiefe Erschütterung meines Wesens die Kraft, dem neuerworbenen Freunde das mitzutheilen, was er wissen mußte, um mich zu verstehen. Ich erzählte ihm von meiner Liebe zu seinem Sohne, von unserm geheimnißvollen Verständniß, von dem ernsten Bunde, der uns vereint hatte, von dem furchtbaren Verhängniß, das tödtend zwischen uns getreten war. Er hörte mich mit tiefer, doch stiller Bewegung an und schien über meinem Jammer die Größe seines eigenen Unglücks zu vergessen. Als ich mit meinem oft durch Schluchzen unterbrochenen Bericht zu Ende war, schwieg er einen Augenblick, dann faßte er meine Hände und sagte mit einer Stimme, in welcher Schmerz, Resignation und Erhebung erschütternd zusammenklangen: ‚Der Sohn meines Herzens ist dahin; so laß mich wenigstens denken, daß mir statt seiner eine Tochter ward. Sei Du mir das heilige, tröstende Vermächtniß seiner Liebe!‘“

„‚Nein,‘ versetzte ich eifrig, ‚nein, daran darfst Du nicht zählen! Hab' ich Dir denn nicht

gesagt, wie viel ich litt? Begreifst Du nicht, daß mir längeres Leben unmöglich? Wenn Du wüßtest, wie ich angekämpft habe gegen dieß ungeheure Weh, wie —“

„So sag' es mir; was hast Du gethan, um Deinen Schmerz zu besiegen?“

„Ich habe geschwiegen, die weichen Klagen zurückgedrängt, Nächte durchwacht, die mich schaudernd ahnen ließen, was die Hölle sei. Ich habe mich in das Gewirr der Welt gestürzt, gerast, gefrevelt, um mich zu betäuben; aber mein Blut drang durch alle diese Hüllen, und inmitten des lärmendsten Gedränges sah ich nur wandelnde Leichen, vernahm nur die Geisterstimme, die mir zurief: Eile, daß Du fortkommst!—fühlte nur den nimmermüden Wurm, der an den Wurzeln meines Seins nagte. Dann hab' ich mich in die Einsamkeit geflüchtet; aber mir war sie nicht einsam, denn die Qual mit all' ihren Schreckensgestalten folgte mir auch hierher. Wenn ich ins üppig blühende Thal hinunterblickte, so winkte mir unten die Vernichtung; wenn ich mein Auge auf dem klaren Gewässer des Sees ruhen ließ, so streckte aus seinen Wellen der Tod nach mir die Arme aus; ich fühl's, daß ich ihm verfallen bin. Was

ſoll ich noch thun, nachdem ich ſo lange und ſo vergeblich gekämpft?'"

„‚Das haſt Du nicht,' fiel er mir ernſt ins Wort; ‚Du haſt nichts gethan, als Dich in Deinem Schmerz berauſcht, und wunderſt Dich nun, daß Dich der Gifttrank nicht heilte. Wenn Dir's nicht gelang, im Streben für Dich ſelbſt Ruhe zu finden, warum ſuchteſt Du ſie nicht im Wirken für Andere? Ein großer Lehrer hat einſt ein erhabenes Wort geſprochen, deſſen Liebesduft Jahrtauſende durchdringt: Selig ſind die Trauernden! — Ja, ſie ſind ſelig, denn ihr himmliſches Geſchäft iſt, als Vermittler zwiſchen der Gottheit und dem Menſchenſchmerz auf Erden zu wandeln. Weh über Jeden, der ſich ſolch hoher Sendung entziehen will! Sprich! an wen ſollen ſich die gebrochenen Herzen wenden, wenn Jene, die allein ihre Sprache verſtehen, entfliehen wollen? Wer ſoll ſich der Leidenden annehmen, wenn Jene, die allein wiſſen, was Leiden heißt, den Tod herbeirufen, daß er ihr Ohr verſchließe und ihr Herz kalt und ſtarr mache? Lebe! verſuch es zu leben!'"

„‚Ich kann nicht!'"

„‚Das iſt das Wort der Schwachen und Feigen; meine Tochter darf es nicht ausſprechen. Lerne nur recht erkennen, was Du vermagſt, und

Du wirſt kömen, was Du willſt. Ich will billig ſein und nur wenig von Dir verlangen: ein Jahr, ein einziges Jahr hindurch überlaß Dich meiner Leitung. Fühlſt Du Dich nach dieſem Zeitraume nicht geſtärkt, zieht es Dich wie jetzt zur Gruft, dann will ich Dich an nichts hindern, und Deinen Tod als phyſiſche Nothwendigkeit betrachten, als ſchwächliches Erliegen eines Geſchöpfes, das kleiner war als ſein Schickſal. Mehr noch: ich will bei Dir ausharren in Deiner Sterbeſtunde, und meine eignen Hände ſollen die Augen meiner unglücklichen Tochter ſchließen.'"

„Mit der unwiderſtehlichen Beredtſamkeit des Herzens drang er in mich, bis ich dieſe Bedingung einging. Ein Jahr wollten wir zuſammen verleben, dann ſollte ich frei ſein, zwiſchen Leben und Tod zu wählen; aber bis dahin mußte ich ihm unverbrüchlichen Gehorſam, ſtrenge Befolgung aller ſeiner Vorſchriften angeloben. Ich war zum Kinde geworden; aber mit ſtiller Beruhigung fühlte ich, daß Vaterſorge über mir waltete. Mein Freund verfügte über die Eintheilung meiner Stunden; er ſchrieb mir meine Beſchäftigungen vor, ich möchte ſagen, er lenkte den Lauf meiner Gedanken. Meine Dürftigkeit an Kenntniſſen, mein Mangel an reellem Wiſſen konnte ihm nicht

lange verborgen bleiben; er regte mich zu geiſtiger Thätigkeit an, die mir anfangs freilich wegen ihrer Ungewohntheit ſo ſchwer fiel, daß nur mein feierliches Verſprechen des Gehorſams mich bewegen konnte, darin zu verharren. Doch bald lichteten ſich meine Begriffe. Was ich anfänglich beinahe gezwungen betrieben hatte, ward mir bald zur Gewohnheit, dann zur Freude, endlich zum Bedürfniß. Meine Fortſchritte waren ſo bedeutend, daß die Verſäumniſſe meiner erſten Jugendzeit ſchnell vergütet waren. Sie werden dieß natürlich finden, wenn Sie bedenken, daß ich nun rationell und mit beſtändiger Nutzanwendung lernte, was man als Kind nur mechaniſch und ohne fernere Ideenverbindung zu lernen pflegt. Bald erfuhr ich es auch an mir, wie unrichtig der Satz ſei, daß ſich der Verſtand nur auf Koſten des Gemüths ausbilde. Davon kann höchſtens bei Verbildung die Rede ſein. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß die Entwickelung des Geiſtes mit jener der Herzensgabe immer gleichen Schritt halte. So lange ich in dumpfer Befangenheit gelebt hatte, hatte ich die Freude des Wolthuns nie geahnt; ich war wohl freigebig geweſen, weil man mir von Kindheit an eingeprägt hatte, daß eine große Dame es ſein müſſe, und weil ich außerdem

reich genug war, um nebstbei alle meine Launen befriedigen zu können. So hatte ich denn monatlich eine bestimmte Summe acht- und gedankenlos verschenkt, ohne mir jemals Rechenschaft abzufordern, ob ich die Güter, die mir anvertraut waren, verschleuderte oder wohl anwandte. Jetzt erst lernte ich die reine Seligkeit vernünftigen Spendens wahrer Hilfleistung kennen. Fürwahr! wenn uns Gott für unsre Schmerzen keinen andern Trost gelassen hätte als jenen, die unsrer Brüder zu lindern, so wäre schon damit alle Lebensmühe reichlich vergolten."

„So kehrte die Ruhe nach und nach in das Gemüth zurück, das so lange der Wahlplatz der wildesten Kämpfe gewesen war; ich war nicht glücklich, aber still und gefaßt und versöhnt. Das bestimmte Jahr verstrich; als D. am letzten Tage desselben in mein Zimmer trat, sank ich an seine Brust und gestand ihm mit freudenweller Wehmuth: ‚Vater! Du hast gesiegt.'"

„Er legte die Hand segnend auf mein Haupt: ‚O, wie soll ich der Gottheit danken,' rief er, ‚die dafür sorgt, daß ich nicht kinderlos sterbe!'"

„Kurze Zeit darauf verließen wir die Schweiz. Es war mein Wunsch, Deutschland, dessen geistigen Einflüssen ich das Größte und Meiste meiner

Bildung und innern Erſtarkung verdankte, kennen zu lernen. Durch die Verbindungen, in denen D. mit den ausgezeichnetſten Männern ſeines Vaterlandes ſtand, ward meinem Wunſche leicht und auf die erfreulichſte Weiſe Genüge geleiſtet. Ich habe ſchöne, unvergeßliche Tage in Ihrer Heimath verlebt, und die erhebenden, anſpornenden Eindrücke, die ich dort erfahren habe, ſind bis auf den heutigen Tag noch nicht erloſchen."

„Noch ſtand mir ein ſchwerer, empfindlicher Schlag bevor: der Tod entriß mir meinen edlen, väterlichen Freund. Es war keine Fiber in meinem Innern, die von dieſem Verluſt nicht ſchmerzlichſt erbebte; aber ich hätte den großen Gedanken ſeines Lebens nicht verſtehen müſſen, ich wäre des Tochternamens, mit dem er mich noch ſterbend ſegnete, nicht würdig geweſen, wenn ich mich jetzt noch der Wildheit leidenſchaftlichen Schmerzes überlaſſen hätte. Meine innerſte Seele weihte ihm die milde, ernſte Trauer, die ſeiner und meiner am würdigſten war."

„Nach einem längern Aufenthalte in Deutſchland erhielt ich Briefe von A., in welchen er den Wunſch ausſprach, mich bald in Petersburg zu empfangen. Ich fühlte mich jetzt ſtark genug, um von keiner Erinnerung zu gewaltſam erſchüttert,

und durch keine Veränderung meines äußern Lebens von dem einmal betretenen und für recht erkannten Weg abgelenkt zu werden. So trat ich meine Rückreise an. A. empfing mich mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit. Ich fühlte zu tief, wie sehr ich mich in frühern Zeiten durch Härte, Herrschsucht und Nichtbeachtung seiner Menschenwürde an ihm versündigt hatte, um nun nicht Alles aufzubieten, was mich mit mir selbst versöhnen konnte, und so ward unser gegenseitiges Verhältniß, wenn auch kein inniges, was es wegen der Verschiedenheit unsrer Charaktere nie sein noch werden konnte, doch wenigstens ein freundliches und für beide Theile befriedigendes."

„Die Geschichte der nun folgenden Jahre läßt sich in wenige Worte fassen. Ich schritt auf der mir von meinem todten Freunde vorgezeichneten Bahn muthig und kräftig fort, arbeitete streng und gewissenhaft an meiner innern Bildung, leistete Andern mehr, als ich von ihnen forderte, und erwarb mir so Achtung, Freundschaft und ehrenden Einfluß. Der Tod meines Gatten, der vor acht Jahren erfolgte, brachte in meinen Verhältnissen keine Aenderung hervor. Die Jahre haben keinen der mir freundlich gesinnten Menschen von mir entfernt, und selbst die heranwachsende Generation

ſucht gern und oft Rath und Beiſtand bei ihrer alten Freundin Elodie Nikolajewna."

„Sehen Sie, ſo ward mir nach einem gar ſtürmiſchen Morgen ein milder, ruhiger Tag, ein heiterer Abend. Wenn wir nur gerecht ſein wollten, ſo würden wir das Schickſal nie anklagen."

Sie ſchwieg; in ihren Zügen malte ſich die freudenvolle Wehmuth, die himmliſche Ergebung, die Francia's Heiligen einen ſo ſeelenergreifenden Ausdruck verleiht.

Ich blickte auf ſie, wie auf das Bild einer mater dolorosa. „Theure, unglückliche Freundin!" ſagte ich bewegt.

„Warum?" verſetzte ſie mit ernſtem Lächeln. „Gott hat mir ein großes, ſchönes Leiden geſchickt, in dem mein ſtolzes, hartes Herz brechen, oder ſich weit aufthun mußte für die ganze Welt. Hat er, indem er ſelbſt ſich meiner annahm und mich ſo ſtreng erzog, mich nicht bevorzugt vor Vielen? Selbſt mit Emil's Schickſal, ſo beklagenswerth es auch ſcheinen mag, bin ich jetzt verſöhnt; er ſtarb in aller Fülle ſeiner Jugend, ſeiner Schönheit, ſeines Ruhms. Was hätte er noch mehr erſtreben können? O, mit ihm verglichen, geh' ich als Bettlerin zur Gruft!"

„Doch nein, nein!“ fuhr ſie heiter fort, „auch ich habe nicht zu klagen; ich habe errungen, wonach Tauſende vergeblich ſtreben. Und iſt es nicht ſchön und rührend, daß mir noch jetzt in dieſen ſpäten Tagen aus dem fernen Deutſchland ein theurer, theilnehmender Freund zukommen mußte, der mich verſteht, und an mich glaubt? Ja, meine Ruhe iſt ſüß und erquickend, das Leben iſt mir freundlich und der Tod willkommen; denn mein Herz iſt zwiſchen den Vorangegangenen und den Lebenden getheilt.“

Sie reichte mir feierlich die Hand; ich berührte ſie mit der Ehrfurcht, die man einer Mutter oder einer Königin zollt. Wir ſchieden für dieſen Abend.

Einige Zeit darauf nöthigte mich meine Berufspflicht zu einer Reiſe nach Kronſtadt; gegen meine Erwartung ſowohl, als gegen meinen Wunſch ward ich mehrere Tage daſelbſt aufgehalten. Endlich gelang es mir, mich loszumachen und nach Petersburg zurückzukehren. Voll Ungeduld, meine Freundin, deren täglicher Umgang mir zum wahren Bedürfniß geworden war, wiederzuſehen, beſchleunigte ich meine Rückkehr ſo viel, als möglich. Als ich aus dem Wagen ſprang, bemerkte ich das

mit ſchwarzem Flor verhüllte Wappen über dem Portal, die geöffneten Fenſter und verſchloſſenen Thüren des Hotels. Von bangen Vermuthungen erfüllt, fragte ich nach der Gräfin — meine edle Freundin war nicht mehr. Ein Nervenſchlag hatte vor zwei Tagen ihrem Leben ſchnell und ſchmerzlos ein Ende gemacht.

Schuld und Sühnung.

Deep is their love, who love in sin and fear.

Byron

Der Tag war bereits im Sinken; die ſchneebedeckten Gipfel der Bergkette, von welcher Corſica durchſchnitten wird, verſchwammen im unſichern Dämmerlicht mit den Wolken, die darauf lagerten; kaum vermochte das Auge die weißen Segel, die das Meer durchfurchten, noch zu unterſcheiden. Aus dem nahen Dorfe ſcholl das Ave-Maria-Läuten, wie ein frommes Nachtgebet herüber in den Wald, in deſſen dunkelm Verſteck ein junger Mann mit raſchen Schritten ungeduldig auf und ab ging. Die heilige Ruhe der Natur, der Friedenshauch, mit dem ſie Luft und Meer durchdrang, ſchien keine Macht über ihn zu haben; denn ſtatt ſich der Betrachtung jener lieblichen Scene hinzugeben, blickte er durch die Bäume ſpähend und unverwandt nach dem ſchmalen Fußpfad, der vom Dorf aus in's offne Feld und zu dem Wald führte. Oft entfuhren ihm einzelne Ausrufungen, von denen er

ſchwer geweſen wäre zu ſagen, ob ſie Klagen oder Verwünſchungen ſeien; um ſo gewiſſer war aber zu entnehmen, daß er Jemanden erwarte, an deſſen Kommen ihm Großes gelegen ſein mußte. Wir wollen ihn indeſſen genauer betrachten.

Girolamo, ſo hieß der junge Mann, trug die einfache aber kleidſame Tracht, die von den Corſen der untern Stände allgemein getragen wird: Jacke und Beinkleider von braunem Tuch, eine hellfarbige Schärpe als Gürtel und die nationelle Fußbekleidung, deren Abſtammung von den antiken Sandalen ganz unverkennbar iſt. Eine blaue Reſilla umfing ſein reiches und nachtſchwarzes Haar.

Seine Geſtalt war faſt unter der Mittelgröße und ſehr ſchmächtig, doch ohne den entfernteſten Anſchein von Schwächlichkeit; es hatte vielmehr das Anſehen, als ob der ganze Menſch nur aus Muskel und Nerv beſtände — ſo voll kräftiger Elaſticität waren ſeine Bewegungen und ſein Gang. Das von Luft und Sonne gebräunte Geſicht war nicht ſchön, aber merkwürdig und auffallend durch einen Ausdruck finſtrer Entſchloſſenheit und gewaltiger Leidenſchaft; die tiefliegenden Augen, die ſchmalen Lippen, das energiſch hervortretende Kinn deuteten auf jene concentrirte Heftigkeit und

unbiegſame Starrheit des Charakters hin, die zu den größten Aufopferungen wie zu den furchtbarſten Thaten führen kann, die Märtyrer und Verbrecher macht. Ein Blick auf den jungen Corſen reichte hin, um zu der Gewißheit zu verhelfen, daß er an das friedliche Leben des Landmanns weder gewöhnt noch dafür geſchaffen ſei; an der ſtolzen Ungebundenheit ſeiner Erſcheinung erkannte man ihn vielmehr für einen freien Sohn der Berge, deſſen Zelt der blaue Himmel, deſſen Heimath der dunkle Wald, deſſen ganzer Reichthum ſeine gute Flinte.

Nach einer Weile warf ſich Girolamo, des Auf- und Abgehens überdrüſſig, auf den Boden, und den Arm auf einen Baumſtrunk, den Kopf auf den Arm geſtützt, fuhr er fort in die erwähnte Richtung hinauszuſtarren. „Sie wird auch heute nicht kommen," murmelte er endlich leiſe vor ſich hin, „auch heute nicht, und mir bleibt nichts als der elende Troſt: vielleicht morgen!" Er erhob ſich zum Gehen. In dieſem Augenblick ward eine weibliche Geſtalt ſichtbar, die auf dem Fußpfad mit haſtigen, aber unſichern Schritten ſich dem Walde näherte. Girolamo's Adlerauge erkannte ſie trotz der bereits völlig hereingebrochenen Dämmerung; mit einem Sprung war er bei ihr, und

mit ungeſtümer Heftigkeit die Arme um ſie ſchlingend, rief er mit unterdrückter Stimme: Margarita!

Der Mond war indeſſen heraufgezogen, und warf ſein klares Licht auf die Geſtalt des jungen Weibes. Ihr einfacher dunkler Anzug, der weiße Schleier, der madonnenhaft von ihrem Haupte niederwallte, bezeichnete ſie als eine corſiſche Contadina, welche Sorte von unſern deutſchen Bäuerinnen eben ſo verſchieden iſt wie der Granatapfel vom Holzapfel. Bei uns muß das Weib an ſchwerer Arbeit theilnehmen. Anſtrengungen, die nur zu oft ihre Kräfte überſteigen, drücken ihrer Stirn ihre unvertilgbaren Spuren auf, verunſtalten ihre Glieder und machen ſie altern, bevor ſie noch völlig erblühte. In Italien iſt dieß anders. Dort übernimmt ſich überhaupt Niemand im Arbeiten und ganz unerhört wäre es, daß eine Frau ſich jenen Mühewaltungen unterzöge, womit man ſie diesſeits der Alpen ſo freigebig überhäuft. Dem Boden mag dadurch Manches entzogen werden, aber der Augenſchein lehrt, daß der Menſchenſchlag nichts dabei verliert, denn ſtolz und freudig ſind ſie anzuſchauen dieſe ſüdlichen Geſtalten mit der freien Haltung, dem edeln Gliederbau und der intelligenten Miene. Den unwiderleglichſten Beweis für die Richtigkeit dieſer Behauptung lie-

ferte Margarita ſelbſt. Der ſauern Mühe, die Tage im Sonnenbrand auf offnem Feld zuzubringen, überhoben, hatte ſie die volle Anmuth ihrer achtzehn Jahre bewahrt. Sie beſaß zwar nicht die handfeſte, rothwangige Schönheit des Nordens, aber ihre Haut, deren Färbung an die lichteſte Nüance des Bernſteins erinnerte, war von ungemeiner Zartheit und Durchſichtigkeit; die Züge fein, doch griechiſch ſcharf geſchnitten, und wie dunkle Sonnen ſtrahlten die großen, tiefen Augen. Was den Reiz dieſes ſüßen Geſichtes noch erhöhte, war die Spur eines ſchweren Seelenleidens, das die raphaeliſch klare Stirne wie ein dunkler Flor umſchattete und leiſe um die brennend rothen, wehmüthig verzognen Lippen zuckte. So jung Margarita auch war, mochte ſie der Schmerzen ſchon viele erlitten, vielleicht der Fehler ſchon viele begangen haben. Vermuthlich ſtand die Zahl der Thränen, die ſie ſchon vergeſſen hatte, in keinem Verhältniß zu der Zahl ihrer Jahre.

Margarita war das Weib des reichen Pächters Genaro Varetti. Ihre Eltern, von Genaro's günſtigen Vermögensumſtänden verblendet und ſeine Charakterfehler entweder überſehend oder ſie nicht für weſentlich haltend, hatten ſie als fünfzehnjähriges Mädchen an ihn verheirathet.

So war ſie die Gattin eines Mannes geworden, der, ſtatt ſie durch Güte und Sanftmuth den Unterſchied der Jahre und das Widerwärtige ſeiner Erſcheinung vergeſſen zu machen, es vielmehr darauf anzulegen ſchien, die Gleichgiltigkeit, mit der ſie, kindlich gedankenlos, ihre Hand in die ſeinige gelegt hatte, zur Abneigung zu ſteigern. Das Gefühl, alt und häßlich zu ſein, kann ſelbſt einen mildern Charakter erbittern; in Genaro's hartem und rohem Gemüth ward dieß Gefühl zur zornigen Feindſeligkeit gegen Alles, was jung und ſchön war, und auch Margarita mußte die Ungunſt, womit ihn die Natur behandelt hatte, entgelten. Gleichwohl liebte er ſie auf ſeine Weiſe; allein, ſelbſt in der Leidenſchaft, die ſie ihm einflößte, lag die erniedrigendſte Schmach, die einem Weibe widerfahren kann; denn ſie beſtand in nichts Andern als in brutaler Sinnlichkeit, die, nur nach Genuß verlangend, Herz und Seele unberückſichtigt läßt. Wilde Eiferſucht iſt die gewöhnliche Begleiterin einer ſolchen Neigung; ſie war es auch bei Genaro und ſelbſt als Margarita noch ſchuldlos war, hatte ſie von ſeinem Argwohn, ſeinem damals noch ungegründeten Verdacht, Schweres zu erdulden gehabt. Drei Jahre hindurch hatte ſie an Genaro's Seite ein Leben zugebracht, deſſen

Qualen nur von dem Weibe begriffen werden können, das ähnliche zu erdulden hatte. Sie wünschte zu sterben; aber der Tod verlangt nur nach rosengeschmückten Opfern, nach lebensfreudigen Herzen und verschmäht die zertretnen, blutenden, die nach ihm dürsten. — Gennaro's Härte, sein Jähzorn nahmen täglich zu, und mit ihnen Margarita's Elend, bis endlich in dem Schicksal des unglücklichen Weibes ein Waffenstillstand eintrat. Prozeßlustig, wie die meisten seiner Landsleute, fand sich Gennaro bewogen, auf mehrere Wochen nach Ajaccio zu gehen, wo ein Rechtshandel, den er wegen einiger Grundstücke mit seinen Nachbarn führte, entschieden werden sollte; Margarita blieb allein zurück. Gewiß beging Gennaro eine große Ungeschicklichkeit, indem er sie zurückließ. Einem Sclaven seine Ketten für Stunden abnehmen, dient nur dazu, heißern Freiheitsdurst in ihm zu erwecken. So lange Baretti anwesend war, lastete seine Nähe so schwer auf Margarita's Seele, daß kein Gedanke an Glück darin aufkommen konnte. Von ihm getrennt, von Frieden und Stille umgeben, überkam sie die Ahnung, es könne noch Freude auf Erden geben. Ein verhängnißvoller Zufall führte eben um diese Zeit, wo Margarita durch die Abwesenheit ihres Mannes größrer

Freiheit genoß, Girolamo Compeggio nach Caleudaro. Er war hingekommen, um einige Verwandte, die er in dieſem Dorfe hatte, zu beſuchen. Statt aber, nachdem dieſer Zweck erfüllt war, in ſeine Heimath zurückzukehren, nahm er die Gaſtfreundſchaft der Seinigen noch länger in Anſpruch; denn er hatte Margarita kennen gelernt und eine unſelige, ſchmerz- und ſchuldvolle Leidenſchaft war zwiſchen Beiden entglommen. Mit verzweiflungsvoller, weltvergeſſender Innigkeit ſtürzte Margarita an das einzige Herz, das in Liebe und Mitleid für ſie ſchlug. Was Gennaro betrifft, ſo wäre er lächelnd für ſie geſtorben. Er liebte ſie um ſo zärtlicher und heißer, je unglücklicher er ſie ſah, und wie er ihr Einziges auf der Welt war, ſo ward auch ſie zu ſeiner Welt, ſeiner Seligkeit, ſeiner Religion. Selbſt die Gefahr, die im Falle der Entdeckung über Beider Haupt ſchwebte, verlieh ihrem trüben Bunde einen neuen, ſchauerlichen Reiz: Die leuchtende Geſtalt der Liebe wird durch die dunkel drohende des Todes nur noch gehoben und ſiegreicher gemacht. Das ſchmerzenvolle Glück, das ſie genoſſen, war jedoch nur von kurzer Dauer; Gennaro kehrte zurück und ſeine, obwohl längſt vorhergeſehene Ankunft traf ſein ſchuldbewußtes Weib wie ein vernichtender Schlag.

Erſt jetzt, da ihr die möglichen Folgen ihres Fehltritts ſo fürchterlich nahe erſchienen, konnte ſie die ganze Größe deſſelben ermeſſen; früher hatte ſie dieß nicht vermocht. Von überwältigender Leidenſchaft verblendet und bethört, hatte ſie nicht an die Zukunft gedacht, und ihr Gewiſſen war vor dem Schrei ihres Herzens verſtummt. Jetzt erwachte es mit verdoppelter Gewalt. Das Bewußtſein ihrer Schuld goß Gift in ihr Glas und ſtreute Dornen auf ihr Lager; Tag und Nacht fand ſie keine Ruhe. Nur zu deutlich fühlte ſie, daß es aus dieſem Irrſal keinen, keinen Ausweg für ſie gebe; denn wenn ſie es auch vermocht hätte, ihrer verbrecheriſchen Liebe zu entſagen, ſo hatte ihr ja Girolamo bei dem Heil ſeiner Seele geſchworen, nie, ſelbſt auf ihr Geheiß nicht, von ihr zu laſſen.

Das frühere Leben begann aufs neue. Gennaro, durch den Verluſt ſeines Prozeſſes erbittert und aufgereizt, und einen zwar formloſen, unbeſtimmten, aber deſto unverſöhnlichern und dießmal nur zu begründeten Verdacht im Herzen tragend, behandelte ſein Weib mit grauſamer Härte und Rohheit. Er überwachte ſie ſtrenge; nur ſelten, und ſtets nur auf flüchtige Momente konnte ſie Girolamo ſehen, deſſen Leidenſchaft aus ſeinem

Haß gegen Gennaro neue Nahrung ſog. Finſtre Plane zuckten durch ſeine Seele. Er wies ſie anfangs mit Entſetzen zurück; aber ſie kamen immer wieder, bis ſie ihm vertraut wurden und er ihnen den Eingang in ſeine Bruſt nicht mehr ſtreitig machte. Der Anfang war, daß er mit jenen furchtbaren Gedanken wie mit jungen Tigerkatzen ſpielte; das Ende war, daß ſie ſeiner Herr wurden; daß er ihre ſcharfen Krallen ſein Herz zerfleiſchen fühlte, ohne ſich ihrer mehr erwehren zu können. Der urſprüngliche Wunſch: „O wäre Gennaro todt und Margarita mein!“ verwandelte ſich bald in den gräßlichen Entſchluß: „Gennaro muß ſterben und Margarita mein werden.“

Dieſer Entſchluß war es, den Girolamo an dem Abend, wo Beide im Wald bei Calendaro zuſammentrafen, dem ſchaudernden Weibe mittheilte. Vergebens beſchwor ſie ihn unter Thränen der Verzweiflung, davon abzuſtehen; der junge Corſe blieb unbewegt, und erwiederte kalt und finſter:

„Ich habe Dir meinen Plan nur darum mitgetheilt, um Dir die Wahl zwiſchen Gennaro und mir zu laſſen. Einer von uns muß ſterben. Gilt Dir ſein Leben mehr als das meinige; wirfſt Du Dich vor ihn, um ihn zu beſchützen, ſo bleibt mir nichts übrig, als die Waffe, die uns von ihm

befreien ſollte, gegen mich ſelbſt zu kehren. Es muß zu einem Ende kommen; ein Opfer muß fallen. Wähle zwiſchen uns.

Jedes Wortes unfähig, rang Margarita angſtvoll die Hände; als einzige Entgegnung drang ein leiſes Stöhnen aus ihrer Bruſt.

Selbſt das kälteſte Gemüth iſt nicht ſo egoiſtiſch, wie ein heißes, wildes, es im Moment der Leidenſchaft zu ſein vermag: Girolamo, der für ſeine Geliebte gern und freudig tauſendfachen Tod erduldet hätte, blieb ungerührt von ihren Thränen, ohne Mitleid für ihren Jammer. Vielleicht ging ſeine wahnſinnige Verblendung ſo weit, in ihrem Schmerz einen von jenen zu erblicken, die nothwendiger Weiſe durchgerungen werden müſſen, wenn man zum Glück gelangen will.

„Wir müſſen uns für heute trennen," ſagte er endlich kurz abbrechend; „man könnte Dich zu Hauſe vermiſſen. Quäle Dich nicht nutzlos ab, ſondern erwäge Alles und entſcheide dann, wer leben, wer ſterben ſoll. Ich gebe Dir einen Tag Bedenkzeit. Morgen erwarte ich Dich hier an dieſem Ort, um Deinen Entſchluß zu vernehmen. Doch bedenk' es wohl: Gennaro oder ich! hier gibt es keinen Mittelweg. Jetzt leb wohl!" Er wandte ſeine Schritte in den dunkeln Wald.

Margarita blieb noch einige Minuten ſtarr und regungslos an den Baumſtamm gelehnt; Grauen und herzzerreißendes Entſetzen überwältigten ſie. „Gott! Gott! in welchen Abgrund haſt Du mich ſinken laſſen!“ ſeufzte ſie vergehend; dann raffte ſie ſich empor und trat mit ſchwankenden Schritten, betäubt und wie zum Richtplatz gehend, den Heimweg an. — —

Was ſie auch ergreifen mochte, ihr Elend war unwiderruflich entſchieden. Sie hatte die Wahl, entweder Theilnehmerin an gräßlicher Blutſchuld, oder die Urſache von Girolamo's Tod zu werden; denn daß dieſer ſeinen Schwur: Gennaro oder ich! halten werde, deſſen war ſie ſo ſicher, wie der Qual, die ihre Bruſt zerriß. Oft wähnte ſie einen Entſchluß gefaßt zu haben, aber unmittelbar darauf ſchauderte ſie vor demſelben wieder zurück, und fühlte ſich rathlos, verzweifelnd, gottverlaſſen, wie zuvor. Wenn des Menſchen Wille zu keiner Entſcheidung zu gelangen vermag, gibt gewöhnlich ein Zufall den Ausſchlag. So auch hier. In ihrer fürchterlichen Verſtörung, die nur einen Gedanken in ihr aufdämmern ließ, hatte ſich Margarita ein Verſehen in der Wirthſchaft zu Schulden kommen laſſen, das Gennaro's raſch auflodernden Jähzorn erweckte. Rohe Menſchen

pflegen bei jedem Zank, den sie anspinnen, alle früher, fast vergessnen Streitigkeiten wieder aufzufrischen, und sich dadurch immer mehr und mehr zu erhitzen. Auch Gennaro hatte diese hassenswerthe Gewohnheit. Bei Gelegenheit dieses an sich ganz unbedeutenden Zwistes stachelte er sich durch zahllose Recriminationen zu solcher Wuth auf, daß er seiner nicht mehr Herr und von Margarita's betäubtem Schweigen noch mehr gereizt, das zitternde Weib in's Gesicht schlug. Das Blut der Corsin wallte siedend auf, der ganze Rachedurst ihres Volkes erwachte in ihr; — ihre Wahl war getroffen. Gennaro zu tödten schien ihr in diesem Moment eben so wenig ein Verbrechen als es für Sünde gelten kann, ein gefährliches wildes Thier zu erlegen. Sie warf ihm einen dolchähnlichen Blick zu, ein Lächeln furchtbarer Drohung voll umzuckte ihre wutherblaßten Lippen und schweigend verließ sie die Stube.

Fast unmittelbar darauf ward Gennaro von einem seiner Knechte abgerufen. Kaum hatte er das Haus verlassen, als Margarita, seine Abwesenheit benützend, sich tiefer in ihren Schleier hüllte, und nach dem Wald eilte, wo Girolamo ihrer bereits harrte. Seine erste Frage war: „Hast Du entschieden?"

Ein unbeſchreibliches Grauen durcheiſte ſie nun, da ſie das Wort auszuſprechen im Begriffe war, von dem ein Menſchenleben zertrümmert zuſammenſtürzen ſollte; aber das Andenken der eben erlittnen Mißhandlung ſchlug wie eine wilde Flamme in ihrem Herzen empor; jeder andre Gedanke wich von ihr, und ſie entgegnete: „Thue, wie Du gewollt.“

„Dann iſt Gennaro morgen eine Leiche.

„Sei's!“ verſetzte ſie finſter mit kaum vernehmbarer Stimme, während ſie wie blödſinnig mit dem Saum ihres Schleiers ſpielte, und ſich Girolamo's Umarmung mit convulſiviſcher Heftigkeit entzog. Beſinnung und Bewußtſein ſchienen ihr erſt dann wieder zurückzukehren, als Girolamo ihr erklärte, auf welche Weiſe er dieß Verbrechen zu vollbringen gedenke.

„Euer Schlafzimmer,“ ſagte er, befindet ſich im Erdgeſchoß. Bei dem erſten Grauen des morgigen Tages werde ich an das Fenſter pochen. Gennaro, über ſo frühen Beſuch verwundert, wird das Bett verlaſſen, um nachzuſehen, wer ihn in ſeiner Ruhe ſtört. Meine Kugel ſoll ihm Antwort darauf geben.“

„Und wenn Du entdeckt würdeſt?“ fragte ſie ſchaudernd.

„Unmöglich. Der Gaſthof iſt außerhalb des Dorfes, dicht am Rand des Waldes gelegen, in welchem ich mich nach vollbrachter That jedem Blick entziehen kann, um erſt einige Stunden ſpäter nach Calendaro zurückzukehren. Bedenke überdieß, das dieß Alles beim erſten Morgengrauen, wo das ganze Dorf noch im tiefen Schlafe liegt, geſchehen ſoll, und Deine Furcht vor Entdeckung wird verſchwinden."

Noch theilte ihr Girolamo mit fürchterlicher Kaltblütigkeit einige nähere Beſtimmungen mit, worauf die beiden Schuldigen von einander ſchieden. — —

Die Schlafſtunde war gekommen. Gemaro, vielleicht ſeine Heftigkeit bereuend, oder zufällig ſanfter geſtimmt, ſagte ſeinem Weib freundlicher, als gewöhnlich, gute Nacht, löſchte die Lampe aus und ging zu Bette. Stumm und verſtört hatte Margarita jede ſeiner Bewegungen verfolgt, jedem ſeiner Worte gelauſcht. Sie dachte, daß dieſer Menſch, der jetzt noch in voller Lebenskraft aufgerichtet ſtand, in wenigen Stunden vor ihr liegen ſolle, blicklos, lautlos, eine kalte, ſtarre, blutige Leiche, durch ihre Schuld getödtet. Der Gedanke: es iſt zum letzten Mal! verleiht ſelbſt den gewöhnlichſten Dingen eine geheimnißvolle

Weihe; um wie viel ſchaurig feierlicher ſind nun vollends die letzten Worte eines Menſchen! Bei Gennaro's Gutenachtgruß fühlte Margarita das Blut in ihren Adern ſtocken. Verzweiflungsvolle Angſt überfiel ſie und eine furchtbare Stimme donnerte durch ihr Innerſtes: „Es iſt das letzte Wort, das Du auf Erden von ihm vernimmſt, der als ein Opfer Deiner verbrecheriſchen Leidenſchaft fallen ſoll!“ Vergebens ſuchte ſie ſich auf jede Beleidigung zu erinnern, die ſie je von Gennaro erlitten hatte; in der Nähe der gräßlichen Kataſtrophe, die ihm bevorſtand, ſchien ihr jedes Unrecht, das er an ihr verübt hatte, gering und verzeihlich, und ihr eignes Thun entſühnte ihn. Sie ſuchte den frühern Zorn, den heißen Rachedurſt in ihrer Bruſt wach zu rufen — umſonſt! an ſeiner Statt antwortete ihr nur ein banger Jammerſchrei. Mit jeder Minute wuchs ihre namenloſe Bedrängniß. Wohin ſie blickte, ſchien ihr ein dunkler Blutſtrom entgegenzuquellen. Gennaro's ruhige Athemzüge ſchienen ihr das Röcheln eines Sterbenden. Ein Strahl von Oben fiel in ihre verfinſterte Seele: „Er ſoll nicht ſterben! nein, er ſoll es nicht!“ rief es in ihr. Sie wollte ihn wecken, ihm Alles geſtehen, mit Gefahr ihres eignen Lebens, die Gefahr, die ihn bedrohte, von

ſeinem Haupte abwenden, ihn vom Tode, ſich von ewiger Verdammniß retten — da gedachte ſie Girolamo's, und ſtürzte noch tiefer in dieſen Abgrund von Qual hinab. Durfte ſie das Geſchick des Menſchen, der ſein Heil wie ſein Verderben in ihre Hand gelegt hatte, der Willkür Gennaro's preisgeben? War der Verrath an dem Geliebten verzeihlicher als der am Gatten? Und wenn Girolamo ihretwegen ſterben ſollte, hatte ſie nicht eben ſo gut wie durch Gennaro's Ermordung Blutſchuld auf ihre Seele geladen? —

Der Sturm, der in ihr wüthete, machte ihr die phyſiſche Ruhe unerträglich. Sie verließ ihr Lager, warf ein Tuch um ſich und trat an's Fenſter. Es war eine zauberhaft ſchöne Nacht, ſo ſtill, ſo heilig, als ob es keinen Jammer und keine Sünde auf Erden gäbe. Klar und heiter ſtrahlten die Sterne hernieder, wie fromme Kinderaugen, die nichts von Leid und Schuld wiſſen. Der Geiſt des Herrn ſchien über die Schöpfung zu ſchweben und von namenloſen Empfindungen überwältigt, ſank Margarita auf ihre Kniee. Sie betete nicht mit Worten, aber alle ihre Gedanken ſchrieen zu Gott, er möge ihr Rettung ſenden in dieſer höchſten Noth. Das Gebet eines gegen die Sünde ankämpfenden und im Kampf brechenden Herzens

dringt durch die Wolken. Immer inbrünstiger ward ihr Flehen; sie fand Worte und Thränen, und die gefalteten Hände auf die schmerzenreiche Brust gepreßt, betete sie: Herr! wenn ein Opfer fallen muß, so laß mich dieß Opfer sein! —

Kaum war dieß Wort über ihre Lippen geflohen, als sie, wie von einem elektrischen Schlag durchzuckt, zusammenfuhr und, als dringe plötzliche, blendende Klarheit in ihre Augen, die Hände vor's Gesicht schlug. Eisiges Grauen rieselte durch ihre Glieder; aber ihre Züge nahmen einen wunderbaren Ausdruck von märtyrfreudiger Erhebung an, und todesfroher Dank lag in dem Blick, den sie gen Himmel sandte. Fast ohne zu wissen wie, hatte sie im Gebet den Preis gefunden, um den sie sich und die Andern loskaufen konnte. Sie sann einige Minuten schwer und anhaltend nach, dann senkte sie das Haupt auf die Brust, und sagte leise vor sich hin: So geschehe es!

Und mit noch heißrer Inbrunst wandte sich ihre Seele zu Gott; doch flehte sie jetzt nicht mehr um Erleuchtung, sondern um Kraft und Vergebung. Erdfremde Ruhe kam über sie; sie löste das Crucifix von der Wand, woran es hing, küßte es, und begann dem Bildniß des Gekreuzigten die Beichte ihrer Sünden abzulegen. Beim klaren

Mondlicht, das in die Stube fiel, kam es ihr vor, als blicke das Gottesbild voll himmlischen, verzeihenden Erbarmens auf sie herab; sie fühlte sich von höherer Weihe durchflammt und die Erinnerung an die Nacht im Garten zu Gethsemane brach wie ein heilig mildes Licht durch die Schrecknisse dieser Nacht.

Die Stunden schwanden eine nach der andern hin; schon verkündete ein weißer Streif im Osten den Anbruch des Tages. Margarita betete noch immer fort, aber ihre ungleich werdenden Athemzüge, ihre krampfhaft zusammengepreßten Hände, der kalte Schweiß, der auf ihre Stirne trat, verriethen, daß sie das Nahen eines entsetzlichen Verhängnisses ahne. Einmal geschah es, daß sie, von unaussprechlichem Grauen überwältigt, aufflehte: „O Gott! wenn es sein kann, so rette mich von blutigem Tod!“ Es war das letzte Aufflammen der Sterblichkeit in ihr; mit heldenmüthiger Willenskraft überwand sie ihre Schwäche, ihr Zagen schwand und ihr himmelwärts gerichteter Blick sprach: „Herr! ich bin bereit.“

Die Dämmerung war indessen so weit angebrochen, daß man die Gegenstände dunkel zu unterscheiden vermochte. Margarita hörte draußen Schritte; sie raffte sich schnell vom Boden auf

wo ſie bis jetzt gekniet hatte. Die Stunde war gekommen; Girolamo pochte an's Fenſter.

Gennaro erwachte davon, und war im Begriff aus dem Bette zu ſpringen, um den Ruheſtörer zu entdecken, als Margarita ihm halblaut zurief: „Bleib liegen! Ich bin ohnehin ſchon auf und will nachſehen, was es gibt.“

Sie ſchlug das Kreuz über ſich, empfahl ihre Seele dem Gott der Erbarmung und öffnete dann mit raſchem Entſchluß das Fenſter.

In demſelben Augenblick fiel ein Schuß. Margarita taumelte einige Schritte zurück, und ſtürzte entſeelt zu Boden. Die Kugel hatte ihr den Kopf zerſchmettert.

Girolamo, der, nachdem er ans Fenſter angepocht, mehrere Schritte zurückgetreten war, um beſſer zu zielen, hatte beim ungewiſſen Schein der Dämmerung nur eine weiße Geſtalt bemerkt, ohne ſie genauer unterſcheiden zu können. In der beſtimmten Vorausſetzung, dieſe Geſtalt könne Niemand als Gennaro ſein, hatte er Feuer gegeben, und ſo ſtatt ſeines Feindes die Geliebte getödtet.

Erſt als er nach einigen Stunden in's Dorf zurückkehrte, vernahm er die furchtbare Wahrheit.

Er allein vermochte den Vorgang, der für die Andern, Gennaro nicht ausgenommen, in grauen-

haft geheimnißvollem Dunkel ſchwebte, zu durchſchauen. Auf die beſtürzte Frage der Dorfbewohner: wer ſo verrucht geweſen ſein möge, ein junges Weib, das Niemanden Böſes zugefügt, zu ermorden? verſetzte er finſter: „Ich war's."

Der dichte Kreis, in dem er ſtand, theilte ſich vor ihm wie vor einem Gottverfluchten. Es wäre ihm leicht möglich geweſen, zu entfliehen; er verſchmähte es, und überlieferte ſich ſelbſt den Gerichten.

Sein Prozeß wurde unter einem gewaltigen Zudrang des Volkes in Ajaccio vor den Aſſiſen verhandelt; die Strenge des Geſetzes ließ einen blutigen Ausgang als unvermeidlich erſcheinen. War es die beredte Vertheidigung von Girolamo's Advocaten, war es der Anblick ſeines finſtern, ſtummen, aber ungeheuern Schmerzes, was die Richter zu mildrem Spruch bewegte, genug: gegen alle Erwartung ward das Todesurtheil, das man als gewiß angenommen hatte, in lebenslängliche Galeerenſtrafe verwandelt. Es war dieß mehr, als ſelbſt Girolamo's Sachwalter zu hoffen gewagt hatte. Nachdem das Urtheil verleſen worden war, näherte er ſich ſeinem Clienten, um ihm, wenn möglich, das harte Loos, das ihm bevorſtand, durch die Vorſtellung erträglicher zu machen,

daß es noch ſchlimmer hätte kommen können, daß er wenigſtens dem Schaffot entronnen ſei. „Euer Leben iſt gerettet!“ ſagte er ihm begütigend. Girolamo, der bisher ſtumm, faſt theilnahmlos da geſtanden war, erhob ſein geſenktes Haupt, warf dem Tröſter einen durchdringenden Blick zu, in dem Schmerz und Lebensverachtung in eine Flamme zuſammenſchlugen, und verſetzte: „Mein Leben? Ich hatte auf ein Todesurtheil gehofft!“

(Ende des zweiten Bandes.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Welt und mein Auge.

Dritter Theil.

Gedruckt
bei
Hanberer und Heckenast in Peſth.

Frau

Henriette Wertheimer

nehme diese Blätter als Zeichen treuer herzlicher

Neigung freundlich auf.

Die Welt und mein Auge.

Novellen

von

Betty Paoli.

Dritter Band.

Pesth, 1844.
Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite.
Leonore	1
Ein Gelübde	103
Bekenntniſſe	123
Ein einſamer Abend	173
Auf- und Untergang. Lebensbild.	197

Leonore.

Floß bis jetzt in dunkler Trauer
Dein verwais'tes Leben hin,
Nun, so fühl's mit Wonneschauer,
Daß ich Dein — auf ewig bin!

Ernst Freihr. v. Feuchtersleben.

I.

Wolle ganz Dein offnes Herz mir zeigen'
Rückert.

Wir bitten den Leſer ſich mit uns in eines jener engliſchen Zimmer zu verſetzen, deren comfortable Einrichtung die Vorliebe der Kinder Albions für ihr home ſo begreiflich macht. Ein helles Feuer loderte im Kamin, ein weicher Teppich bedeckte den Boden, eine geſchmackvolle Eleganz ließ den Mangel an Pracht vergeſſen. Das milde Licht einer Aſtrallampe fiel auf eine junge Frau, die leſend an einem Tiſche ſaß. Ihre Züge trugen ein fremdartiges Gepräge, und fielen mehr durch den Ausdruck von Leidenſchaft und Seelengewalt, der ihnen innewohnte, als durch ſtrenge Regelmäßigkeit auf. Das Geſicht war länglich, ſchmal und vornehm, der Teint etwas ſüdlich, die Stirne

hoch und frei, die großen dunkeln Augen von ungemeiner Schönheit; und ihr kühner, tiefer Blick in vollster Uebereinstimmung mit dem Zug von Schmerz und Stolz, der die Lippen umschwebte. Das nachtschwarze, glänzende Haar fiel in langen Locken auf den zarten, schlanken Hals hernieder. Die Kleidung der jungen Dame war sorglich gewählt; sie schien sich für einen Besuch geschmückt zu haben, und die ungeduldigen Blicke, mit denen sie häufig nach der Uhr sah, bestätigten die Vermuthung. Trotz des Buches, das auf einem Lesepult vor ihr lag, konnte man leicht bemerken, daß ihre Gedanken auf ferner Wanderschaft begriffen seien, und daß nur ihr Auge mechanisch über die Blätter hinglitt, während ihr Geist mit andern Dingen beschäftigt war. Doch mochten diese nicht zu den erfreulichsten gehören, denn mancher Seufzer floh aus ihrer Brust und manche ungeduldige Bewegung verrieth ihre innere Aufregung. Endlich stand sie auf und that einige rasche Gänge durch das Zimmer. In diesem Augenblick schlug die Uhr. Die Hand auf ihr heftig pochendes Herz gepreßt, zählte sie die Schläge. „Acht Uhr!“ sagte sie beklommen. „Er bat mich, ihn nicht länger als bis sechs Uhr zu erwarten; so wird er also auch heute nicht kommen. Einst war es anders; da

jauchzte er der Minute entgegen, die ihn zu mir führen sollte. Jetzt muß ich mir seinen Anblick erbetteln, und wenn er mir das Versprechen, mich zu besuchen, wie ein Almosen hingeworfen hat, findet er es selbst nicht der Mühe werth, es zu halten. Jetzt! o, jetzt!"

Sie verfiel in schwermüthiges Nachsinnen. Man konnte diese zarte, schöne Gestalt nicht unter der Last ihres Kummers gebeugt sehen, ohne inniges Mitleid mit ihr zu empfinden. Die Gluth ihres Blickes, das Leidenschaftdurchdrungne ihres ganzen Wesens bezeichnete sie als eine jener Seelen, von denen die Staël sagt: daß sie fast nie so geliebt werden, wie sie zu lieben verstehen. Das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, saß sie nachsinnend und sich immer mehr in das Gefühl ihrer Verlassenheit versenkend. Sie hatte in der letztern Zeit so viel gelitten, daß es keine Stütze mehr gab, an der sich ihre Hoffnung hätte emporranken können.

Eine halbe Stunde verstrich; für Leonoren mochte sie den Schmerz von Jahren enthalten. Plötzlich ward unten an der Hausthür gepocht. Mit einem Sprunge war Leonore auf, ihre Thränen versiegten, ein Strahl von Freude flog über ihr Gesicht; sie stand horchend, ängstlich vorge-

beugt, und mit zurückgehaltenem Athem. Schritte ließen ſich auf der Treppe vernehmen; ſie kamen immer näher; das Vorzimmer ward geöffnet. Mit einem Freudenſchrei ſtürzte Leonore der Thür zu, und wich beſtürzt zurück als, ſtatt der erwarteten, eine zwar bekannte und theuere, aber jetzt gänzlich unverhoffte Geſtalt eintrat.

„Warum weichen Sie zurück, Leonore?“ fragte der Eintretende mit herzlichem Ton. „Haben Sie keinen Gruß für Ihren alten Freund?“

„Alfred!“ rief Leonore, und eine noch tiefere Erſchütterung flog durch ihr Innerſtes. „Alfred! iſt es möglich? Sind Sie's wirklich? Ich glaubte Sie ſo fern, ſo fern! O hätt' ich gewußt, daß Sie hier in London ſind! Seit Ihrer Abreiſe nach Canada, hab' ich nichts von Ihnen gehört. Wenn Sie wüßten, wie oft ich an Sie dachte, und wünſchte Sie zu ſehen! Zu hoffen wagte ich es nicht. Was führte Sie nach England zurück? Wie erfuhren Sie meinen Aufenthalt? Werden Sie hier bleiben? O ſprechen Sie! Wie lange iſt es, daß ich keine Freundesſtimme vernahm, keine Stimme, die mir die entſchwundnen, beſſern Zeiten zurückgezaubert hätte. Alfred! Gott ſelbſt ſchickt Sie mir in dieſer Stunde. Sind Sie's denn wirklich?“

Während Leenere dieſe kurzen, abgebrochnen Sätze mit von innrer Bewegung zitternder Stimme hervorſtieß, betrachtete ſie der junge Mann mit Blicken, in welchen ſich trübes Staunen ausſprach. Sein ganzes Weſen ſchien nicht geeignet, auf die Leidenſchaftlichkeit des ihrigen einzugehen. Bei der Ruhe und Abgeklärtheit, deren Gepräge ſeine Züge trugen, mochte er ſich durch dieſe heftigen Ausbrüche mehr bekümmert als erfreut fühlen. Alfred's Aeußeres war nicht ſchön zu nennen; nur der Ausdruck von Geiſt und Seelengüte, der in ſeinen Augen lag, veredelte ſein Antlitz. Seine Geſtalt war hoch und ſchlank, ſeine Haltung aber die eines Menſchen, den eine beſtändige Thätigkeit des Geiſtes das Aeußere häufig überſehen macht. Nachdem Leenere in athemloſer Haſt ihn mit allen jenen Fragen beſtürmt hatte, faßte er ſie bei der Hand, führte ſie zum Sopha und indem er ihr gegenüber Platz nahm, ſagte er mit einem Lächeln, das ſeine Züge unbeſchreiblich verſchönte: „Betrachten Sie denn Amerika als das Reich des Todes, aus dem Niemand zurückkehren kann? Vergeſſen Sie, daß der Great Weſtern die Reiſe nach Europa in eine Spazierfahrt verwandelt hat? Ja, liebe Leenere, es iſt wirklich Ihr Freund, Alfred Varney, der vor Ihnen

ſicht, oder eigentlich ſitzt, und ſich herzlich freut, Sie in einer Umgebung zu finden, die alle Sorgen, deren er ſich um Ihrentwillen oft nicht erwehren konnte, weit verbannt. Ich hörte, daß Sie Lady Gurnett's Haus verließen, und —"

„Seit wann ſind Sie in London? unterbrach ihn Leonore ſo raſch, daß es faſt ſchien, als wolle ſie das Geſpräch von ſich ablenken.

„Seit faſt drei Monaten. Meine erſte Frage war nach Ihnen. Schon in Canada hatte ich erfahren, daß Sie nicht mehr bei Gurnett's ſeien, doch vergebens ſuchte ich Erkundigungen einzuziehen, wohin Sie Ihre Schritte gewendet. Niemand wußte mir hierüber Aufſchluß zu ertheilen, und als ich bei meiner Rückkehr Gurnett's ſelbſt darum befragte, antworteten ſie mir ſo kalt und ausweichend, daß ich leicht errathen konnte, es müſſe zum offnen Bruch zwiſchen Ihnen und dieſer Familie gekommen ſein. Nur Flora ſcheint Ihnen ein freundliches Andenken bewahrt zu haben. Zwar wollte oder konnte auch ſie ſich nicht in genauere Mittheilungen einlaſſen, doch ſpricht ſie mit Rührung und Liebe von Ihnen, und behauptet, Sie müßten England verlaſſen haben, weil Sie ſonſt gewiß nicht ſo lange blieben, ohne ihrer Lieblingsſchweſter Nachricht von ſich zu geben. Auch die

übrigen Bekannten wußten nichts von Ihnen und ſo hatte ich nach langem Nachforſchen die Hoffnung, Sie aufzufinden, bereits aufgegeben, als ich Sie heute gegen drei Uhr raſch an mir vorbeifahren ſah. Sie fuhren ſo ſchnell, daß ich Sie nicht anhalten konnte, aber trotz meiner Ueberraſchung und meines freudigen Schrecks blieb mir Beſinnung genug, um nach der Nummer Ihres Wagens zu ſehen. Mittelſt dieſer ward es mir leicht, den Kutſcher, der Sie geführt hatte, aufzufinden und von ihm zu erfahren, an welchem Ort er Sie abgeholt. Kaum war ich davon unterrichtet, ſo eilte ich hieher. Muß ich Ihnen erſt ſagen, wie glücklich mich dieſes Zuſammentreffen macht? Als ich Urlaub nahm, um drei Monate in England zuzubringen, war mein Hauptbeweggrund der Wunſch, Sie wiederzuſehen. Nein, Leonore! Sie brauchen darum nicht zu erſchrecken. Die Leidenſchaft, die ich einſt für Sie hegte, und deren Hoffnungsloſigkeit mich übers Meer trieb, iſt unter Reuen und Pretecellen erloſchen. Doch nein! was rede ich da? Erloſchen iſt ſie nicht, aber verwandelt hat ſie ſich, und iſt ſtatt eines exzeſſiſchen Gefühls zu heitrer Freundſchaft und zu dem Wunſche geworden, Sie ſo glücklich zu ſehen, wie ich Sie nicht machen konnte. Sagen Sie mir, daß

Sie es ſind, und ich will die Vergangenheit nicht mehr betrauern."

„Glücklich?" wiederholte Leonore, nicht ohne Bitterkeit. „Wer iſt es denn?"

„O, liebe Freundin! wer weiß beſſer als ich, daß jene Seligkeit, von der wir in der erſten Jugend träumen, auf Erden nicht zu finden iſt? Aber es gibt ein inneres Glück, das Jeder erreichen kann, der nur den ehrlichen Willen dazu hat, und deſſen Seelenfrieden nicht durch die quälende Sorge um materielle Bedürfniſſe geſtört wird. Sehen Sie, Leonore! als ich von Ihnen ſchied, glaubte ich, es könne nie wieder eine Freude in mein Herz kommen, das nur Sie liebte und nur Sie begehrte. Mir war es recht, in ein Land geſchickt zu werden, wo weder ein milder Himmel, noch Gemälde der Kunſt oder des geſelligen Lebens mich von meinem Grame abzulenken verſprachen. Wie ich gewünſcht und gewollt hatte, fand ich keine dieſer Tröſtungen, wohl aber andre, an die ich nicht dachte, und die mir in einer zu edeln Geſtalt entgegentraten, als daß ich ſie hätte von mir weiſen können. Die Pflichten waren es, die ich zu erfüllen hatte, die Arbeiten, durch welche ich meinem Vaterland nützlich werden konnte. Wohl ward mir's anfangs ſchwer genug, mich in dieſe

gänzlich umgeſtaltete Sein zu ſchicken, aber bald traten neue Hoffnungen an die Stelle der verlorenen. Ich begann an Dingen Intereſſe zu nehmen, die mich früher völlig kalt gelaſſen hatten, und manche erhebende Beziehung, in welche ich mich zu dem Allgemeinen verflechten fand, verlieh meinem Leben einen früher ungeahnten Reiz. Ihr Bild verſchwand darum nicht aus meinem Gedächtniß; doch ich empfand, daß es eine ſchönere Art gebe, Sie zu lieben, als jene, mit der ich Ihnen früher manchen Kummer bereitete. Doch genug hievon. Ich bin nicht hergekommen, um von mir zu ſprechen, ſondern um zu erfahren, ob meine Wünſche für Sie in Erfüllung gegangen ſind, und ob Sie den Menſchen, den Sie nicht zum Gatten wollten, auch als Freund verſchmähen werden."

„Sie verſchmähen, hieße das edelſte, treueſte Herz verkennen," entgegnete Leonore mit bewegter Stimme. „Wenn ich Sie einſt anders behandelte, als Sie es verdienten, ſo denken Sie, daß ich damals ein thörichtes, übermüthiges Kind war, und —"

„Daß ſich Liebe nicht erzwingen läßt," fiel ihr Alfred raſch, doch freundlich in's Wort; „hierüber thut keine Entſchuldigung noth. Wenn Sie auch hart gegen mich waren, ſo handelten Sie

doch immer ehrlich. Nie haben Sie mich auch nur durch einen Blick zu Hoffnungen berechtigt, die Sie nicht erfüllen wollten; nie haben Sie ein Spiel mit mir getrieben. Hätten Sie's gethan, so wäre es mir jetzt wohl nicht möglich, Ihnen so im Innersten versöhnt und beruhigt die Hand zu reichen. Für die Täuschungen, denen ich mich freiwillig hingab, sind Sie nicht verantwortlich. Nun aber erzählen Sie mir, was sich während der langen Zeit unsrer Trennung mit Ihnen begeben hat; wie es kam, daß Sie Gurnett's verließen; welche Beziehungen Ihre Gegenwart ausfüllen; welche Plane und Aussichten Sie für die Zukunft haben. Sprechen Sie! Ihr Freund will Alles wissen."

Der sanfte, Vertrauen erweckende Ton dieser Worte, der offne ehrliche Blick, der sie begleitete, überwältigte Leonore so sehr, daß sie ihres angebornen Stolzes und ihres Vorsatzes, den Kummer, der an ihrer Seele nagte, vor Jedem zu verbergen, vergaß, und schmerzlich die Hände faltend sagte: „O Alfred! ich habe viel gelitten."

Er betrachtete sie aufmerksam. Die Veränderung, die mit Leonoren vorgegangen war, konnte ihm nicht entgehen. Sie, die er als blühendes Mädchen verlassen, stand ihm jetzt blaß, ernst, mit einem unverkennbaren Leidenszug auf der

düstern Stirn gegenüber. Es mußte ein herbes Schicksal gewesen sein, welches diese rosigen Wangen zu entfärben, diese stolzen Augen an Thränen zu gewöhnen vermocht hatte. Die weiche Stimme, das gesenkte Haupt, die schmalen, fast durchsichtigen Hände, Alles schien zu sagen: „Leonore hat viel gelitten.“ Alfred fühlte dieß, und banges Mitleid beschlich ihn; doch wollte er die ohnehin so tief Gebeugte schonen, und so entgegnete er mit einer heitern Zuversichtlichkeit, die mit seinen Empfindungen nicht übereinstimmte:

„Sie haben gelitten? So ist es jetzt vorüber? Um so besser, wenn Sie den Zoll, den wir Alle zu entrichten haben, schon so früh bezahlten; jetzt sind Sie mit dem Schicksal quitt, und dürfen auf bessre Tage hoffen. Was Sie gelitten haben, war gewiß nicht vergeblich; es hat Sie weicher, besser, milder gemacht und für flüchtige Schmerzen haben Sie ewigen Gewinn eingetauscht. Ach, es war leicht vorherzusehen, daß ein Herz, wie das Ihrige, harte Proben werde bestehen müssen! Nun aber erzählen Sie! Wie kam es, daß Sie Burnett-House verließen?“

Leonore lehnte sich in die Ecke des Sophas zurück und wickelte sich, wie von einem Frost durchschauert, fest in ihren Shawl. Ihr Blick schien

in die Vergangenheit zurückzustreifen; sie preßte die Hand auf die Stirn und begann:

„Sie wissen, Alfred, daß ich seit meinem zwölften Jahre im Hause Ihrer Verwandten lebte; als Waise hatten sie mich aufgenommen, um ihrer einzigen Tochter Flora eine Gespielin zu geben. Ich weiß, daß man darin einen Zug von Großmuth und Milde finden wollte; wer aber, wie ich dazu verdammt war, von dieser Milde Gebrauch zu machen, der wußte sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und hätte selbst das Elend dieser glänzenden Sclaverei vorgezogen. Schon als Kind fühlte ich das Drückende meiner Abhängigkeit; schon damals ahnte ich, welche unüberschreitbare Kluft mich von Jenen trennte, die sich meine Wohlthäter nannten. Je älter ich ward, um so heftiger und bittrer ward jenes Gefühl in mir und tausend äußere Anlässe, die meinen Stolz und meine Empfindlichkeit reizten, steigerten es täglich. Beschuldigen Sie mich nicht des Undanks! Oft saß ich stundenlang allein, und rief mir's in's Gedächtniß zurück, daß diese Menschen sich meiner angenommen hatten, als ich ein hilfloses, von seiner Heimath getrenntes Kind an der Bahre meiner Mutter stand, und die ganze Welt mich verlassen zu haben schien. Ich sagte mir, es sei

meine Pflicht, dieſe Familie zu lieben, die mir Schutz und Aufnahme gönnte, der ich Alles, was ich beſaß, verdankte. Ich wühlte in meiner Seele, bis ein Strahl warmer Neigung daraus empor-ſprang; aber wenn ich dann wieder in den Kreis jener Menſchen trat, wenn Lord Gurnett's Vor-nirtheit, wenn die troſtloſe Herzensdürre ſeiner Frau, wenn alle die kleinlichen Unterſcheidungen, mit denen die ſogenannte große Welt Jene demü-thigt, die ihre Huldigungen nicht mit Geld erkau-fen können, wie Meſſer in meine Bruſt drangen, da wichen alle frommen Verſöhnungsgedanken von mir, und ich ward finſtrer, verſchloſſner, düſtrer als vorher. Flora war die Einzige, die ich noch liebte, aber auch ſie war zu kindiſch, zu flüchtig, um mich zu verſtehen, und zu verzogen, um meinem wunden Herzen immer die Schonung zu erweiſen, deren es bedurfte. Ich will ſie darum nicht ankla-gen; die Kränkungen, die ſie mir manchmal, mehr aus Unbedachtſamkeit als aus böſem Willen zu-fügte, hab' ich längſt vergeben. Jetzt, wo Jahre und Leiden mein Urtheil gereift und gemildert ha-ben, ſehe ich ein, daß Flora kein ſterbliches Ge-ſchöpf, ſondern ein Engel Gottes hätte ſein müſſen, um von den Huldigungen, die man ihr allwärts darbrachte, nicht zum Uebermuth verführt zu wer-

den. Zu jener Zeit war ich nicht so billig; ich liebte sie, aber verstand es nicht, ihr nachzugeben. Den Ungleichheiten ihrer Laune setzte ich kalten Trotz, ihren oft unüberlegten Scherzen bittern Hohn entgegen, und die Vorrechte, die man ihr einräumte, schienen mir eben so viele Demüthigungen für mich zu sein. Mein Gemüth war von Haß und empörtem Selbstgefühl vergiftet. Obwohl Sie viel in Lord Burnett's Hause lebten, glaube ich doch kaum, daß Sie jene geheimen Zerwürfnisse jemals ganz durchschauten; ich war zu stolz, um mein Leiden nicht zu verbergen. Um diese Zeit boten Sie mir Ihre Hand an, und —"

„Lassen wir das, Leonore!" bat Alfred. „Ich hoffte, Ihr Herz zu gewinnen, es sollte nicht sein; ich will den schönen Traum vergessen."

„Aber ich werde es nie vergessen," versetzte Leonore, „daß Sie edel genug dachten, um tausend Vortheile und Hoffnungen der Verbindung mit mir opfern zu wollen. Ich wies Ihren Antrag zurück; denn jene Liebe, die Sie von mir forderten, konnte ich Ihnen nicht schenken, und eben so wenig wollte ich Sie übervortheilen. Wäre mir Ihr Glück minder theuer gewesen, hätte ich nicht Ihren ganzen Werth erkannt, vielleicht hätte ich eingewilligt, Ihre Gattin zu werden, um mir

dadurch Freiheit und Unabhängigkeit zu erkaufen; aber ich hielt Sie zu hoch, um Sie als Werkzeug und Mittel gebrauchen zu wollen. Ich fühlte, daß Sie würdig seien, die volle Liebe des edelsten Weibes zu besitzen, und sagte „Nein," weil ich einsah, daß ich Ihnen das Glück nicht gewähren könnte, das Sie verdienten."

„Hatten Sie keinen andern Grund?" fragte Alfred. „Sprach in Ihrem Herzen keine andre Stimme gegen mich?"

„Nein," versetzte sie, und hielt seinen forschenden Blick ruhig aus. „Mein Herz hatte damals noch nicht gesprochen."

Es entstand eine minutenlange Pause, dann nahm Leonore ihre Erzählung wieder auf:

„Sie verließen Europa, um nach Canada zu gehen. O, Alfred! das war ein schwerer, düstrer Morgen, an dem man mir sagte: Ihr Schiff sei abgesegelt. Eine tödtliche Angst überfiel mich; der letzte Freund war von mir gewichen. Jetzt war ich ganz verlassen, trostlos, unerleuchtet! Mir war als müsse ich Ihnen nacheilen, ja, es schien mir, als könne Dankbarkeit und Treue die Stelle der Liebe ausfüllen. Hätte ich Sie noch zu erreichen gewußt, ich wäre zu Ihnen hingetreten, und hätte

geſagt: Wenn das, was ich Ihnen zu geben habe, Ihrem Herzen genügt, ſo nehmen Sie mich hin!"

„Leonore!" rief Alfred heftig. Er ſprang auf, ergriff ihre beiden Hände und fragte, indem er ihr mit dem Ausdruck der tiefſten Innigkeit ins Auge ſah: „Warum wollen Sie mir dieß jetzt nicht mehr ſagen?"

Sie wurde ſehr blaß, zog langſam ihre Hände zurück, und erwiederte leiſe: „Jetzt iſt es zu ſpät."

Alfred errieth den geheimen Inhalt dieſer Worte. Sein Blick ſenkte ſich zu Boden; doch ermannte er ſich ſchnell wieder, und ſagte mit anſcheinender Ruhe: „Fahren Sie fort!"

„Meine Stellung, deren Bitterkeit ich längſt empfand, ward mir mit jedem Tage unerträglicher. So lange Flora und ich Kinder waren, hatte ſich der Unterſchied unſrer Verhälniſſe auf keine ſo ſchroffe Weiſe geäußert; nun aber, da ich bei jedem Schritt an die Ueberlegenheit ihrer Stellung und die Dienſtbarkeit der meinigen erinnert ward, vermochte ich dieſe täglich wiederkehrenden Demüthigungen nicht länger zu erdulden. Feindlich grollend zog ich mich von der Welt zurück; doch half mir dieß wenig, denn der Fluch, der in Ihrem geprieſenen England auf der Armuth und Abhängigkeit laſtet, folgte mir auch in

meine Einſamkeit. Lady Gurnett's kalter Hochmuth ließ mich zu jeder Stunde empfinden, daß ich in ihrem Hauſe nur das Gnadenbrot aß. Das heiße Blut meines Volkes rollte zu glühend in meinen Adern, als daß ich ein ſolches Leben der Erniedrigung hätte fortſetzen können. Ich ſagte mir, daß ich, die Tochter einer der älteſten Familien Spaniens, nicht geboren ſei, um Unwürdiges zu ertragen, und daß ich ohne das Verhängniß, welches, indem es meinen Vater in Riego's unglückſelige Verſchwörung verflocht, ihm Leben und Güter raubte, auf dieſe Menſchen, die es jetzt wagen durften, mich zu beleidigen, mit Stolz herabſehen könnte. Sie errathen leicht, daß ſolche Betrachtungen nicht geeignet waren, mich nachgiebiger und verſöhnlicher zu ſtimmen. Es brauchte nur einen Tropfen, um den bis an den Rand gefüllten Kelch überfließen zu machen. Ein ſcheinbar lächerlich geringfügiger Anlaß führte die Trennung nicht herbei, ſondern beſchleunigte ſie nur. Lady Gurnett beſchloß, den Winter in Nizza zuzubringen; mir ward dieſe Reiſe mit dem Bedeuten angekündigt, daß ich ſie mit einer Kammerfrau der Lady machen ſolle. „Iſt kein Platz in Ihrem Wagen?' fragte ich ſtolz."

„O ja,' verſetzte Lady Gurnett mit ihrem ge-

wöhnlichen eiſigen Ton; ‚aber nicht für Perſonen, welche nicht in meine Geſellſchaft gehören.‘“

„Ich ſtand auf. ‚In dieſem Falle,‘ ſagte ich eben ſo kalt, obwohl mein Herz in wilder Empörung pochte, ‚bitte ich Sie, mich zu entſchuldigen; ich werde nicht nach Nizza reiſen.‘“

„‚Und wo wollen Sie bleiben?‘ fragte ſie ſpöttiſch.“

„‚Gewiß nicht in Ihrem Hauſe,‘ entgegnete ich mit Feſtigkeit.“

„‚Das wollen wir ſehen. Sie haben bis jetzt unter meinem Schutze gelebt, und mir kommt es zu, über Ihr Loos zu entſcheiden. Die Bösartigkeit Ihres Charakters iſt mir nicht verborgen geblieben; ich weiß, daß Sie lange auf die Gelegenheit lauerten, ſich von der Familie zu trennen, welcher Sie Alles verdanken.‘“

„‚Ja!‘ verſetzte ich, und das Blut ſchoß heiß in meine Wangen — ‚jeden Schmerz, jede Schmach, die ich ſeit ſieben Jahren erlitt.“

„‚Sie wären elend zu Grund gegangen, wenn ich mich Ihrer nicht angenommen hätte,‘ rief die Lady heftig.“

„‚Vielleicht wäre ich geſtorben; vielleicht hätte ich zu ſtrenger Arbeit meine Zuflucht nehmen müſſen. Beides wäre beſſer geweſen, als Wohl-

thaten zu empfangen, die mir jetzt vorgeworfen werden.'"

„Die Lady erhob ſich und, als fände ſie meinen Angriff keiner Entgegnung werth, ſagte ſie kurz abbrechend: „Halten Sie ſich zur Reiſe bereit.'"

„„Ich wiederhole Ihnen, Mylady, daß ich auf die Art, wie Sie es wünſchen, nicht reiſen werde,' verſetzte ich entſchloſſen."

„Sie maß mich mit einem verächtlichen Blicke. ‚O ja,' ſagte ſie langſam und ſcharf, ‚ich glaube wohl, daß es Ihnen gefiele, ſich von jeder Aufſicht frei zu machen und auf eigne Hand das abenteuerliche Leben zu beginnen, von dem Ihnen Ihre Mutter das Beiſpiel gab, doch —'"

„Ich fühlte, daß ich todtenbleich wurde. ‚Mylady,' ſagte ich mit von Zorn und Empörung zitternder Stimme, ‚um Ihretwillen rath' ich Ihnen, Ihre Worte zu überlegen.'"

„Die namenloſe Wuth, die in jenem Augenblick mein Inneres durchraſ'te, muß auch meinen Zügen einen furchtbaren Ausdruck verliehen haben; denn erſchreckt und ſcheu trat die Lady zurück. Ihre angeborne Kälte ſiegte jedoch bald über dieſe momentane Erſchütterung und im Bewußtſein ihrer äußern Ueberlegenheit fuhr ſie fort: ‚Ich will nicht, daß ein Geſchöpf, das jahrelang

in meinem Hauſe lebte, durch ſeine Aufführung den Namen ſeiner Beſchützer beflecke. Ihre Jugend, Ihre Geſtalt, die ſchrankenloſe Heftigkeit Ihres Weſens dürften Sie in Lagen bringen, deren Schatten ſelbſt auf Jene fiele, die jemals in einer Beziehung zu Ihnen ſtanden. Ich werde dafür ſorgen, daß dieß nicht geſchehe. Es bleibt bei dem, was ich geſagt: Sie folgen uns mit Mrs. Jerningham nach Nizza.'"

„Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer. Mein Stolz hielt mich aufrecht, keine Thräne netzte mein Auge. Mit gemeſſenen, feſten Schritten ging ich durch den Vorſaal und die Treppe hinauf in meine Stube. Die Wunde, die Lady Gurnett mir ſo eben geſchlagen hatte, war eine jener tiefen, lebensgefährlichen, wo das Blut ſich nach innen ergießt und äußerlich keines ſichtbar wird. Sie hatte das Andenken meiner geliebten, unglücklichen Mutter geſchmäht; ich hätte mich ſelbſt verachten müſſen, noch länger Wohlthaten von einer Frau anzunehmen, die das Allerheiligſte meines Herzens frech und entweihend angetaſtet hatte. Längſt ſchon war es mein Wunſch geweſen, dieß erniedrigende Verhältniß zu zerreißen; der letzte Vorgang verwandelte den Wunſch zum Entſchluß. Die Mittel dazu lagen in meiner Hand.

An meinem achtzehnten Geburtstag hatte mir Lord Gurnett die kleine Summe übergeben, die bei meiner todten Mutter aufgefunden worden war. Es waren im Ganzen etwa achtzig Pfund. So gering Ihnen dieser Betrag scheinen mag, so bedeutend war er mir; denn er setzte mich in den Stand, Gurnett-House zu verlassen, und meinen Unterhalt zu bestreiten, bis ich eine angemessene Beschäftigung finden würde. Von den wenigen Banknoten schien mir jede ein Freiheitsbrief. Diese Summe war mein rechtmäßiges Erbe, mein unbestreitbares Eigenthum; sie enthob mich der Demüthigung, von den Geschenken, die ich Gurnetts verdankte, das Geringste mitzunehmen. Ich wartete die Abenddämmerung ab, um das Haus zu verlassen. Es dunkelte bereits, und ich war eben im Begriff, Hut und Shawl zu nehmen, als Flora in mein Zimmer trat. Sie hatte von dem Streit zwischen mir und ihrer Mutter gehört und ihr bei aller Verzogenheit vortrefflich gebliebenes Herz trieb sie zu mir, theils um mich zu trösten, theils um mich zu überreden, Lady Gurnett's Willen zu thun. Sie setzte sich zu mir und indem sie beide Arme um meinen Nacken schlang, bat sie mich, die Zerwürfnisse, die sich in der letztern Zeit auch zwischen uns erhoben hatten, zu vergessen,

und wieder ihre gute Schweſter zu ſein, wie in den Tagen unſrer Kindheit. ‚Du glaubſt nicht, fuhr ſie ſanft und herzlich fort, wie ſchwer es mir war, Dich immer ſo kalt und fremd zu ſehen. Oft war mir zu Muthe, als müßt ich Dir um den Hals fallen und Dich bitten: Sei wieder, wie früher! Aber Du ließeſt mich nie dazu kommen; Dein Stolz reizte meine Empfindlichkeit und die Kluft zwiſchen uns ward immer breiter. Jetzt laß es vorüber ſein! Gefehlt haben wir Alle; auf ein Bischen mehr oder minder kommt es hier nicht an. Nicht wahr, Leonore, es iſt Alles wieder gut? Mama hat Dir heute weh gethan, aber Du weißt ja —“

„Ich weiß, unterbrach ich ſie, daß Lady Gurnett mir eine Beleidigung zugefügt hat, die ich verdiente, wenn ich ſie hinnähme.“

„Kennſt Du Mama nicht? fragte ſie begütigend. Sie iſt ſo wenig gewohnt, auf Widerſtand zu ſtoßen, daß der geringſte ſie aufbringt und vielleicht haſt auch Du das rechte Maß überſchritten. Laß nur mich machen! Es wird Alles nach Deinen Wünſchen gehen. Du brauchſt nicht mit der Jerningham zu reiſen; Mama muß Dir einen Platz in unſerm Wagen geben oder ich ſetze mich zu Dir in den Deinigen. Du haſt mich oft ein

verzogenes, lamentables Kind genannt; jetzt will ich es einmal sein, um Deinen Willen durchzusetzen. Es müßte doch seltsam zugehen, wenn man mir Etwas verweigerte! Sei nur wieder ruhig.'"

„Sie bat so herzlich, daß heiße Thränen über meine Wangen rannen; aber mein Entschluß wurde darum nicht zum Wanken gebracht. Man sagt uns Arragoniern nach, daß wir uns, um einen Nagel in die Wand zu schlagen, unsers eisernen Kopfes bedienen, und wenn ich über meinen eignen Charakter nachdenke, so möchte ich diesem Sprichwort beinahe Recht geben. Hätte Flora noch vor wenigen Stunden auf diese Weise mit mir gesprochen, vielleicht wäre Manches anders gekommen; jetzt aber, nachdem ich die Schmähung vernommen hatte, die meiner Mutter in's Grab nachgesendet ward, konnte mich nichts mehr zum Bleiben bewegen. Es war mir unmöglich, länger mit Lady Gurnett zu leben. ‚Lieber Noth und Elend! lieber den Tod!' schrie es in meinem Herzen. Wie fest entschlossen ich aber auch sein mochte, so konnte ich mich doch bei dem Gedanken an die Trennung von Flora der schmerzlichsten Rührung nicht erwehren; ich hatte nie gewußt, daß sie mir so theuer sei."

„‚O Schweſter! liebe Schweſter!‘ rief ſie ſehr bewegt, ‚weine nicht ſo! Es thut mir zu weh. Ich will Dir ja Freude machen ſo viel ich kann. Fordre von mir, was Du willſt! Das gilt nicht nur für jetzt, ſondern für immer. Sieh! fuhr ſie fort, indem ſie ein kleines goldnes Kreuz, das ſie beſtändig am Halſe trug, haſtig losmachte, nimm dieß als Erinnerung an dieſe Stunde, und wenn Du je etwas recht Großes, recht Schweres von mir verlangen willſt, ſo zeige mir nur dieß Kreuz. So wahr ich auf mein Heil hoffe, will ich Dir dann zugeſtehen, was Du von mir begehrſt. Nimm, o nimm!‘“

„Mit zitternden Händen knüpfte ſie das ſchmale Band, an dem das Kreuz hing, um meinen Hals; ich ließ ſie gewähren. Es war mir ſchmerzhaft ſüß, ein letztes Andenken ihrer Liebe zu empfangen, und treu hab ich es bis auf dieſe Stunde bewahrt. Nicht um jemals eine Forderung darauf zu gründen, ſondern weil es mich an ein Geſchöpf mahnt, das ich liebte und vielleicht auch nie wiederſehen werde.“

Leonore hielt inne; trübe Gedanken ſchienen ſich ihrer Seele zu bemeiſtern. Alfred warf die Frage hin: „Und Sie ſagten Flora nichts von Ihrem Vorhaben?“

„Nein. Sie hätte die Nothwendigkeit meiner Entfernung nicht begriffen und mir die Ausführung meines Vorhabens vielleicht unmöglich gemacht. Ich suchte mich zu fassen und sie zu beruhigen. Um auch ihr ein Pfand der Erinnerung zurückzulassen, gab ich ihr ein Armband, das ich von meinem Haar geflechten hatte, und bat sie, es mir zu Liebe zu tragen. Sie dankte mir mit einer Innigkeit, die mir tief in's Herz schnitt. Ich fühlte, daß ich meine Bewegung nicht länger vor ihr würde verbergen können, und eine Unpäßlichkeit vorschützend, äußerte ich den Wunsch, mich zur Ruhe zu begeben."

„‚Ich will bei Dir bleiben,' sagte sie."

„‚Nein,' versetzte ich rasch, ‚Ruhe thut mir am meisten Noth. Ich muß mich in der Einsamkeit sammeln. Geh, Flora! So viel ich mich erinnere, sollst Du heute mit Lady Gurnett in die Oper fahren; Du hast keine Zeit zu verlieren, wenn Du Dich umkleiden willst. Ich brauche Niemanden, und sollte ich dennoch fremden Beistandes bedürfen, so ist ja die Klingel hier im Zimmer.'"

„Sie weigerte sich noch eine Weile mich zu verlassen, und nur meinen wiederholten Versicherungen, daß ich nichts als Ruhe bedürfe, gelang

es, ſie zum Gehen zu bewegen. Mit einem herzlichen Kuſſe ſchied ſie von mir und verſprach, nach der Oper gleich zu mir zu kommen, um zu ſehen, wie ich mich befinde. Als ſie fort war, verbarg ich das Geſicht ſchluchzend in die Kiſſen des Sophas; mir war es, als ſei mein guter Engel von mir geſchieden. Plötzlich erinnerte ich mich, daß keine Zeit zu verlieren ſei; mit Gewalt drängte ich meine Empfindungen zurück, trocknete meine Thränen und machte mich fertig. In dieſem Augenblick rollte Lady Gurnett's Wagen durch das Thor; ich ſchickte Flora einen verzweiflungsvollen Gruß nach und näherte mich dann der Thür. Noch auf der Schwelle ließ ich einen langen ſchmerzenvollen Blick über das Zimmer gleiten, in dem ich ſo lange gelebt und ſo viel gelitten hatte. O, wie ſchwer war mir der Abſchied ſelbſt von den lebloſen Gegenſtänden, die mir durch lange Gewohnheit gleichſam befreundet worden waren. Ich ſtand zaudernd, faſt ſchwankend; da erwachte wieder der unbezwingliche Stolz in mir. Ich ſah Lady Gurnett's hochmüthige Geſtalt ſich vor mir aufrichten; ich hörte den eiſigen Ton ihrer Stimme. Die Erinnerung an die heutige Scene quoll empörend durch mein Gemüth, und raſch warf ich die Thür hinter mir zu. Ich begegnete Niemanden auf der

Treppe. Die Dunkelheit des Abends, und der ſchwarze Schleier, den ich über dem Geſicht trug, ließen mich unbemerkt durch den Hof und an der Loge des Portiers vorbeikommen. Ich ſtand auf der Straße; die Gefahr der Entdeckung war jetzt vorüber, und dennoch überſchlich mich eine unbeſchreibliche Bangigkeit. Obwohl ich bereits ſeit ſieben Jahren in London lebte, wußte ich mich in dieſer Stadt nicht zurechtzufinden. Nur höchſt ſelten war ich zu Fuß ausgegangen, und auch dann ſtets nur in Begleitung von Flora's Gouvernante. So wußte ich weder Weg noch Steg, und Afrika war mir nicht unbekannter, als die nicht zum Weſtend ſtoßen. Ich überlegte was zu thun ſei. Es war mir nicht ſchwer einzuſehen, daß Burnett's meine Spur in London auffinden könnten, und darum beſchloß ich, die Zeit bis zu ihrer Abreiſe auf dem Land zuzubringen. Ein Miethwagen rollte an mir vorbei; ich rief dem Kutſcher zu, und befahl ihm, mich nach Barring zu führen. Fordern Sie von mir keine Beſchreibung des Zuſtandes, in welchem ich dort ankam; mein Herz blutete aus tauſend Wunden, und nur der Gedanke, daß jeder Rücktritt unmöglich ſei, verlieh mir die Kraft, die einmal betretne Bahn zu verfolgen. Ich blieb in Barring, bis ich durch die

öffentlichen Blätter die Abreiſe der Familie Gurnett erfuhr. Dieſer Anzeige war die Bemerkung beigefügt, der ehrenwerthe Lord würde London ſchon früher verlaſſen haben, wenn nicht die Nachforſchungen um eine junge Dame, die plötzlich aus ſeinem Hauſe verſchwunden war, ihn zurückgehalten hätten. Dieſe Nachforſchungen erweckten in mir den Zweifel, ob es nicht beſſer wäre, in Barring zu bleiben, als mich in eine Stadt zu begeben, wo ich jeden Augenblick erkannt werden konnte. Doch alle Bedenklichkeiten mußten vor dem Gebot der Nothwendigkeit verſtummen. Ich mußte arbeiten, um zu leben. Welche angemeſſene Beſchäftigung konnte mir an einem Orte werden, wo Niemand meiner geringen Talente bedurfte? Ich hoffte in der Hauptſtadt leichter Mittel zu finden, meine Exiſtenz zu ſichern, und durch den Gedanken, daß es mir unter zwei Millionen Menſchen leicht gelingen würde, unentdeckt zu bleiben, einigermaßen beruhigt, kehrte ich nach London zurück."

„Nun begann eine ſchwere trübe Zeit für mich; die Halbheit meiner Erziehung machte ſich mir nur allzufühlbar. Wäre ich reich geweſen, ſo hätte, das Wenige, was ich wußte, vollkommen hingereicht, um mich für very clever gelten zu laſſen;

da ich aber darauf angewieſen war, mir durch meine Talente meinen Lebensunterhalt zu erwerben, bemerkte ich bald mit Schrecken, wie wenig ausgebildet dieſe waren. Ich wußte eine Menge Dinge oberflächlich, aber kein einziges vollſtändig und ganz. Ich ſpielte Klavier und Harfe, ich zeichnete und malte, doch in aller dieſer Geſchicklichkeit hatte ich es nicht weiter gebracht, als tauſend Dilettanten. Mit qualvoller Beſchämung geſtand ich mir, daß ich in jugendlichem Leichtſinn die Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen, hatte entgehen laſſen; ſtatt mich aber fruchtloſer Reue hinzugeben, beſchloß ich keine Anſtrengung zu ſcheuen, um das Verſäumte nachzuholen. Mein Zeichenlehrer hatte mir oft geſagt, daß ich bei meiner Anlage für Blumenmalerei bei etwas Fleiß Bedeutendes leiſten würde; ich beſchloß nun, mich auf dieſes Fach zu verlegen. Ich zeichnete und malte vom Morgen bis zum Abend und Nachts träumte ich von meinen Blumen. Es iſt ſelten, daß ein wahrhaftes und angeſtrengtes Bemühen ohne Erfolg bleibt; ſo gelang es auch mir, in Monaten einzubringen, was ich in Jahren verſäumt hatte. Die ſchlichte, aber vortreffliche Bürgerfamilie, bei der ich wohnte, übernahm es, den Verkauf meiner Gemälde an einen Bilderhändler zu

beſorgen. Um unentdeckt zu bleiben, hatte ich meinen Namen verändert, und Niemand ahnte, das die Blumenmalerin Ellen Carrey mit Leonore de Solis ein und dieſelbe Perſon ſei. Ich lebte gänzlich zurückgezogen und beſchränkte meinen Umgang auf die Wenigen, mit denen ich meiner Angelegenheiten wegen verhandeln mußte. Meine Lage verbeſſerte ſich in dem Maße, als ſich mein Talent immer mehr ausbildete. Meine Bilder wurden geſucht, zu bedeutenden Preiſen verkauft, und vermuthlich hätte ich noch größern Gewinn daraus gezogen, wenn der Verkauf derſelben nicht durch einen Dritten gegangen wäre. Wie dem aber auch ſei, mir genügte, was ich hatte, und lieber wollte ich einige Guineen einbüßen, als mit Menſchen in Berührung kommen, die mich in frühern Zeiten gekannt haben konnten. Nach drei Jahren angeſtrengten Fleißes ſah ich mich in den Stand geſetzt, einen eignen Herd zu haben. Mit dankbarer Rührung verließ ich die Familie, bei der ich bis dahin gelebt hatte, und bezog dieß Haus, das mir doppelt werth iſt, ſeitdem Sie es betraten. Hier haben Sie die Geſchichte meiner letztern Jahre."

„Haben Sie mir Alles geſagt?" fragte Alfred mit liebevollem Ernſt. „Ich denke, Sie gaben

mir mehr Ihre äußere als Ihre innere Geſchichte. Hat ſich in Ihrem Herzen nichts begeben, was der Mittheilung werth wäre? Sie kennen mich genug, um überzeugt zu ſein, daß ich nicht aus eitler Neugier frage. Leonore! in wenigen Tagen muß ich England verlaſſen, vielleicht ſeh' ich Sie nie wieder. Antworten Sie mir, meine theure, liebe Freundin! Iſt Ihr Herz frei und unbeſiegt geblieben, wie damals, als ich vergeblich darum warb?"

Leonorens Thränen brachen ſtill hervor. „Laſſen wir dieſes!" bat ſie leiſe. „Wozu Dinge beſprechen, die uns Beiden ſchmerzlich wären?"

„Nein!" rief Alfred, „ſchmerzlicher kann mir nichts ſein, als Sie leiden zu ſehen, ohne Ihnen Troſt bieten zu können, und auch Ihr Kummer wird leichter werden, wenn Sie mir ein Theil davon abgeben. Gedenken Sie der frühern Tage! Selbſt als Sie meine Hand ausſchlugen, ſagten Sie mir, daß ich Ihnen theuer ſei, wie der geliebteſte Bruder; laſſen Sie mich jetzt mein brüderliches Recht anſprechen. Glauben Sie meiner Verſicherung: meine Leidenſchaft für Sie iſt zum tiefſten, herzlichſten Wohlwollen geworden, und jede andre Regung in mir erſtorben. Sie ſind mir werth genug geblieben, um daß ich für Ihr Glück

freudig Alles hinopfern könnte; aber die Hoffnung, Sie zu beſitzen, hab' ich längſt aufgegeben, und bin nicht ſo kindiſch, da Treue zu fordern, wo mir nie Liebe ward. O Gott! nicht dieſe Thränen! Sind Sie unglücklich? Iſt der Menſch, dem Sie Ihr Herz ſchenkten, dieſer Gabe nicht werth? Was iſt's?"

„Nichts, nichts, mein Freund, was Sie beängſtigen dürfte," verſetzte Leonore mit dem ihr eigenthümlichen trüben, aber ſüßen Lächeln. „Sie wiſſen nicht, wie wir Frauen ſind: wir weinen oft, wo ein Mann gar keinen Grund zur Traurigkeit ſähe; wir überſchätzen kleine Liebesbeweiſe und eben ſo dünkt uns die geringſte Vernachläſſigung ein unverantwortlicher Frevel. Das iſt Alles."

„Es wird mich freuen, Ihnen, wenn ich Ihre Mittheilungen werde vernommen haben, Ihre Trauer als grundlos verweiſen zu können; aber eher laſſen Sie mich den Grund derſelben erfahren. Ich bin ruhig, kann Alles hören, und daß mein Herz Sie verſtehen wird, wiſſen Sie."

Leonore vermochte Alfred's Bitten, dem Drang ihres eignen Gemüthes, das ſich nach ſo langem Verſtummen nach Mittheilung ſehnte, nicht zu widerſtehen, und begann wie folgt:

„Ja, Alfred, Sie haben Recht, wenn Sie vermuthen, daß es mit meiner Herzensfreiheit vorbei iſt. Wie ich ſie verlor, mögen Sie nun erfahren. Es ſind jetzt zwei Jahre, als ich, ganz in meinen Gedanken vertieft, durch Fleetſtreet ging. Ich war ganz allein und ſchritt eilig fort, um meine Wohnung bald zu erreichen; in meiner Zerſtreutheit bemerkte ich das Tilbury nicht, das mich erreichte, als ich eben quer über die Straße ging. Ich überhörte den Zuruf und wich nicht aus; ſo kam es, daß ich zu Boden geworfen ward. Ich ſtieß einen Schrei aus, der jedoch mehr vom Schrecken als vom Schmerz erpreßt war, denn ich hatte mich nur leicht verletzt. In einem Augenblick ſah ich mich von einer Menſchenmaſſe umringt; ich gerieth in die peinlichſte Verlegenheit, und wußte die Fragen, mit welchen man mich beſtürmte, nicht zu beantworten. Da trat ein junger Mann auf mich zu, der mir mit beſtürzter Theilnahme ſagte: ‚Ich bin es, Miß, der ſo unglücklich war, die Veranlaſſung zu dieſem Unfall zu ſein. Sie überhörten den Zuruf meines Grooms, und ich konnte mein Pferd im Lauf nicht aufhalten. Darf ich hoffen, daß Sie unbeſchädigt geblieben ſind?‘“

„Ich gab ihm dieſe Verſicherung und wollte

verſuchen, mich durch die Menſchenmenge zu drängen. Er fuhr fort:"

„„Wenn Sie mir einen Beweis Ihrer Verzeihung geben wollen, ſo erlauben Sie mir, Ihnen als Begleiter zu dienen. Wenn John Bull einmal in Allarm gebracht iſt, kann eine Frau allein ſeinen etwas ſtürmiſchen Demonſtrationen ſchwer entgehen. Geſtatten Sie mir, mein unwillkürliches Unrecht wenigſtens zum Theil wieder gutzumachen, und Sie aus dieſem Pöbelſchwarm zu befreien.'"

„Ohne meine Antwort abzuwarten, legte er meinen Arm in den ſeinigen, und in wenigen Minuten hatten wir die Menge hinter uns. Ich war ſo heftig erſchrocken, daß ich noch an allen Gliedern zitterte; unfähig einen Schritt weiter zu thun, blieb ich ſtehen."

„„Mein Gott!' ſagte der Fremde mit unverkennbarer Betrübniß. ‚Sie ſind unwohl und an dem Allem bin ich Schuld.'"

„‚Ich bin es zum Theil auch,' verſetzte ich mühſam; ‚hätte ich Acht gegeben, ſo wäre das Ganze nicht geſchehen. Beunruhigen Sie ſich meinethalben nicht. Mir iſt ſchon beſſer und ich will Ihre Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen. Meine Wohnung iſt nicht mehr fern; ich hoffe ſie allein erreichen zu können.'"

„‚Nein, Miß,‘ entgegnete er, ‚ich werde dieß nie zugeben. Sie können mir verbieten an Ihrer Seite zu gehen, aber nichts ſoll mich abhalten, Ihnen auf dem Fuße zu folgen und darüber zu wachen, daß Ihnen kein neuer Unfall begegne. Nach Ihren Zügen und Ihrer Ausſprache zu ſchließen, ſind Sie eine Fremde; Sie wiſſen nicht, welchen Unannehmlichkeiten eine Frau in den Straßen London's ausgeſetzt iſt. Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, wenn es auch nur wäre, um unſer engliſches Sprichwort zu beſtätigen: daß ſelbſt der böſeſte Wind für irgend Jemanden günſtig weht.‘“

„Ich hatte keinen Grund ſein Erbieten abzulehnen und überdieß fühlte ich mich ſo ſchwach, daß es wirklich bedenklich geweſen wäre, meinen Weg allein fortzuſetzen. In ziemlich gleichgiltigem Geſpräch durchſchritten wir die wenigen Straßen, die mich von meiner Wohnung trennten. An der Thür meines Hauſes verließ mich Edgar mit einem ehrerbietigen Gruß, und ohne die Abſicht auszuſprechen, unſre Bekanntſchaft fortzuſetzen. Bleich und angegriffen betrat ich mein Zimmer, und erzählte der guten Mrs. Nysdale, was mir widerfahren war. Sie beklagte mich, gab mir nervenſtillende Tropfen, legte Compreſſen

auf meinen gequetschten Arm, und somit schien der ganze Vorfall abgethan."

„Er war es nicht. Schon am nächsten Morgen kam Edgar's Groom und überbrachte mir ein Billet seines Herrn, worin sich dieser nach meinem Befinden erkundigte, und mir in den wärmsten, doch zugleich ehrfurchtsvollsten Ausdrücken seine Entschuldigungen wiederholte. Ich gab ihm eine höfliche, doch kurze und bloß mündliche Antwort. An jedem folgenden Tag erschien eine Botschaft von ihm, und bald verwandelte sich der Ton seiner Briefe auf eine Weise, die mein ganzes Gemüth aufregte. Ich war längst wieder hergestellt; er hatte sich nicht mehr nach meinem Befinden zu erkundigen, auch schrieb er mir nicht mehr davon, sondern nur von seinem Wunsch, mich wiederzusehen. Er bat, er beschwor mich, ihm nicht zu verweigern, was man dem Gleichgiltigsten gewährt: eine kurze Unterredung. Seine Worte brachten mein ganzes Herz in Aufruhr; wäre er mir gleichgiltig gewesen, so hätte ich mich mit der Erlaubniß, die er von mir erflehte, losgekauft; aber seine Schönheit, der Adel seines Wesens, Alles bis auf die Vornehmheit seiner Erscheinung hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, mit dem ich nicht zu spielen wagte. Endlich erhielt ich

einen Brief, in welchem er mir ſeine Leidenſchaft, die er mich bis jetzt nur hatte ahnen laſſen, offen geſtand, und die Entſcheidung in meine Hand legte. Soll ich es Ihnen geſtehen, Alfred? Ich konnte mich bei dem Gedanken, von Edgar geliebt zu ſein, einer dunkeln, tiefen Entzückung nicht verwehren. Kalt, ſtarr und dumpf war das Leben geweſen, das ich bisher geführt hatte; nun brach reicher Sonnenglanz in mein trübes Daſein. Ein Glück, das ich nie zu hoffen gewagt, das ich nie geahnt hatte, trat held lächelnd zu mir — ich hatte nicht die Kraft es zurückzuſtoßen. Alle Bedenklichkeiten, alle Rückſichten waren mir wie der Staub unter meinen Füßen. Ich war nur ſo lange ſchwankend und ungewiß geweſen, als ich Edgar's Neigung bloß vermuthet hatte; jetzt, da ſie mir zur ſeligen Gewißheit geworden war, blieb mir kein Schwanken, keine Wahl. Es ſchien mir kleinlich und armſelig um meine Liebe werben zu laſſen; verſchenken wollt ich ſie, frei und unbedingt, wie das Geſchick ſeine Gaben auf erwählte Stirnen ſtreut. Ich ſah Edgar, und unſer Bund ward geſchloſſen."

„Fanden Sie das Glück, das Sie hofften?"

„Ich war ſehr glücklich. Edgar's Liebe machte mir das Leben zu einem ſeligen Feſt. Oft wünſchte

ch mir zu ſterben, weil ich fühlte, daß ſolche Wonne auf Erden nicht beſtehen könne."

„Und iſt es nicht ſo geblieben?"

„Ich hoffe: ja," verſetzte Leonore mit unſichrer Stimme. „Meine Liebe für Edgar iſt zu heiß, als daß ich an ein Schwinden der ſeinigen glauben könnte."

„Warum dann Ihre Unruhe, Ihr ſichtlicher Kummer?" fragte Alfred zweifelnd.

„Hab' ich Ihnen nicht ſchon geſagt," entgegnete Leonore mit erzwungenem Scherz, daß wir Frauen wunderliche Geſchöpfe ſind? Edgar iſt im Staatsdienſt; ſeine Geſchäfte nehmen den größten Theil ſeiner Zeit in Anſpruch. Ich bin meiſtens ganz allein; die Einſamkeit läßt uns, wie die Nacht, in ganz unſchuldigen Gegenſtänden oft wahre Schreckbilder erblicken, und ſo quäle ich mich manchmal mit Befürchtungen, deren Grundloſigkeit ich belächle, wenn ich in Edgar's Auge ſehe. Freilich wollen ſie ſeit einiger Zeit ſelbſt vor dieſem Zauber nicht immer weichen; ich war thöricht genug, Edgar Vorwürfe zu machen, die ihn um ſo mehr verletzten, je weniger er ſie verdiente; ja es kam ſelbſt zum Streit zwiſchen uns, und ich mußte meinen unwürdigen Argwohn durch lange

Entbehrung ſeines Anblicks büßen. Hätt' ich nur immer die Kraft ihm mein Leiden zu verbergen!"

„O ihr armen Frauen!" rief Alfred; „man ſchlägt euch Wunden und ihr entſchuldigt euch noch, daß ſie bluten. Doch noch um Eines und zwar um das Wichtigſte muß ich Sie befragen: Wenn Edgar Sie wirklich liebt, was hält ihn ab, Ihnen ſeine Hand zu reichen?"

„Edgar's Zukunft hängt größtentheils von einem hochbejahrten Oheim ab, der nie darein willigen würde, ſeinen Neffen mit einer armen und mittelloſen Fremden vermählt zu ſehen."

„Und denkt Edgar kleinlich genug, um ſich durch ähnliche Rückſichten beſtimmen zu laſſen?"

„Er liebt ſeinen Oheim."

„Mehr als Sie?"

„Wir wollen billig ſein. Er iſt im Schooße des Ueberfluſſes geboren und —"

„Das wurden Sie auch."

„Ja wohl! und Gott behüte Jeden vor Lehrjahren, wie ich ſie ſpäter durchmachen mußte," entgegnete Leonore mit einem Blick gen Himmel. „Indeſſen iſt es nicht jene Bedenklichkeit allein, die Edgar zurückhält. Sein Oheim, Lord Courcey —"

„Courcey?" rief Alfred und ſein ganzes Weſen

verrieth die äußerſte Spannung. „Und Edgar's Familienname iſt?“ —

„Lord Montreſſor,“ verſetzte Leonore unbefangen.

Alfred ſchien von einem elektriſchen Schlag durchſchüttert; er erblaßte und ſein Blick ruhte mit unbeſchreiblichem Mitleid auf Leonoren. Dann machte dieſe weiche Empfindung einem Ausdruck von Zorn und Verachtung Platz und er wiederholte mit bebender Stimme: „Montreſſor!“

„Kennen Sie ihn?“ fragte Leonore haſtig, denn ſeine Erſchütterung war ihr nicht entgangen und langes Leiden hatte ihren Blick geſchärft.

„Ja, ich kenne ihn“, antwortete Alfred kurz.

„Was blicken Sie ſo finſter?“ fuhr ſie mit ſteigender Unruhe fort. „Wiſſen Sie etwas, das — — nein, nein: Sie wiſſen nichts, Sie können nichts wiſſen. Edgar iſt Ihnen alſo nicht unbekannt? Wenn Sie ihn ſehen, ſo ſprechen Sie ihm nicht von mir; es könnte ihn gegen mich erzürnen, daß ich unſer Geheimniß verrieth. Aber ſagen Sie mir, warum der Name Montreſſor Sie erſchreckte?“

„Weil ich nicht glaubte, daß Montreſſor Sie glücklich machen werde,“ erwiederte Alfred, der ſich indeſſen geſammelt hatte, mit Feſtigkeit.

„Iſt er nicht ſchön, edel, liebenswerth?“ fragte Leonore ungeduldig.

„Ich bin ein ſchlechter Richter darüber und meine frühere Leidenſchaft für Sie dürfte in Ihren Augen meinem Urtheil ſeine Giltigkeit rauben. Nein! ſehen Sie mich nicht mit ſo verſtörten Blicken an. Leonore! war ich zu ſelbſtſüchtig? War ich nicht immer Ihr treuer, uneigennütziger Freund?“

Die Hoheit ſeines Weſens ſpiegelte ſich ſo überzeugend in ſeinem Blick und Ton, daß Leonore bewegt ausrief: „Sie ſind der reinſte, edelſte der Menſchen!“

Er erhob ſich zum Gehen. Der Sturm, der ſeine Seele durchwühlte, ließ ſich nicht länger bezwingen und nicht hier durfte er zum Ausbruch kommen. „Gute Nacht, Leonore!“ ſagte er ihr die Hand reichend.

— Sie wollen mich ſchon verlaſſen?“ fragte ſie. Ich habe Ihnen bis jetzt immer nur von mir geſprochen und dagegen nichts von Ihnen gehört, nichts von meiner Flora. O nur einige Worte über ſie! Sie iſt noch unvermählt? Welche Plane hat Ihre Familie mit ihr? Bleiben Sie noch! ich will von Flora hören.“

„Es iſt ſpät, ich muß Sie verlaſſen. Wir ſehen

uns morgen wieder und dann will ich Ihnen jede Auskunft geben. Noch einmal: gute Nacht!"

Alfred neigte sich zu ihr herab; sie ließ es geschehen, daß er einen leisen, schmerzlichen Kuß auf ihre Stirn drückte.

II.

I have so much endured, so much endure!

Byron.

Leonorens Erzählung überhebt uns der Mühe, dem Leser ihr früheres Leben zu berichten; wir haben nur einige Details nachzutragen, die sie ihm nicht mittheilte, weil ihm die einen schon bekannt waren und ihr Stolz sie zwang, die andern zu verschweigen.

Auf einer Reise, die Lady Burnett mit ihrer damals achtjährigen Tochter Flora durch das südliche Frankreich machte, traf es sich, daß sie eines Abends in dem ziemlich schlechten Gasthof einer kleinen Stadt absteigen mußte. Man wies ihr ein Zimmer an, das nur eine ganz dünne Wand von dem anstoßenden trennte; dieses war, wie Lady Burnett auf ihre Fragen erfuhr, von einer kranken Spanierin bewohnt, die mit einem etwa zwölfjährigen Mädchen vor einigen Tagen angekommen war und sich nun durch Krankheit am

Weiterreisen verhindert sah. Das Mitgefühl der Lady ging nicht so weit, sie hier zu hilfreichem Einschreiten zu bewegen; sie verlangte im Gegentheil ein anderes Zimmer, um von dem Stöhnen der Leidenden nicht belästigt zu werden. Da aber alle Räume des Hauses bereits besetzt waren, konnte man ihrem Wunsch nicht genügen und sie mußte sich in Geduld fassen. Lady Burnett war eben im Begriff sich zur Ruhe zu begeben, als sich im Zimmer der Kranken ein Geräusch erhob, dessen Veranlassung nur zu leicht zu errathen war. Menschen gingen ab und zu, laute Stimmen wurden hörbar und bald entnahm die Lady aus den Worten der Herbeigeeilten, daß die Fremde ausgelitten habe. „Armes Kind! arme Waise!“ sagte eine der anwesenden Frauen laut genug, um daß Flora es vernahm. Durch diesen Ausruf aufmerksam gemacht, fragte sie weiter und nachdem man ihr den ganzen Vorgang erklärt hatte, ließ sie mit Bitten und Flehen nicht nach, bis Lady Burnett sich ihrem Willen fügte und mit ihr die Waise aufsuchen ging. Sie traten in das offene Zimmer, wo die kaum erkaltete Leiche noch auf dem Bette lag. Es war eine noch junge Frau von seltner Schönheit; doch mochten diese Züge von großen Leiden durchwühlt worden sein, ehe der Tod seine Ruhe dar-

über gegossen und das bittre Lächeln, das auf den entfärbten Lippen zurückgeblieben war, ließ vermuthen, die Fremde sei mehr am gebrochnen Herzen als an einer physischen Krankheit gestorben. Neben ihr kniete ein junges Mädchen und hielt die Hand der Todten fest an den Mund gepreßt; es war Leonore, die ein ungeheures Weh in jener Stunde mündig machte. Sie weinte nicht, sie klagte nicht; nur die Geisterbläße, die auf ihrem Antlitz lag, die Schauer, die ihre zarten Glieder durchflogen, verriethen den zerstörenden Schmerz, den ihre Kindesbrust zerriß. Sie blickte nicht auf, als Lady Gurnett mit Flora eintrat; sie beantwortete keine der an sie gestellten Fragen; schweigend starrte sie auf die todte Mutter, die ihrem Blick bald für immer entzogen werden sollte.

Dieß wortlose ungeheuere Weh, das keinen Trost suchte und keinen annahm, war so erschütternd, daß es selbst Lady Gurnett's kalte Seele bewegte und Flora's trotz einer verkehrten Erziehung weich und gut gebliebenes Herz in Mitleid zerfließen machte. In Thränen ausbrechend und kaum wissend, was sie that, schlang sie ihre kleinen Arme um den Hals der jungen Spanierin und bat: „O komm mit uns! du thust dir hier zu weh!"

Leonore verstand nur wenig Französisch, aber

die Seelengüte, das warme Mitgefühl, das in Flora's Kinderstimme lag, waren in jeder Sprache verständlich. Wie aus einer Betäubung erwachend richtete Leonore den Blick ihrer großen, südlich schönen Augen auf die kleine, blondgelockte Engländerin, die mit gefalteten Händchen und bittendem Ausdruck vor ihr stand; dann strich sie mit einer heftigen Bewegung die nachtschwarzen Locken aus dem bleichen Gesicht, blickte wild um sich und stürzte mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden.

„O Mutter! liebe Mutter! verlaß die arme Fremde nicht," flehte Flora immer bitterlicher weinend. Sie muß sonst gewiß auch sterben. In Gurnett-Castle ist Platz für uns Alle; ich will ihr mein Bett geben und meine Spielsachen mit ihr theilen, nimm sie nur zu uns! Ich wünschte mir immer ein Schwesterchen: jetzt kannst du mir leicht eines geben. Thu's doch! Wenn du die arme Waise aufnimmst, so will ich recht artig sein, immer französisch sprechen und Mademoiselle Lebran keinen Verdruß machen. Liebe Mutter! Nur dieß Mal thue, was ich von dir begehre."

Wenn es Flora eingefallen wäre, den Mond vom Himmel herunter zu verlangen, so würde ihre Mutter wenigstens versucht haben, diesem un-

sinnigen Verlangen zu entsprechen; um so leichter ward es Flora, ihren Willen in einer Sache durchzusetzen, von welcher die Lady trotz ihrer angebornen Herzenskälte sich gestehen mußte, sie sei recht und edel und die ihr noch überdieß die Gelegenheit verschaffte, eine Protectionsmiene anzunehmen, was sie sehr gern that. Vielleicht hätte sie sich dessenungeachtet länger besonnen, wäre sie nicht durch die Vornehmheit und den Adel, die in Leonerens Erscheinung lagen, bestochen worden. Die stolze Haltung der jungen Spanierin, die ungemeine Zierlichkeit ihrer Hände und Füße, das Aristokratische ihrer Gesichtsbildung ließ auf eine vornehme Abkunft schließen und der Gedanke, daß ihr Schützling nicht den untern Ständen angehöre, war eine große Beruhigung für die vorurtheilsvolle Dame. Am nächsten Morgen erklärte Lady Gurnett den Gerichtspersonen, die sich einfanden, um den Nachlaß der Verstorbenen in Verwahrung zu nehmen, ihren Entschluß, sich der Waise anzunehmen. Man war um so zufriedner damit, als Leonore sonst dem öffentlichen Mitleid zur Last gefallen wäre, und mit großen Lobsprüchen auf die Mildthätigkeit der Lady überließ man ihr das junge Mädchen, ohne sich um das Weitere zu bekümmern. Aus den Papieren der Verstorbenen ging hervor,

daß ſie die Wittwe des Grafen Ramon de Solis war, der durch Riego's verunglückte Verſchwörung einen blutigen Tod gefunden hatte. Seine Güter waren confiſcirt worden und Donna Eſtevania mit ihrer Tochter aus Spanien geflohen, wo es fortan keine ruhige Stätte mehr für ſie gab, wo ihre Verwandten ſie verläugneten und die Feinde ihres Gatten noch an ſeiner Wittwe und ſeinem Kinde Rache zu nehmen ſuchten. Sie hatte ſich nach Frankreich gewendet; aber das Herz der unglücklichen Frau war gebrochen; der Tod hatte ſie ereilt, ohne ihr Zeit zu laſſen für Leonorens Zukunft zu ſorgen. O, mit welcher Verzweiflung mochte dieſe Mutter von ihrem hilf- und freundloſen Kind geſchieden ſein! Donna Eſtevania's Papiere, ſo wie der Schmuck und die unbedeutende Summe, die ſich in ihrem Nachlaß vorfanden, wurden nach Vollziehung der gerichtlichen Formalitäten an Lady Gurnett übergeben und ſchon am nächſten Tage verließ Leonore mit ihrer neuen Beſchützerin die Stadt, wo ſie ihr Liebſtes verloren hatte.

Wir wiſſen bereits, auf welche unerquickliche Weiſe ſich Leonorens Stellung in Lady Gurnett's Hauſe geſtaltete; die Schuld der zahlreichen Zerwürfniſſe lag ſowohl in der Herzenskälte und Schonungsloſigkeit der Lady als in Leonorens

vechfahrendem Stolz und leidenschaftlicher Reizbarkeit. Selbst ihre warme, aufrichtige Liebe zu Flora blieb nicht frei von jener Herbheit, die ein ihren innern Bedürfnissen widerstrebendes Loos in ihr Gemüth gebracht hatte; sie war nicht undankbar; aber jede Wohlthat schnitt wie eine Demüthigung in ihr allzu empfindliches Herz. Jahre verstrichen und Leonore begann alle Blicke auf sich zu ziehen; ihre Schönheit war weder untadelig noch unbestreitbar; doch war es unmöglich, dieß Gefühl voll Geisteskraft und Hoheit, dessen warme Färbung ein Abglanz der südlichen Heimath schien, je wieder zu vergessen, wenn man es einmal gesehen oder diesen Blick, welchen Glut und Energie fast hart erscheinen ließen, je wieder aus dem Gedächtniß zu verlieren. Alfred Barney, ein entfernter Verwandter der Familie Gurnett, empfand die Macht ihrer Reize tief genug, um ihr Herz und Hand anzubieten. Sie schlug Beides aus; denn sie konnte Alfred nur wie einen Bruder lieben, und war zu edel, zu wahrhaft, um ihn über ihre Gefühle zu täuschen. Mit blutender Seele riß sich Alfred los und verließ England, um im fernen Canada zu versuchen, ob Entfernung, Arbeit und strenge Pflichterfüllung im Stande seien, ein krankes Herz zu heilen. Der Versuch gelang ihm besser,

als er es zu hoffen gewagt hatte. Seine Heiterkeit kehrte zurück und er log nicht, wenn er Leonoren sagte, daß seine frühere Leidenschaft zum innigsten Wohlwollen, zur reinsten, selbstvergessendsten Freundschaft geworden sei. Je wärmer und herzlicher diese war, um so tiefer mußte es ihn betrüben, durch Leonorens Mittheilungen zu erfahren, daß sie, ohne es zu wissen, in Verhältnisse verflochten sei, von denen nur Schmerz und Schmach zu erwarten standen.

Leonore war in ihren Bekenntnissen, in so fern sich diese auf Edgar bezogen, nur halb aufrichtig gewesen. Sie hatte verschwiegen, daß dieß Verhältniß, in welchem sie einst ihr ganzes Glück gefunden hatte, nur mehr ein Quell von Bitterkeit und schmerzhaften Erschütterungen war. Es war nach und nach so gekommen; Leonore selbst hätte nicht anzugeben gewußt, an welchem Tag der finstre Geist des Unfriedens sich bei ihr eingeschlichen, an welchem Tag die Freude sie verlassen hatte. Schon seit Monaten bemerkte sie eine große Veränderung in Edgar's Wesen. Trotz der Freundlichkeit, mit der er sie behandelte, entging es ihr nicht, daß sein Lächeln erkünstelt, seine Worte berechnet waren, und daß ein schlecht verhehlter Zwang in seinem Benehmen lag. Oft war er zer-

streut und einsilbig. Wenn er sich dann von ihr beobachtet fühlte, nahm er plötzlich wieder einen leichten, scherzhaften Ton an, und sprach mit erzwungner Lebhaftigkeit über die gleichgiltigsten Dinge, um nur die ernstern, schwerern nicht zur Sprache kommen zu lassen. Eine kalte Hand griff an Leonorens Herz. Sie stellte Edgar zur Rede, und da seine ausweichenden Antworten ihr nicht genügten, kam es zu Scenen, die zwar gewöhnlich mit einer Versöhnung endigten, aber Edgar's ohnehin schon erkaltete Liebe zu noch rascherm Ende führten. Wie es häufig geschieht, so wuchs auch in diesem Falle Leonorens Leidenschaft in dem Maße, als die Neigung des jungen Mannes abnahm. Die Schonung und Aufmerksamkeit, womit er sie für den Verlust seiner Liebe zu entschädigen suchte, konnten den brennenden Durst ihres Herzens nicht löschen. Das ungestillte Bedürfniß, das rastlos an ihrer Seele nagte, machte sie so ungleich, so launenhaft, so tyrannisch, daß Edgar dessen bald müde wurde. Diese beständigen Stürme und leidenschaftlichen Ausbrüche beunruhigten sein Leben, und beeinträchtigten die Freiheit seines Geistes. Er kam immer seltner; doch das Uebel, dem er entfliehen wollte, ward dadurch nur ärger. Schon längst machten innere Ursachen eine Trennung

nothwendig; jetzt traten äußere Gründe hinzu, die sie noch unvermeidlicher bedingten. Trotz des widerstrebenden Mitleids, dessen er nicht ganz Herr zu werden wußte, hatte er es gewagt, bei seinem letzten Besuch bei Leonoren ein Wort darüber fallen zu lassen; sie nahm diese leise Andeutung mit einer Verzweiflung auf, die Edgar's Herz zerriß und die, wenn sie auch seinen Entschluß nicht änderte, ihm doch die Kraft raubte, sich so schonungslos zu erklären, wie er sich's vorgenommen hatte. Es kam auch dießmal zu keiner Entscheidung; er hatte nicht den Muth, dieß zuckende, blutende Herz vollends zu brechen, wenigstens wollte er es nicht brechen sehen. Er verließ Leonoren mit dem festen, aber verschwiegnen Entschluß, nicht wieder zu kommen. Wochen vergingen. Der Strom des politischen Lebens, das Gewühl des geselligen Treibens, neu eingegangene Verbindungen ließen Edgar keine Zeit, an Leonoren zu denken, während die Unglückliche in ihrer Einsamkeit keinen andern Gedanken hatte, als nur den an ihn. Er kam nicht wieder. Die Briefe, die sie an ihn richtete, blieben unbeantwortet, bis auf denjengen, den sie ihm an dem Morgen des Tages, an welchem unsre Erzählung beginnt, geschrieben hatte. Dießmal war der Aus-

druck ihres Leidens so herzzerreißend gewesen, daß Edgar die Nothwendigkeit fühlte, diesen Qualen um jeden Preis ein Ende zu machen. Er versprach, sie im Lauf des Tages zu besuchen, doch änderte er bei ruhigerer Ueberlegung diesen Vorsatz und seine Zusage blieb, wie wir bereits wissen, unerfüllt.

III.

O honte! ce n'est par seulement une femme
C'est l'honneur, c'est la foi, la pitié, le serment
Voilà ce que cet homme a trahi lâchement!

Victor Hugo.

Nach einer großentheils schlaflos zugebrachten Nacht hatte Leonore ziemlich spät das Bett verlassen, und betrachtete eben mit einer bittern Empfindung ihr verwachtes, verstörtes Gesicht im Spiegel, als ihr ein Brief von Edgar überbracht wurde. Ihr Herz jauchzte empor. Gewiß erhielt er die Rechtfertigung seines gestrigen Ausbleibens, vielleicht gar das Versprechen seines heutigen Kommens. Hastig erbrach sie den Brief, und las:

„Leonore! Nicht Fühllosigkeit für Ihr Leiden, sondern vielmehr die Furcht, es zu tief mitzufühlen, hinderte mich, Sie gestern zu besuchen. Ich habe Ernstes und Wichtiges mit Ihnen zu besprechen und vermöchte wohl kaum, es mündlich

zu thun. Ihre Thränen würden mich zu schmerzlich rühren; Ihre Heftigkeit würde die ruhige und friedliche Erklärung, die ich mit Ihnen zu haben wünsche, in eine leidenschaftliche Scene verwandeln; wir würden uns nur foltern und die endliche, nothwendige Entscheidung bliebe vielleicht wieder verschoben. Ich mache mir Vorwürfe darüber, daß ich bis jetzt damit zögerte; es ist für uns Beide besser, den bittern Kelch rasch und auf einmal zu leeren. Könnte ich den Schmerz, den ich Ihnen bereiten muß, statt Ihrer ertragen, ich thät' es gern; allein ich kann es nicht, und der einzige Trost, den ich Ihnen zu bieten habe, ist, daß ich in diesem Augenblick leide, wie Sie."

„Wir müssen scheiden. Die Nothwendigkeit unsrer Trennung ist in unsrer innersten Natur begründet. Ein großer, unheilvoller Irrthum hielt uns Beide befangen, als wir glaubten, für einander geschaffen zu sein. Nur eine momentane Leidenschaft brachte eine scheinbare Gleichheit zwischen uns hervor; in der Wirklichkeit sind unsre Charaktere so völlig verschieden, ja einander so schroff entgegengesetzt, daß von einem wahren, innigen Verständniß, dieser Grundbedingung aller Liebe, zwischen uns nie die Rede sein kann. Nein, Leonore! glauben Sie nicht, daß ich Ihren Werth

verkenne. Ihre Geſinnung iſt die uneigennützigſte, edelſte, Ihre Seele die hingebendſte, die ich kenne. Der würdige Stolz, mit dem Sie Alles, was ich Ihnen anbot, zurückwieſen, und nichts beſitzen wollten, als mein Herz, müßte ſelbſt dem boshafteſten Feinde Achtung abzwingen. Dieß Alles erkenne ich; aber unſre Trennung iſt darum nicht weniger unvermeidlich. Wir taugen nicht für einander. Die ſturmvolle Glut Ihres Weſens würde mich immer nur ſtören und ängſtigen; die nordiſche Kälte des meinigen würde Sie tauſend Mal verletzen, und in Kämpfen und Schmerzen verginge unſer ganzes Leben. Das darf nicht geſchehen. Unſre Geiſter können ſich nur begegnen, um ſich zu bekriegen. Die Schuld davon liegt weder an Ihnen noch an mir; denn was können wir für unſre Weſenheit? Glauben Sie etwa, ich habe nicht gelitten, wenn ich Sie weinend und flehend vor mir ſah, und troſtlos empfand, es ſtehe nicht in meiner Macht, Ihnen zu helfen? O, ich weiß von bittern Stunden zu erzählen, ſo gut wie Sie! Doch wir wollen nicht Vergangenes beſprechen, und jede feindliche Erinnerung ſei fern von uns. Aber wiederholen dürfen ſich jene Scenen nicht; keine menſchliche Seele wäre ſtark genug, dieſe Kämpfe nochmals durchzuringen, ohne zu ermatten.

Lassen Sie uns für immer scheiden. Sie sind würdig und fähig, das edelste Herz zu beglücken; verschwenden Sie Ihre Liebe nicht länger an mich, der sie vielleicht nur darum nicht erwiedert, weil er zu tief unter Ihnen steht. Vergeben Sie mir, Leonore, den unseligen Irrthum, der mich Sie aufsuchen hieß; vergeben Sie mir die Leiden, die ich Ihnen bereitete und diesen letzten Schmerz, den ich Ihnen zufüge. Bei Gott! ich täuschte mich selbst mehr als Sie, und trage nun die Strafe dafür, indem ich mit meinem Kummer auch Ihren Jammer fühlen muß. Meine Seele ist um so betrübter, je fester und unwandelbarer mein Entschluß ist. Von diesem Augenblick an trennen sich unsre Pfade für immer."

„Die treue Ergebenheit, die Sie mir stets bewiesen, gibt mir den Muth, Sie noch um Eines zu bitten: verlassen Sie England. Dieß Opfer kann nicht groß für Sie sein; denn ich weiß, daß Sie dieß Land nicht lieben und daß selbst Ihre Gesundheit Ihnen den Aufenthalt in einem wärmern Klima wünschenswerth macht. Kehren Sie in Ihre Heimath zurück. Wenn Sie dieß nicht wollen, so gehen Sie nach Frankreich oder Italien; aber als letzten Liebesbeweis fordre ich von Ihnen, nicht in England zu bleiben. Es ist nicht

mehr als billig, daß ich, indem ich dieſe Forderung an Sie ſtelle, Ihnen auch die Mittel an die Hand gebe, ihr zu genügen. In keinem andern Falle würde ich gewagt haben, Ihnen Geld anzubieten; doch in dieſem, wo Sie um meinetwillen eine durch Ihre Talente und Ihren Fleiß geſicherte Exiſtenz aufgeben ſollen, müſſen Sie mir erlauben, Sie dafür wenigſtens theilweiſe zu entſchädigen. Sie erhalten zugleich mit dieſem Brief eine Anweiſung an meinen Banquier. Ich habe die Benennung der Summe, die er Ihnen auszahlen ſoll, leer gelaſſen, und bitte Sie, den freien Raum nach Ihrem Gutdünken auszufüllen. Mr. Syman wird jeden Ihrer Befehle vollziehen. Es iſt dieß kein Geſchenk, das ich Ihnen anbiete, ſondern eine Schuld, die ich bei Ihnen abtrage, und wenn Sie mich jemals liebten, ſo verſchaffen Sie mir jetzt die Beruhigung, Ihre Zukunft geſichert zu wiſſen. Es wäre mir zu ſchrecklich, wenn ich Sie mir mit Sorgen ringend denken müßte. — Leben Sie wohl, Leonore! Kennte ich Sie minder genau, ſo wollte ich mich der Hoffnung hingeben, daß wir uns einſt als Freunde begegnen werden; aber ich weiß nur allzu gut, daß dieß Unmögliches von Ihnen erwarten hieße. Wir dürfen uns nie wiederſehen; doch ſtets werde ich

an Ihrem Schickſal warmen Antheil nehmen, und mein Herz wird ſich erleichtert fühlen, wenn ich jemals vernehme, daß Sie das Glück fanden, das Sie verdienen, und ich Ihnen nicht bereiten konnte.

Edgar Montreſſor."

Leonore blieb ſtarr und ſtumm, wie ein Steinbild. Bei ſchweren Schickſalsſchlägen hilft es uns nichts, daß wir ſie längſt vorherſahen; ſie treffen uns doch mit der zermalmenden Gewalt unerwarteten Unglücks. Wie den Athemzug eines über Alles theuern Kranken hatte ſie Edgar's hinſterbende Liebe überwacht; mit ahnendem Grauen hatte ſie den Pulsſchlag dieſer Neigung immer ſchwächer werden gefühlt. Als er nun aber gänzlich ſtill ſtand, blieb ſie betäubt, entſetzt, vernichtet, als hätte das Feuer des Himmels ein friſches, üppigblühendes Leben verzehrt. Sie hatte ſo lange gehofft, gezweifelt, gefürchtet, daß ihr das Weilen am Rande des Abgrunds faſt gewohnt worden war. Erſt jetzt, als die letzte Scholle ſich unter ihren Füßen loslöſte und ſie mit ihr in die ſchauerliche Tiefe hinabſtürzte, durchſchütterte ſie jähes Entſetzen, und mit blutenden Händen klammerte ſie ſich an Felsgerölle und Dornen, um nicht

ganz zerschmettert zu werden. Sie weinte nicht, aber ihr krampfhaftes Händeringen, die unarticulirten Laute, die sie ausstieß, waren herzzerreißender als tausend Thränen. Langsam erhob sie sich. Wie ein Mensch, der, nachdem er den Todesstreich empfangen, noch einige Schritte thut, eh' er hinstürzt, schwankte sie durch das Zimmer. „Verloren! verloren!" stammelte sie kaum hörbar. „O, der Elende, der mein Herz von sich stößt, weil es zu heiß, zu liebend schlägt!" Sie stand still; ein Gedanke schien in ihrem Geiste aufzudämmern. „Ich will ihn sehen," sagte sie nach einer Weile mit finstrer Entschlossenheit. „Es wäre allzu leicht, ein Weib an sich zu locken, zu bethören und sich dann abzuwenden und zu sagen: Geh! wir taugen nicht für einander. Nein! nein!" fuhr sie mit wilder Heftigkeit fort, „er soll mir gegenüber stehen, mein Auge will ich in seines bohren, und —" Sie vermochte nicht zu vollenden. Mit einer verzweiflungsvollen Bewegung schlug sie die Hände vor's Gesicht. Dann riß sie sich mit Gewalt empor, warf hastig einen Mantel um und eilte fort.

Fast besinnungslos schritt sie durch die Straßen Londons. Die Vorübergehenden, denen ihre Bläße, ihr verstörter Blick, das Unregelmäßige ihres Ganges auffiel, betrachteten sie mit Verwunderung;

und mochten sie für eine Wahnsinnige halten. Sie bemerkte nichts davon; von der Höhe ihres Schmerzens herab sah sie die Welt nicht mehr. Endlich erreichte sie Regent's Quadrant, und stand vor Edgar's Hotel. Ein heftiges Zittern befiel sie; sie mußte sich an das Gitter lehnen, um nicht hinzusinken. „O, ewige Gerechtigkeit!" stöhnte sie vergehend.

Diese augenblickliche Schwäche wich bald einem neuen Ausbruch von Schmerz und Entrüstung. „Bei Gott! er steckt mich mit seiner Feigheit an;" sagte sie mit einem Lächeln voll Verachtung, und trat schnell in das Haus.

„Mit wem wünschen Miß zu sprechen?" fragte sie der Portier.

Es ist eine der demüthigendsten Empfindungen, wenn wir in Augenblicken, wo unsre Seele mit einem riesengroßen Schmerz kämpft, durch die gleichgiltige Frage eines Dritten an die Außenwelt erinnert werden, mit der wir nichts mehr gemein haben. Leonore zögerte. „Ist Lord Montresor zu Hause?" fragte sie dann.

„Allerdings," versetzte der Portier, dem der Besuch einer jungen, schönen Dame bei seinem Herrn verdächtig scheinen mochte, mit verschmitztem Lächeln.

Sie beachtete es nicht, und schritt die breite, mit Statuen besetzte Treppe hinan. Im Vorzimmer trat ihr Wilton, Edgar's Kammerdiener, der sie kannte, entgegen. „Sie hier, Miß?" fragte er sehr erstaunt.

„Ja, ja, ich bin es;" versetzte sie kurz, während ihre gepreßte Brust vergeblich nach Luft rang. „Ich muß mit Lord Montressor sprechen; führen Sie mich gleich zu ihm."

„Mylord hat eben jetzt Besuch; es wird ihm unmöglich sein, Sie zu empfangen."

„Unmöglich?" rief Leonore, indem sie rasch der Saalthür zuging. „Ich will es ihm möglich machen."

„Miß Carrey!" sagte Wilton, der ihr auf dem Fuße folgte, und sie mit Gewalt zurückhielt. „Besinnen Sie sich! Was wollen Sie thun?"

„Ich habe es Ihnen bereits gesagt; ich muß mit Lord Edgar sprechen und ich werde es."

Wilton betrachtete sie genauer; er bemerkte den unsäglichen Jammer, der in ihren Zügen lag und obgleich ihm der Grund desselben unbekannt war, konnte er sich des Mitleids nicht erwehren. „Sind Sie unwohl, Miß?" fragte er besorgt.

„Nein; aber Sie werden mich tödten, wenn Sie mich länger hier zurückhalten. Ich will zu Edgar."

„Es ist so, wie ich Ihnen bereits versicherte," entgegnete Wilton. „Mylord hat in diesem Augenblick Besuch, und wenn Sie, Miß, darauf bestehen mit ihm zu sprechen, so muß ich Sie bitten, zu warten, bis er allein sein wird. Natürlich können Sie nicht hier im Vorsaal bleiben; wollen Sie mir in das Cabinet folgen, das an Mylord's Arbeitszimmer stößt?"

Sie ging diesen Vorschlag ein. Wilton führte sie in das Cabinet und ließ sie allein, nachdem er ihr das Versprechen gegeben, sie zu benachrichtigen, wenn Edgar's Besuch sich entfernt haben werde. Erschöpft und gleichsam zerschmettert sank Leonore auf einen Stuhl; sie verlangte mit wilder Ungeduld nach dem Augenblick, der ihr Edgar gegenüberstellen sollte und dennoch graute ihr davor, und eine dunkle, entsetzliche Ahnung regte sie bis zum Wahnsinn auf. Sie hatte seinen Brief vom heutigen Morgen mitgenommen; wie Feuer brannte er in ihren Händen. Unfähig einen Gedanken festzuhalten, legte sie das glühende Haupt auf den Tisch und verfiel in jene dumpfe Betäubung, die zerstörenden Erschütterungen zu folgen pflegt, und die es Napoleon möglich machte, nach der Schlacht von Waterloo mehrere Stunden fest und tief zu schlafen. Plötzlich ward sie durch den

Laut zweier wohlbekannter Stimmen aufgeschreckt. Sie richtete sich auf und horchte; ihr Name ward genannt. Leise erhob sie sich von ihrem Sitze und indem ihr ganzes Leben in's Ohr trat, belauschte sie das folgende Gespräch.

„Sie wird es nicht ertragen," sagte Alfred, den sie an der Stimme erkannte.

„Die Nothwendigkeit wird sie's lehren," versetzte Lord Edgar.

„Sie wissen nicht, wie sehr Leonore Sie liebt."

„Ich weiß es leider; aber Sie wissen nicht, welche Qual es ist, so geliebt zu werden."

Alfred schwieg eine Weile; die Aeußerung des Lords schien ihn feindlich berührt zu haben. Dann nahm er mit erzwungener Ruhe das Wort: „Hören Sie mich an, Edgar. Ich bin nicht hergekommen, um Ihnen Vorwürfe zu machen, obgleich ich als Lady Flora's Verwandter das Recht hätte, Sie zur Rede zu stellen. Wir wollen uns nicht über Dinge entzweien, die nicht zu ändern sind, sondern nur darauf bedacht sein, die jetzigen Wirren zum bestmöglichen Ende zu bringen. Leonore war mir einst sehr werth und auch jetzt werde ich nicht dulden, daß ihr Unrecht geschehe. Sie haben nicht so an ihr gehandelt, wie Sie sollten, Sie —"

„Laſſen Sie auch mich ſprechen," unterbrach ihn Edgar, und Sie werden mich billiger beurtheilen. Ich bin kein Geck, kein Lovelace; ein unglückſeliger Zufall machte mich mit Leonoren bekannt. Ihre Neigung kam mir entgegen; ich brauchte ſie nur aufzunehmen. Ich glaubte glücklich mit ihr ſein zu können; es kam anders. Die ſchroffe Verſchiedenheit unſrer Charaktere trat bald hervor und wir machten uns einander das Leben zur Hölle. Ich beſchuldige Leonoren darum nicht; ſie hat vielleicht noch mehr gelitten, als ich. Hätte ich allein die Qual dieſes Zwieſpalts zu ertragen gehabt, vielleicht wäre ich ſtandhaft geblieben. Als ich aber auch Leonoren ſich in Gram verzehren ſah, als jede unſrer Zuſammenkünfte zu einem Quell von Streit und Verzweiflung wurde, da erkannte ich, daß ich nichts zu ihrem Glücke vermochte; erkannte, daß wir uns Beide getäuſcht hatten und begann mich zurückzuziehen. Wenn ich Vorwürfe verdiene, ſo iſt es über die Schwäche, die mich abhielt, ſchon damals jenes Band zu zerreißen. Ich ſah ein, was geſchehen müſſe und vermochte nicht es zu vollbringen. Leonorens Liebe ſtörte, beunruhigte, verdüſterte meine Tage; aber ich hatte nicht den Muth, dieſe Liebe von mir zu weiſen; denn ſie weinte und war zerriſſnen Herzens. Wüß-

ten Sie, in welcher innern Zerfallenheit, in welchem raſtloſen Unfrieden mit mir ſelbſt ich jene Zeit verbrachte, Sie würden mich bedauern. Da trat ein neues Ereigniß in mein Leben: ich lernte Lady Flora kennen. Ihre engelhafte Schönheit, ihre unbeſchreibliche Anmuth, die klare friſche Heiterkeit ihres Weſens machten einen Eindruck auf mich, von welchem ich mir anfangs keine Rechenſchaft ablegte, welchen ich aber bald für Liebe erkannte. Sie flößte mir jene Anbetung ein, die man nur für ein ſo himmliſch reines, von keinem böſen Hauch der Welt getrübtes Geſchöpf empfinden kann! ſelbſt in den längſt entflohnen' Tagen der Leidenſchaft hatte ich Leonore nie ſo tief, ſo beſeligend geliebt. — Mein Oheim wünſchte meine Verbindung mit Flora; mein Herz ſah in ihrem Beſitz ſein höchſtes Glück und nur der Gedanke an Leonore machte mich einen Augenblick ſchwanken. Mit Unrecht, ſagte ich mir ſelbſt; denn hätten auch jene Gründe, die unſre Trennung bedingten, nicht beſtanden, ſo wären meine geſellſchaftliche Stellung und meine Familienverhältniſſe doch immer unüberſteigliche Hinderniſſe zwiſchen Leonore und mir geweſen."

„Hat Ihnen Leonore nicht geſagt, daß ſie eine Gräfin de Solis iſt?"

„Wohl hat sie dieß; doch die Welt würde sich mehr, als an Leonorens Stammbaum, an die Thatsache halten, daß sie viele Jahre hindurch nur von Lady Gurnett's Mildthätigkeit und in Verhältnissen lebte, die sehr nahe an Dienstbarkeit grenzten. Erwägen Sie selbst, Alfred, ob es mir erlaubt ist, mir aus dieser Klasse eine Gattin zu wählen. Meine Standesgenossen würden mir einen solchen Schritt nie verzeihen und Leonore selbst hätte zahllose Demüthigungen zu ertragen."

„Meinen Sie, daß sie jetzt das Haupt freier und stolzer erheben kann? fragte Alfred scharf."

Der Lord verstummte. „Lassen Sie mich erst meine Erzählung beendigen," sagte er dann.

„Flora's holdselige Anmuth drängte Leonorens Bild immer mehr in den Hintergrund; mein Wunsch, Ihre Verwandte mein zu nennen, ward immer wärmer und diesmal trat mein Verstand völlig auf die Seite meines Herzens. Lord Courcey hielt in meinem Namen um Flora's Hand an, sie ward mir zugesagt! Wenige Tage später erfolgte unsre Verlobung. Sie waren damals eben angekommen und —"

„Und ich erhalte nun den Schlüssel zu dem räthselhaft verschlossnen und befangnen Wesen, das ich am Verlobungsabend an Ihnen bemerkte."

„Ich liebte Leonoren längſt nicht mehr; dennoch drängte ſich ihr Bild an jenem Abend unaufhörlich vor meine Phantaſie. Ich ſah ſie vor mir ſtehen mit ihrem großen, ſtrengen Blick, ihrem tragiſchen Lächeln, mit all der ſchmerzhaften Glut ihres Weſens. Von nun an führte mich nur noch die Abſicht, mich offen zu erklären, zu ihr; da ich aber, ſobald ich dieſe Saite auch nur leiſe anklang, auf den heftigſten, verzweiflungsvollſten Widerſtand ſtieß, blieb ich gänzlich aus. Nur geſtern, nachdem ich einen Brief voll Flammen und Thränen von ihr erhielt, ließ ich mich zu dem Verſprechen hinreißen, ſie zu beſuchen. Bei genauerer Erwägung überzeugte ich mich von der Zweckwidrigkeit dieſer Zuſage und ſtatt zu kommen, ſchrieb ich ihr heute, um ſie von meinem unerſchütterlichen Entſchluß in Kenntniß zu ſetzen. Bald nachdem ich dieſen Brief abgeſchickt hatte, kamen Sie. Ich würde es vergeblich verſuchen, Ihnen mein Erſtaunen zu ſchildern, als ich Sie von meinem Verhältniß mit Leonoren unterrichtet ſah. Keinem Andern würde ich Rede geſtanden ſein. Vor Ihnen ſuchte ich mich zu rechtfertigen; denn ich ſchätze und ehre Sie und außerdem liegt jetzt auch mein Loos in Ihren Händen. Sie kennen die ſtrengen, ſtarren Grundſätze der Gurnetts; wenn

sie die wahre Sachlage auch nur ahnten, würde nichts in der Welt sie abhalten können, mir die Hand ihrer Tochter zu verweigern. Doch Sie sind edel und werden die Macht, die Ihnen der Zufall über mich gab, nicht mißbrauchen. Flora liebt mich, sie ist mein Alles, nie —"

„Und Leonore? Was soll aus Leonoren werden?" unterbrach ihn Alfred mit starkem Nachdruck.

„Immer dieser Name!" rief der Lord ungeduldig. Ueberall, wo ich einen Freund zu begegnen hoffe, tritt er mir zerstörend entgegen. Und warum sollte sie sich nicht in das Unvermeidliche fügen? Sie ist doch wahrlich kein Kind mehr. Dieselbe Leidenschaftlichkeit, die sie jetzt an mich kettet, wird sie, vielleicht bald, an eine andre Brust werfen; sie wird sich in einen Andern verlieben und Alles wird vergessen sein."

Kaum war diese Aeußerung Edgards Lippen entflohen, als er sie auch schon bereute. Alfred erbleichte vor Zorn; doch eh' er noch ein Wort der Entgegnung gefunden hatte, öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und Leonore erschien auf der Schwelle. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Angesicht gewichen; ihre Augen strahlten in dem schauerlichen, metallischen Glanze des Wahnsin-

nes; ihr rechter Arm war ausgestreckt, als suche sie eine Stütze.

Der Lord wich entsetzt einen Schritt zurück; Alfreds Herz war von unaussprechlichem Erbarmen zerrissen. Er näherte sich der Unglücklichen und ihre Hand ergreifend, fragte er mit sanftem Vorwurf: „Leonore, was suchen Sie hier?"

Sie wand sich von ihm los und that einige Schritte vorwärts. Alle mystischen Glorien des Schmerzes umflossen ihr Haupt, als sie mit furchtbarer Ruhe sagte: „Gehen Sie, Alfred! Ich habe mit diesem Menschen zu sprechen."

„Nein! ich verlasse Sie nicht."

„Alfred!" sagte sie mit hohler Stimme, indem sie mit einer flehenden Geberde nach der Thür wies.

Er sah tiefer in ihre qualentstellten Züge und verstand sie; in stummer Ergebung neigte er das Haupt und verließ das Zimmer. Edgar stand noch immer, wie versteinert an derselben Stelle; Leonore glitt geisterhaft, geräuschlos bis zum nächsten Stuhl, auf dem sie kraftlos niedersank.

„Sie wird sich in einen Andern verlieben und Alles wird vergessen sein," murmelte sie dumpf, wie im Traum Edgars übereilte Worte wiederholend.

„Leonore," sagte der Lord leise, den Blick zu Boden senkend, „vergeben Sie mir eine Rohheit, die ich mir nie vergeben werde."

„O, keine Entschuldigungen!" versetzte Leonore mit unheimlichem Lachen. „Ich muß Ihnen vielmehr für Ihre Offenheit danken; freilich war sie nur unwillkürlich."

Sie hielt einen Augenblick inne, und ließ ihren Blick mit zermalmender Gewalt auf Edgar lasten, dann fuhr sie dumpf und langsam fort und schien zu vergessen, daß ihr Jemand zuhöre: „Worüber habe ich mich auch zu beklagen? Man leckt ein Weib an sich; man gewöhnt die Thörin daran, sich geliebt zu wähnen, und wenn man ihrer überdrüssig wird, durchwühlt man ihr Wesen, um einen Fehler darin aufzufinden; — dieser Fehler wird zur Waffe, womit man sie tödtet. O, es ist ganz natürlich und einfach zugegangen!"

Sie verhüllte sich das Gesicht; Edgar näherte sich ihr und sagte mit unsichrer Stimme:

„Aus Barmherzigkeit! sprechen Sie nicht so mit mir. Ich hatte Unrecht, die ganze Schuld ist auf meiner Seite. Die Kränkung, die ich Ihnen zufügte, kann Ihnen nicht schmerzlicher sein, als mir."

„Gott behüte!“ fuhr ſie mit demſelben herzzerſchneidenden Hohne fort. „Sie werden ſich doch nicht entſchuldigen wollen?“

„Leonore!“

„Nein, nein! das Unrecht iſt auf meiner Seite. Warum liebte ich Sie? Sie forderten es ja nicht. Meine Liebe kam Ihnen entgegen, und weil ſie zerriſſ'nen Herzens war, hatten Sie nicht den Muth, ſie zurückzuweiſen, und warfen mir Schwüre und Betheurungen als Almoſen hin. Jahrelang nahmen Sie ſich die Mühe, mich zu betrügen; wie undankbar müßt' ich ſein, darüber zu klagen!“

„Leonore! ich habe Sie geliebt.“

„Sie lügen.“

„Ich habe Sie geliebt; aber unſre Naturen ſtießen ſich feindlich ab.“

„Unſre Naturen? Sie waren mit Alfred ſo aufrichtig; warum wollen Sie's nicht auch mit mir ſein? Unſre Naturen? Warum ſagen Sie nicht wie vorhin: ‚Seit ich Flora Gurnett in ihrer unbeſchreiblichen Lieblichkeit ſah, ward mir die tolle Spanierin unerträglich!‘“

„Gott! wie foltern Sie mich!“

„Wiſſen Sie, Mylord!“ rief Leonore mit flammenden Augen, indem ſie aufſprang und dicht vor ihn hintrat, „wiſſen Sie, daß Sie ein elender

Lügner ſind? Nicht die Verſchiedenheit unſrer Naturen wandte ihr Herz von mir ab: Ihre neue Liebe war's, die Sie Ehre und Treue vergeſſen machte."

„Genug! genug!"

„Alſo darum forderten Sie mich auf, England zu verlaſſen? Sie hofften, ich würde Ihre Schändlichkeit nie erfahren? O Gott! wie danke ich dir, daß du mich herführteſt und mich in den finſtern Abgrund dieſer Seele blicken ließeſt! Mylord! Ihr Spiel iſt noch nicht gewonnen. Sie glaubten, ich würde mir den Dolch aus der Wunde ziehen laſſen und lautlos verbluten? Doch nein! Sie glaubten ſelbſt dieſes nicht. Haben Sie nicht geſagt, daß ich mich zu tröſten wiſſen werde?"

„Das iſt mehr als ein Menſch erträgt!" rief Edgar, in deſſen Bruſt die Rührung dem Zorne zu weichen begann. „Sie ſind grauſam gegen ſich und mich. Was vorgefallen iſt, werde ich ewig beklagen. Die Erinnerung an Sie wird einen trüben Schatten auf mein ganzes Leben werfen; aber weil Sie doch ſchon von Allem unterrichtet ſind, will ich handeln, wie ich es längſt gewollt hätte und das Unabänderliche mag ſeinen Lauf haben. Sie ſelbſt haben mein Bemühen, Sie zu ſich neu, vereitelt; Sie ſelbſt zwingen mich gewaltſam zu zerreißen,

was ich ſanft löſen wollte. So ſei es denn! Ja! ich liebe Flora Gurnett, und bald wird ſie die Meine ſein."

„Nein! nein! nein!" ſchrie Leonore wild.

„Wollen Sie es hindern?" fragte Edgar hochmüthig.

„Ich will, ich werde es hindern. O! Sie wiſſen nicht, was es heißt, mich beleidigen. In meinen Adern rollt ein Blut, das keine Schmach erträgt. Ich ſage Ihnen, daß ich es hindern werde. Weil ich allein ſtehe, keinen Vater, keinen Bruder habe, der ſich meiner annähme, glaubten Sie mich ungeſtraft zertreten zu können? Enttäuſchen Sie ſich! Ich bin mir geblieben, und werde mich zu vertheidigen, zu rächen wiſſen."

„So thun Sie denn, was Sie wollen! Jeder Schmerz ſoll mir willkommen ſein, wenn ich mich damit von Ihnen loszukaufen vermag. Wir haben uns nichts mehr zu ſagen."

Er wandte ſich zum Gehen. „Edgar!" ſchrie Leonore in dem Augenblick, wo er die Thür öffnete. Der verzweiflungsvolle Ausdruck ihrer Stimme feſſelte den Lord an dieſe Stelle.

„Was wünſchen Sie?" fragte er mit erzwungner Kälte.

„Edgar!" wiederholte ſie.

Unwillkürlich fiel sein Blick auf die Unglückliche, die erstarrt, ein Bild des unsäglichsten Jammers vor ihm stand.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er leise.

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, ihr Blick verlor seine frühere Starrheit. „O Gott!“ rief sie, und auf ihre Kniee stürzend, brach sie in heftiges Weinen aus.

„Edgar!“ schluchzte sie, „ich wollte Dich nicht beleidigen. O, gehe nicht von mir!“

Er wandte sich trostlos von ihr ab.

„Warum weichst Du meinem Blicke aus? Sieh mich an, sprich mit mir, erbarme Dich meiner! O, diese Thränen! sie lassen mich nicht sprechen und Du würdest doch gewiß Mitleid mit mir haben, wenn Du wüßtest, wie viel ich leide. Denk' an den Abend, wo ich blutend unter den Rädern Deines Wagens lag. Du nahmst Dich meiner damals so mild, so gütig an, und jetzt, wo das schwerere Rad des Schicksals über mich hinrollt, wolltest Du mich verlassen? Du wirst, Du kannst es nicht. Wenn Du mich von Dir stießest, wer wird Dich lieben, wie ich? Sieh! die Andern haben eine Familie, haben Freunde, und Du wirst bei ihnen immer nur ein getheiltes Herz finden,

während das meine nur Dir, Dir allein gehört. Edgar! o, nur einen Blick, ein Wort!"

Er ſchwieg.

„Höre mich, Edgar!" fuhr ſie mühſam fort. „Ich will Alles thun, was Du willſt; keine Klage ſoll mehr über meine Lippen kommen; Du ſollſt mich nicht mehr weinen ſehen. Ich will fröhlich ſein; ſieh, ich kann jetzt ſchon lächeln! Ich fordre nicht Deine Liebe von Dir; nein! nur daß Du die meinige duldeſt. Willſt Du dieß? Ich kann Dich nicht verlieren. Du ſchweigſt? Zürnſt Du mir? O, ſo tödte mich; aber nur einmal noch laß mich Deine Stimme hören!"

Je mehr Edgar litt, um ſo weniger wollte er die Qualen dieſer Stunde umſonſt ausgeſtanden haben. „Leonore!" verſetzte er mit blutendem Herzen, aber mit feſter Stimme, „es bleibt bei dem, was ich geſagt habe. Ich will Sie nicht täuſchen; zwiſchen uns iſt keine Verbindung mehr möglich. Jedes Opfer will ich Ihnen bringen, nur nicht das meines Lebensfriedens. Wir ſind getrennt, und werden es bleiben für immer; das ſchwöre ich Ihnen, bei Gott und meiner Ehre."

Sie erhob ſich langſam und ſah den Lord mit einem langen, ſtarren Blick an, der ihn erbleichen machte; ihre Thränen verſiegten, ihre Haltung

nahm den frühern Stolz an, und ſchweigend verließ ſie das Zimmer, ohne daß Edgar einen Verſuch machte, ſie zurückzuhalten.

Mit feſtem Tritt ging ſie die Treppe hinab. Erſt als ſie ſich auf der Straße befand, fühlte ſie ihre Kniee wanken, und ihre Kraft ſchwinden. Unfähig ihren Weg zu Fuß fortzuſetzen, warf ſie ſich in einen Wagen, der ſie in ihre Wohnung brachte. Dort ſchloß ſie ſich in ihr Zimmer ein, und gab Befehl, Niemanden vorzulaſſen. Selbſt Alfred, der im Laufe des Tages drei Mal kam, konnte nicht zu ihr gelangen.

IV.

Iſt es arg? Es wird ſich laſſen heilen,
Und wenn nicht, ſo will ich mit Dir theilen!
Haſt Dich mir nicht als geſund gegeben —
Laß Dich pflegen, liebes, krankes Leben!

Rückert.

Der Abend war angebrochen. Von einigen Bekannten umgeben, ſaß Burnett mit Lady Flora in ihrem Salon. Die Lady war eine kalte, hochmüthige Geſtalt, mit gebietender Haltung, dünnen Lippen und geringſchätzig blickenden Augen; doch mochte ſie einſt ſehr ſchön geweſen ſein, wenig-

ſtens ſprach die unverkennbare Aehnlichkeit zwiſchen ihr und ihrer Tochter dafür. Flora's Züge waren von engliſcher und engelhafter Lieblichkeit. Wie reines Gold wallten die langen blonden Locken um ihre roſigen Wangen; ihre Augen ſtrahlten in jenem tiefen Azurblau, das man in continentalen Augen faſt nie antrifft; ihr Teint war von blendender Weiße und Zartheit. Auch in ihrem Geſicht lag etwas Stolzes und Gebietendes; doch ſchien dieſes mehr der ſchwellende Uebermuth des Glücklichen, dem noch kein bittres Erlebniß die Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller irdiſchen Güter aufdrang, als Lady Gurnett's ſtarrer Hochmuth auf Rang und Reichthum zu ſein. Lord Gurnett, der ſpäter eintrat, war eine ganz unbedeutende Erſcheinung. Das Einzige, was ihn auszeichnete, war ſeine vornehme Haltung und ſeine, trotz ſeiner vorgerückten Jahre, höchſt ſorgliche Toilette. Er nahm wenig Antheil an dem Geſpräch und ließ nur dann und wann einige Worte fallen, die an emphatiſchem Nachdruck erſetzten, was ihnen an innerm Gehalt abging. Die übrige Geſellſchaft beſtand aus Edgar, auf deſſen Stirn trübe Wolken lagen, aus Alfred Varney, der, obwohl vielleicht noch tiefer bekümmert, ſich beſſer zu beherrſchen wußte, und mehreren Herren,

welche, da sie bald darauf den Salon verließen, hier ungenannt bleiben mögen.

Die Familie war nun allein. Flora hatte die Verstimmung ihres Verlobten wohl bemerkt, und wollte nicht länger bleiben, ohne Bestimmteres darüber zu erfahren. Sie legte ihre Tapisseriearbeit bei Seite und sagte, die schönen blauen Augen halb besorgt, halb scherzend auf Alfred heftend: „Lord Montresser macht heute ein so finstres Gesicht, daß ich gar nicht den Muth habe, ihn zu fragen, was ihm eigentlich fehlt. Können Sie mir's vielleicht sagen, Alfred?"

„Es sind vermuthlich Depeschen eingelaufen, die Se. Lordschaft verstimmen," entgegnete Alfred lächelnd. „Sie wissen, es ist nicht erlaubt, die Geheimnisse des foreign office auszuplaudern."

„Nein, das kann es nicht sein," scherzte Flora. „Se. Herrlichkeit hat zu viel Welt, um die Verdrießlichkeiten seines cabinet de travail in den Salon mitzunehmen. Ich glaube vielmehr, seine Miß Furiosa hat beim letzten Wettrennen verloren. Hab' ich Recht, Edgar?"

Er schüttelte mit erzwungenem Lächeln den Kopf.

„Dann muß ich auf das Schrecklichste gefaßt sein," fuhr sie mit komischem Pathos fort. „Sollte

mein neufundländiſcher Freund Triton, der ſeine roſenrothe Schnauze immer ſo zierlich und manierlich auf den Saum meines Kleides zu legen wußte, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſcht haben? Ich habe ihn ſeit drei Tagen nicht geſehen; ſprechen Sie, Edgar! muß ich wirklich ſeinen Verluſt beweinen?"

„Nein, theuerſte Flora!" verſetzte der Lord, indem er mit Gewalt ſeine Verſtimmung zu bemeiſtern ſuchte, „von allen dieſen Unglücksfällen hat ſich kein einziger begeben. Miß Furioſa iſt noch immer die Unbeſiegte; Triton lebt in aller Fülle der Geſundheit und wird ſich, wenn Sie ihm's erlauben, morgen zu den Füßen ſeiner Herrin ſchmiegen. Wenn ich Ihnen heute minder heiter ſcheine als gewöhnlich, iſt daran nur der—"

„Gott im Himmel!" ſchrie Flora mit einem Ton, in dem Freude und Schrecken zuſammenklangen.

Leonore ſtand mitten unter ihnen. Sie war von Allen unbemerkt eingetreten, und mit geiſterhaften Schritten bis in die Mitte des Gemaches geſchwebt. Ihr Geſicht war bleichgelb wie das einer Todten; ihre Lippen waren feſt zuſammengepreßt; ihr Herz klopfte faſt hörbar; in dem weiten, weißen Gewand, das ihre drehend auf-

gerichtete Geſtalt muſterte, glich ſie einer dem Grab entſtiegnen Leiche, die zur Erde zurückkehrt, um ſich an ihrem Mörder zu rächen.

Der Eindruck, den ihr Erſcheinen auf die Verſammelten machte, war unbeſchreiblich. Lady Burnett blieb ſprach- und regungslos; ihr Gatte ſtarrte mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens auf den unerwarteten Beſuch; Edgar fühlte den Boden unter ſeinen Füßen wanken, und kalten Schweiß auf ſeine Stirn treten. Alfred allein, deſſen Herz eine wunderbare Geiſtesgegenwart beſaß, blieb trotz ſeines augenblicklichen Schreckens fähig, auf ein Mittel zu ſinnen, das die bevorſtehende Cataſtrophe abwenden konnte.

Leonore ſchritt langſam vor; tiefes, ſchauerliches Schweigen hielt jede Lippe verſiegelt. Flora war die Erſte, welche dieſe Stille unterbrach, indem ſie mit dem Ausruf: „O, meine liebe Schweſter! ſo kommſt Du endlich?“ an Leonorens Bruſt ſtürzte.

Leonore machte ſich von ihr los, und ſagte mit unheimlicher Ruhe. „Nichts davon! Wir ſind nicht Schweſtern. Lady Flora Burnett kann nicht die Schweſter einer Verſtoßenen, Zertretenen ſein.“

Lady Burnett hatte indeſſen Zeit gehabt ſich zu faſſen. Leonorens verzweiflungsvolle Kälte, die

sie für Stolz nahm, entflammte ihren eignen Hochmuth und mit scharfem Ton entgegnete sie: „Wenn Miß Leonore sich so richtig zu beurtheilen weiß, darf ich wohl fragen, was sie hieherführte?“

„Sie sollen es erfahren, Mylady!“ versetzte die Spanierin; „Alle sollen es erfahren, und ich denke, Sie werden dann mein Kommen gerechtfertigt finden.“

„Sie vergessen, Miß, mit wem Sie sprechen; dieser Ton ziemt Ihnen nicht einer Frau gegenüber, der Sie es verdanken, daß Sie nicht schon als Kind in Noth und Elend verkamen. Aendern Sie Ihre Sprachweise oder verlassen Sie dies Haus, das Sie nie hätten betreten sollen.“

„Leonore!“ flehte Flora, die Widerstrebende umschlingend, „hast Du denn kein einziges Wort für mich?“

Die Innigkeit dieses Liebeswortes schnitt tief in Leonorens Herz; sie machte eine abwehrende Bewegung, versuchte zu sprechen, doch die Zunge versagte ihr den Dienst.

„Wollen Sie uns endlich eröffnen, was uns die Ehre Ihres Besuchs verschafft?“ fragte Lady Gurnett mit eisigem Hohn. „Sonst müßte ich Ihr Kommen nur als einen Versuch betrachten, sich neuerdings in eine Familie einzudrängen, die all u

gut weiß, was von Ihrer Dankbarkeit zu halten ist, um sich fernerhin mit Ihnen befassen zu wollen.

Alfred sah, wie Zorn und Haß in dunkeln Flammen aus Leonorens Augen brachen. Die Empörung verlieh ihr eine übermenschliche Kraft; sie richtete sich mit der Hoheit einer Niobe empor. Noch einen Augenblick, und das unselige Geheimniß war ihren Lippen entflohen, die Hoffnung einer Familie, Flora's Lebensglück auf immer zertrümmert. Dieß zu vermeiden, wollte er das Letzte, Aeußerste wagen, selbst auf die Gefahr hin, sein Verstummen an den Leidenschaften, die sich hier bekämpften, scheitern zu sehen. Ehe Leonore eine Antwort fand, faßte er rasch ihre Hand, und sagte zu Lady Burnett gewendet, mit starker Stimme: „Mylady! ich bitte zu erwägen, daß diese Dame unter meinem Schutze steht."

Die Lady maß ihn mit einem langen stolzen Blick, dann sagte sie mit beleidigendem Lächeln: „Ich weiß nicht, ob der Schutz, den ein Mann Ihres Alters einer jungen Dame angedeihen läßt, sonderlich zu respectiren ist."

„In diesem Falle gewiß," versetzte Alfred kalt und ruhig, „denn ich habe die Ehre, Ihnen in Donna Leonora de Selis meine Braut vorzustellen."

„Ihre Braut?“ tönte es von allen Lippen.

„Meine Braut,“ wiederholte er mit fester Entſchiedenheit. Leonore ſtarrte ihn mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck an; er hielt den Blick mit der Gewalt eines Magnetiſeurs auf ſie geheftet. Von der Kraft der ſtärkern Seele bezwungen, blieb ſie einen Augenblick wie entgeiſtert; ihre Lippen bewegten ſich, doch kein Laut ward hörbar; das Leben ſchien von ihr zu weichen, ihre Kniee brachen zuſammen, und mit einem ſchwachen Schrei ſank ſie ohnmächtig nieder.

„Hilfe! Hilfe! ſie ſtirbt!“ rief Flora, und nahm die Bewußtloſe in ihre Arme. Die Gewalt des Moments hatte ſelbſt Lady Gurnett's kaltes Herz erſchüttert und das Phlegma ihres Gatten ſo weit bezwungen, daß er an der Klingelſchnur riß, als wenn Gurnett-Houſe in Flammen ſtände. Edgar wollte zu der Ohnmächtigen hineilen; Alfred hielt ihn zurück, und flüſterte ihm leiſe, doch mit größter Beſtimmtheit in's Ohr: „Wenn Sie nicht Alles rettungslos verderben wollen, ſo bleiben Sie ruhig. Leonore darf Sie in dem Augenblick nicht ſehen.“

„O, mein Freund! Wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig!“

„Gar keinen,“ verſetzte Alfred kurz. „Was ich

thue, geschieht um Leoneren's und Flora's willen; an Sie denk' ich dabei wahrhaftig nicht."

Der Lord schlug den Blick verwirrt zu Boden. Alfred trat zu seiner Cousine, die sich mit zärtlicher Sorgfalt um die Ohnmächtige bemühte. „Es wird besser sein, sie auf mein Zimmer zu bringen," sagte sie.

Es geschah nach ihrem Willen. Während die Anstalten dazu getroffen wurden, ward Alfred von Lord und Lady Gurnett mit Fragen bestürmt, wie sich sein Verhältniß zu Leoneren gebildet, und warum er es bis jetzt verheimlicht habe. Er versprach, später alle möglichen Aufschlüsse zu geben, und erbat sich für jetzt nur die Erlaubniß, Lady Flora auf ihr Zimmer zu folgen, was ihm nach einigen beseitigten Bedenklichkeiten auch zugestanden wurde.

Er trat in Flora's Appartement, und fand sie nebst ihrer Kammerfrau an dem Ruhbett stehend, wo Leonore noch immer bewußtlos lag. Beide bemühten sich, sie mit Geistern und Essenzen in's Leben zurückzurufen. Es war rührend zu sehen, wie das sonst so flüchtige, eitle Mädchen, in diesem Moment für nichts Andres Sinn hatte, als für die Pflegeschwester; sie nannte sie mit den zärtlichsten Namen; sie küßte ihre bleichen Wan-

gen, und zerfloß in Thränen. Endlich sprach ein leises Zucken in Leonorens Gliedern von ihrem wiederkehrenden Bewußtsein; schwere Seufzer rangen sich aus ihrer Brust, sie bewegte sich unruhig. „Flora," sagte Alfred, „darf ich Sie bitten, dieß Zimmer auf wenige Minuten zu verlassen? Ich muß mit Leonoren allein sprechen."

Sie sah ihn erstaunt an. „Warum dieß?" fragte sie. „Ich habe meine Schwester so lange nicht gesehen, und sollte sie schon wieder verlassen? Was Sie ihr zu sagen haben, können Sie ihr auch später mittheilen. Ich will dabei sein, wenn sie die lieben, schönen Augen aufschlägt; ihr erster Blick soll mich nicht vermissen."

„Es ist nothwendig, daß Sie sich entfernen," sagte Alfred noch dringender. „Leonore leidet häufig an ähnlichen Anfällen, und bedarf dann bei ihrem Wiedererwachen der vollständigsten Ruhe; jede heftige Erschütterung ist ihr in solchen Augenblicken gefährlich. Sie werden sie später sehen, das versprech' ich Ihnen. Bleiben Sie in dem anstoßenden Zimmer; ich werde Sie rufen, wenn es an der Zeit ist."

Sie that nach seinem Begehren, und entfernte sich mit der Kammerfrau. Alfred blieb mit stürmisch pochendem Herzen allein bei der Kranken,

die bald darauf die Augen aufschlug, und versuchte sich emporzurichten. Ihre Blicke streiften im Zimmer umher, und trafen auf fremde Gegenstände. Sie stützte das Haupt auf den Arm, und schien nachzusinnen; nach und nach kehrte ihr das Bewußtsein immer deutlicher zurück. Die Scene dieses Abends zog an ihrem Geist vorüber; sie sah Alfred, der den Blick auf sie geheftet, sich ernst und mild zu ihr hinabneigte, und die Hände angstvoll ringend, rief sie: „O, Alfred! was haben Sie gethan?"

„Sprechen Sie leiser," flehte Alfred, „wir sind nicht sicher, belauscht zu werden, und was wir jetzt zu verhandeln haben, verträgt keinen Zeugen, als Gott allein. Was ich gethan habe? Das einzige Mittel hab' ich ergriffen, das Ihre Ehre und Floras Glück zu retten vermag. Nein! unterbrechen Sie mich nicht! Unterbrechen Sie mich nicht! wiederholte er, ihre Heftigkeit mit der ruhigen Kraft seines Wesens niederkämpfend. „Als Sie am heutigen Abend in unsern Kreis traten, ward es mir nicht schwer, den Grund Ihres Kommens zu errathen. Hätte es sich nur um Rencontre gehandelt, vielleicht hätte ich Sie gewähren lassen; allein ich sah Sie im Begriff, das Glück eines holden, unschuldigen Geschöpfs zu

zerstören, ohne sich selbst im Geringsten zu nützen; denn wenn es Ihnen auch gelänge, Edgar's Verbindung mit Flora zu sprengen, so würde ihn dieß nur um so feindlicher von Ihnen losreißen. Wir dürfen hier nicht nach unsern persönlichen Gefühlen handeln; die Thatsachen müssen wir in Anschlag bringen, und unsre Handlungen nach diesen einrichten. Glauben Sie mir, Leonore! Sie können von Edgar nicht geringer denken, als ich es thue; aber er steht nicht allein, und die Strafe, die ihn träfe, würde zugleich ein schuldloses Haupt zerschmettern. Er hat schweres Unrecht an Ihnen verübt. Wollen Sie sich dafür an einem Wesen rächen, das Ihnen nichts zu Leide that? oder glauben Sie, sein Herz dadurch wieder zu gewinnen, daß Sie es an seiner empfindlichsten Stelle verletzen? Die Leidenschaft verblendete Sie, und wer möchte Sie für Gedanken verantwortlich machen, die Ihnen von einem Fiebertraum aufgedrungen wurden? Doch jetzt, da Sie wieder im Stande sind, auf eine Freundesstimme zu hören, jetzt bitte und beschwöre ich Sie, sich in das Unvermeidliche zu fügen und würdig zu tragen, was Sie ja doch tragen müssen. Versprechen Sie mir dieß!"

„Ich werde sterben;" versetzte sie dumpf.

„Scheint Ihnen das Grab minder schrecklich, als ein Leben an meiner Seite?“ fragte er mit sanftem Vorwurf.

„O, Alfred!“ sagte sie schmerzlich, Sie wissen nicht, wie mir zu Muthe ist! Man lebt nicht, wenn man will, sondern wenn man kann, und mir ist die Kraft dazu entschwunden. Eine große Leidenschaft hat bis jetzt mein Herz ausgefüllt; nun sie daraus entwichen, ist es erschöpft und müde bis zum Tod. Ich verlasse eine Welt, wo ich nichts mehr wirken kann.“

„Leonore! welcher Mensch kann mit Recht und Wahrheit von sich sagen, daß er auf Erden nichts mehr zu wirken vermag? Keiner! denn die Möglichkeit dazu fehlt uns nie, nur oft der Wille. O, schütteln Sie nicht so ungläubig das Haupt! Sagen Sie nicht, daß ich Schmerzen leichthin beurtheile, die ich nie empfand. Auch ich habe verzweifelt, auch ich glaubte, nie wieder froh zu werden, und —“

„Sie sind ein Mann,“ unterbrach ihn Leonore, „Sie konnten den Blick von Ihrem eignen Kummer weg auf's große Allgemeine wenden. Das Weib hat keinen andern Lebenszweck als die Liebe, und wird ihm diese entrissen, so ist es mit Allem vorbei.

„Nein, Leonore! ich denke zu hoch von Ihnen, um Sie jenen Frauen beizuzählen, in denen die heiligste Empfindung zum armseligen Egoismus wird, der sie über ihr eignes Glück und Leid hinaus weiter nichts erblicken läßt. Die Liebe, für die Ihr Geschlecht geboren, besteht nicht in einer selbstsüchtigen Neigung für einen Menschen, sondern in dem hohen begeisternden Gefühl, das ein großes Herz an die Menschheit bindet, und das in dem Heile Andrer seine eigne Befriedigung findet. Sie sagen, es sei nur dem Manne möglich, den Blick vom eignen Kummer weg aufs Allgemeine zu lenken? Und warum sollte das Weib nicht ein Gleiches vermögen? Muß man denn eben im Staatsrath sitzen, oder ein Heer befehligen, um der Welt zu nützen? Ist es so wenig erfreuend und segenbringend, in einem, wenn auch engen Kreise zu walten? Wer verwehrt Ihnen dieß? O, Leonore! steigen Sie in die Tiefen Ihres Herzens hinab, und Sie werden finden, daß Sie nicht zu verzweifeln brauchen, wenn Sie nicht verzweifeln wollen. Kommen Sie mit mir! Eine neue Welt wird Sie aufnehmen, ein —"

„Nichts, nichts davon! Würde die Elende Sie beglücken können?"

„Darauf habe ich nicht gehofft, als ich Sie mei-

ne Braut nannte," entgegnete Alfred mit einem wunderbaren Ausdruck von Hoheit und Entsagung. „In jenem Augenblick dachte ich nicht einmal daran, daß ich Sie einst liebte und wenn Sie einwilligen, den einzigen Weg zu gehen, der uns aus diesen schmerz- und schmachvollen Wirren führen kann, sollen Sie nie daran erinnert werden, daß jemals ein andres Gefühl als das der Freundschaft für Sie mein Herz bewegte. Sie sollen in meinem Hause leben wie eine theuere, verehrte Schwester; nie werd' ich Andres von Ihnen fordern, als Ihr Vertrauen und wenn es mir einst gelingt, den Frieden in Ihre Brust zurückzuführen, so wird mich dieß tiefer und inniger beseligen, als aller Besitz und Genuß es zu thun vermöchte. Ich bin nicht so kindisch, als daß ich glaubte, mir durch einen coup de main Ihr Herz erobert zu haben, noch hege ich die Hoffnung, einst Ihre Liebe zu gewinnen; denn die Liebe ist ein freies Geschenk, kein ausbezahlter Lohn; aber wenn die unerschütterliche Neigung eines wahrhaften Gemüthes etwas über Sie vermag, so überlassen Sie sich meiner Leitung, und vertrauen Sie mir Ihr Schicksal. Und Gott wende sich auf ewig von mir, wenn sich meine Treue jemals von Ihnen wendet."

Eine Begeisterung, die bei Alfreds gewöhnlich

so ruhigem Wesen doppelt rührend überraschte, strahlte aus seinen Augen; die ganze Schönheit seiner Seele malte sich in seinen Zügen und veredelte sie bis zur Verklärung. Leonore betrachtete ihn staunend und schweigend; eine große Erschütterung ging durch ihr tiefstes Gemüth; ihr Herz blutete noch, aber sie fühlte, wie es eben dadurch leichter wurde; die Ahnung einstiger Genesung berührte sie mit sanftem Geisterhauch. Alfred stand zu hoch für ihre Liebe; aber Edgar's Bild sank neben dieser edelreinsten Gestalt zu leerer Nichtigkeit herab. In unwillkürlicher Andacht faltete sie die Hände und den Blick mit gläubigem, demuthvollem Vertrauen zu ihm erhebend, sagte sie: „Alfred! ich bin nicht würdig, Ihnen als Gattin anzugehören; aber wenn Ihre Großmuth mich zu dieser unverdienten Höh' erheben will; wenn es mir vergönnt sein darf in Ihrer Nähe zu leben als ein Geschöpf, das mit jedem Athemzug darauf bedacht sein wird, Ihr Leben zu erheitern, so viel es in seiner Macht steht, wenn unbegrenzte Ergebenheit und Verehrung die große Schuld, die Sie mir auflegen, zum Theil abtragen können: so nehmen Sie mich hin! Ich will Ihnen folgen bis an's Ende der Welt!"

Er drückte einen feinen Bruderkuß auf ihre

Stirn. „So ist der Bund denn für immer geschlossen, sagte er, tief doch sanft bewegt. „Was ich nie zu hoffen wagte, ist geschehen, und so magst auch Du, meine Leonore, der Erwartung leben, das Glück, das Du jetzt für ewig geschieden wähnst, werde einst wieder in Deine Brust einkehren. Wir wollen Beide nur leben, um dieß Ziel zu erreichen. Doch jetzt sage mir: fühlst Du Dich stark genug, für wenige Minuten in den Kreis jener Menschen zurückzukehren, ohne Dich zu verrathen?"

„Ich werde es können," sagte sie mit schmerzhaftem Lächeln, doch voll begeisterter Erhebung.

Er öffnete die Thür. „Flora!" rief er dem jungen Mädchen zu, das ängstlich seiner harrte, „wollen Sie jetzt Ihre Schwester sehen?"

Die Langgetrennten sanken sich weinend in die Arme. Flora ahnte nicht, wie schwer die Thränen, die auf ihr Haupt fielen, in der Wage des ewigen Richters wogen. Sie waren das Taufwasser von Leonorens Seele. Alfred, der Leonoren genug kannte, um nunmehr ihrer Verschwiegenheit sicher zu sein, zog sich etwas zurück, um das Mädchen nicht zu stören. Flora, deren heitre mittheilende Laune schnell zurückkehrte, erzählte ihrer Jugendfreundin, was ihr während der Zeit der Trennung begegnet war und was sie von der Zu-

kunft hoffte. Leonore war ſchweigſam; aber ſie nahm jene Mittheilungen, von denen manche wie ein Dolch in ihr Herz dringen mochte, ſanft und innig auf. Ihr Geſpräch hätte ſich noch verlängert, wäre nicht ein Bedienter in's Zimmer getreten, der auf Lady Gurnett's Befehl kam, um ſich nach Leonorens Befinden zu erkundigen.

„Du biſt jetzt wieder wohl," ſagte Flora, der jungen Spanierin den Arm bietend, „willſt Du nicht mit mir hinübergehen?"

Leonore bemerkte Alfreds ängſtlich fragenden und bittenden Blick; ſie winkte ihm mit ernſter Freundlichkeit zu und antwortete: „Da ich gekommen bin, um von euch Allen Abſchied zu nehmen, iſt es wohl natürlich, daß ich Dich begleiten werde."

Auf Flora's Arm geſtützt trat ſie in den Salen. Lady Gurnett ſchien Böſes zu ahnen und eine unverkennbare Erſchütterung ſprach aus ihren Zügen; ihr Mann verlor ſich in die ſeltſamſten Muthmaßungen. Edgar, ſo gut er die wahr Sachlage kannte, hütete ſich wohl, ihm Unrecht zu geben und hatte genug zu thun, ſeine eigne bange Beſorgniß zu verbergen. Leonorens Eintritt ſteigerte die Spannung der Anweſenden; alle Räthſel mußten ſich jetzt löſen. Alfred ergriff ihre

Hand und indem er sie dicht vor Lady Gurnett führte, sagte er: „Leonore! Ihr Stolz und Ihr Zartgefühl erlaubten Ihnen nicht, ohne das Verwissen meiner Verwandten die Meine zu werden. Trotz meiner Bitte und Vorstellungen kamen Sie hieher und da Sie einmal angefangen haben nach Ihrem Willen zu handeln, mögen Sie diesen nun ganz haben." „Ja, Mylord!" fuhr er fort, sich zugleich zu Lord Gurnett wendend," ich gestehe Ihnen offen, daß es meine Absicht nicht war, Sie schon jetzt von unsrer Verbindung zu unterrichten. Ich wußte, daß Leonore, gleichviel ob verdient oder unverdient, Ihr und meiner Tante Wohlwollen eingebüßt habe und in der Besorgniß, Sie dürften unserer Verbindung Hindernisse in den Weg legen, wollte ich Sie nicht eher davon in Kenntniß setzen, als bis Alles unwiderruflich geschehen sein würde und —"

„Hindernisse?" unterbrach ihn Lord Gurnett, etwas ungläubig. „Sie sind Herr ihrer Handlungen und wissen sehr wohl, daß wir Ihnen nichts zu gebieten noch zu verwehren haben."

„Vielleicht nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, doch gewiß nach den Eingebungen meines Herzens," entgegnete Alfred, dem Alles daran gelegen war, diese gefährliche Erklärung zu gutem

Ende zu führen, und der in der Wirklichkeit feſt und männlich genug war, um ſich auch nachgiebig zeigen zu dürfen. „Der Zufall", fuhr er fort, „ließ mich Leonore, die ich immer geliebt hatte, wiederfinden; ſie willigte ein, meine Gattin zu werden, und mir nach Canada zu folgen. Nur über einen Punkt konnte ich nicht einig werden: ſie beſtand darauf, meine Verwandten von unſrer bevorſtehenden Verbindung in Kenntniß zu ſetzen, um nicht das Anſehen zu haben, als wolle ſie ſich mit liſtiger Gewalt in eine Familie drängen. Ich beſtritt dieſe ihre Anſicht. Nicht daß ich beſorgt hätte, irgend ein fremder Einfluß könne unſern Bund löſen—vor einer ſolchen kindiſchen Schwäche fühlte ich mich ſicher; aber ich wollte mir die kurze Zeit, die ich in meinem Vaterlande zuzubringen hatte, nicht durch Kämpfe und Zerwürfniſſe trüben laſſen. Erſt nach unſrer auf morgen feſtgeſetzten Trauung wollte ich Sie von dem Geſchehenen benachrichtigen und unmittelbar darauf mit meiner Gattin nach Portsmouth abreiſen. Leonore hat anders darüber verfügt; ſie kam und —"

„Ich geſtehe Ihnen," nahm Lady Gurnett das Wort, „daß ich Miß Leonorens Handlungsweiſe in dieſem Falle offner und gerader finde, als die Ihrige."

„Sei's drum!“ versetzte Alfred gutmüthig. „Vergeben Sie mir um Leonorens willen, die ja hinwieder ebenfalls Ihrer Vergebung bedarf.“

Sein beredter Blick fiel flehend auf Leonoren. Sie fühlte, daß es an ihr war, das Opfer vollständig zu bringen, und ihren Stolz bezwingend, sagte sie mit leiser Stimme: „Ja, Mylady, ich bedarf Ihrer Vergebung. Ich habe in meinem Benehmen oft die Rücksicht bei Seite gesetzt, die ich Ihnen schuldig war, und je mehr Sie mir gewährten, um so geneigter war ich zu vergessen, daß ich nichts von Ihnen zu fordern hatte. Jugendliche Unbesonnenheit und Heftigkeit rissen mich hin; jetzt da ich älter und ruhiger bin, sah ich ein, wie sehr ich Ihrer Vergebung bedarf.“

Sie schwieg erschöpft; diese letzte Anstrengung war fast über ihre Kräfte gegangen. Lady Gurnett betrachtete sie lange und aufmerksam. Ein sanfteres Gefühl zog durch das Herz der stolzen Frau, und sie versetzte: „Ich dachte, daß wir nie im Leben jemals wieder zusammentreffen würden und wünschte es auch nicht; da es aber dennoch geschah, so wollen wir nicht als Feinde scheiden.“

„Und Sie, Mylord?“ bat Alfred dringend, „werden Sie die neue Verwandte nicht freundlich begrüßen?“

Weder Lord noch Lady Gurnett waren von der projectirten Verbindung sonderlich erbaut! doch kannten sie Alfred hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß hier jede Widerrede vergeblich sein würde, und ihr Takt rieth ihnen, sich in das Unvermeidliche mit möglichster Grazie zu schicken. Ueberdieß war ihnen Alfred nur ein ziemlich entfernter Verwandter, und der Umstand, daß er unmittelbar nach seiner Vermählung mit Leonoren England für lange, vielleicht für immer verlassen wollte, erleichterte ihnen ihre Zustimmung, von der sie übrigens wußten, daß man sich derselben im schlimmsten Falle unbedenklich begeben würde.

Alfred wollte die peinliche Lage seiner Braut nicht unnöthiger Weise verlängern. „Und nun," sagte er, ihr den Arm bietend, „wollen wir scheiden. Leonore ist blaß und angegriffen; sie bedarf der Ruhe."

„Nein!" rief Flora, „sie muß bis zum letzten Augenblicke bei mir bleiben; ich will ihrer Trauung beiwohnen."

„Wollen Sie die Qual des Abschieds verlängern?" fragte Alfred.

„Nein, es ist besser jetzt zu scheiden," nahm Leonore das Wort. „Ich habe Dich gesehen, an Deiner Brust geruht, mich mit den Deinen ver-

ſöhnt — was ſoll ich noch länger hier? Nein, mein Kind!“ fuhr ſie fort, Flora feſt umſchlingend, „wir wollen uns nicht neuerdings aneinander gewöhnen, und die Kluft nicht zu überſpringen ſuchen, die das Schickſal zwiſchen uns aufriß. Vielleicht ſeh' ich Dich nach Jahren wieder und Gott gebe, daß —“

Sie brach in leiſes Weinen aus, und verbarg das Geſicht an Flora's Bruſt. „O, fort! fort!“ rief Alfred.

„Nein!“ flehte Flora; „ich muß ſie noch vor ihrer Abreiſe ſehen.“

„Das ſollſt Du, meine gute Flora,“ ſagte Leonore ſchmerzlich lächelnd; denn ſie fühlte, daß es über ihre Kräfte gegangen wäre, dieß Verſprechen zu halten. Dann richtete ſie ſich empor und ſagte zu Lady Gurnett tretend: „Ich habe Ihr Wort, daß wir nicht als Feinde ſcheiden. Leben Sie wohl, und möge das Andenken dieſer Stunde das Gedächtniß an jene verwiſchen, wo der Geiſt des Unfriedens zwiſchen uns waltete. Seien Sie glücklich im Glück Ihrer Tochter. Und auch Sie, Mylord!“

Er reichte ihr die Hand. „Ich war nie Ihr Feind,“ verſicherte er gutmüthig.

„Das weiß ich,“ verſetzte Leonore; „doch wenn

ich mich mit Ihnen auch nicht zu verſöhnen habe, ſo darf ich Sie doch bitten, der Waiſe, die bei Ihnen Schutz und Aufnahme fand, freundlich zu gedenken. Alfred! Ihren Arm. Lebt Alle, Alle wohl!"

Sie riß ſich aus Flora's Armen los, und ſchritt der Thür zu. Alle folgten ihr. Edgar ſchien vernichtet. Auf die Gefahr hin, ſich zu verrathen, näherte er ſich Leonoren, deren Herrlichkeit ihm erſt jetzt im Augenblick des Verluſtes offenbar wurde, und ſagte leiſe: „Haben Sie kein Wort für mich?"

Sie fuhr zuſammen, ihre Kniee wankten. Alfred war gezwungen, ſie zu unterſtützen. Ihr Blick glitt über den einſt ſo heiß Geliebten hin, und ein neuer Kampf entſpann ſich in ihrer Bruſt; doch ihr beſſres Theil gewann ſchnell wieder die Oberhand. Mit würdigem Stolz zurücktretend, ſagte ſie: „Mylord, Sie ſind mir ein Fremder."

„O, vergiß nicht," bat Flora ſanft, „daß Edgar mein Verlobter iſt."

Sie fuhr mit der Hand nach der Bruſt, als empfinde ſie dort einen ſtechenden Schmerz. Edgar ſtand mit geſenkten Blicken ihr gegenüber; ſeine Verſtörtheit wirkte beruhigend auf ſie. „Sie ſind Flora's Verlobter," ſagte ſie langſam und mit

ſchwerem Nachdruck: „das Glück meiner Schweſter liegt in Ihren Händen. Vergeſſen Sie nie, daß Sie Gott und mir Rechenſchaft darüber abzulegen haben. Doch jetzt genug davon! In meiner Seele iſt kein Haß, kein Groll. Möge Gott mir vergeben, wie ich jedem Feind verzeihe, und Euch ſegnen, wie ich geſegnet zu werden wünſche! Lebt wohl! auf ewig wohl!“

V.

Welcome, welcome ye dark blue waves!
Byron.

Das Schiff lag zur Abfahrt bereit. Mitten in dem Gewühl von Matroſen, Paſſagieren und Abſchiednehmenden war eine junge Frau bemerkbar, die an dem Arm ihres Gatten das Verdeck betrat. Ihr Geſicht war bleich, ſchön und von dem Wiederſchein eines innern Sieges gleichſam verklärt; auf den Zügen ihres Begleiters lag freudige Wehmuth. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er ſich, ihr die möglichen Bequemlichkeiten zu verſchaffen und war ängſtlich um ſie beſchäftigt, wie um ein liebes krankes Kind. Sie ließ ihn lächelnd gewähren, während ihr Blick mit faſt andächtiger Innigkeit auf ihm ruhte. Er ſchlug ihr vor, in die Cajüte zu gehen; ſanft verneinend ſchüttelte ſie das

Haupt. Das Signal zur Abfahrt ward gegeben, die Räder ſetzten ſich in Bewegung, in dichten Wolken wirbelte der Dampf aus dem Keſſel. Die junge Frau ſchrak leicht zuſammen und blickte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck nach dem Strand, wo ein buntes Gewühl von Menſchen wogte.

„Leonore!“ fragte eine ſanfte, weiche Stimme, „reut Dich das Opfer?“

Wie von einem Sonnenſtrahl überflogen, erhellten ſich ihre Züge. Ihre Seele ſchwang ſich von Schmerz und Leid zu der reinſten Liebeshöhe empor; alles Erlebte verſank vor ihrem innern Blick und nur die edle Geſtalt ihres Freundes war ihr auf Erden noch ſichtbar. Sie ergriff ſeine Hand, und heilige Begeiſtrung flammte aus ihren Augen, als ſie ſagte: Es war das letzte Zucken einer finſtern Vergangenheit. Sie hat in meinem Herzen ein Grab gefunden, tiefer als der Grund des Meeres, auf dem ich jetzt einer ſchönern Zukunft entgegeneile. Mit dieſem Augenblick beginnt ein neues Leben für mich; möge Gott es mir lang genug friſten, um mich Dir die große Liebesſchuld zurückzahlen, oder mög' er es mich für Dich opfern laſſen; denn im Leben wie im Tod bin ich fortan die Deine, Du hohes, getreues Herz!“

Ein Gelübde.

I hope, all will be well; we must be patient

Shakspeare.

Die nachstehende Erzählung ist nur der treue einfache Bericht einer Begebenheit, die sich vor einigen Jahren in Volhynien wirklich zutrug. Ich theile sie hier in ihrer ursprünglichen Schlichtheit mit, und bin sehr zweifelhaft, ob sie auf den Leser denselben Eindruck machen wird, den sie auf mich machte, als ich sie während meines Aufenthaltes in jener russischen Provinz aus einem Munde, über dessen Wahrhaftigkeit kein Zweifel obwalten kann, vernahm. Mir schien sie eine jener dunkel ernsten Fragen, die der Atheist mit einem Hohnlächeln beantwortet, vor welchen der Philosoph verstummt, und auf welche selbst der Christ nichts zu entgegnen weiß, als: Gott hat zur Vergütung zeitlicher Schmerzen die Ewigkeit vor sich.

Selten finden sich in einem Leben so reiche Gaben vereinigt, wie sie der jungen Gräfin Amalie von R. zugefallen waren. Von allgemein geachte-

ten Eltern entſproſſen, mit den vortrefflichſten Geiſtes- und Gemüthsanlagen ausgeſtattet, dabei voll Anmuth und Lieblichkeit, vermählte ſie ſich in ihrem achtzehnten Jahre mit dem Grafen Heinrich von K., der ihrer aus Neigung getroffenen Wahl in jeder Beziehung würdig war, und ihre Liebe zu ihm mit wärmſter Innigkeit erwiederte. Nichts ſchien das Glück einer ſolchen Ehe trüben zu können. Vor den kleinlichen Bedrängniſſen des Lebens durch fürſtlichen Reichthum geſichert, mit dem Weſen verbunden, das vermöge ſeiner gleichen Denk- und Empfindungsweiſe nur eine ſchöne Ergänzung ihres eigenen Ichs ſchien, durften Beide einer heitern, freudigen Zukunft entgegenſehen. Die frohſten Verheißungen, die einem Menſchenherzen gemacht werden können, ſchienen an ihnen in Erfüllung gehen zu ſollen, als Amalie im zweiten Jahre ihrer Ehe einen Knaben gebar. Die Taufe des Kindes ward mit ſo glänzendem Gepränge begangen, mit ſo lauter Luſt gefeiert, daß wer das Schloß zu Debice um dieſe Zeit verlaſſen, und es erſt nach ſechs Monaten wieder betreten hätte, nur mit Mühe hätte glauben können, daß er ſich an derſelben Stätte befinde, die vor kurzem Zeuge eines ſo ungetrübten Glückes geweſen war. Wenige Monde hatten hingereicht, um

eine gänzliche Veränderung zu bewirken. Die sonst so gastlichen Thore waren geschlossen; ein Nebel von Schwermuth schien durch die Räume zu wehen. Amalie starrte bleich und düster vor sich hin; aus den Mienen des Grafen sprach schmerzhafter Ernst. Das Kind, auf dessen schwaches Haupt Beide so viele Hoffnungen gesetzt hatten, war gestorben.

Viermal wiederholte sich derselbe Jubel zu Debice, und viermal folgte ihm dieselbe Trauer. Ein düsteres Verhängniß schien über den aus dieser Ehe Hervorgegangenen zu walten. Es schien, als seien sie die Münze, in welcher das sonst so beglückte Paar den allgemeinen Schmerzenszoll zu entrichten habe. Keines dieser Kinder erreichte das vierte Lebensjahr. Amalie verfiel in die tiefste Melancholie. Vergebens strebte Graf R. durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit den Gram seiner Gattin zu bekämpfen; vergebens suchten ihre Verwandten und Freunde durch tausend Beweise von Anhänglichkeit und Theilnahme die kinderlose Mutter zu trösten: die tiefe Wunde wollte nicht verheilen. Vielleicht trug eben der Umstand, daß keine Störung der Außenwelt sie von ihren Gefühlen ablenkte, dazu bei, Amaliens Seelenauge immer ausschließlich auf den einen Kummer hin-

zuwenden, und so wurde dieser endlich zum riesengroßen Schreckbilde, das ihr bald Erde und Himmel überdeckte. Im weiten All sah sie nichts mehr, als die Leichen ihrer Kinder. Nur wenige Organisationen vermögen so lange schweren Gram zu ertragen, ohne daß ihre Geisteskräfte darunter leiden; Amalie vermochte es nicht. Die frühere Klarheit ihrer Gedanken ward nach und nach durch die seltsamsten Gebilde des Aberglaubens getrübt; sie quälte sich mit tausend Vorstellungen, über deren Ungrund sie in frühern Zeiten selbst gelächelt haben würde, denen sie aber in ihrem jetzigen überreizten Zustande die fürchterlichste Wesenheit verlieh. Von dem Wahne, Allen, die sie liebte, verderblich zu sein, befangen, wollte sie mit keinem ihrer Freunde mehr Umgang pflegen, und wenn sie ihren Gatten in ihrer Nähe duldete, so geschah es nur, weil sie wähnte, daß, nachdem er den gleichen Kummer, wie sie, und mit ihr getragen, er von dem dunkeln Fluche, der ihrer Meinung nach auf ihr lastete, nichts weiter zu befahren habe, oder ihm doch nicht mehr entrinnen könne.

So vergingen mehrere Jahre. Verschiedene Reisen, die Graf K. mit Amalien unternahm, der Aufenthalt in den glänzendsten Hauptstädten

Europas, tausend Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, erwiesen sich als gleich fruchtlos. Wieder nach Volhynien zurückgekehrt, lebte sie in gleichem Trübsinn fort, bis ein Umstand eintrat, der Allen, denen Amalie werth war, die größten Hoffnungen, aber auch die größten Befürchtungen einflößte. Sie fühlte sich wieder Mutter. Statt aber, wie man es Anfangs erwartet hatte, sich dieser frohen Aussicht mit Entzücken hinzugeben, und aus der dumpfen Leichenkammer ihrer Erinnerungen ins verheißende Leben hinauszutreten, versank sie nur noch tiefer in ihre düstere Schwermuth. Sie hielt sich für überzeugt, das Loos des noch Ungebornen werde sich von dem seiner Geschwister in nichts unterscheiden. So bereitete sie schauerlich spielend das Todtengewand und beging im Herzen die Leichenfeier ihres Kindes, als sie noch kaum seine erste Regung in sich gefühlt hatte.

Auf einem der einsamen Spaziergänge, die sie manchmal unternahm, begegnete sie eines Tages einer Bauersfrau, die, einen blühend schönen Knaben an der Hand führend, zum nächsten Dorfe ging. Amalie, der ein solcher Anblick das Glück, das ihr geraubt worden war, nur zu lebendig vor die Seele brachte, blieb stehen und äußerte ihr schmerzliches Wohlgefallen an dem Kleinen, des-

ſen Mutter von der Herablaſſung der Gräfin und von dem Lobe, das ihrem Lieblinge gezollt wurde, geſchmeichelt, Amalien die kurze Geſchichte ſeiner Exiſtenz weitläufig mittheilte. „Gott ſei Dank!“ fuhr ſie fort, „jetzt iſt er friſch und geſund; aber was hab' ich nicht Alles mit ihm ausgeſtanden! Ein ſchwächlicheres Kind, als mein Thomas war, kann's nicht mehr geben. Mit Mühe und Noth hatte ich ihn auf zwei Jahre gebracht, da verfiel er in eine ſchwere Krankheit, gegen welche ſelbſt unſere alte Berekewiczowa keinen Rath wußte. Ich ging mit ihm nach Berdijczew zum Doctor, aber der gab mir auch keinen Troſt. ‚Frau!‘ ſagte er zu mir, ‚nehmt es als Chriſtin hin. Euer Kind iſt verloren; es hat die Auszehrung: dagegen gibt's kein Mittel.‘ Wie ich mich nun ſo aller Ausſicht auf menſchliche Hülfe beraubt ſah, wandte ſich mein Herz ganz zu Gott, bei dem ja Alles möglich iſt. Ich ſchnürte meinen Bündel, nahm meinen Thomas auf den Arm und wallfahrtete mit ihm nach Czenſtochau zu dem wunderthätigen Frauenbild. Dort betete ich recht inbrünſtig und ſtellte der heiligen Jungfrau vor, daß es ihr, die um ihren Sohn ſo viel gelitten, zukomme, ſich einer armen Mutter zu erbarmen und Fürſprache für ſie einzulegen. Gott hat mein Gebet erhört, und die

Vermittlung der heiligen Maria angenommen. Das Uebel schwand und mein Junge war seitdem nicht eine Stunde krank. Darum sei die mächtige Fürsprecherin gebenedeit auf ewig!"

Amalie hatte diese Erzählung mit einer Aufmerksamkeit angehört, die wohl bewies, daß sie ihr eine höhere Bedeutung beilegte. Als habe sie ihr einen großen Dienst zu vergelten, schenkte sie der Bäuerin alles Geld und alles Werthvolle, was sie bei sich hatte, empfahl sich ihrem Gebete und eilte dann, wie von einem mächtigen, hoffnungsreichen Gedanken getragen, nach dem Schlosse zurück. Mit strahlenden Augen und glühenden Wangen trat sie in das Zimmer des Grafen, faßte seine beiden Hände und sagte mit einem Tone, der die Unwiderruflichkeit ihres Entschlusses verbürgte: „Heinrich! ich gehe morgen nach Ezenstechau."

Von der ungestümen Hast ihres Erscheinens, wie von dieser seltsamen Anrede betroffen, blickte Heinrich seine Gattin besorglich an. Der Ausdruck ihres Gesichtes war freudenvoll verklärt. Die jahrelangen Schmerzenslasten, unter deren Schwere sich ihr Haupt noch vor wenigen Stunden gebeugt hatte, schienen mit einem Male von ihr genommen worden zu sein. Heinrich, der sich diese plötzliche Umwandlung durch nichts zu erklären wußte,

fing an zu beſorgen, Amaliens Schwermuth ſei, wie es längſt zu befürchten ſtand, in Wahnſinn übergegangen. Als ſie ihm aber mit der größten Klarheit und in folgerichtigſter Ordnung ihre Begegnung mit der Bauersfrau erzählte, als ſie ihm ſagte, daß ſie dieſe Begegnung für einen Fingerzeig Gottes halte, der ihr dadurch hatte kund geben wollen, auf welche Weiſe das Leben ihres Kindes zu erhalten ſei, als ſie ihm erklärte, daß nichts auf der Welt ſie abhalten könne, dem ihr gewordenen Rufe zu folgen, da ſah er ein, daß er hier nicht ſowohl die Excentricität eines kranken Geiſtes, als den Wahnglauben eines kranken Herzens zu bekämpfen habe. Mit den unwiderleglichſten Vernunftgründen drang er in ſie, ihr Vorhaben aufzugeben. Er ſtellte ihr vor, daß die Ausführung eines ſolchen Unternehmens in ihrem dermaligen Zuſtande ſowohl ihr Leben, als das ihres Kindes, der größten Gefahr ausſetzen würde; daß die Kraft des Gebetes in uns, nicht außer uns ſei, daß es unwürdig von der Gottheit denken hieſe, zu glauben, ſie mache die Gewährung unſerer Bitten von gewiſſen launenhaften Bedingniſſen abhängig. Amaliens erhitzte Phantaſie war für ſolche Vorſtellungen nicht mehr zugänglich, und als Heinrich, dem kein anderer Ausweg blieb, ihr er-

klärte, daß er ſie, wenn ſie ſeinen Bitten und Gründen das verdiente Gehör nicht ſchenken wolle, mit Gewalt zurückhalten werde, ſchwur ſie ihm auf's Crucifix, daß ſie in dieſem Falle lieber bei Nacht und Nebel heimlich zu entfliehen, als ihrem Vorhaben zu entſagen geſonnen ſei. Als letzten Verſuch, ihren Willen zu brechen, trug Heinrich, wiewohl mit geringer Hoffnung des Gelingens, dem Schloßarzt auf, der Gräfin das Unſtatthafte ihres Planes vorzuſtellen. Nachdem aber ſchon die Worte des Menſchen, den ſie auf Erden am meiſten liebte, ſpurlos an ihr vorübergegangen, war es natürlich, daß die Ermahnungen des Fremden keinen Eingang bei ihr fanden. Sie beſtand auf ihrem Vorhaben mit ſo unbeugſamer Heftigkeit, daß Doctor F. ſich endlich gezwungen ſah, dem Grafen zu erklären, die Vollziehung von Amaliens Plane, wie bedenklich ſie auch ſein möge, könne doch unmöglich von gefährlichern Folgen begleitet ſein, als eine beſtimmte Weigerung bei dem äußerſt gereizten Zuſtande, in welchem ſie ſich befand, ſein würde. So ſah ſich Heinrich mit ſchwerem Herzen endlich genöthigt, den Befehl zur Treffung der Reiſeanſtalten zu geben.

Ein Strahl unausſprechlicher Beglückung flog über Amaliens Züge, als ſie dieſes vernahm. Sie

dankte ihrem Gatten mit der lebendigſten Inbrunſt, dann aber ſagte ſie, ihm heiter lächelnd ins Auge blickend: „Reiſeanſtalten? die werden bald getroffen ſein. Meinſt Du denn, ich wolle meine Wallfahrt im bequemen Wagen und von hinreichendem Gefolge begleitet antreten? Nein, Heinrich! ich will ziehen, wie es einer demüthig Flehenden geziemt: zu Fuß, im Pilgergewand, alles Prunkes entkleidet. Ich verlange von Gott ſo großes Glück, daß ich mich wohl einigen Leiden unterwerfen muß, um nur das Recht zu erlangen, meine Bitte vorzubringen. Widerſprich mir nicht! Hätte ich mein Gelübde nicht ganz erfüllt, und es ſtürbe mein Kind, ſo müßte ich ſeinen Tod mir ſelbſt anrechnen, da ich es hätte retten können, wenn ich der Aufforderung, die Gott an mich ergehen ließ, in ihrem vollen Umfange nachgekommen wäre."

Nach vielem eifrigen, doch eben ſo vergeblichen Widerſtande mußte man ſich auch in dieſe Laune fügen, und ſchon am nächſten Morgen trat Amalie ihre abenteuerliche Wallfahrt an. Sie beſtand darauf, daß ihre Begleiter, Heinrich und der Arzt, ſich des ihr folgenden Wagens bedienen ſollten; doch keine Macht der Erde hätte ſie vermocht, von dem Gelübde, das ſie für ſich gethan, auch nur eine

Minute abzuweichen. Ihre Exaltation, ihr ſchwärmeriſcher Glaube verliehen ihr eine phyſiſche Stärke, die Niemand an ihr vermuthet hätte. Wohl bluteten ihre zarten, nur der weichen Teppiche, des glatten Parquets gewohnten Füße; wohl mußte ſie ſich oft erſchöpft auf den Raſen hinſetzen: aber der Geiſt ſiegte über die Materie, und nachdem ſie alle Mühſale und Beſchwerlichkeiten mit wahrem Heldenmuthe überſtanden, langte ſie zwar ermüdet und der Ruhe bedürftig, aber geſund und hoffnungsreich in Ezenſtechan an.

Sie eilte in die Frauenkirche; dort ſank ſie vor dem wunderthätigen Marienbilde auf die Kniee und betete mit himmelſtürmender Andacht um das Leben ihres Kindes. Je tiefer ſie ſich in ihren Wunſch verſenkte, um ſo ärmlicher und unzulänglicher ſchienen ihr die Opfer, die ſie bisher gebracht hatte, um ſeine Gewährung zu erflehen. Nein! betete ſie, was ich bis jetzt gethan, iſt nichts. Wie dürfte ich hoffen, nur durch wenige Tage körperlichen Leidens das Glück meines ganzen Lebens zu erkaufen? Wie unverhältnißmäßig gering wäre dieſer Preis in Betracht deſſen, was ich verlange! Größeres werde dem Himmel angeboten! O, Gott! rief ſie in ſchwärmeriſcher Verzückung, vor Deinem Altare, vor dem Bilde der Schmerzensmut-

ter thu' ich das ſchwerſte Gelübde, das je über eine Lippe kam: Durch ſieben volle Jahre will ich den Anblick des Kindes entbehren, nach deſſen Lächeln, nach deſſen erſtem Gruße mein Herz in unermeſſener Sehnſucht ſchwillt. Es werde fern von mir erzogen, und erſt wenn die lange dunkle Friſt vorüber, wenn der Fluch, der auf mir zu laſten ſcheint, durch meine freiwillige Entſagung verſöhnt worden, dann erſt kehre es zu mir zurück, dann erſt erquicke ſich mein Auge an ſeinem Anblick. Du blickſt in mein Herz, Du kennſt die ganze Größe meines Opfers; nimm es denn gnädig auf. —

Sie erhob ſich wunderbar geſtärkt und von ſo feſter Zuverſicht erfüllt, daß Heinrich ſich geneigt fühlte, die Stunde zu ſegnen, wo ſie den ſeltſamen Entſchluß, nach Czenſtochau zu gehen, gefaßt hatte. Er ſah vorher, und Doctor T. beſtätigte die Richtigkeit dieſer Vermuthung, daß die plötzliche Umſtimmung von Amaliens früher ſo nachtſchwarzen Gedanken von den beſten Folgen für ihr körperliches Befinden ſein werde. So konnte denn dieſe Reiſe, von deren Einflüſſen man ſo Schlimmes beſorgt hatte, wahrhaft ſegenbringend werden, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Amalie es meinte. Man blieb noch einige Tage in

Ezenstechau, um sie der Ruhe genießen und in dieser die zur Heimreise erforderlichen Kräfte finden zu lassen. Ihr Muth, ihre Zuversicht blieben sich gleich, ja sie wuchsen vielmehr, und so trat man endlich, der besten Erwartungen voll, den Rückweg an. Zu Hause angelangt, theilte Amalie ihrem Gatten mit, welches Gelübde sie zu Ezenstechau abgelegt habe, und forderte ihn auf, ihr zur Erfüllung desselben behülflich zu sein. Im höchsten Grade erstaunt, befremdet, und erst jetzt die ganze Größe von Amaliens Geistesverwirrung ermessend, versuchte Heinrich sie auf andere Gedanken zu bringen, aber das Gemüth der unglücklichen Frau war von dunkler Schwärmerei schon so völlig umstrickt, daß ihr hier jedes Abreden als unverantwortlicher Frevel erschien. Ihre Antwort auf alle seine Ermahnungen war: „Wenn Du mich abhalten willst, mein Gelübde zu erfüllen, so bist Du der Mörder unseres Kindes, und es kann zwischen uns fortan keine Gemeinschaft mehr geben." Jeder Versuch zur Aufklärung dieses krankhaft getrübten Gemüthes wäre fruchtlos gewesen, darum willigte Heinrich endlich in das Unvermeidliche. Seine Zustimmung ward ihm insofern erleichtert, als er wußte, das Wohl des Kindes werde dadurch nicht beeinträchtigt werden. Man

beſchloß nämlich, daſſelbe bis zur Vollendung ſeines ſiebenten Lebensjahres einer Schweſter Heinrich's, der Gräfin Z., zu übergeben, von deren vortrefflichem Herzen und männlichem Verſtande ſich das Beſte für die Zukunft des ihm anvertrauten Pfleglings erwarten ließ. Ueberdieß lag das Gut dieſer Dame, wenn auch zu entfernt, um oftmalige Zuſammenkünfte zu geſtatten, doch nahe genug bei Tebice, um Heinrich die Möglichkeit zu gewähren, ſein Kind manchmal zu ſehen.

Amaliens Stunde kam heran. Kaum fühlte ſie die erſten Schmerzen, als ſie der Wärterin befahl, ihr die Augen zu verbinden; ſo treu gemeint war ihr Vorſatz, ihr Kind nicht zu ſehen, bis die Zeit ihr Gelübde gelöſ't haben würde. Standhaft gegen die phyſiſchen Qualen, die in ihr wütheten, gebar ſie endlich einen Knaben, der, dem früher gefaßten Entſchluſſe gemäß, bald nach ſeiner Geburt zu der Gräfin Z. gebracht wurde. Im Bewußtſein, das, was ſie für ihre Pflicht hielt, redlich erfüllt zu haben, fand Amalie eine unverſiegbare Quelle des Troſtes und der Stärkung. Sie erholte ſich zuſehends, und auch ihr Geiſt erhob ſich nach und nach wieder zu einer Heiterkeit und Hoffnungsfreudigkeit, deren man ihn noch vor Kurzem für unfähig gehalten hätte. Sie war ſich

bewußt, ein so großes Opfer gebracht zu haben, daß es ihr nun schien, als dürfe sie von Gottes Gerechtigkeit verlangen, was ihren Bitten verweigert worden war. Von ihrem Kleinen, dem nach ihrem Wunsche der Name Deodat gegeben worden war, erhielt sie häufig Nachrichten, und stets nur solche, die geeignet waren, ihre frohe Zuversicht noch zu erhöhen. Wohl lag noch eine lange, dunkle Zeit zwischen dem Jetzt und dem Augenblicke, wo sie ihren Sohn sehen sollte; aber die düstersten Tage hellen sich auf, wenn nur ein lichtes, ob auch fernes Ziel durch ihre Nebel strahlt, und jede Entbehrung, deren Endpunkt sich vorhersehen läßt, ist zu ertragen.

So vergingen sechs Jahre, die Amalie, gleich einer Heiligen waltend, in freudig stiller Ergebung hinbrachte, und sich durch Werke der Mildthätigkeit des Glücks, das sie erwartete, würdig zu machen suchte. Ueber Deodat liefen fortwährend die besten Berichte ein; er trat bereits in das Alter, wo sich die Geistes- und Gemüthsgaben eines Kindes aussprechen, und die seinigen gehörten, nach den Versicherungen seiner edeln Pflegemutter, zu den vortrefflichsten und seltensten. Wenn Amalie solche Nachrichten erhielt, blickte sie mit leuchtenden Augen nach oben, ihre Hände falteten sich

zum glühenden Dankgebet, und es war ihr, als habe sie die Engel des Himmels um nichts zu beneiden.

Schon war ein Theil des siebenten Jahres verstrichen, als diese friedliche Ruhe durch ein bedeutendes Unwohlsein Amaliens gestört wurde. Ohne an einer bestimmten Krankheit zu leiden, wurde sie häufig von einer ungemeinen Schwäche überfallen, die der Arzt als Folge der Erschöpfung durch so viele Leiden des Gemüths betrachtete, und die um so bedenklicher schien, als sie sich hauptsächlich auf das Sehorgan geworfen hatte. Doch äußerte sich diese Störung nicht heftig genug, um ernstliche Besorgnisse zu erregen. So geschah es mehr aus Vorsicht, als einer befürchteten Gefahr wegen, daß man beschloß, gleich nach Ablauf der sieben Jahre, wenn Deodat seinen Eltern zurückgegeben sein würde, nach Berlin zu reisen, und sich bei den dortigen ärztlichen Celebritäten Raths zu erholen.

Endlich erschien der Vorabend des heißersehnten Tages. Der nunmehr siebenjährige Deodat sollte am nächsten Morgen mit seiner Tante im Schlosse zu Debice eintreffen. Amalie, obwohl leidender als gewöhnlich, hatte sich spät zu Bette gelegt; denn die freudige Bewegung ihres Innern

ließ sie nirgends rasten noch ruhen. Mit inbrünstiger Dankbarkeit sprach sie ihr Nachtgebet und gab sich dann den seligen Gedanken hin, die sie lächelnd umschwebten. Alle Leiden schienen überwunden, der Himmel versöhnt, ihr bestes Kleinod gerettet. Wer könnte die sonnigen Hoffnungen schildern, mit welchen sich dieß Mutterherz Welt und Leben verklärte.

In diesen Gedanken und Gefühlen brachte sie den größten Theil der Nacht zu; gegen Morgen jedoch machte der erschöpfte Körper sein Recht geltend und sie verfiel in einen leisen Schlummer, aus dem sie bald durch ein Geräusch in ihrem Zimmer geweckt wurde. „Wer ist's?" rief sie.

„Ich bin's, gnädige Gräfin," versetzte die wohlbekannte Stimme ihres Kammermädchens.

„Schon so spät?" fragte Amalie in freudigem Ausruf. „Ich will aufstehen; schnell, schnell! Zieh die Gardinen auf! Es ist ja nachtfinster im Zimmer."

„Finster? wie so denn? Die Gardinen sind aufgezogen, die Sonne scheint herein hell wie am Mittag."

Amalie richtete sich hastig empor. „Wo? wo?" fragte sie dringend, „ich sehe nichts."

„Ums Himmelswillen!“ rief das erschreckte Mädchen, „gerade auf Ihr Bett fällt ja das ganze Licht.“

„Gott!“ schrie Amalie in Verzweiflung zurücksinkend, „blind! blind!“

Es war so. Sie war über Nacht erblindet.

Bekenntniſſe.

En amour tout est vrai et tout est faux; c'est la seule chose, sur laquelle on ne puisse pas dire des bêtises.

Chamfort.

Zwei junge Frauen, die verwittwete Gräfin Benna von T. und ihre Freundin Auguste, saßen eines Abends stickend und plaudernd beisammen. Obwohl keine der beiden Gestalten von auffallender Schönheit war, bildeten sie, wie sie so neben einander saßen, einen sehr anmuthigen Contrast. Die Gräfin mochte nahe an den Dreißigen sein; ihre Züge waren scharf ausgeprägt, ihre Bewegungen rasch und lebhaft; ihre Haltung trug das Gepräge kräftiger Entschlossenheit. Merkwürdig waren ihre etwas tiefliegenden, aber großen und wunderbar leuchtenden Augen. Wenn es schwarze Diamanten gäbe, hätte man sie mit solchen vergleichen können. Es lag etwas Engelhaftes und zugleich Dämonisches in ihnen; ja, sie schienen weniger Augen, als Seelen zu sein. Gewöhnlich blickten sie stolz, kühn und frei; doch oft zuckten Blitze des Spottes oder tragischer Lustigkeit daraus hervor, und dann

gab es wieder Momente, wo sie sich, wie an der Welt verzweifelnd, mit heißer Inbrunst gen Himmel richteten. Das Wesen dieser Frau war ein seltsamer Doppellaut von einer das ganze Sein entzaubernden Clairvoyance und unzerstörbarer Geistesfrische. Sie galt für kalt, weil Vieles, was Andre tief erregte, spurlos an ihr vorüberging, und das sentimentale Element in ihrer Natur gänzlich zu fehlen schien. Niemand kümmerte sich darum, daß ihre Ruhe nur dem Bewußtsein der Kraft, dem verachtenden Ueberdruß an dem gewöhnlichen Treiben entsprang.

Auguste war um einige Jahre jünger und bei weitem die Reizendere; wenigstens hatte sie den Vortheil, daß ihre Schönheit von irdischen Sinnen aufgefaßt werden konnte, während die der Gräfin nur für das Auge der Seele da war. Es gibt Physiognomien, in die man sich vertiefen muß, um sie schön zu finden; andre hingegen offenbaren ihre leichte Anmuth auf den ersten Blick, und Auguste gehörte zu diesen. Ihr lichtbraunes Haar floß in reichen Locken um die sanftgefärbten Wangen; ihre Augen waren zwar von unbestimmter Farbe, aber sehr schön geschnitten und des lieblichsten Ausdruckes fähig; Stirn und Nase zeichneten sich durch strenge Regelmäßigkeit, die blen-

denweißen Hände durch ihre bewunderungswürdige Zierlichkeit aus. Es war unverkennbar, daß dieser stets zum Lächeln bereite Mund noch keine große Schicksalsfrage zu beantworten gehabt habe. Wenn man Auguste neben der Gräfin sah, drängte sich von selbst die Frage auf, wie diese zwei Frauen, deren große Charakterverschiedenheit Jedem auffallen mußte, Freundinnen sein konnten; die Antwort hierauf war jedoch nicht schwer zu finden. Allerdings war Wenna ihrem Liebling, wie sie Augusten gewöhnlich nannte, an Geist, Denkkraft und Großartigkeit der Anschauung weit überlegen; dagegen besaß diese aber so viel Unbefangenheit, Natürlichkeit und Herzensammuth, daß die Gräfin an ihr hing, wie an einem wohlgearteten, lieben Kinde. Vor ihr brauchte sie sich keinen Zwang anzulegen, und wenn auch Auguste nicht Alles verstand, was ihre Freundin auf mitunter ziemlich baroke Weise äußerte, so hatte Wenna höchstens über Mangel an Verständniß, doch nie über beleidigendes Mißverstehen zu klagen. Auguste liebte die Gräfin von ganzem Herzen, so weit sie ihr Wesen begreifen konnte, und wo dieß aufhörte, trat unbedingte, gläubige Verehrung an die Stelle der Liebe.

Nachdem Theater und Moden zur Genüge be-

ſprochen worden waren, fragte Auguſte raſch aufblickend: „A propos! was ſagen Sie zu dem Bruch zwiſchen Fernheim und Sidonien?“

„Ich ſehe darin nichts ſo Außerordentliches,“ verſetzte Benna lächelnd.

„Das kann Ihr Ernſt nicht ſein,“ eiferte die lebhafte Auguſte. „Zwei Menſchen, die durch vier oder fünf Jahre der Hoffnung, ſich anzugehören, jedes Opfer brachten, keinen Kampf ſcheuten, allen Verhältniſſen Trotz boten, ſich mit ihrer Familie entzweiten: dieſe zwei Menſchen, wenn ihre Verbindung endlich möglich geworden, freiwillig zurücktreten zu ſehen, ſcheint mir eines jener Schauſpiele, bei denen wir uns unſers eignen Herzens nicht mehr ſicher fühlen. Meinen Sie nicht?“

„Sicher?“ fragte Benna gedehnt. „Ich möchte doch wiſſen, welche Sicherheit es in der Welt überhaupt gibt.“

„Jene Neigung ſchien mir ſicher; denn ich wähnte ſie durch Schmerzen geſtählt. Denken Sie, was jene Beiden für einander litten, gegen welche Hinderniſſe ſie anzukämpfen hatten!“

„Dieſe Hinderniſſe waren es, was ſie liebten. Sidonie iſt exaltirt und Fernheim eitel genug, um ſich in den Rollen Romeo's und Juliet's höchlich zu gefallen. Sie litten eben ſo viel als nöthig war,

um für intereſſant zu gelten, und mehr hätten ſie gewiß nicht leiden wollen. Ich meines Theils kann nicht an die gebrochnen Herzen glauben, die ſich zwei Mal des Tages zu Tiſche ſetzen, in's Theater und in Geſellſchaften gehen, und ihre Seufzer dahin tragen, wohin ſie am wenigſten gehören. Wahre Leidenſchaft iſt verſchämt, und wahrer Schmerz verſchmäht die Leichenbittermienen. Als jene Hemmniſſe einſanken, fiel auch die erträumte Neigung hinweg; das Einzige, was mich dabei wundert, iſt, daß die beiden Leutchen klug genug waren, nicht ihren Antecedentien zu Liebe den dummen Streich vollſtändig zu machen, und ſich nicht des qu'en dira-t-on wegen heiratheten."

„Nein, nein!" ſagte Auguſte kopfſchüttelnd, „auf dieſe Weiſe möchte ich mir den befremdlichen Bruch nicht erklären; es muß Großes vorgefallen ſein. Fernheim oder Sidonie müſſen Etwas entdeckt haben, was ihrem innern Menſchen plötzlich eine andre Richtung gab. Was dieß geweſen, kann ich freilich nicht errathen; vielleicht eine Untreue, vielleicht ein tremendes Geheimniß; aber jedenfalls beſtehe ich darauf: Großes muß vorgefallen ſein."

„Möglich; es kann aber auch ganz Geringes geweſen ſein," entgegnete Vanna mit ihrem ge-

wöhnlichen, kalten Lächeln. „Vielleicht hat ſie bemerkt, daß er ſich den Bart färbt; vielleicht hat er erfahren, daß ſie ihrem brouillirten Teint nachhilft, ſo gut es gehen will. Salomon ſagt, die Liebe ſei ſtärker als der Tod — das will ich zugeben; aber ſo ſtark iſt ſie nicht, daß ſie ähnlichen Entdeckungen widerſtehen könnte."

„Sie wiſſen nur zu ſpotten."

„Ich? Das fällt mir ja gar nicht ein! Mein ganzer Witz beſteht darin, den des Lebens zu verſtehen; ich mache den Spaß nicht, ſondern verſtehe ihn bloß. Die Anlage dazu hab ich mit auf die Welt gebracht; mannigfaltige Erlebniſſe haben ſie bis zur Virtuoſität ausgebildet. Wie Hogarth unwillkürlich in dem ſchönſten Geſicht die leiſe hervordämmernde Karricatur gewahrte: ſo blitzt und lacht mir aus jedem Gefühl und jedem Verhältniß ſeine eigne Ironie entgegen, ohne daß ich ſie erſt aufzuſuchen brauche. In dem kühnen Luſtſpiel des ewigen Dichters ward Jedem von uns eine Rolle zugetheilt. Wenn es nicht zu eitel klänge, würde ich ſagen, mir ſei die des Graeieſe zugefallen, der den Leidenſchaften, die er ſelbſt nicht mitfühlt, die komiſche Seite abzuſehen weiß."

„Nein, Benna! Sie thun ſich ſchweres Unrecht.

Wenn man Ihren Aeußerungen Glauben ſchenkte, müßte man Sie für ein kaltes verſchloſſenes Geſchöpf halten, das nur mit dem Kopfe fühlt; dieß iſt doch wahrlich nicht der Fall bei Ihnen. Bei tauſend Gelegenheiten haben Sie bewieſen, daß Sie gut, großmüthig, zu jeder Hilfleiſtung bereit ſind, und daß jedes menſchliche Leiden in Ihrer Seele ein raſches Echo findet."

„Und warum ſollte es dieß nicht? Blutet eine Wunde darum weniger, weil ſie von einem kleineren Kinderſäbel geſchlagen wurde? Iſt ein Schmerz darum weniger nagend, weil ich ſeinen Grund für thöricht erkenne? Im Gegentheil! mich dauern die Menſchen um ſo mehr, je deutlicher ich einſehe, wie viele unnütze Laſten ſie ſich freiwillig auflegen, da es doch an den unvermeidlichen Bürden vollkommen genug wäre, und bei ſolchen Betrachtungen rufe ich aus tiefſtem Herzen: **Pauvre humanité!** Ich weiß, daß man mich hin und wieder einen weiblichen Mephiſto nennt; das bin ich durchaus nicht. Tritt mir wahrhaftes Unglück entgegen, ſo thu' ich, was in meinen Kräften ſteht, um dem Leidenden Linderung zu verſchaffen; wenn aber ein verſchrobner Geiſt und eine verlogne Phantaſie zuſammen Kinder bekommen, die ſie Schmerzen zu nennen belieben, und

man muthet mir zu, dieſe garſtigen, nur ſcheinlebendigen Geſchöpfe hätſchelnd auf den Arm zu nehmen, und ſie theilnehmend zu liebkoſen, als wären es ſchöne Menſchenbilder, ſo verwahre ich mich davor. Das thut meinem Weſen gewiß keinen Abbruch; ja ich denke, die Menſchen hätten überhaupt mehr echte Güte auszugeben, wenn ſie nicht ſoviel unnöthiges Mitleid gedankenlos verſchwendeten. So haben alle dieſe weichen Herzen, die ſich vor dem wirklichſten Jammer, dem ſichtbarſten Elend verſchließen, Fernheim und Sidonie, ihrer albernen Leidenſchaft wegen, jahrelang innigſt bedauert, bis ihnen dieſe nun den Poſſen ſpielten, aus dem ganzen larmoyanten Drama eine Poſſe zu machen. Der Grund iſt leicht zu errathen: ſolches Mitleid kleidet hübſch und macht keine Ausgaben. Freilich hilft es auch Niemanden."

„Sie möchten alſo nur jenes Mitleid gelten laſſen, das ſie durch Hilfleiſtungen zu äußern vermag?"

„Ach Gott, ſprechen Sie mir nicht davon! Mir ſcheint aller Menſchentroſt ein ſeltſam Ding. Wo er am nöthigſten wäre, kann man ihn nicht geben, und wo man ihn geben kann, iſt er nicht vonnöthen. Kleine Schmerzen bedürfen ſeiner nicht, die großen verachten ihn. Was einen Menſchen

innerlich trifft, jeden Kampf, jeden Sturm muß er mit sich selbst ausringen, und Keiner kann ihm dabei helfen. Ueberdieß scheint mir jedem wahren, großen Unglück gegenüber unser dürftiges Mitleid ein gar zu armseliges Gefühl und der ehrfurchtsvolle Schauer, mit dem die Alten der Stätte auswichen, wo des Himmels Blitz verzehrend und heiligend herniederfuhr, ist meinem Sinne nach ungleich würdiger und frommer. Die Menschen bemitleiden nur darum so gern, weil ihnen dieß eine gewisse Superiorität verleiht. Was mich betrifft, so würde ich Jedem, der mich, gleichviel weßwegen, bedauerte, einen Injurienprozeß anhängen. Bei inneren Leiden ist jenes weichliche Beklagen völlig überflüssig, und bei äußern soll es sich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, in wehmüthigen Redensarten, sondern in raschem Handeln, in freudigen Opfern aussprechen. Mildthätige Werke halte ich für das Allerhöchste, schwärmerische Aufwallungen für das Allergeringste, worüber ein Mensch zu verfügen hat."

Die Gräfin schien zu fühlen, daß sie mehr für sich, als für ihre Zuhörerin sprach; sie hielt inne und stickte an ihrer Arbeit emsig fort. Auguste gehörte zu den Frauen, die stets nur von Menschen, nie von Dingen zu sprechen wissen, und die nur

dann einiger Aufmerkſamkeit fähig ſind, wenn ſie ihre Gedanken auf einen gewiſſen Punkt concentriren können. Benna's Ausfall hatte ſie nur wenig berührt, noch konnten ſie die allgemeinen Anſichten, die jene ausſprach, des fraglichen Punktes vergeſſen machen, und ſo ſagte ſie nach einer Weile: „Dieſer plötzliche Bruch iſt doch unbegreiflich, es möge der Anlaß, der ihn herbeiführte, wichtig oder geringfügig geweſen ſein.“

Benna ſah nachdenklich vor ſich hin, dann ſagte ſie ernſt: „Wenn ich bedenke, daß ein Umſtand, deſſen Geringfügigkeit an's Lächerliche grenzt, über mein ganzes Schickſal entſchied: ſo ſcheint es mir faſt ein Frevel, irgend ein Ereigniß unbedeutend zu nennen. Wir müſſen entweder das ganze Leben als nichtig und eitel, oder Alles darin als wichtig und beziehungsreich betrachten. Die Wahl iſt uns gelaſſen.“

„Sie ſelbſt waren in einer ſolchen Lage?“ fragte Auguſte, ihren Wunſch nach genauer Erläuterung nicht verbergend.

„Ich war's, und wenn Sie meine Geſchichte hören wollen, ſteht ſie Ihnen zu Dienſten. Um Verſchwiegenheit brauche ich Sie nicht zu bitten, denn es kommt darin nichts beſonders Himmel-

und Höllenhaftes vor, und selbst, wenn dieß der Fall wäre" —

„Würde ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen."

„Das weiß ich."

Beide Frauen legten die Arbeit bei Seite. Auguste sah ihrer Freundin aufmerksam in die großen, dunkeln Augen, und Vemna begann ihren Bericht.

„Zur genauen Verständniß des Folgenden muß ich Ihnen einige Daten zurückrufen, die Sie vielleicht vergessen haben, oder die Ihnen überhaupt unbekannt geblieben sind. Ich bin, wie Sie wissen, eine geborne Gräfin Reichau; meine Eltern, deren einziges Kind ich war, starben sehr früh und unmittelbar nach ihrem Tode ward ich in ein Pensionat gebracht, welches ich erst mit sechzehn Jahren wieder verließ, um fortan in dem Hause meines Oheims zu leben. Ich hatte mich auf diesen Zeitpunkt sehr gefreut und mir tausend Bilder von dem bunten, bewegten Leben, das meiner wartete, entworfen. Als meine Heimkehr aber endlich erfolgte, schien mir die Wirklichkeit nicht zuhalten zu wollen, was mir meine Träume versprochen hatten. Mein Oheim bekleidete eine wichtige Stelle, die den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm. In seinen wenigen freien Mo-

menten suchte er die Vergnügungen auf, die ihm durch lange Gewohnheit lieb geworden waren, und an denen ich nicht Theil nehmen konnte. Um mich kümmerte er sich nicht viel, obwohl er mir, auf seine Weise, sehr gewogen war. Er hätte vielleicht bedeutende Opfer gebracht, um mir ein vortheilhaftes Etablissement zu verschaffen; aber mir zu Liebe einen Robber weniger zu spielen, wäre über seine Kräfte gegangen. Wir sahen uns gewöhnlich nur Morgens, wo ich ihn auf seinem Zimmer besuchte, aus dem mich aber das Kommen einer Schaar von subalternen Beamten, Supplicanten u. s. w. bald wieder verscheuchte, dann bei Tische im Beisein der Domestiken, und manchmal Abends, wenn er schon im Begriffe war, auszufahren, und vorher noch in größter Hast und Eile auf ein paar Augenblicke zu mir kam. Mein Umgang beschränkte sich auf meine unvermählt gebliebene Tante, die bei uns im Hause lebte, auf einige Lehrer, die man mir zu meiner völligen Ausbildung hielt. Tante Laura besaß manche schätzenswerthe Eigenschaften; doch Milde und Liebenswürdigkeiten befanden sich nicht darunter. Sie hatte viel Unglück erlebt, und ihr Charakter war nicht stark genug gewesen, um der Bitterkeit und Schärfe, die ihr Gift so gern in verrathene Herzen spritzen,

das Eindringen zu verwehren; aus den Wunden ihrer Seele waren entstellende Narben geworden. Fügen sie hiezu noch, daß sie fast beständig kränkelte, daß ihr an manchen Tagen Theater, Musik, ja selbst das einfachste Gespräch eine peinliche Anstrengung war, und Sie werden leicht errathen, wie wenig die alternde, gereiste und kranke Frau zur Gesellschaft für ein junges Mädchen paßte, das mit frischen Augen in die frische Welt blickte, und dessen Blut mit einer ansehnlichen Portion Queckſilber versetzt schien. Es wäre schwer zu sagen, ob Tante Laura mehr durch mein Ungestüm, oder ich durch ihre Abgestorbenheit litt; gewiß ist, daß wir uns einander das Leben sauer genug machten. Die Abgesperrtheit und Verödung, in der ich lebte, brachte es endlich dahin, daß die Kräfte, die sich nicht nach außen entfalten durften, um so gewaltiger nach innen arbeiteten und nach und nach überkam mich eine träumerische Schwärmerei, die meinem ursprünglichen Wesen gänzlich fremd war und nur durch die Verhältnisse in mein Gemüth geschmuggelt wurde. Statt mich im Vollgefühl des jugendlichen Daseins emporzuschwingen, schlug ich nur mehr matt mit den Flügeln; die Gegenwart bot mir so wenig, daß ich bei der Vergangenheit betteln ging. Es hatte sich wohl der

Mühe gelohnt, mich aus meinem Penſionat, wo ich Freundinnen und Geſpielinen in Menge hatte, hinwegzuſehnen, um im Hotel meines Oheims wie eine Klausnerin zu leben. Wir ſahen faſt Niemanden. Tante Laura's Kränklichkeit und ihre unaufhörliche Verſtimmung hielten ſie ab, in die Welt zu gehen und Beſuche zu empfangen. Ihre Bekanntſchaften beſchränkten ſich auf drei oder vier gleichgeſinnte alte Damen, und ſo ehrwürdig dieſe Geſellſchaft ſein mochte, wenn ſie in corpore verſammelt war, ſo wenig Anziehendes hatte ſie für mich. Wenn ich den Wunſch äußerte, mit Perſonen meines Alters Umgang zu pflegen, ſagte ſie mir, ich ſolle nur Geduld haben — in zwei Jahren wolle man mich bei Hofe vorſtellen; es würde aber nicht paſſend ſein, wenn ich vor meiner förmlichen Präſentation in die Welt ginge. „Warum ſoll ich denn noch ſo lange warten?" fragte ich, mitunter recht unmuthig. Die Antwort war: Weil es nicht vortheilhaft für ein Mädchen iſt, ſo früh bekannt zu werden; in ſpätern Jahren ſagen die Leute dann nur zu leicht: „Gott, wie lange kennt man die ſchon!" und bringen nicht in Anſchlag, wie jung ſie war, als man ſie kennen lernte. Nach unſerm Plane aber ſollſt du mit achtzehn Jahren für ſechzehnjährig gelten. Dagegen ließ ſich nichts ein-

wenden; ich schwieg und wickelte mein Leben weiter ab, wie ein enormes Strähn Garn. Ich langweilte mich eben nicht, denn meine Studien beschäftigten mich hinlänglich, um meine physische Zeit auszufüllen; aber innerlich empfand ich jene dumpfe Leere, die das Gemüth für jede Thorheit befruchtet, wie der Nilschlamm das Ackerfeld. Den Ablauf jener Frist glaubte ich nicht zu erleben. Ist man erst älter, so rauschen die Jahre in unheimlichem, geisterhaft raschem Fluge vorüber; die Ungeduld der ersten Jugend jedoch sieht in zwei Jahren eine Ewigkeit en miniature. Ich vegetirte fort. Das geräuschvollste, bunteste Leben hat für ein Mädchenherz nicht halb so viel Gefahren, wie die Einförmigkeit, in der ich meine Tage halb verseufzte, halb vergähnte; dort verwischt ein Eindruck den andern, hier gewann jeder Zeit, sich möglichst zu entfalten."

„Sechs Monate waren vorübergeschlichen und eine Masse Brennstoff hatte sich in meinem Kopfe angesammelt, als ich durch die öffentlichen Blätter die Ankunft des schon damals bekannten und seitdem berühmt gewordenen Malers R. erfuhr, der auf seiner Reise nach Italien durch unsre Stadt passirte, und um vielfältigen Anforderungen zu genügen, einwilligte, einige Zeit daselbst zu ver-

weilen. Das Lob, das seinen Leistungen gezollt wurde, drang selbst in unsern abgeschlossenen Kreis; Tante Laura's Freundinnen, wie mein Vater, sprachen mit lebhafter Anerkennung von den Portraits der Herzogin und einiger Damen, die R. meisterlich gemalt hatte. Die Malerei war immer meine Lieblingskunst gewesen. Alles was in ihr Gebiet gehörte, erregte mein wärmstes Interesse; tausend Mal hatte ich mir gewünscht, in einer großen Stadt zu leben, wo mein Kunstsinn in Gallerien und großartigen Sammlungen mehr Befriedigung finden könnte, als in dem kleinen D..., und da es nicht in meiner Macht stand, meinen Aufenthalt zu verändern, so suchte ich mich dadurch zu entschädigen, daß ich unter der Anleitung eines ziemlich mittelmäßigen Lehrers nach Herzenslust zeichnete und malte. Urtheilen Sie nun, wie die Nachricht, es befinde sich ein bedeutender Künstler in meiner Nähe, auf mich wirken mußte. Ich ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, bis Tante Laura, um nur Ruhe zu haben, mir versprach, R.s Atelier mit mir zu besuchen. Die Freude, die mir ihre Zusage verursachte, war so groß, daß selbst ihre Griesgrämlichkeit dagegen nicht Stich hielt. Ich fiel ihr um den Hals, küßte ihre Hände und trieb tolles Zeug, bis sie

ſelbſt mitlachen mußte, und darüber halb ärgerlich ausrief: „Was du doch kindiſch biſt!“ Was kann ich denn Beſſeres ſein? fragte ich ganz unbefangen, und ahnte nicht, welch wahres Wort ich da ausſprach.“

„Unſer Beſuch bei N. war auf den dritten Tag feſtgeſetzt; bis dahin ließ ich Tante Laura nicht aus den Augen, brachte ihr Thee und Tropfen, verwahrte ſie vor Zugluft und Hitze, erkundigte mich jede Viertelſtunde nach ihrem Befinden, und behandelte ſie, mit einem Wort, wie ein Impreſario eine Sängerin, deren Erkranken ſeine Hoffnungen zunichte machen könnte. Endlich ſchlug die erſehnte Stunde. Vor Ungeduld, fertig zu werden, half ich der Tante beim Ankleiden, wickelte ſie ſorglich in Mantel und Boa ein, trug ſie beinahe die Treppe hinab, und war mit einem Freudenſprung im Wagen.“

„Mein Herz hämmerte faſt hörbar, als ich das Atelier betrat, in welchem ich neue Kunſtoffenbarungen zu empfangen hoffte. Mein erſter Blick fiel auf die Portraits der Prinzeſſinnen Louiſe und Helene, und ganz erſtarrt, ja athemlos blieb ich ſtehen. Großer Gott! da war ja Alles Licht, Glanz, ſtrömendes Leben! Die Bilder, die ich bisher geſehen hatte, waren, im Vergleich zu die-

ſen, überpinſelte Marmorbüſten. Hier ſah man das Blut unter der durchſichtigen Haut fließen, den Sonnenſtrahl durch das weiche Haar zittern; man fühlte den warmen Hauch des lächelnden Mundes. Die Fürſtentöchter waren Beide von großer, aber gänzlich verſchiedener Schönheit: Prinzeſſin Louiſe trug in den ernſten, von geiſterhafter Wehmuth wie von Mondglanz überhauchten Zügen gleichſam die Ahnung ihres frühen Endes; während ihre jüngere Schweſter, ein blondlockiges, roſiges Mädchen mit heiterer Unbefangenheit ſorglos und vertrauend in's Leben ſchaute. Jene war erhaben- faſt ſchauerlichſchön, wie der Engel des Todes, dieſe reizend und lieblich, wie der Genius des Seins. Mit wunderbarer Treue und Meiſterſchaft hatte der Maler das Charakteriſtiſche dieſer Erſcheinungen aufzufaſſen und wiederzugeben gewußt; er hatte nicht bloß phyſiſche Züge ſclaviſch abgeſchrieben, ſondern Seelengemälde, innere Biographien geliefert. Und welche vollendete Technik, welcher Sinn für Schönheit und Eleganz in der Darſtellung, welch feiner Geſchmack ſelbſt in den unbedeutendſten Nebendingen! Ich konnte mich von dieſen Bildern nur losreißen, um vor einigen hiſtoriſchen Skizzen in noch größeres Entzücken zu gerathen. Eine derſelben ſtellte

Taſſo's erſte Begegnung mit Leonoren vor und der Eindruck, den dieſe Compoſition auf mich machte, war ſo tief, ſo bewältigend, daß ich, Alles um mich herum vergeſſend, die Hände faltete und ausrief: O wie ſchön!"

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," ſagte eine Männerſtimme hinter mir. „Ich wandte mich raſch um und erblickte einen jungen Mann, den ich an ſeiner Uniform, ſeinem langen Haar und dem unnennbaren Etwas, das die Kunſt ihren Jüngern aufdrückt, ſogleich für R. erkannte. Er war es wirklich. In meiner Ekſtaſe hatte ich es nicht bemerkt, daß er in das Atelier getreten war, und mich eine Weile ſchweigend beobachtet hatte. Meine Begeiſterung ſchmeichelte ihm ſo ſehr, daß er ſein Incognito ablegte, um mir ſeinen Dank auszudrücken."

„Ich wurde purpurroth und wußte kaum, was ich ſagen ſollte; Alles, was meinem armen Kopf zu Gebote ſtand, ſchien mir einem ſolchen Genius gegenüber viel zu geringfügig und unbedeutend. Ich hätte ſtumm ſein mögen, um nicht ſprechen zu müſſen. Tante Laura machte ein ſüßſaures Geſicht. Im Herzensgrund fand ſie es unſchicklich und anmaßend, daß ein ſimpler Maler ſich unterfing, die Nichte des Grafen Reichau anzureden,

ohne ihr vorgestellt worden zu sein; doch war sie zu sehr grande dame, um sich durch ihr Mißvergnügen zu einer Verletzung der äußern Höflichkeit hinreißen zu lassen. Sie nahm statt meiner das Wort, sagte R. Verbindliches über sein Talent, und entschuldigte mein rücksichtsloses Benehmen mit meiner Unkenntniß des Weltlebens; dabei war aber ihr Ton, trotz aller Artigkeit, ziemlich spitz und schien das Gespräch abbrechen zu wollen. R. beachtete dieß nicht sonderlich, sondern fragte mich: „Sie lieben die Kunst?"

„O wie sehr!" rief ich.

„Und üben sie vielleicht selbst?"

„Meine Nichte betreibt die Kunst nur zu ihrem Vergnügen," versetzte Tante Laura, ehe ich zu Worte kommen konnte; „doch setzt sie dieß wenigstens in den Stand, fremde Leistungen besser würdigen zu können, als ich, die ich mir in jeder Gallerie nur arge Kopfschmerzen hole. Auch heute schwindelt mir schon vor dem vielen Sehen und Betrachten. Es thut mir wahrhaft leid, nicht länger hier verweilen zu können, aber es geht durchaus nicht. Komm, Benna, wir wollen nach Hause."

„Ich warf noch einen letzten, traurigen Blick auf die Bilder, grüßte den Maler, der kalt und

ſtolz vor uns ſtand, und entfernte mich mit meiner Tante. Zu Hauſe hatte ich noch eine lange Strafpredigt über mein taktloſes Benehmen zu überſtehen, doch merkte ich kaum darauf; denn die Eindrücke, die ich an dieſem Morgen empfangen hatte, waren zu heftig, um noch für andere Raum zu laſſen. In dieſen Farbendichtungen war mir die ganze Herrlichkeit der Kunſt, die ich bisher nur dunkel geahnt hatte, erſt recht aufgegangen. Coreggio's: Anch'io son pittore! ward mir klar. Verſtehen Sie mich recht: ich glaubte keineswegs ein irgend der Rede werthes Ziel erreicht zu haben. Was ich bisher gemacht hatte, ſchien mir vielmehr ganz gräulich und abſcheulich; doch wurde das Demüthigende dieſer Erkenntniß dadurch gemildert, daß ich fühlte, es lebe die Kraft für Höheres in mir und der empfänglich. Sinn für Schönheit mangle mir nicht. Ich ließ Tante Laura zanken und dachte indeſſen an Andres."

„Der Zufall wollte, daß mein Oheim gerade an dieſem Tage ungewöhnlich heiter war. Dieß war etwas ſo ungemein Seltenes, daß Don Philipps Höflinge gewiß nicht mit größerm Erſtaunen ausrufen konnten: „Der König hat geweint!" als ich mir heimlich ſagte: „der Onkel lacht!" Dieſe gute Laune wollte ich benützen, ehe ſie vorüber-

ging. So jung und unerfahren ich war, lehrte mich doch mein weiblicher Instinct die Sache beim rechten Ende anfassen. Mein Oheim war ein erklärter Feind alles dessen, was wie Ueberschwänglichkeit aussah. Hätte ich ihm den gewaltigen Eindruck, den ich empfangen, geschildert, so wäre wahrscheinlich leichter Spott seine Antwort gewesen. Ich schwieg also davon und begnügte mich, ihm die Damen herzuzählen, die R. bereits portraitirt hatte. Absichtlich verweilte ich lange bei den Portraits der fürstlichen Schwestern, und, meinen Arm spielend um seinen Hals schlingend, flüsterte ich ihm leise und verschämt in's Ohr: Onkelchen! ich möchte mich wohl auch von R. malen lassen."

„O weibliche Eitelkeit!" lächelte er. „Glaubst du am Ende gar, so schön zu sein, wie die Prinzessinen?"

„Das nicht," versetzte ich heiter, „aber auf R.'s Bild wär' ich gewiß recht schön."

„Das heißt, er wird Dir ein Beträchtliches schmeicheln?"

„Und wenn er's thäte?" scherzte ich. „Es ist auf jeden Fall Profit dabei, wenn Einem eine nicht hübsche Nichte wenigstens ein schönes Bild einbringt. Nicht wahr?"

„Nun wohl!" entgegnete er nach kurzem Be-

denken, „es mag darum sein. Die Sache ist zur Mode geworden, und es ist kein Grund vorhanden, daß du sie nicht mitmachen sollst; überdieß wünschte ich längst Dein Portrait über meinem Schreibtisch zu —"

„Um mich en effigie lieben zu können?" unterbrach ich ihn.

„Du bist eine Närrin," sagte er lachend. Um jedoch wieder auf unser Gespräch zurückzukommen: „ich werde Herrn Reiser (so hieß sein Privatsekretär) zu dem Maler schicken und mich erkundigen lassen, ob er Zeit und Lust hat, sich mit Dir zu befassen. Hinausgeschoben darf die Sache nicht werden, denn wie ich höre, wird er D. schon bald verlassen. Die Antwort bekommst Du morgen. Jetzt Adieu!"

„Ich hatte zu dieser Unterredung wohlbedächtig einen Moment gewählt, wo Tante Laura nicht zugegen war. Sie übte einen ziemlich großen Einfluß auf ihren Bruder aus, und hätte in einem Anfall von übler Laune meine Taktik vereiteln können. Jetzt war ich davor sicher; denn unter den guten Eigenschaften meines Oheims befand sich auch die, daß er ein gegebenes Wort nie und unter keinem Vorwand mehr zurücknahm. Ich sah bald ein, wie klug meine Vorsicht gewesen war.

Als ich die Tante von dem eben gefaßten Entſchluß benachrichtigte, zuckte ſie die Achſeln und meinte, es wäre anders gekommen, wenn ſie gegenwärtig geweſen wäre. Indeſſen ſchien ihr das Ganze zu geringfügig, um es ernſtlicher zu bekämpfen. Herr Reiſer erfüllte ſeinen Auftrag mit gewohnter Pünktlichkeit, R. willigte ein, und wenige Tage ſpäter hatte ich die erſte Sitzung bei ihm."

„Wenn Sie mich fragen, ob R. ſchön, geiſtreich, gebildet war, ſo muß ich Ihnen jetzt aus ehrlichſter Ueberzeugung mit einem dreifachen Nein antworten. Denken Sie ſich einen ziemlich großen Menſchen von nachläſſiger Haltung, deſſen Glieder ausſahen, als wären ſie nur ganz zufällig an den Körper gerathen; ſo unelegant war das, was man im Franzöſiſchen les attaches nennt, und wofür mir die deutſche Benennung jetzt nicht gleich einfällt. Seine Züge waren unregelmäßig, ohne Harmonie und Adel —"

„Alſo entſchieden häßlich?"

„Entſchieden; aber ich rang mit dieſer Häßlichkeit wie mit einem Feind, und meine Phantaſie blieb Siegerin. Ich begreife die Zaubermährchen recht wohl, in welchen ſich die gräulichſten Ungeheuer durch einen Kuß plötzlich in die ſchönſten Prinzeſſinnen oder dito Prinzen verwandeln. Daſſelbe

geſchieht noch jetzt alle Tage; denn die Häßlichkeit iſt ein Bann, den die Liebe gar leicht vernichtet, und vor der Gewalt des Herzens kann kein Zauber beſtehen."

„Aber um jenen Bann vernichten zu können, muß die Liebe doch erſt da ſein, und wie kann ſie, einem ſolchen Menſchen gegenüber, überhaupt entſtehen?" fragte Auguſte zweifelnd. „Sie muß doch einen Grund haben, aus dem ſie entſpringt."

„Sie iſt ihr eigner Grund," verſetzte die Gräfin. „Wenn die Liebe ſo vernünftig wäre, ſich auf Gründe einzulaſſen, müßte ſie nothwendiger Weiſe immer der höchſten Schönheit, den glänzendſten Geiſtes- und Herzensgaben nachſtreben. Dieß iſt aber keineswegs der Fall, ja ich habe oft gefunden, daß die heftigſten, glühendſten Leidenſchaften gerade an ſehr alltägliche Perſonen verſchwendet werden, in deren ganzem Weſen ſie nicht die geringſte Rechtfertigung finden. Es iſt, als ob in der Leidenſchaft ein ungeheurer Stolz läge, als wolle ſie ihre Macht dadurch beweiſen, daß ſie ſelbſt dem Gewöhnlichſten einen Adelsbrief verleiht. Im Bewußtſein ihrer Gewalt verſchmäht ſie es, um Hohes zu werben, ſondern greift aus der dunkeln Menge unten achtlos einen Gegenſtand auf und hebt ihn zu einer ſchwindelnden Höhe

empor, auf welcher seine Fehler und Unvollkommenheiten dem Auge nicht mehr sichtbar sind. Gott behüte aber jeden Menschen davor, der Gegenstand einer solchen Leidenschaft zu sein! Um keinen Preis möchte ich auf einem solchen Piedestal stehen. Wie unbehaglich muß Einem da oben zu Muthe sein! Rührt man sich nur ein Bischen, so riskirt man das Gleichgemicht zu verlieren; fällt man wirklich, so ist man gar für alle Zeiten verloren; denn die Leidenschaft gleicht den Wilden, die ihre in Mißcredit gerathenen Götzen ohne Weiters in's Feuer werfen. Nein! ich bleibe lieber unten und gehe unbefangen mit den Uebrigen spazieren; Bequemlichkeit ist eine schöne Sache, und fortgesetztes Vergnügen angenehmer, als ruckweises Glück. Aber, wie ich bemerke, bin ich ganz von meiner Geschichte abgekommen, und beeile mich, sie wieder aufzunehmen."

„Wie R. aussah, wissen Sie nun; was seine geistigen Anlagen betrifft, so waren sie größtentheils unentwickelt, sein Benehmen unbeholfen, und wie das aller ungebildeten Menschen, von linkischer Schüchternheit zu ungehöriger Familiarität überspringend. Diesem Menschen, an dem ich, wenn ich ihm jetzt begegnete, gewiß ganz gleichgültig vorübergehen würde, wandte sich der

ganze Enthusiasmus meines jungen Herzens zu. Die Vorzüge, die er wirklich besaß, schraubte ich bis zu einer unnatürlichen Höhe hinauf; seine Fehler übersah ich entweder gänzlich, oder wußte sie in einem so günstigen Licht zu betrachten, daß sie maskirte Tugenden schienen. So galt mir seine Nichtberücksichtigung der gesellschaftlichen Formen für hohen Sinn, der sich um irdische Armseligkeiten nicht kümmert, sein mitunter an Unart grenzender Trotz war in meinen Augen edler Künstlerstolz, und seine von angestrengter Arbeit, und einem, wie ich später erfuhr, ziemlich wüsten Leben eingestürzten und frühverwelkten Züge schienen mir stumme Zeugen von schmerzhafter Genialität. Ich glaube, wenn er einen Höcker gehabt hätte, würde ich auch in diesem eine schöne Wellenlinie erblickt haben. Mit kalter Verachtung hätte ich Jedem den Rücken gewandt, der dasselbe Urtheil, das ich jetzt über M. fälle, damals hätte laut werden lassen. Als echtes Sonntagskind erblickte ich in ihm einen ganz ungewöhnlichen, vom Schicksal erkornen Menschen; es gab keinen Vorzug, mit dem ich ihn nicht ausschmückte, und mit einer Begeisterung, die eines erhabneren Gegenstandes würdig gewesen wäre, kniete ich vor dem Götzen, den ich mir selbst zusammengezimmert

hatte. Meine Phantaſie verlangte es nicht beſſer, als ihre Reichthümer zu entfalten; ſie überſäete jeden dunkeln Flecken mit Blumen und Edelſteinen. Ich wußte nicht, daß ich dieſe Schätze ſelbſt verlieh und hielt ſie für ſein Eigenthum. N.'s frühere Geſchichte trug dazu bei, meine Einbildungskraft noch mehr zu entflammen. Er war der Sohn ſehr armer Eltern, und urſprünglich zu einem Handwerk beſtimmt geweſen; ein Zufall hatte ſein großes Talent für Malerei an's Licht gebracht. Ein ausgezeichneter Künſtler hatte ſich ſeiner angenommen; einflußreiche Perſonen hatten ihn unterſtützt, und ſo ſah er ſich plötzlich in eine neue Lage verſetzt, die weder zu ſeiner Erziehung noch zu ſeinen Gewohnheiten paßte. Seine wirklich außerordentliche Befähigung ließ ihn in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein ſo glänzendes Ziel erreichen, daß er es nicht für nothwendig erachtete, die großen Lücken in ſeiner Bildung zu ergänzen. Der Sinn für Schönheit, Farbe und Licht, die Gabe, was ſich in ſeinem Auge ſpiegelte, mit der Hand kräftig und lebenvoll darzuſtellen, war ihm angeboren; alles Uebrige ſchien ihm unnütz oder mindeſtens ſehr entbehrlich. Sein Talent war durchaus nicht mit dem Reſt ſeines Weſens verſchmolzen, ſondern war und blieb etwas Fremdes,

Unerklärliches, das mit seinem Selbst nicht das Geringste gemein hatte. Wie ich vom Poeten behaupte, daß nicht er, sondern ein Anderer, Höherer in ihm dichtet, so möchte ich sagen: es war nicht N..., der jene wunderbaren, in Glut und Duft getauchten Bilder malte, sondern der reine Geist der Schönheit, der sich zuweilen auf ihn niedersenkte."

„Mein Portrait war vollendet und außerordentlich gelungen. Wie figura zeigt, ist mir der Schönheit eitles Gut eben nicht in besonders reichlichem Maße verliehen worden, aber auf N.'s Bilde war ich beinahe schön, nicht weil er mir geschmeichelt, sondern weil er den ganzen Jugendschmelz meiner Seele in meine Züge zu bringen gewußt hatte. Mein sonst sehr wortkarger Oheim überhäufte den Künstler mit Lobeserhebungen, und nahm N.'s Erbieten, während seines Aufenthaltes in D. meine Studien in der Malerei zu leiten, mit Dank an. Ich blieb ganz erstarrt stehen, als ich mit dieser Verfügung bekannt gemacht wurde. Ahnte N. meine Liebe? erwiederte er sie? war jener Antrag nur ein Vorwand, dessen er sich bediente, um mich öfter zu sehen? Ich war eitel genug, mir alle diese Fragen mit Ja zu beantworten, obwohl dieß Ja gegen alle Wahrscheinlichkeit stritt; denn

er hatte ſich immer völlig gleichgiltig gegen mich benommen, und meine Verſuche, ein ernſteres, tieferes Geſpräch mit ihm anzuſpinnen, waren von ihm beſtändig mit einem kurzen: „Bitte, Comteſſe, wenden Sie ſich mehr links“ oder „halten Sie den Kopf nicht ſo geſenkt,“ ſehr proſaiſch zurückgewieſen worden. Man mußte meine ganze Exaltation beſitzen, um nicht auf die natürliche Erklärung zu verfallen, daß jenes Erbieten nur aus M.'s enthuſiaſtiſcher Liebe zu ſeiner Kunſt entſprang; er glaubte ein bedeutendes Talent in mir zu entdecken, und wollte dieß nicht in ſchiefer Richtung verkümmern laſſen.“

„Der Unterricht begann. Tante Laura wohnte demſelben anfänglich bei; doch bald fand ſie, daß M.'s Kleider ganz unleidlich nach Tabak rochen, und da ihr dieſer Geruch unerträglich war, ſo nahm Madame Rigaut, ein Mittelding von Geſellſchafterin und Haushälterin, ihre Stelle ein. Obgleich ſeit mehr als zwanzig Jahren in Deutſchland lebend, war die gute Frau noch immer nicht dazu gelangt, unſere Sprache zu erlernen. Mit den Domeſtiken hatte ſie ſich eine Art lingua franca gebildet, und machte ſich ihnen hinreichend verſtändlich; reines Deutſch hingegen verſtand ſie, beſonders wenn es ſchnell geſprochen wurde, nur

ſehr unwillkommen. Aus dieſem Grunde war mir ihre Gegenwart lieber, als die der Tante Laura. Zwar hätten die Dinge, die zwiſchen mir und R. verhandelt wurden, von der ganzen Welt gehört werden dürfen; ich erwartete aber von einem zum andern Male eine förmliche Erklärung, und wunderte mich nur darüber, daß ſie ſo lange ausblieb. Irre machen konnte mich jedoch ſelbſt dieſer Umſtand nicht; meine Verblendung war ſo groß, daß, um mit Börne zu ſprechen, ihre Größe mich beinahe entſchuldigt. Ich überredete mich, daß R. nur aus Edelmuth ſchwieg, daß er ſein Glück meiner Ruhe opfern wolle, daß ſein Herz vor dem Gebot der Pflicht verſtumme, und was dergleichen ſchöne Sachen mehr ſind, an die man mit ſechzehn Jahren glaubt. R.'s angeborne Einfylbigkeit war vollends mein Ruin. Ein ſchweigſamer Menſch, wenn er nur nicht dick und roth im Geſicht iſt, hat bei phantaſiereichen Frauen im voraus gewonnenes Spiel; denn ſie bilden ſich ein, daß er die tiefſinnigſten Dinge ſagen würde, wenn er ſprechen wollte, und gratificiren ihn mit Gedanken, die er vielleicht in ſeinem ganzen Leben nicht hatte. Unglücklicher Weiſe war R. obendrein ſehr blaß, und da er den ganzen Tag malte, und die halbe Nacht hindurch zeichnete, konnte es nicht

fehlen, daß er häufig rothe Augen hatte. Beides nahm ich unbedenklich für das untrügliche Zeichen großen Herzenskummers und durchweinte Nächte. Nur die meiner Jugend, wie meinem Geschlecht natürliche Schüchternheit hielt mich ab, ihm zu gestehen, daß ich ihn liebte, und daß sein Kummer somit grundlos sei. Dagegen entwarf ich tausend Pläne, wie ich einst noch Glück und Freude in seine Seele bringen wolle. Dante's Beatrice, Buonarotti's Vittoria Colonna schwebten mir unablässig vor; gleich diesen Frauen wollte ich einem Künstlerleben die letzte und höchste Weihe ertheilen. Wie alle heißen und schwärmerischen Herzen liebte ich N. mehr um dessentwillen, was ich ihm zu sein wähnte, als um dessentwillen, was er mir war. Ich glaube, man hat noch nicht genug darauf geachtet, daß die meisten Thorheiten und Verirrungen der Frauen mehr aus ihren guten, als aus ihren schlimmen Eigenschaften entspringen."

„Ich will es kurz machen, denn es ist nah an Eilf, und wie mir scheint, sahen Sie bereits nach der Uhr. Ein schlechtes Kompliment für mein Erzählertalent!"

„Ganz gegen seine Gewohnheit kam N. eines Abends. Tante Laura lag heftiger Kopfschmerzen wegen zu Bett. Madame Rigaut durfte sie nicht

verlaſſen; ich war im Salen allein. Mein Herz ſchlug faſt hörbar, die entſcheidende Stunde, ſo wähnte ich, war erſchienen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ſagte mir R., daß er gekommen ſei, um Abſchied zu nehmen; plötzlich eingetretene Umſtände zwängen ihn, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen, und ſchon im Lauf des nächſten Tages wollte er D. verlaſſen. Das Bild von dem Blitze, der aus blauem Himmel niederfährt, iſt eine alte Geſchichte; aber ich weiß den Schrecken, der mich bei dieſer Nachricht lähmend überfiel, doch mit nichts Treffenderem zu vergleichen. Gott! mein Gott! ſtammelte ich endlich, ſo wollen Sie uns wirklich verlaſſen?"

„Es war ja längſt beſchloſſen," verſetzte er.

„Aber ſo ſchnell!"

„Ich war bereits zu lange hier," entgegnete er, „und der Köhlerglaube meines Herzens ließ mich einen tiefern Sinn in dieſe Worte legen: „Nein!" rief ich heftig, „ich will Sie nicht verlieren."

„Was verlieren Sie denn an mir, Comteſſe?"

„O nennen Sie mich nicht ſo! Wollen Sie mich durch dieſes Wort immer an den eingebildeten Unterſchied erinnern, der uns trennt und den

ich nicht anerkenne? Ihre Schülerin will ich sein, und weiter nichts auf der Welt."

„Er stutzte über meine Heftigkeit. Vielleicht ahnte er die Wahrheit, doch begnügte er sich, zu sagen: „Es ist in der That Schade, daß ein so großes Talent, wie das Ihrige, nicht recht ausgebildet werden soll. Lebten Sie in andern Verhältnissen, so würde ich Ihnen sagen —"

„Was?" fragte ich in äußerster Spannung.

„Ich würde sagen: Kommen Sie mit mir nach Italien," entgegnete er lachend. „Da Sie aber das beneidenswerthe Unglück haben, als Gräfin geboren zu sein, würden Sie sich für diesen Antrag gewiß schönstens bedanken."

„Versuchen Sie's," sagte ich sehr ernst.

„Um daß Sie mich dann auslachen könnten? O nein!"

„Sein unbefangenes Scherzen stimmte mich nur noch tragischer. Wenn es aber auch den Wahnsinn, an dem ich laborirte, nicht heilen konnte, so ließ es denselben wenigstens nicht zum Ausbruch kommen. Ich war überzeugt, daß R. im Grunde des Herzens leide, wie ich, daß ich mit einem Wort allen diesen Qualen ein Ende machen könne; doch war mir Besinnung genug geblieben, um einzusehen, daß es nicht an mir sei, dieß Wort zuerst

auszusprechen. Instinctmäßig fühlte ich, daß eine Verletzung der Weiblichkeit selbst von dem, zu dessen Gunsten sie geschieht, nie vergeben wird. Ich schwieg, aber ein unbeschreiblich angstvoller Schmerz zitterte in meiner Brust, und nur mein Wunsch, hinter R.'s großartiger Selbstverläugnung nicht zurückzubleiben, verlieh mir die Kraft, über gleichgiltige Dinge zu sprechen, während mein Inneres blutete."

„Auf R.'s Begehren ließ ich Tante Laura fragen, ob sie ihn empfangen wolle; ihre Antwort war ein mit Entschuldigungen verblümtes Nein. Sie war wirklich leidend, und überdieß stand R. durchaus nicht in ihrer Gnade; der unselige Tabakgeruch und seine bald zu schroffen, bald zu familiären Manieren hatten ihr eine Art physischen Abscheu gegen ihn eingeflößt, so daß sie froh war, einen Vorwand zu haben, um ihn nicht zu empfangen. Auch war R.'s Besuch bloß Sache der Höflichkeit gewesen, und er verlangte sich's nicht besser, als sich jenen Besuch erlassen zu sehen."

„Nach einer Weile stand er auf. Ich folgte seinem Beispiel, doch vermochte ich kaum mich aufrecht zu erhalten; denn es flirrte vor meinen Augen, und ich zitterte an allen Gliedern. Der gefürchtete Moment war erschienen. „Leben sie wohl,

recht wohl!" sagte R., mir die Hand zum Abschied reichend."

„Ich wandte mich ab, um die Thränen zu verbergen, die über meine Wangen herabströmten."

„Sind Sie mir böse? fragte er ungewöhnlich sanft.

„Gott sei mit Ihnen!" rief ich, von meinen Empfindungen überwältigt, das weinende Antlitz ihm zukehrend.

„Sie sind ein gutes, liebes Kind," sagte er, „und die Erinnerung an Sie wird mir immer viel Freude machen. Weinen Sie nicht, und denken Sie, daß wir uns vielleicht bald wiedersehen."

„Ja?" fragte ich, die gefalteten Hände flehend emporstreckend.

„Gewiß," versetzte er. „Ehe ich mich dessen versah, küßte er mich rasch auf die Stirn und verließ in der Eile das Zimmer, um das Bittere des Abschieds zu verkürzen."

„Ich blieb in einem unbeschreiblichen Zustand zurück; ich hatte an R.'s Liebe zu mir zwar nie gezweifelt, doch war ich erst jetzt zur vollsten, unerschütterlichsten Ueberzeugung gelangt. Sein Kuß brannte noch auf meiner Stirn, und er war fort — vielleicht seh' ich ihn nie wieder. Nie! Und dieß Leben, das ich hatte erhellen wollen, war durch

mich noch tiefer verfinstert worden! Warum hatte ich nicht gesprochen? Welcher Dämon hatte das erlösende Wort in meine Brust verkerkert: Nein! R. durfte nichts von mir fordern — aber ich hätte sprechen sollen; meine Pflicht wäre es gewesen, ihm als Liebesopfer zu Füßen zu legen, was er zwar annehmen, aber nicht verlangen durfte. O über die Feigheit, die elende Schwäche, die meinen Mund versiegelt hielt! Meine Thränen strömten immer heißer und bitterer. Jetzt war Alles vorbei. Vorbei? wiederholte ich, und meine frischen Jugendgeister flammten auf's neue empor; warum vorbei? Noch hat R. diese Stadt nicht verlassen, noch kann ich gutmachen, was ich durch mein Schweigen verbrach. Ja, ich will sprechen, mein ganzes Loos in seine Hände legen, ihm als seine Gattin folgen, wohin es sei!" —

„Mein Entschluß war gefaßt. An R.'s Seite war mein Platz; dort hatte mein Leben eine Aufgabe, einen Zweck, dort konnte ich eine Seele erfreuen und beglücken. Ich erschrak vor der Seligkeit, die plötzlich wie ein Meer von Licht in mein Herz drang, blendend, überwältigend. Süße Schauer durchbebten mich bei dem Gedanken an das Entzücken, mit welchem R. mein Geständniß aufnehmen werde. Jetzt war mir's recht, daß ich mich

an dem heutigen Abend nicht erklärt hatte. Wir sollten den zerreißendsten Schmerz empfunden haben, um für die höchste Wonne zugänglich zu sein. Je finstrer und trostloser die Nacht gewesen, um so herrlicher scheint ja das Morgenroth, das sie beendet."

„Daß meine Verwandten in eine solche Heirath nie willigen würden, sah ich wohl ein; darum sollte unsre Vermählung heimlich vollzogen werden. In meiner kindischen Unerfahrenheit dachte ich nicht daran, daß zu einer rechtskräftigen Verbindung noch etwas mehr erforderlich ist, als der Wille eines liebenden Paares. Uebrigens fühlte ich mich frei, und zu Allem berechtigt, denn es knüpfte mich kein eigentliches Herzensband an meine Verwandten. Meines Oheims ganzes Leben bestand in Depeschenschreiben und Whistspielen; das meiner Tante in Klagen, Zanken und Medisiren. Dieß alles konnten sie vollkommen wohl auch ohne mich verrichten, und nur zu oft hatte ich schmerzhaft empfunden, wie gänzlich entbehrlich ich ihnen war. Ich war ihnen gut, weil meine Kinderseele keine übelwollende Empfindung kannte; aber die Milde, Vorsorge, innere Theilnahme, die allein Herzen zu gewinnen vermag, hatte ich bei ihnen nie gefunden. Ich athmete

leichter, nachdem ich zu jenem Entschlusse gelangt war; mein ganzes Leben schien mir gelichtet, geordnet, festgestellt, und mein schwärmerischer Aufschwung entführte mich zu sturmverschonten Regionen."

„Tante Laura ließ mich rufen. Ich mußte den Rest des Abends bei ihr zubringen; Gott weiß, warum? meine An- oder Abwesenheit konnte ihr gleichgiltig sein, denn da sie Kopfschmerzen hatte, durfte kein Wort gesprochen werden. Die Lampe war verdeckt, und das Dunkel im Zimmer daher so groß, daß man weder lesen noch arbeiten konnte. Ich setzte mich in einen Winkel, und bald verlor ich mich in tausend Plane und Hoffnungen. Schon wandelte ich im Geist mit R. am Strand des Meeres, in den Thälern der Apenninen, in den Lorbeerhainen Neapels; ich hörte seinen Namen mit Bewunderung nennen, und mich selig preisen, die Seine zu heißen. Kunst und Natur boten uns ihre reichsten, schönsten Blüthen; die Liebe verklärte unser irdisches Glück mit dem Schimmer der Ewigkeit."

„Hören Sie, Auguste," unterbrach Vanna ihre Erzählung, „mir ist beinahe, als sei die Stunde, die ich an jenem Abend in der finstern, langweigen Stube meiner verdrießlichen Tante zubrachte,

die glückſeligſte meines Lebens geweſen. O Gott!“ fuhr ſie fort, und ihr Blick richtete ſich mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Trauer und Hoffnungsloſigkeit nach oben, „iſt es nicht ſchrecklich, daß gerade das Herrlichſte, das wir zu ahnen vermögen, ſich nie verwirklicht? daß Träume unſer ganzer Reichthum, Einbildungen unſer einziger, wahrhafter Beſitz ſind? daß mit jeder Täuſchung, die uns das Leben raubt, ein Juwel aus unſrer Freudenkrone gebrochen wird, und daß es damit fortgeht, bis wir endlich nichts mehr beſitzen, und als Bettler ſterben? — Doch zu Ende.“

„Die Tante entließ mich; ich eilte auf mein Zimmer und begann unter ſtrömenden Thränen, die den verſchiedenartigſten Gefühlen entſprangen, an R. zu ſchreiben. Leider beſitze ich kein ſo gutes Gedächtniß, wie die meiſten Romanhelden, die den Inhalt ihrer vor zehn oder zwanzig Jahren geſchriebenen Briefe, Sylbe für Sylbe herzuſagen wiſſen; doch hier thut dieß nicht Noth. Sie können den Inhalt des meinigen leicht errathen, und mögen Gott dafür danken, daß Sie dieſen Extract von Ueberſchwänglichkeit nicht einzunehmen brauchen. Nachdem ich meinen Brief vollendet und verſiegelt hatte, ging ich noch lange in fieberhafter Aufregung auf und nieder. Bange Mahnungen

zogen durch mein Herz, aber ich bekämpfte sie als Einflüsterungen der Feigheit, und stachelte meine Phantasie auf, bis sie in dem Zerrbild des Lebens sein Ideal erblickte. Endlich fühlte ich mich so erschöpft, daß es mich nach Ruhe verlangte; ich klingelte meinem Mädchen, um mich auskleiden zu lassen."

„Jenny war ein ziemlich eitles, verlautes und naseweises Ding. Diese Fehler fanden in dem Umstand, daß ich mich in meiner gänzlich vereinsamten Lage mehr mit ihr abgab, als es in andern Verhältnissen geschehen sein würde, neue Nahrung. Ich ließ mich zwar nicht geradezu in Gespräche mit ihr ein, doch duldete ich es, daß sie mir während des An- und Auskleidens Allerlei vorplauderte, worauf ich häufig gar nicht merkte. Sie machte ihre usurpirten Rechte auch heute geltend."

„Lieber Gott!" sagte sie, indem sie mir das Haar auflöste, „wie blaß und angegriffen Sie aussehen, gnädige Comtesse! Es ist aber auch kein Wunder bei dem Leben, das wir Alle hier im Hause führen. Se. Excellenz bekommt man fast nie zu sehen; Gräfin Laura hat mehr Launen, als Stunden im Tag sind; zu Besuch kommt

Niemand, und jetzt muß auch noch Herr R. fortreiſen."

„Selbſt die gleichgiltigſte Stimme kann einem geliebten Namen nichts von ſeinem Zauber rauben; als ich R. nennen hörte, blickte ich raſch empor, und um dieß Geſpräch nicht ausgehen zu laſſen, verſetzte ich: „Ja, er will D. verlaſſen. Weißt Du es ſchon?"

„Er ſagte mir es ſelbſt, als er die gnädige Comteſſe heute Abends verließ. Ich ging eben über den Corridor; da kam er auf mich zu, bot mir freundlich guten Abend, zündete ſeine Cigarre an dem Licht an, das ich in der Hand trug, und —"

„Was that er?" ſchrie ich mehr, als ich es ſagte.

„Sie ſah mich befremdet an. „Nichts weiter," fuhr ſie fort, „als, daß er eine Cigarre aus ſeinem Etui nahm und ſie anbrannte. Dabei war er ſo artig mir zu ſagen, meine Augen könnten ihm hiezu ſtatt des Lichtes dienen. Dann erzählte er mir von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe, und — —"

„Sie ſprach noch weiter fort, allein ich verſtand kein Wort mehr davon. Gerechter Gott! In dem Augenblick, wo ich unter heißen Thränen auf meinen Knieen lag, wo ich ihn von gleichen Schmerzen durchraſ't wähnte, wo ich mich zu dem

Entſchluſſe anfrang, ihm jeden Schmuck meines Lebens, mein Leben ſelbſt zu opfern, ſtand er draußen und braunte ſich phlegmatiſch eine Cigarre an, und dieſelben Lippen, die erſt meine Stirn berührt hatten, ſcherzten zwei Minuten ſpäter mit meiner Kammerjungfer! Jetzt kann ich darüber lachen, aber damals war ich noch zu gut, zu kindlich, um über die Ironie des Lebens lachen zu können. Ich weinte zwar auch nicht, aber eine eiskalte Hand griff in jenem Moment in mein Herz, und es iſt ſeitdem nicht wieder warm geworden. Zorn, Verachtung, gekränkter Stolz, beleidigte Eitelkeit, alle feindlichſte Gefühle ſprangen gewappnet aus meinem Innern hervor. Ich war nicht ſo billig einzuſehen, daß R.'s ganzes Verbrechen darin beſtand, meine Liebe nicht errathen zu haben oder ſie nicht zu erwiedern. Ich fühlte mich gedemüthigt, erniedrigt, zertreten. Mit kurzen und harten Worten entließ ich Jenny. Kaum war ich allein, als ich meinen Brief an R. in die Flamme des Wachslichtes hielt, bis die letzte Spur davon vernichtet war. Kalten und trocknen Blicks ſah ich den ſtummen Zeugen meiner Bethörung verglimmen; dann warf ich mich auf's Bett, und löſchte raſch das Licht aus, als ſolle ſelbſt dieß meine Schamröthe und Erniedrigung nicht ſehen."

„Die Nacht war lang, schwer, entscheidend. Am nächsten Morgen war ich wie umgewandelt; in den wenigen Stunden war meine Seele ergraut, denn nur die Täuschung ist Jugend. R. war mir fortan gleichgiltig. Hätte ich nur den Finger aufheben dürfen, um mir seine Liebe zu gewinnen, ich hätte es nicht gethan; ich fühlte, daß er mich nie verstehen würde. Ich hatte mein Edelstes und Bestes auf Felsgestein gesäet, und fest stand es in mir, die himmlische Saat fortan nicht mehr zu verschwenden. Ich habe mein Wort treulich gehalten."

„Und wie kam es, daß Sie den Grafen T. heiratheten?"

„Ganz einfach und natürlich. Diese Parthie ward von meinen Verwandten als annehmbar befunden; sie war es wirklich, und Tante Laura diente mir als ein warnendes Beispiel vor dem Loos einer Unvermählten. Die Stellung einer vieille fille ist die unerträglichste, demüthigendste, die ich mir denken kann, besonders wenn sie, wie es bei mir der Fall war, nicht reich ist. Hat sie ein wenig Verstand, so wird sie nicht in die Welt gehen, wo ihr Erscheinen sie selbst, wie die Andern nur in Verlegenheit bringen kann, weil Niemand weiß, wohin er sie eigentlich rangiren soll.

Die Einsamkeit kann ihr auch keine Freuden bieten; denn nur einem vollen, befriedigten Herzen kann sie süß sein, nicht aber einem leeren, armen vergeblich sehnenden. Auch fühlte ich mich für die Einsamkeit durchaus nicht geschaffen; ich brauche Umgang, Zerstreuung, äußern Glanz, gesellige Genüsse, um mich behaglich zu finden, und da ich die Forderungen an das Ideal gänzlich aufgegeben habe, darf ich wohl mit Recht um so größere an die Wirklichkeit stellen. Ich klammerte mich fest an die Erde und entrang ihr wirklich, was ich begehrte. T. bot mir eine angenehme, meinen Bedürfnissen zusagende Existenz. Er war ein in jeder Beziehung achtungswerther, in mancher sogar liebenswürdiger Mensch, nicht bedeutend genug, um Einfluß über mich zu gewinnen, doch auch nicht schwach genug, um mir eine lächerliche und lästige Oberherrschaft aufzumöthigen. Früher oder später hätte ich doch heirathen müssen. So gab ich meine Einwilligung zu dieser Verbindung, und habe es nie bereut."

„Sie waren glücklich?"

„Und was hätte es mir geholfen, wenn ich es nicht gewesen wäre? Wir führten ein ruhiges Octoberleben, und wenn die Blumen darin fehlten, so gab es dafür auch keine Gewitter. Ich war

meinem Mann herzlich gut, und habe ſeinen Tod aufrichtig betrauert. Jedenfalls war ich glücklicher mit ihm, als ich es mit R. geworden wäre, deſſen Stand, Erziehung, Gewohnheiten und Anſichten von den meinigen ſo gänzlich verſchieden waren, der ein Halbgott hätte ſein müſſen, um mich für die ungeheuern Opfer, die ich ihm hätte bringen müſſen, zu entſchädigen, und der nur ein gewöhnlicher, ziemlich roher und beſchränkter Menſch war. Was rettete mich vor dem unabſehbaren Unheil, das ich mir ſelbſt zu bereiten im Begriffe ſtand? Nichts als jene verhängnißvolle Cigarre; ihr Rauch wehte alle meine Täuſchungen mit ſich fort, und aus dankbarer Erinnerung rauche ich ſeitdem ſpaniſche Cigarretten. Die dummen Leute meinen, ich thu' es um George Sand nachzuäffen. Ganz und gar nicht; es geſchieht aus purer Dankbarkeit."

„Und glauben Sie nicht, daß Ihnen die Liebe, wenn auch nicht die R.'s, ein reicheres, gehaltvolleres Sein geboten hätte?"

„Darauf hab' ich Ihnen zweierlei zu erwiedern. Sehen Sie, ich reite leidenſchaftlich gern; wenn ich aber eine große Reiſe unternähme, ſo würde ich mich gewiß lieber in meinen bequemen Wagen, als auf das beſte Reitpferd ſetzen, und

käm' es direct aus Arabien. Ferner: wüßte ich, daß das Ende meiner Liebe zugleich das meines Lebens ſein werde, dürfte man den geleerten Becher zertrümmern — dann, ja dann in Gottes Namen. Aber ſpäter ein entwürdigtes, entfärbtes, zerſtörtes Daſein herumſchleppen, fortleben, wie eine Blume, der man die Herzblätter, wie ein Schmetterling, dem man die Flügel ausgeriſſen hat — pfui! ich mag nicht daran denken! Was iſt denn auch eigentlich jedes Bündniß dieſer Art? Mein kluger, vor lauter Wahrhaftigkeit witziger Narr mag Ihnen ſtatt meiner antworten: „C'est une personne, qui aime et une autre, qui se laisse aimer.“ Und das wäre das Herrlichſte im Leben?“ fügte ſie faſt höhniſch hinzu.

„Wer ſagt Ihnen, daß Sie vor jenem Gefühl, das Sie zu verachten ſcheinen, ſicher ſind? Wenn die Liebe ſich doch noch in Ihr Herz ſchliche?“

„Nie! nie!“ rief die Gräfin erſchrocken. „Ich bin noch nicht alt genug, um kindiſch zu werden; ich werde nie ſo alt ſein,“ ſetzte ſie, über ihren eignen Schrecken lachend, hinzu.

Es wurden noch einige gleichgiltige Worte gewechſelt, dann ſtand Auguſte auf, packte ihre Arbeit zuſammen, dankte der Gräfin für ihre Mittheilungen, und entfernte ſich mit einem freund-

lichen Gutenachtgruß. Benna blieb eine Weile unbeweglich sitzen. Ihr ganzes Leben schien vor ihrem innern Blick vorüberzuziehen; ein leiser Zug von Schmerz umspielte die sonst so lächelnden Lippen; sie senkte das Haupt und flüsterte leise vor sich hin: „O ja! es hätte Manches anders kommen können, Vieles!“ Tausend Bilder mochten sich lockend und reizend vor sie hindrängen; zum Glück fühlte sie, daß es um sie geschehen wäre, wenn sie jetzt, nachdem es vielleicht zu spät, jenen sanften Stimmen den Einlaß in ihr Herz gönnte. Sie wollte nicht darein willigen, ihr Leben als ein verfehltes zu betrachten, und rasch aufstehend schloß sie ihren stummen Monolog mit den Worten: „Es ist besser, daß es so gekommen ist.“

Dann klingelte sie, ließ sich auskleiden, legte sich zu Bette, und las in einem neuen Roman, bis sie darüber einschlief.

Und solltest du einen Injurienprozeß gegen mich anhängig machen, ich kann nicht anders, als sagen: „arme Benna!“

Ein einſamer Abend.

Laß das Gefreut des Baugens ſchwinden!
Es iſt der Geiſt allein, der lebt,
Und der jetzt nur in Feſſeln webt;
Er wird einſt glorreich überwinden.

Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben.

Es war im November. Träg und verdroſſen rieſelte ein feiner Regen herunter; die Stadt ſah aus, als ſei Mylady Langeweile, an einem Herbſtſonntag zu London geboren, auf ihrer Reiſe über den Continent, eingetroffen, und als ſuche man die weithin herrſchende Dame auf die ihr zuſagendſte Weiſe zu empfangen. Des eingetretenen Feiertags wegen waren die Läden geſchloſſen, und ihre ſchwarzen Eiſenthüren hatten ein ſo mürriſches Anſehen, daß man verſucht war zu glauben, die ganze Stadt ſei bankerott geworden, und mit allem fröhlichen Verkehr habe es ein Ende. So kam der Abend heran; was ſollte ich beginnen? Die Theater waren geſchloſſen. Zu Geſellſchaft wollte ich nicht gehen, aus Menſchenliebe nicht, um nicht den Anſteckungsſtoff, der in mir gehr, weiter zu verbreiten. Es iſt wunderlich: um keinen Preis würde man ſich entſchließen, mit verwildertem Haar oder ungewaſchenen Händen unter

Menſchen zu gehen, aber die Andern durch den unerquicklichen Anblick einer wüſten Stimmung zu verletzen, daraus machen ſich die Wenigſten ein Bedenken. Was mich betrifft, ſo habe ich dieſe moraliſche Mißhandlung ſo oft erfahren, daß ich mich wohl hüte, ſie an Andern zu verüben. Mein Entſchluß war demnach bald gefaßt. Um ihm nicht mehr untreu werden zu können, vertauſchte ich meinen Anzug mit einem bequemen Nachtkleid, löſte mein Haar auf, und gab den Befehl, durchaus keinen Beſuch anzunehmen. Nachdem ich auf dieſe Weiſe als zweiter Themiſtokles meine Schiffe verbrannt hatte, begann ich die Bücher zu muſtern, die auf meinem Tiſche lagen. Leider war dieſe Entdeckungsreiſe nach etwas Erhebendem, Anregendem fruchtlos, wie eine Nordpolexpedition. Um zu erfahren, daß das Reich der Beſchränktheit Arroganz und Gemeinheit auf Erden noch lange nicht zu Ende ſei, brauchte ich nicht erſt X.'s Novellen und Y.'s Gedichte zu leſen. Mit Widerwillen ſchob ich dieſe gedruckten Pockenmarben unſrer Zeit bei Seite, verdeckte die Lampe, und war nun ganz allein, und hatte Langeweile.

Es gibt aber zweierlei Sorten Langeweile: die eine iſt das rhachitiſche Kind, das ein leerer Kopf mit einem leeren Herzen erzeugt; die zweite

iſt die Tochter der vom Zweifel überwältigten und niedergerungnen Begeiſterung, und heißt eigentlich: Ueberdruß. Wir wollen nur von dieſer ſprechen. Ihr Antlitz iſt bleich; troſtloſer Spott brennt in ihren Augen und ihre ſchmerzhaft verzognen Lippen flüſtern höhniſch die ſchrecklichen Fragen: „Warum? Wozu?“ Sie haucht auf den Blumenflor unſres Geiſtes, und ſchnell entfärbt beben die Blüthen in den Staub hernieder; ſie ſtreift an den Gedanken, den wir jahrelang gehegt und, wie vom heißen Wind der Wüſte getroffen, zerfällt er, ein form- und lebloſes Ding. Wenn wir am lauten Tage ſtreben und ringen, wenn wir in einſamen Nächten für Andrer Wohl wachen und ſorgen und dichten, tritt ſie vor uns hin, und führt uns die Geiſter der Großen vor, die gearbeitet und gelitten haben und geſtorben ſind, um die bedrängte Menſchheit von Schmerz und Sünde und Knechtſchaft zu befreien. Lähmend legt ſie ihre kalte Hand auf die ſtrahlende Stirn des Strebenden, und die Strahlen erlöſchen, wenn ſie fragt: „Was war ihr Lohn?“ Iſt es beſſer geworden auf Erden, ſeit die dunkle gemeine Scholle jenes edle Blut getrunken? Sind die Menſchen tugendhafter, freier, glücklicher, ſeit jene großen Herzen, im frommen Wahn, ſie zu er-

löſen, ſich für ſie ans Kreuz ſchlagen ließen? Und willſt du die Zahl jener fruchtlos Hingeopferten vermehren? Laß ab! laß ab! Sie Alle, die da glaubten, dem Lichte, dem Ruhme entgegenzugehen, ſie gingen nur dem Tod entgegen. Brauſend und ſchäumend ſtürzten die Wogen der Zeit über ihr Werk her, und ein zweites Sterben ſteht Denen bevor, deren Gedächtniß bis jetzt fortlebte."

Doch wohin gerathe ich? Ich wollte Euch ja nur die Geſchichte eines Abends erzählen!

So ſaß ich denn bang und innerlich verſtummend, das müde Haupt auf den Arm geſtützt. Leiſe flehend, wie ein ängſtlich Kind, fragte mich meine Seele: „Weißt du keines von den ſchönen Hoffnungsmährchen, mit denen du mich ſonſt oft ergötzteſt." Ich wußte keines mehr. Ein Netz von grauen Nebeln ſchien ſich mir um die ganze Erde zu legen, und ich dürſtete vergeblich nach Schmerzen.

Endlich erhob ich mich. Ich vermochte nicht dieſe phyſiſche Unthätigkeit länger zu ertragen und wollte es mit einer Beſchäftigung verſuchen. Das Ordnen äußrer Gegenſtände iſt vielleicht das ſicherſte Mittel, in das durch augenblicklichen Zwieſpalt verworrne Gemüth Ordnung und Klarheit zu bringen. Oft hatte ich dieß an mir erprobt, vielleicht gelang mir's auch heute. Ich ſetzte mich an

meinen Schreibtisch und begann meine Papiere zu sichten. Mit demuthvoller Andacht legte ich die Briefe meiner todten Lieben bei Seite; ich war heute nicht würdig sie zu lesen, denn nur wenn mich die Freude mit ihrem reichen Sonnenlicht überströmt oder heilige Schmerzen ihren Sternenbaldachin über mein Haupt wölben, wag' ich es, jene sel'gen Geister zu beschwören.

Ganz mechanisch griff ich nach einem Portefeuille, das ich seit Monaten nicht geöffnet hatte; sein Inhalt war mir so fremd geworden, als hätte ich nie darum gewußt. Eine Menge Blätter von den verschiedensten Größen und Farben fiel mir daraus entgegen; es waren Entwürfe von Gedichten, die mir, seit ich sie vollendet hatte, so völlig aus der Erinnerung entschwunden waren, daß ich sie jetzt mit dem Lächeln der Verwunderung überlas, und mich auf die großen Erschütterungen zu besinnen suchte, die ihren Nachhall in diesen Liedern und ihre Thränenspuren auf diesem Papier zurückgelassen hatten. Mitten unter diesem Sichten und Durchmustern fiel mir ein gedrucktes Blatt in die Hände, das, Gott weiß wie, unter meine Schriften gerathen war; es war eine Nummer des **Journal des dames**. Da ich keine Lust hatte, verjährte Modenberichte zu lesen, so war

ich ſchon im Begriffe, das Blatt unter die übrigen Papiere zu legen, als mein Blick auf die Ueberſchrift fiel: „Le suicide d'un poète.“ Ich ſtutzte. Welche Ironie brachte die Kunde eines trüben Dichterendes in dieſe Blätter, die ſonſt nur Putz und Tand zu beſprechen pflegen? So fragte ich mich, und von einer leicht erklärlichen Neugier getrieben, begann ich den in Rede ſtehenden Artikel zu leſen.

Es war eine ſchmerzensreiche und dabei doch ganz gewöhnliche Geſchichte, eine jener Tragödien, die täglich vor unſern Augen aufgeführt werden, und von deren Verlauf wir dennoch nichts ahnen, bis wir ſie mit Schaudern erfüllt ſehen, und am nächſten Morgen wieder vergeſſen. Jules Mercier, ſo hieß der junge Dichter, deſſen freiwilliges Ende hier erzählt wurde, war eines jener weichen, überzarten Herzen, denen jede rauhe Berührung der Außenwelt tiefe Wunden reißt. Die Erſtlingsprodukte ſeines Talents waren mit Beifall aufgenommen worden — zu ſeinem Unglück, wie es ſcheint; denn dieſer Erfolg ließ ihm fortan Alles, was nicht Poeſie, als ſchaal und unerträglich erſcheinen, und flößte ihm ſtolze Hoffnungen ein, deren Nichterfüllung ihn ſelbſt vernichtete. In ſeiner jugendlichen Unkenntniß der Dinge

glaubte der Arme seine Existenz auf seine Dichterwirksamkeit gründen zu können. Nur zu bald überzeugte er sich vom Gegentheil; seine regsten Träume entschwanden, und die Hand der Wirklichkeit streifte die schönsten Blüthen von seinem Lebensbaum. Schon damals rauschten dunkle Gedanken durch seine Seele, doch besaß er noch die Kraft sie abzuwehren; denn eine tiefsinnige Liebe zu einem jungen Mädchen knüpfte ihn an die Erde. Als ihm aber die Unmöglichkeit, seine Emma jemals zu besitzen, immer klarer wurde, beschleunigte eben diese Leidenschaft, die ihn eine Weile aufrecht gehalten hatte, seinen Untergang. Der letzte Faden riß, die finstern Plane, die er anfangs mit Entsetzen verscheucht hatte, kamen immer häufiger, bis sie ihn nicht mehr erschreckten. Wohl gab es auch da noch einzelne Momente, wo er mit sehnsüchtigem Verlangen auf die reichen Güter der Welt hinblickte, und hätte sich ihm in solchen Stunden eine hilfreiche Freundeshand dargeboten, er wäre gerettet worden; aber diese Hilfe erschien nicht. Die dunkeln Mächte gewannen die Oberhand und so beschloß er in den Fluthen der Seine ein Leben, das Liebe, Poesie und Elend längst untergraben hatten. In seiner Brieftasche befand sich ein rührendes Gedicht an Emma. Heißt

das nicht mit dem Degen in der Faust sterben? Er war damals zwanzig Jahre alt. Armes Kind!

Mit nassen Augen blickte ich auf das Blatt; das Schicksal schien mir ein blutiger Dschaggernaut, der das zerschmetternde Rad seines Wagens über die lichtesten Stirnen und flammenreichsten Herzen rollt. Immer breitere Schatten wirft die dunkle Gestalt des Selbstmords; immer grimmiger wird die Lebensverachtung des jetzigen Geschlechts; immer stürmischer und verwegner seine Todessehnsucht, und mit heißem Vergessenedurst, mit grausenhaftem Wonneschrei stürzen sich viele der Berufnen und Erwählten vor der Zeit ins lockende Grab. Einst, als noch der Glaube die Welt beherrschte, war es anders. Wohl gab es immer Herzen, deren Sehnsucht die Erde nicht zu befriedigen, deren Wünsche die Welt nicht zu erfüllen vermochte; immer gab es Seelen, die ihre Freuden und Hoffnungen hatten verscheiden sehen, die unverstanden und darum ungeliebt durchs Leben gingen; aber für diese erdfremden Gemüther gab es vormals ein Asyl voll geheimnißvoller Entzückungen: die Religion. Die Keime, die jetzt zornig den Winden preisgegeben werden, oder die in dürren Wüsten verkümmern, fanden damals einen geweihten Boden, und ihre Lichtblüthen kehr-

ten ſich als Gottesverlangen, als getroſtes Entſagen, als höheres Hoffen gen Himmel. Statt Vieler nenne ich nur zwei, an denen ſich die Gewalt ihres Herzens, die Tiefe ihrer Leidenſchaften, wie auch die Richtung ihrer Zeit, am deutlichſten offenbarte: St. Auguſtin und Thereſia von Avila. Laßt dieſe Beiden heute geboren werden; werft ſie inmitten einer Geſellſchaft, die den Glauben tödtet, die Begeiſterung lähmt, die kein andres Recht kennt als den Erfolg, und keinen Gewinn als jenen, der ſich mit Zahlen berechnen läßt — laßt, ſage ich, dieſe beiden Sonnenkinder jetzt geboren werden, und ſie werden keine Stütze mehr finden, an der ſie ſich gen Himmel ranken könnten, wie ſie's gethan.

Die Zahl der freiwilligen Todesfälle wird in den Sterbelisten angegeben, und ſie iſt, bei Gott! groß genug; doch iſt ſie nur klein und unbedeutend, wenn ich ſie mit der freilich nicht zu ermittelnden Menge von geiſtigen Selbſtmorden vergleiche, die täglich vollzogen werden, mit jenen zwar unblutigen, darum aber nicht minder ſchmerzlichen Opfern, die der jetzigen Welteinrichtung täglich fallen. Wie Viele, die da einſehen lernten, daß man, um Dichter ſein zu dürfen, eben ſo gut ein beſtimmtes Einkommen aufzuweiſen haben müſſe, wie in manchen Ländern bei der Bewer-

bung um gewiſſe Stellen, ſchlagen verzweiflungsvoll humoriſtiſch ihren innern, eigentlichen Menſchen todt, um fortan als Schreib-, Lehr-, oder Commandirmaſchinen zu fungiren, bis ihr Herz kalt und dürr genug geworden iſt, um die heiligſte Wahrheit ihres Lebens als einfältige Träumerei zu belächeln. Und dennoch ſind dieſe die Starken, Muthigen, Tapfern; denn die aus zarterm Stoffe Gebildeten ſchaudern vor einer ſolchen, von halbem Moder angefreſſenen Exiſtenz zurück, und haben nicht die traurige Kraft, ihre eignen Leichenmahle zu werden. Lieber ſetzen ſie die Grenzſcheide eines Grabſteins zwiſchen ſich und die Welt.

Eine tiefe Rührung überwältigte mich ſeltſam, und geiſterhaft bewegte mich der Gedanke, daß ich auf Erden wohl die Einzige ſei, die des Entſchwundenen noch gedenke. Und Emma? Ach Gott! die iſt vielleicht jetzt an irgend einen Spießbürger verheirathet und hat ihr Hausweſen zu beſorgen, ihre Kinder zu erziehen, und für die Lebenden ſo viel zu ſchaffen und zu thun, daß ihr keine Zeit bleibt, ſich der Todten zu erinnern. Oder thu' ich dir Unrecht, du arme Dichterbraut? Hat die Flamme jener Liebe, die keine Zeit und kein Thränenguß auszulöſchen vermag, wirklich in dir gezündet? Dann vergib! vergib! Die Treue iſt ja ſo

selten auf Erden, daß man sie nicht zu fordern und kaum zu hoffen wagt. Vergib mir um des frommen Mitleids willen, mit dem ich jetzt das Grab deines Freundes zu schmücken suche.

Ich las weiter. Die Bitterkeit und Gereiztheit des Tones, mit dem der französische Journalist die Stellung des Dichters, und die Härte der Welt gegen ihn schilderte, forderte mich zur Prüfung dieser Verhältnisse auf. Ich sah nicht mehr bloß den unglücklichen Jüngling, wie er nach einem verzweifelnden Rückblick auf all die Freuden, die er nie genossen, das Leben von sich warf; ein größeres, erschütternderes Bild tauchte vor meinen Blicken auf; das weite Schlachtfeld, wo für Einen, der es zum Marschall bringt, Tausende unbekannt und unbemerkt zu Grunde gehen, die so gut wie dieser Eine befähigt waren, Marschälle zu werden. Ist aber darum die Welt anzuklagen und der Härte zu zeihen, wie es in dem Aufsatz über Mercier mit schmerzenreichem Hohne geschah?

Ich glaube nicht, und wenn ich die Welt vertheidige, so wird mich Niemand der Parteilichkeit beschuldigen; denn sie hat mir nie Gutes erwiesen, und wenn sich auch kein Lorbeerzweig um meine Stirne schlingt, so weiß ich doch nur allzu gut, wie Dornenkronen drücken.

Ich will es verſuchen, das Verhältniß des Dichters zur Jetztwelt in einem Bilde zu ſchildern.

Mit athemloſer Begier wird jedes Mährchen von dem Kinde vernommen, deſſen noch nicht in die Grenzen des Verſtandes gebannte Phantaſie ſich in jedem Reiche heimiſch fühlt, und dem die Welt der Feen, Nixen und Kobolde um nichts fremder und unbekannter iſt, als die, worin es lebt. Mit treuherzigem Glauben folgt der kindliche Geiſt dem ſchwerbedrängten Däumling auf ſeinen vielverſchlungenen Fahrten. Mit angſtvollem Pochen erwartet das kindliche Herz die Heimkehr des grauſamen Blaubarts, und ein unbeſchreiblicher Jubel, wie wir Erwachſenen ihn ſelbſt für wirkliche Glücksfälle nicht mehr ſo ungetrübt und rückhaltslos haben, durchjauchzt die kleine Bruſt, wenn irgend eine gute Fee, oder ein tapferer Ritter den Zauber löſt, der auf einer Prinzeſſin lag, oder ein verloren geglaubtes Kind ſeinen Eltern wiedergibt. Und mit heiterer Liebe wendet ſich der gereifte Mann wieder zu der ſonnigen Mährchenwelt, deren ſüße Myſtik ſich nur dem abgeklärten Geiſte enträthſelt. Ihre Rieſen, Feen und ſchützenden Genien ſind ihm die tiefſinnig naiven Symbole der geheimnißvollen Kräfte, die dem Menſchen auf ſeinem Gang durch das Le-

den, bald feindlich, bald vermittelnd nahen, bis er alle Proben beſtanden und, als ſelig Freier, den Baum, der noch auf Andern laſtet, zu löſen und die Wildniß des Lebens in einen Blüthenhag, wo Sang und Duft himmelwärts ſtreben, umzuzaubern vermag. Das Kind glaubt an das Mährchen ſelbſt, der Mann an die Bedeutung des Mährchens; allein die Periode, die zwiſchen dieſen beiden Grenzen liegt, die Zeit, wo der Geiſt den kindlichen Vorſtellungen bereits entwachſen und für die höchſte Einſicht noch nicht gereift iſt, bleibt von jenen wunderſamen Geſtalten unberührt; denn ſie iſt weder naiv noch erkenntnißfähig genug, um ſich an ihnen zu erfreuen. In dieſem Verhältniß ſcheint mir auch die Poeſie zur Jetztwelt zu ſtehen. Die Menſchheit iſt nicht mehr jung und harmlos genug, um ſich an den Schöpfungen des Dichters in heitrer Unbefangenheit zu ergötzen, und noch iſt ſie im Ganzen nicht zu jener Höhe gelangt, wo man in der Poeſie kein morgenländiſch Traumbild, ſondern die höchſte, ja einzige Wahrheit erblickt. Die Welt iſt, — man mag mir den rauhen Ausdruck vergeben — in ihren Flegeljahren und muß noch gar Vieles erwerben, ehe ſie die Dichter brauchen kann. Wozu ſoll ſie aber Leute belohnen, die ihr vor der Hand zu nichts nützen?

Man dürfte mir einwenden, daß ſich das hier Geſagte ſchlecht mit den Thatſachen vertrage, indem es noch immer einige Dichter gebe, deren Werke als nothwendige Bedingniß jeder Bildung betrachtet werden. Wer ſind aber dieſe Dichter? Meiſtens ſolche, die in frühern Tagen lebten und ſchrieben, und auf ihre empfänglichern Zeitgenoſſen einen ſo großen Einfluß ausübten, daß dadurch ſelbſt die Entwickelung der nachfolgenden Jahrhunderte bedingt wurde. Ein geiſtiger Erwerb, den die Menſchheit einmal wirklich gemacht, geht nicht wieder verloren; darum ragen jene gigantiſchen Geſtalten gleich Pyramiden aus der Sandwüſte unſres verflachten Seins empor. Es iſt mir auch nicht eingefallen zu behaupten, die Poeſie ſei ganz und gar aus der Welt entwichen; nur habe ich die Ueberzeugung, die aufgeſpeicherten Geiſtesſchätze ſeien zu groß, und ihr Verbrauch verhältnißmäßig zu gering, um einen neuen Zuwachs nothwendig, oder auch nur dankenswerth zu machen, und das iſt für uns Lebende und Sterbende immer traurig genug. Auch der Entwicklungsgang der Menſchheit hat ſeine theilweiſe Pauſen, die zur Harmonie des Ganzen ſicher unumgänglich ſind; wehe aber dem Flöten- oder Harfenſpieler, der zu einer Zeit geboren wird,

we Flete und Harfe pauſiren müſſen, und nur die Trommeln wirbeln, die Trompeten ſchmettern, oder die Maſchinen ſchnarren, und die Federn in Bureaux und Comptoirs kreiſchen. Und wie lange dauert eine ſolche Pauſe! Man kann geboren und erzogen werden, eine neue Rechnungsmethode erfinden, das Aufblühen einer Aloe abwarten, zum Philiſter werden, und ſich endlich hinlegen und ſterben, ohne daß ſie zu Ende ginge. Der Umſtand, daß es auch einige jetzt lebende Dichter gibt, denen es weder an Ruhm, noch an materiellem Lohne fehlt, beweiſt wenig gegen meine Behauptung. Ich kannte einen meteriſchen Geizhals, der jährlich zwar ſehr glänzende Bälle gab, um ſich mit der öffentlichen Meinung abzufinden; die mußten aureichen, um für ein ganzes Jahr alle ſeine Knickereien zu bemänteln und zu beſchönigen. Auf gleiche Weiſe hat die Welt, des Anſtandes und alten Herkommens halber, eine zwar große Berühmtheit ſanktionirt; jetzt iſt ſie's aber müde, jetzt hat ſie deſſen genug, und wenn ein jugendliches Talent Schutz und Anerkennung von ihr fordert, ſo ſagt ſie, eilig wie ein Geſchäftsmann, der den Abgang der Poſt nicht verſäumen will: dazu fehlt mir's jetzt an Zeit. Ich habe Eiſenbahnen und Maſchinen zu bauen, Kanäle zu

graben, Konstitutionen zu erfinnen, und was die Poesie betrifft, so habe ich das Meinige für sie gethan, indem ich Hugo, Uhland, Lenau und noch ein paar Andre gelten lasse.

Gelten lassen? Gut! und soll dieß genug sein? Sagt nicht schon das Evangelium, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth sei, und welcher angemessene Lohn wird den größten Dichtergeistern unsrer Zeit? Oder soll es wirklich genug sein, daß ihnen ihre Manuscripte vom Buchhändler zu ermäßigten Preisen abgekauft und von der geringen Zahl Derer, die sich mit der Literatur ernst und gewissenhaft beschäftigen, gelesen werden, während die unendlich größere Menge sich damit begnügt, diese Blätter voll der heiligsten, nur durch große Schmerzen zu erlangenden Offenbarungen flüchtig und gedankenlos zu durchfiebern, und auch dieß nur, um, wie es heißt, au fait der Tagesercheinungen zu bleiben? Viele machen sich's noch bequemer; ein Journalartikel ist geschwinder gelesen, als ein Buch, erspart überdieß auch die Mühe, ein eigenes Urtheil zu fällen; darum greifen sie lieber nach irgend einem Literaturblatt und variren dann in ihren Salongesprächen die unverstandene Kritik eines ungelesenen Buches auf die abenteuerlichste Weise.

Gelten laſſen? Vortrefflich! und was weiter? Lebt im ganzen deutſchen Land ein Dichter (Literaten im weitern Sinne des Wortes gehören in eine andre Kategorie), dem ſein Talent allein eine unabhängige Stellung ſichert? Muß nicht jeder, falls er nicht zugleich Rentier iſt, was leider ziemlich ſelten zuſammentrifft, um ſeine äußere Exiſtenz zu begründen, ſich in Verhältniſſe ſchmieden, die ſeine Freithätigkeit mehr oder minder hemmen? Die Beiſpiele davon ſind nur allzu zahlreich und wenn auch die Edeln und Starken durch keine äußere Anforderung dahin gebracht werden können, gegen ihre Ueberzeugung zu ſprechen, ſo iſt es ſchon ganz genug, daß ſie dieſelbe nie völlig ausſprechen dürfen. Die unſeligen innern Verwürfniſſe, in die Jeder geräth, der zweien Herren dienen muß, werden nicht eher aufhören, bis dem Dichter jene äußere Stellung angewieſen wird, die Dem, der ſich um ſeine Nation, ja um die Menſchheit verdient macht, gebührt. Wie weit wir von dieſem Punkte noch entfernt ſind, brauche ich nicht erſt zu ſagen, und iſt auch hierin in andern Ländern, namentlich in Frankreich und England ein großer Schritt zum Beſſern geſchehen, ſo wird dieß lichtere Bild doch ſehr verdunkelt, wenn man ſich erinnert, daß die geniale Eliſa Mercoeur im

tiefſten Elend verkümmerte, daß der reichbegabte, und, was in unſern ſchwachen Tagen noch mehr ſagen will, geſinnungsſtarke Hégeſippe Moreau im Hoſpital ſtarb, und Burns ſein ganzes Leben unter dem Druck bedrängender Verhältniſſe verbrachte.

Es iſt ſchwer bei dieſen und ähnlichen Erinnerungen eine ſchmerzhafte Bitterkeit zu unterdrücken, und doch iſt dieſe eine ungerechte. Die Welt hat (ich meine es durchaus nicht ironiſch) wirklich Anderes zu thun, als ſich mit Idealem zu beſchäftigen, ſo lange die Wirklichkeit nicht befriedigend geordnet iſt. Der Dichter iſt ihr für die Gegenwart und nächſte Zukunft entbehrlich; denn das Bedürfniß, dem er abzuhelfen vermag, regt ſich nicht in ihr, und könnte, falls es zum Vorſchein käme, durch die bereits vorhandenen Geiſteswerke zur vollſten Genüge befriedigt werden. Doch eine troſtvolle Ueberzeugung hege ich im innerſten Gemüth: die, daß die Menſchheit nach vollbrachten, Wanderjahren, in edler und freudiger Gereiftheit zu dem göttlichen Quell zurückkehren wird, der das Taufwaſſer ihrer Kindheit geweſen und deſſen heilige Fluthen ſie einſt weihen werden zu einem irdiſch höhern Leben. Doch nicht eher wird dieß geſchehen, als bis die Materie bezwungen, Elend und Sklaverei überwunden und der Menſch Herr

ſein wird über die Erde und ihre Kräfte. Darum ergreift mich die tiefinnigſte Freude, ſo oft ich die Kunde von irgend einer, ein phyſiſches Hemmniß beſeitigenden Erfindung vernehme oder höre, daß ein Volk in ſeiner politiſchen Freiheit einen Fortſchritt gethan, daß geſellſchaftliche Einrichtungen getroffen wurden, welche die Summe menſchlichen Jammers vermindern und eine Laſt nach der andern von gebeugten Schultern nehmen. Dieſe Fortſchritte, ſchon an und für ſich hochwichtig, ſind mir's doppelt, weil nach meiner Anſicht mit jedem dieſer Hemmniſſe ein Feind der Poeſie begraben wird; denn erſt, wenn der Geiſt über die irdiſchen Intereſſen beruhigt iſt, wird er ſich dem Reich des Ueberſinnlichen zuwenden, und der Tempelbau wird beginnen, wenn die ſichern Wohnſtätten vollendet ſind. Aus jenen Entwicklungen wird ſich eine Poeſie gebären, die wir jetzt nicht einmal zu ahnen vermögen, die aber ſicherlich reiner, erhabner, großartiger ſein wird, als die unſrer Tage; denn ſelbſt ihre Schmerzen und Klagen werden nicht kümmerlichen Bedrängniſſen entſpringen, ſondern der ewigen Sehnſucht nach Gott, die ſich im Herzen jeder Creatur um ſo lebendiger regt, je mehr es irdiſch befriedigt iſt. Dann wird der Dichter wohl nicht mehr der Leh-

rer der Menschheit sein, wie er es in ihren frühsten Bildungsjahren war, doch eben so wenig wird er als nutzloser Träumer belächelt werden, wie jetzt; nein! als Hoherpriester wird er an reinem Altar stehen, ein Dolmetsch des Himmels. O, wie herrlich wird jene Zukunft sein, da schon ihre bloße Ahnung genügt, zorn- und gramvolle Herzen zu besänftigen, und gebeugte Gemüther aufzurichten vermag durch das Bild von Seligkeiten, deren sie selbst nicht theilhaftig werden sollen!

Die Poesie ist eine vertriebene Königin, die in den Herzen ihrer Auserwählten in erhabner Abgeschiedenheit lebt, wie die einer irdischen Krone Beraubten, in dem ewigen Rom. Dort wartet sie den Tag ab, der ihr die nur auf eine Zeit entrissene Herrschaft zurückgeben wird; sie verschmäht es, sich vorzudrängen und mit rauhem Streit ihr Recht geltend zu machen; denn sie weiß, daß ihre einstige Rückkehr eine höhere, durch die Entwicklung des Menschengeistes bedingte Nothwendigkeit ist, und daß selbst ihre jetzigen Gegner nichts thun, als unbewußt ihren einstigen Sieg vorbereiten, und ihr künftiges Reich nur fester begründen. Darum hinweg mit aller Bitterkeit! Sie ziemt dem Herzen nicht, das für eine große Sache schlägt, und in ihrem Werth, in ihrer Herrlich-

keit die ſicherſte Bürgſchaft für ihren Sieg findet. Wir mögen darüber trauern, daß dieſer in Zeiten fallen wird, wo unſre Lippen verſtummt und unſre Augen geſchloſſen ſein werden; doch über unſer Thun und Laſſen, über unſre Beſtimmung darf dieſer zufällige Umſtand keinen Einfluß ausüben. Wer ſich jetzt dem Dienſt der Göttin weihen will, der lerne vor Allem mit hohem Muth entbehren, und der Prieſter einer künftigen Zeit fordre ſeinen Lohn nicht von der jetzigen, die ihm keinen ſchuldet. Sollte man mir hier bemerken, daß es in dieſem Falle beſſer und klüger wäre, gar nicht zu dichten, ſo würde ich Folgendes darauf entgegnen: Seinem Verhängniß kann Niemand entgehen, und ein großes, ernſtes Verhängniß iſt es, die Gabe des Geſanges empfangen zu haben. In der Unwillkürlichkeit des Dichtens liegt ein Beweis für die Göttlichkeit der Poeſie. Wer ſie aufgeben kann, der thue es ohne Bedenken, denn er beſitzt ſie ja doch nicht. Wem ſie ſich wirklich geoffenbart, den beherrſcht ſie, und er wird zum willenloſen Organ, durch welches ſie ſich der Menſchheit verſinnlicht. Ja! es iſt ein Verhängniß, als Dichter geboren zu werden, und es wäre das trübſte, ſchmerzenreichſte, wenn es nicht das herrlichſte, gotterfüllteſte wäre.

Du aber, armes, gebrochnes Dichterherz, dessen trübes Loos diese Gedanken in mir erweckte, du sollst in keinem ungeschmückten Grabe ruhen. Der zwölf Schuh tiefe Strom hat dich verschlungen, die Welt weiß nichts von dir; deine Gedichte, deren Veröffentlichung du noch sterbend verlangtest, sind nicht erschienen und der Nachruhm, auf den du bis zum letzten Athemzug hofftest, ist dir nicht geworden. Dennoch sollst du keiner von Jenen sein, von denen es in der Schrift heißt, ihr Name sei auf Wasser geschrieben gewesen. Gleich Spätrosen streue ich diese Liebesworte auf dein versunknes Grab. Ich fand dich an einem Abend der tiefsten Herzenseinsamkeit; mit nassen Locken, bleichem Antlitz und trübem Lächeln tratst du zu mir, und ich war nicht einsam mehr. Das mystische Band, das mich an alle Leiden und alle Särge knüpft, zog mich zu dir und als mildes Dämmerlicht, als sanfter Nachhall soll dein Gedächtniß in mir fortleben, wenn auch die Sonne längst untergegangen, der Ton längst verklungen ist.! Mir ist, als müsse dir die Erde leichter sein, so lange sich noch eine Seele deiner erinnert, und diese Seele will ich sein. Für deinen Grabesfrieden ist gesorgt, so lange ich lebe.

Auf- und Untergang.

Lebensbild

I.

Verbiete Du dem Seidenwurm, zu ſpinnen.

Göthe.

Es war in Nantes. An dem Fenſter eines kleinen, weißen Hauſes, das ſich in den Fluthen der vorbeiſtrömenden Loire ſpiegelte, ſaß ein junges Mädchen und ſchrieb. Es war noch früh am Morgen und die Straßen ſtill und einſam; doch war die Aufregung, in der Eliſa ſich befand, ſo groß, daß es ſchien, als würde auch das lärmendſte Geräuſch ſie in ihrer Beſchäftigung nicht ſtören. In dieſer ekſtatiſchen Verſenkung lag faſt etwas Somnambules, deſſen geiſterhaftes Grauen in ſeltſamem Contraſt mit der friſchen Jugendblüthe ſtand, die ſich auf Eliſa's Antlitz malte. Ihr ungemein reiches Haar, das in ſeiner Ueberfülle den Zwang des Kammes nicht dulden wollte,

fleß in langen, dunkeln Locken um die roſigen Wangen bis auf die runden Achſeln hernieder. Die vollen, weichen Lippen waren vom brennendſten Roth, und wenn ſie ſich, was öfters geſchah, zu träumeriſchem Lächeln öffneten, enthüllten ſie zwei Reihen kleiner, blendendweißer Zähne, die dem lieblichen Geſicht neue Friſche und neuen Reiz verliehen. Die Kleidung des jungen Mädchens war ſehr einfach, die Einrichtung des Zimmers, worin ſie ſich befand, faſt ärmlich: ein Bett mit einem Betſchemel darneben, ein kleiner Schrank, ein Tiſch, in welchen Eliſa als Kind, wenn ihre Lehrer ſie gar zu arg langweilten, mit dem Federmeſſer die wunderlichſten Figuren eingeſchnitten und eingekritzelt hatte, ein paar Rohrſtühle und ein Schreibepult — darin beſtand das ganze Mobiliar, das einem Schätzmeiſter wahrſcheinlich nur ein mitleidiges Lächeln entlockt haben würde, und das in ſeiner Einfachheit dennoch etwas unendlich Heimliches, ich möchte ſagen, Rührendes beſaß. Vor dem Fenſter ſtanden einige Blumenſtöcke, zwiſchen dieſen ein Drahtbauer, in welchem ein Vogel ſein muntres Weſen trieb, und ſo fehlte es auch in dieſem ſchmuckloſen Stübchen nicht an Sang und Duft, dieſem Luxus, den die gütige Natur ſelbſt den Aermſten nicht verwehrt.

Eliſa ſchrieb fort, doch hielt ſie manchmal inne, lehnte ſich zurück und der Blick ihrer halbgeſchloſſenen Augen ſchien ſich um ſo durchdringender nach innen zu richten; dann zuckte wieder ein heller Strahl über ihr Geſicht, ihre Bruſt hob ſich in raſchern Schlägen, ein faſt ſieghaftes Lächeln ſchwebte um ihre Lippen, und ihre Hand flog über das Papier hin, als wollte ſie den flüchtigen Gedanken nacheilen. Mit ſolcher Inbrunſt, ſolcher ſchwärmeriſchen Verzückung ſchreibt man an keinen Menſchen, ſelbſt an den geliebteſten nicht; nur vom heiligen Athem der Poeſie durchhaucht, kann die Seele ſo ganz und gar zur weltvergeſſenden Pythia werden. Eliſa bemerkte es nicht, daß die Thür leiſe geöffnet wurde, und erſt, als eine wohlbekannte, liebe Stimme ihren Namen rief, blickte ſie empor. Die begeiſterte Muſe ward ſchnell wieder zum jungen, an Gehorſam und Unterwerfung gewöhnten Mädchen. Sie erröthete, wie ein auf einem Fehler ertapptes Kind; verwirrt und haſtig ſuchte ſie das noch naſſe Papier zu verbergen.

„Was ſchreibſt Du da, Eliſa?“ fragte Madame Mercoeur mit ſanftem, aber ernſtem Ton.

Das junge Mädchen antwortete nur mit einem bittenden Blick.

„Du haſt wieder gedichtet?“

„Nein, liebſte Mutter! es hat in mir gedichtet.“

„Haſt Du vergeſſen, wie oft ich Dich bat, dieſe Beſtrebungen aufzugeben, bei denen kein Zweck abzuſehen iſt. Wohin können ſie Dich führen?“

„Wohin?“ wiederholte Eliſa, und ihre kindlichen Züge nahmen plötzlich einen wunderbaren, blendenden Ausdruck an; „wohin? Vielleicht zum Ruhm!“

Ihre ſonſt ſo fröhliche Stimme gewann, indem ſie dieß Wort ausſprach, einen ſo eigenthümlich kräftigen, ſeelenmächtigen Klang, daß jeder Einwurf vor der Gewalt dieſer Ueberzeugung verſtummen mußte. Bei aller Sorge für Eliſa's vielleicht gefährdete Zukunft konnte ſich Madame Mercoeur der ſtolzen Mutterfreude über eine ſolche Tochter nicht erwehren; dennoch bezwang ſie ſich und entgegnete: „Der Ruhm iſt für uns Frauen nicht gemacht.“

„Warum nicht?“ fragte Eliſa, „wenn wir für ihn gemacht ſind?“

„Und meinſt Du, daß Du es ſeiſt? Ich hätte Dich eines ſo thörichten Hochmuths nicht fähig gehalten.“

„Nein, Mutter, ich bin nicht eitel, nicht hochmüthig, gewiß! ich bin's nicht. Was kann ich

dafür, daß ſich tauſend Gedanken und Bilder in meinem Geiſte drängen; daß es mich manchmal wie ein Fieber ergreift, von dem ich nur geneſen kann, wenn ich mir durch ein Lied Luft mache? O wüßteſt Du, wie frei dann meine Bruſt, wie hell mein Auge wird, wie ich mich erhoben, erleuchtet, recht im Mittelpunkt alles Lebens fühle: du würdeſt mir mein Glück gewiß nicht mißgönnen. Sieh! es ſteht ja nicht erſt ſeit geſtern ſo mit mir. Erinnere Dich, wie ich noch ein kleines Mädchen war, und zu Deinen Füßen ſaß, und Dir die langen Geſchichten erzählte, die ich von Niemanden gehört hatte, die mir zugekommen waren, ich wußte ſelbſt nicht wie; denk' an die Zeiten, wo ich mit den Vögeln und Blumen die eindringlichſten Geſpräche führte und den Bann löſen wollte, der ſie in dieſer Geſtalt hielt, denn ſie ſchienen mir ſchöne, verzauberte Menſchen, deren Sprache ich verſtand, wie ſie die meine. Und noch jetzt fühl' ich mich ihnen verwandt; Du glaubſt nicht; wie innig unſer Verkehr iſt, mit welchen ſüßen Lauten ſie an mein Herz dringen. Laß mich ihnen mit meinen Liedern antworten, mit welchen Freundesaugen ſie mich anſehen. Laß mich mein tiefſtes Weſen frei entfalten! Du fragteſt mich vorhin, wohin mich mein Dichten

führen solle. Weil Du mich nach Irdischem fragtest, mußte ich mit Irdischem antworten. Auch gestehe ich Dir gern, daß von allen Gütern, die der Mensch erringen kann, mir der Ruhm das Höchste, Herrlichste scheint. Wissen, daß man in fernen, fremden Landen, jenseits der Berge und Meere tausend unbekannte Freunde hat, wissen, daß man Jenen beigezählt wird, die je mit einem lichten Stern auf dem Haupte über diese dunkle Erde wallten, fühlen, daß man nach dem Tode doppelt leben wird: im Himmel und auf Erden — — ist das nicht groß und entzückend? Und dennoch! wüßte ich auch, daß, wenn meine Lippe verstummt, Niemand meine Lieder mehr singen wird: ich müßte sie doch dichten. Ist mir der Ruhm beschieden, so will ich ihn in tiefster Demuth empfangen, knieend, wie Könige gekrönt werden; soll ich ihn nicht erreichen, so werde ich ihn auch nicht vermissen. Drum sei unbesorgt und laß mich gewähren. Du darfst es ja; denn Du weißt, daß ich mich von meinen Dichterträumen nie so weit hinreißen ließ, um die Wirklichkeit darüber zu vergessen. Habe ich," fuhr sie scherzend fort, „wenn ich auch die schönsten Entwürfe, die mich um Form und Gestaltung anflehten, im Kopfe trug, darum je eine meiner Schülerinnen

beeinträchtigt, eine Unterrichtsſtunde abgekürzt, die Regeln des unglücklichen participe passé minder gewiſſenhaft erklärt, die griechiſche und römiſche Geſchichte minder genau vorgenommen? Und wenn ich mich nun den ganzen Tag abgemüht habe, meinen kleinen Zöglingen alle dieſe Weisheit einzuimpfen: warum ſollte ich in meinen freien Stunden nicht auch eine Freude haben?"

Mit kindlich bittendem Blick ſah ſie in die ſanften Augen ihrer Mutter, die, ihres verweiſenden Ernſtes vergeſſend, ausrief: „Ja wohl haſt Du in Deiner zarten Jugend eine ſchwere Bürde auf Dich genommen! Kaum ſechzehn Jahr alt, ernährſt Du Deine Mutter mit den Früchten Deiner Anſtrengungen, Deines Fleißes. Meine gute Eliſa!"

„Sag' lieber: meine glückliche Eliſa!" entgegnete das Mädchen, beide Arme um den Hals ihrer Mutter ſchlingend; „glaubſt Du, für Dich zu arbeiten, ſei nicht eben ſo ſüß, wie ——" ſie ſtockte.

„Zu dichten?" ergänzte Madame Mereeem mit einem Lächeln, das Nachgiebigkeit verhieß.

„Ja, weil Du ſelbſt es ausſprichſt."

„Eliſa, es iſt Eines, was mich bang und beſorgt macht: Du biſt ſehr jung; in Deinem Alter thut jede übertriebene Geiſtesanſtrengung dem

phyſiſchen Wohl unvergütbaren Schaden. Was Du an nothwendigen Berufspflichten zu erfüllen haſt, nimmt Deine Kräfte bereits mehr als zu viel in Anſpruch; wenn Du nun noch andere Arbeiten dazu häufſt, muß ich nicht beſorgen, daß Deine Geſundheit unterliegen werde?"

„O wenn es nur das iſt," rief Eliſa emporhüpfend, davor laß Dir nicht bange ſein! Sieh mich an! Bin ich ſehr blaß? ſehr abgezehrt? fragte ſie mit drolligem Ernſt, und indem ſie lächelte, bildeten ſich zwei Grübchen in den friſchen Roſenwangen.

„Du biſt ein Kind!" verſetzte Madame Mercoeur, die ſich umſonſt bemühte, ihren Ernſt zu behaupten.

„Bin ich ſehr hinfällig?" fragte Eliſa weiter, während ſie kindiſch übermüthig im Zimmer umherſprang.

„Du ſprichſt immer nur vom Jetzt; denk' an die Zukunft."

An die wollen wir denken, wenn ſie da ſein wird, ſagte Eliſa fröhlich. Für die nächſten paar Jahre iſt, wie Du ſiehſt, noch nichts zu befürchten. Wir wollen eine Uebereinkunft treffen: ich verſpreche Dir, nicht mehr Nachts zu ſchreiben, wie im vorigen Winter, wo ich, weil Du mir

ſonſt kein Licht ließeſt, beim trüben Schein der Nachtlampe oft bis zum Morgen dichtete; dagegen mußt Du mir aber zuſichern, daß Du mir nicht zürnen wirſt, wenn ich in den Morgenſtunden mich jenen Träumen hingebe, die mein Glück ſind und mein Leben. Zugeſtanden?"

Ein langer, liebevoller Blick war die ganze Antwort.

„Du ſchweigſt? Das heißt ſo viel, wie: ja! nicht wahr?"

„Schone Dich und erhalte Dich mir."

„Sei ruhig. Tauſend, tauſend Dank für Deine Zuſtimmung."

„Wenn ich jetzt dichtete, geſchah es immer mit ſchwerem Herzen, denn ich konnte mich nicht darein finden, Dir etwas zu verheimlichen; nun ich aber weiß, daß es mit Deinem Wiſſen und Willen geſchieht, wie viel freudiger und ſüßer wird es nun ſein. O laß mich Dir danken!"

Sie drückte die ſanftbewegte Mutter an ihr fliegendes Herz. Während ſich Beide umſchlungen hielten, ſchlug die nahe Thurmuhr Zehn. Eliſa riß ſich los und, ſchnell ihren Anzug ordnend, ſagte ſie: „Es iſt ſehr Zeit, daß ich gehe. Die kleine Lectorière erwartet mich gewiß ſchon an ihrem Studiertiſch. Wenn ich mich bei ihr nur ein

bischen mehr in Respect zu setzen wüßte, aber diese Kinder scheinen wirklich gar nicht daran zu denken, daß ich schon sechzehn Jahre alt bin; ich glaube, sie fänden es ganz in der Ordnung, wenn ich mit ihnen spielte."

„Geschieht das nicht mitunter?" lächelte Madame Mercoeur.

„Nun, wenn die Stunde vorüber ist," meinte Elisa, ein klein wenig erröthend, „kann dergleichen wohl manchmal vorfallen, aber früher — Gott bewahre!" fügte sie mit einer allerliebsten, pedantischen Miene hinzu."

„Hast Du heute viel zu thun?"

„So ziemlich; doch der Abend soll mich dafür entschädigen. Adele hat mich zu sich gebeten; nicht wahr, Du erlaubst mir, hinzugehen?"

„Von Herzen gern."

Während dieses Gespräches hatte Elisa ihre Toilette beendigt. Jetzt drückte sie den Strohhut auf ihre schönen, schwarzen Locken, winkte ihrer Mutter einen herzlichen Abschiedsgruß zu, und eilte mit leichten, fröhlichen Schritten nach dem Hotel Letorière, wo ihr Tagewerk für heute begann.

„Da bin ich endlich!“ rief Eliſa, an dem erſehnten Abend in das Zimmer ihrer Freundin Adele mehr ſpringend, als tretend.

Die ziemlich gleiche Zahl der Jahre abgerechnet, konnte dieſe in Allem für das Widerſpiel Eliſa's gelten. Während die junge Dichterin eine Südenblume ſchien, die nur der Zufall nach dem Norden verpflanzt hatte, bewährte ſich Adele in ihrem Aeußern als echte Tochter der Bretagne. Ihre klaren und angenehmen Züge trugen das Gepräge eines ruhigen, beſonnenen, bis zur Hartnäckigkeit entſchloſſenen Geiſtes; in dem feſten, ſcharfen Blick ihrer Augen lag mehr der Ausdruck hellen Verſtandes, als weicher Schwärmerei, und im Gegenſatz zu Eliſa, deren ſelbſt im Aeußern ungeſtümes, raſches, phantaſtiſches Weſen auf leidenſchaftliche Erregbarkeit hindeutete, war Adelens Erſcheinung das Bild der Ruhe, Klarheit und Sicherheit. Sie mochte auf den erſten Blick kalt ſcheinen; doch einem geübtern Auge entging nicht, daß dieſe ſcheinbare Kälte nur Stärke war. Von guter Abkunft, doch in der ſtrengen Schule der Dürftigkeit aufgewachſen, und ſchon in früher Jugend gezwungen, für ihre Exiſtenz zu ſorgen, hatte ſie bei Zeiten jene Selbſtſtändigkeit erlangt, die vielleicht dem Lebenslenze einige ſeiner Reize

raubt, dagegen aber die künftigen Tage beſſer ſchirmt, als es die verſchwenderiſchſten Glücksgaben vermögen.

Bei Eliſa's Eintritt ſaß ſie an einem Nähtiſch, emſig mit ſeiner Arbeit beſchäftigt; ſie blickte auf, nickte der Erwarteten freundlich zu, wies ihr einen Sitz an und bat ſie, zu warten, bis ihre Arbeit vollendet ſein werde. „Wir wollen dann in den Garten gehen," fügte ſie hinzu, „und den ſchönen Abend genießen."

„Laß uns das lieber gleich thun," meinte Eliſa. „Warum willſt Du eine halbe Stunde verlieren?"

„Weil ich mein Wort gegeben habe, dieſe Stickerei noch heute abzuliefern; ich könnte kein Vergnügen genießen, wenn ich mein Verſprechen unerfüllt wüßte."

„Hängt das Wohl Frankreich's davon ab?" ſcherzte Eliſa.

„Das geht mich nichts an, verſetzte Adele ruhig; „ich habe mich nur darum zu bekümmern, durch Unverläßlichkeit nicht mein eigenes Wohl zu gefährden. Worthalten iſt ein großes Stück Ordnung, und Du weißt, wie ſehr ich dieſe in allen Dingen liebe."

„Ach ja," ſeufzte Eliſa, „und es kränkt mich oft, daß ich ſo ganz und gar keinen Sinn dafür

beſitze. Ich bin gerade nicht nachläſſig, aber zu ſolcher Conſequenz und ſyſtematiſchen Pünktlichkeit, wie ſie Dir eigen, werde ich es nie bringen. Tauſendmal hab' ich mir vorgenommen, meine freien Stunden ſo einzutheilen, daß alle meine Beſchäftigungen, Studien, Arbeiten, geregelt wären und einander ablöſ'ten; ich habe es nie zu Stande gebracht. Wenn ich mich hinſetze, um zu nähen oder zu ſtricken, ſchwirren mir plötzlich hundert Gedanken durch den Kopf, und ich habe keine Ruhe, bis ich die Arbeit wegwerfe, um die Feder zu ergreifen; ein andermal, wenn ich ſchreiben ſoll, fällt mir wieder ein, wie ſchön es wäre, jetzt durch Feld und Wald zu ſtreifen, und ich muß in's Freie. Ich kann wohl auch fleißig ſein, aber nur in guter Stunde, und muß ſie abwarten, während Du ihr gebieteſt. Ja, ich bin ein wunderliches Geſchöpf und viel ſchlechter als Du."

„Nein; nur anders," verſetzte Adele, den Blick auf ihre Arbeit geheftet.

„O ſehr anders!" wiederholte Eliſa bedenklich. „Es iſt wirklich ſeltſam, daß Du mich ſo lieb haben kannſt. Wie viele Gefälligkeiten und Freundſchaftsdienſte haſt Du mir ſchon erwieſen, mir, die ich Dir nie das Geringſte dagegen leiſten konnte! Hältſt Du Dich denn nicht für übervor-

theilt? Du eine so praktische Person und ich ein ganz nutzloses Geschöpf!"

„Sieh, Elisa!" entgegnete das junge Mädchen, und ihr Auge blickte noch klarer und hellsehender, als gewöhnlich, „das ist der große Unterschied zwischen uns Beiden: um Andere zu erfreuen, muß ich ihnen Etwas leisten, Du hingegen brauchst nur zu sein. Wenn ich für Dich arbeite, und dieß oder jenes, was Dir zu mühsam wäre, für Dich besorge, scheint mir dieß ganz natürlich. Du taugst nun einmal nicht für das Alltagsleben, und da ich darum wohl Bescheid weiß, ist es höchst einfach, daß ich hierin für Dich denke. Erinnerst Du Dich, wie wir in der Schule die Fabel von dem Blinden und dem Lahmen auswendig lernten? Nun! blind oder lahm sind wir Menschen am Ende alle."

„Nein, nein!" lachte Elisa; „von mir mag es gelten, aber Du hast gute Beine und vortreffliche Augen. Wozu brauchst Du mich denn?"

„Brauchen? Es ist vielleicht wahr, daß ich Niemanden brauche, wenigstens kann ich mir keine Lage denken, in der ich mich so ganz verlöre, daß ich eines Andern bedürfte und mir nicht genug wäre; aber die Freude bleibt doch immer eine schöne Sache, wenn man sie auch nöthigenfalls

entbehren könnte. Und Freude hab' ich an Dir, obgleich ich mir selbst nicht zu sagen wüßte: warum?"

„Denk' einmal recht nach!"

„Je nun: vielleicht weil Du mir immer neu und so völlig verschieden bist von Allen, die ich kenne."

„Das ist es nicht," versetzte Elisa rasch und mit ausbrechender Innigkeit, „sondern weil Du fühlst, wie gut ich Dir bin." —

In ähnlichen Gesprächen verstrich die Zeit, bis Adelens Arbeit beendigt war. Mit gewohnter Sorglichkeit faltete sie dieselbe in feines, weißes Papier, schickte sie an den Ort ihrer Bestimmung ab, räumte den Nähtisch auf, und erst nachdem sie alle diese Geschäfte in Ordnung gebracht, verließ die pünktliche kleine Person das Zimmer, um sich in den Garten zu begeben.

Die beiden Mädchen setzten sich auf eine Rasenbank. Adele hatte einen Teller mit Obst mitgenommen, das sie zierlich aufgeschichtet und mit Weinlaub umgeben hatte. Während sie mit jugendlichem Appetit den Pflaumen und süßen Trauben zusprachen, setzte sich ihre Unterredung auf folgende Weise fort:

„Weißt Du, Elisa, daß ich Dich heute sehr

aufgeregt finde? Du ſiehſt aus, als wäre Dir etwas beſonders Freudiges begegnet."

„Das iſt auch der Fall," entgegnete Eliſa mit lieblich geheimnißvollem Nicken.

„Was denn?"

Eliſa's ganze Antwort war ein myſtiſcher Blick, der auf wortloſes Errathen zu hoffen ſchien.

„Haſt Du eine neue Schülerin bekommen?"

„Nein."

„Iſt Deiner Mutter der Gnadengehalt, um den ſie anſuchte, bewilligt worden?"

„Nein."

„Hat der Kronprinz von Marocco um Deine Hand angehalten?"

„Nein."

„Nun, ſo ſag' mir," rief Adele halb lachend, halb ungeduldig, „welches Heil iſt Dir denn widerfahren?"

Eliſa's große, ſchöne Augen nahmen einen noch ſeelenhaftern, geiſtigern Ausdruck an; ſie ſenkte den lieblichen Kopf und ſagte mit einer Verſchämtheit, die doch nicht ohne Triumph war: „Es iſt mir heute ein ſchönes Gedicht gelungen."

„Das iſt das Ganze?" rief Adele, ſehr enttäuſcht. „Kann ſo Etwas denn wirklich beglücken?"

Das Herz der jungen Dichterin war zu heiß, um sich von der Kälte dieses Wortes durchfrosten zu lassen. Sie blickte begeistert empor und sagte mit der tiefsten Innigkeit: „Ja!“

„Das ist wunderlich. Ich will eine Empfindung, die ich nicht kenne, auch nicht bestreiten; doch erkläre mir: worin besteht das Glück, von dem Du sprichst?“

Elisa fuhr mit der Hand über die Stirn. Sie schien sich zu besinnen; dann schüttelte sie leise das Haupt und sagte mit der Naivetät eines Kindes: „Ich weiß es nicht!“

„Und fühlst es doch?“

„Ob ich es fühle? Sieh! Leben ist Glück, und Dichten heißt tausendfach leben, heißt: sich im Herzen der Welt fühlen, zum Krystall werden, in dem sich die Schöpfung spiegelt, zum selbstbewußten Ton in dem großen Hymnus des Alls. Oft hörte ich das Lied mit der nur aus einer Krankheit entstandenen Perle vergleichen, doch mir scheint kein Bild unrichtiger, als dieses. Nie gelang mir ein Lied, daß es nicht mein Inneres wie mit Sonnenstrahlen durchfluthet hätte. O, könnte ich die süßen Schauer schildern, mit denen der Geist den Thautropfen, der zur Perle werden soll, zuerst in sich empfängt, wie er ihn dann schweigend

in ſich hegt und pflegt, bis die Stunde gekommen und die Muſchel ſich öffnet. Die andern Menſchen, was ſie auch treiben mögen, arbeiten nur und geben, wenn's hoch kommt, allen Dingen neue Form; der Dichter allein ſchafft und entrafft dem Nichts ein All. Und wie es ſelig macht, den letzten, tiefſten Grund ſeines Weſens auszuſprechen, alle Liebe und Verehrung, deren Ueberfülle das ſtaunende Herz bedrängt! Nie empfand ich es tiefer, als heute; ich ſchrieb ein Gedicht an Chateaubriand, meinen hohen Freund, den ich nie geſehen, meinen großen Lehrer, der nichts von mir weiß, meinen König, vor dem ich mich in freudiger Demuth beuge. Lange, lange trug ich dieſe Laſt von Dankbarkeit und Ehrfurcht auf dem Herzen, ich konnte das rechte Wort nicht finden; jetzt hab' ich es gefunden, meine Bruſt hebt ſich frei und leicht, und ich bin glücklich."

Adelen's Miene drückte Staunen und Ueberraſchung aus, als Eliſa, die ſie bisher nur als das fröhliche junge Mädchen, das ſie auch wirklich war, gekannt hatte, ſich ihr nun auch von dieſer Seite ihres wunderbaren Doppelweſens zeigte. Ihr Geiſt war weder ſo beſchränkt, um das, was ſie nicht verſtand, zu negiren, noch beflügelt genug, um Eliſa's hinſtrömender Phantaſie folgen

zu können; sie war ein Kind der Erde und unfähig, den festen Boden der sichtbaren Wirklichkeit zu verlassen. Mit dem practischen Sinn, der ihr angeboren war, und den ihre frühern Lebenskämpfe noch vermehrt hatten, fragte sie: „Was willst Du eigentlich mit Deinen Gedichten anfangen?“

Die Reihe des Stammens kam nun an Elisa. „Ist es nicht genug, daß ich sie schrieb?“ fragte sie.

„Es ließen sich aber auch noch andere Zwecke damit verbinden.“

„Zum Beispiel?“

„Du könntest sie drucken lassen.“

Aus Elisa's Augen sprühte Lust und Verlangen; doch schon im nächsten Moment wich dieser Ausdruck und sie sagte: „Wo in aller Welt wäre denn ein Buchhändler aufzutreiben, der es mit den Gedichten einer gänzlich Unbekannten wagen wollte?“

„Hier in Nantes gewiß nicht. Wenn es Rechenexempel oder Anleitungen zur doppelten Buchhaltung wären, dann dürfte es vielleicht gehen; aber um Verse kümmert sich in unsrer guten Stadt keine Seele. Ich habe einen andern Plan. Vor Allem muß ich Dir, um der Wahrheit treu zu bleiben, gestehen, daß ich an Deinen poetischen

Beſtrebungen durchaus keine Freude habe, und es für Dein Glück dienlicher hielte, wenn Du ihnen entſagteſt; doch weiß ich, daß hier alle meine Rathſchläge und Verſtellungen nichts richten, und behalte ſie darum für mich. Ja, vielleicht ſteht es wirklich nicht einmal in Deiner Macht, ihnen zu folgen. Das Klügſte, was ſich hier thun läßt, iſt, dem Uebel irgend eine gute Seite abzugewinnen. Ich glaube wirklich, daß Dichten eine Krankheit; warum ſollteſt Du aus ihr nicht auch Nutzen ziehen können, wie der oder Jener aus ſeiner lahmen Hand, ſeinem zerſchoſſenen Bein, ſeinen erblindeten Augen? Wir wollen es wenigſtens verſuchen. Sammle Deine Gedichte und übergib ſie mir; ich werde ſie an einen in Paris lebenden Verwandten meiner Mutter ſchicken. Er iſt Literat, zwar, wie ich glaube, kein Stern erſten Ranges, doch bringt ihn ſeine Stellung als Journaliſt in beſtändige Berührungen mit den Gröſſen, wie mit den Handlangern der literariſchen Welt. Dabei iſt er ein herzensguter alter Mann, der kein gröſſeres Vergnügen kennt, als Andern zu dienen, und deſſen beſonderer Gunſt ich mich noch obendrein zu erfreuen habe. Wir ſchreiben uns zwar nur ſelten; denn ſeine wie meine Tage ſind, wenn auch auf ſehr verſchiedene Weiſe, ſo ausgefüllt, daß uns

keine Zeit zu einer fortgeſetzten Correſpondenz übrig bleibt. Deine Gedichte werde ich jedoch mit einem langen zärtlichen Brief begleiten, und bin überzeugt, daß Onkel Mellinet das Seinige redlich thun wird, um unſern Auftrag beſtens zu erfüllen."

„Und wenn es ihm nicht gelingt?" warf Eliſa ſchüchtern ein.

„So haben wir nichts verſpielt. Es iſt ſehr gleichgiltig, ob Deine Gedichte auf Deinem oder ſeinem Schreibtiſch liegen. Und ein Nutzen wird jedenfalls daraus entſtehen. Von Allem, was Du bisher gedichtet, wiſſen wir nicht einmal, ob es gut oder ſchlecht; Dir ſteht kein Urtheil über Deine eignen Produkte zu; ich verſtehe von der ganzen Sache nichts, und kenne in ganz Nantes Niemanden, der hierin als Richter anzuerkennen wäre. Onkel Mellinet wird uns wenigſtens ſagen, ob Du Talent beſitzeſt, ob Du fortfahren ſollſt, zu dichten, oder nicht."

„Nein, nein!" rief Eliſa faſt erſchreckt. Denk' Dir, wie unglücklich es mich machte, wenn er mir Talent abſprächе, wenn er das Streben, von dem ich — ich fühle es — dennoch nicht laſſen könnte, als thöricht und verfehlt bezeichnete."

„Das mußt Du wagen," verſetzte Adele mit

kräftiger Beſtimmtheit, und geſchieht, was Du befürchteſt, ſo wirſt Du vernünftig genug ſein, die Wahrheit der Täuſchung vorzuziehen. Eine Sache, zu der man weder Beruf, noch Geſchick hat, ohne äußere Nothwendigkeit fortbetreiben und in eigenwilliger Verblendung ſein Leben daranſetzen, wäre offenbare Tollheit; Du aber biſt meine gute und vernünftige Eliſa. Ich hatte einmal raſende Luſt zum Singen; den ganzen Tag hörte man mich alle Lieder, die ich auffangen konnte, trällern, bis man mir ſagte, daß ich keine Stimme hätte und entſetzlich falſch ſänge. Von nun an gab' ich's auf, anfangs zwar ungern, doch jetzt denk' ich nicht mehr daran. Und ſo würdeſt auch Du es machen, wenn ein ungünſtiges Urtheil einliefe, was vielleicht am beſten wäre, wenn es Dich auch einige Monate bitter kränkte. Vor Allem laß uns keine Zeit verſäumen; ich kann das Träumen und Zaudern nicht leiden. Nächſte Woche reiſ't Madame Drion nach Paris; mach' das Packet fertig, daß ſie es mitnehmen könne. Du wirſt wohl nicht mehr als acht Tage brauchen?"

„Nicht ſo lange. Aber weißt Du, Adele, daß Du gut biſt, wie ein Engel."

„Davon weiß ich wirklich nichts. Ich bin nur das Auge, das für Dich ſieht, ein treuer Rath-

geber für Dein irdiſches Theil. Aber noch Eins: ſprich Niemanden von unſrem Verhaben, ſelbſt Deiner Mutter nicht; ihr muß es verſchwiegen bleiben, weil ihr die Spannung und Unruhe, in die ſie das Mitwiſſen verſetzen würde, beſſer erſpart bleibt; den Andern, weil ihre Gleſſen ſehr überflüſſig wären und ich nichts Widerwärtigeres kenne, als die guten oder ſchlimmen Prophezeihungen über den Ausgang einer noch im Ungewiſſen ſchwebenden Sache. Alſo reinen Mund!"

Eliſa verſprach unbedingtes Schweigen und ſchied von Adele, um ſich in der Einſamkeit ihren Träumen, Hoffnungen und Befürchtungen hinzugeben

---

Mehrere Monate verſtrichen, und noch immer lief vom Onkel Mellinet keine entſcheidende Antwort ein. Er hatte den richtigen Empfang der Gedichte mit kurzen Worten angezeigt und ſeine eifrige Verwendung verſprochen; doch mochte dieſe nicht ſehr erfolgreich geweſen ſein, denn er hatte ſeitdem nicht das Geringſte von ſich hören laſſen. Adele ſchüttelte verdrießlich den Kopf und nannte Paris den Boden, in dem jedes Gefühl, jede Theilnahme vertrockne, ſo daß nicht einmal auf Die zu zählen, deren Dienſte man nach hun-

dertfältigen Anerbietungen in Anſpruch nehme; Mellinet galt ihr für einen um fremdes Wohl und Wehe unbekümmerten Egoiſten, und, was in ihren Augen mindeſtens eben ſo arg, für einen unverläßlichen Menſchen, dem die Erfüllung eines übernommenen Auftrags nicht am Herzen lag. Eliſa, obgleich in ihren liebſten Hoffnungen getäuſcht, nahm das Ganze ungleich leichter; es war ihr jedoch nicht eben zum Verdienſt anzurechnen, denn die Elaſticität ihres Geiſtes ließ ſie nicht lange an einem Gedanken haften, und in ihrer lebhaften Phantaſie verdrängt ein Eindruck den andern. Wie alle echten Dichternaturen, war ſie der Gewalt des Augenblicks unterworfen. Ihre Lieder waren Offenbarungen ihres tiefſten Seelenlebens; war aber das Geheimniß einmal ausgeſprochen, ſo war ſie damit fertig, und was ſie in frühern Tagen gedichtet, ſtand kaum mehr in einer Beziehung zu ihr. Ihr letztes Gedicht war ihr immer das liebſte, bis es von einem neuen verdrängt ward, was bald zu geſchehen pflegte, denn Eliſa's großem Talent war zugleich eine ungewöhnliche Produktionskraft beigegeben. So lebte ſie harmlos und glücklich, tagsüber ihrem mühſamen Beruf mit fröhlichem Fleiße ſich hingebend, und in einſamen

Stunden dem Genius lauschend, der immer lauter und sieghafter in ihr sprach.

Es war Frühling werden. Elisa, deren Gemüthsleben mit den Erscheinungen in der Natur innigst zusammenhing, fühlte ihre Brust von Freude geschwellt; sie erblickte in jeder Blüthe einen zurückgekehrten Liebling, sie begrüßte in jedem Sonnenstrahl einen Bruder jenes Sonnenstrahls, den sie in der eignen Seele trug. Wenn die Pflichten des Tages erfüllt waren, eilte sie mit ihrer Mutter in's Freie; die Ufer der Loire waren ihr gewöhnlicher Spaziergang. Aus der Tiefe des Stromes tauchten ihr lieblich fremde Bilder auf; sein Rauschen war ihr eine Melodie, der sie Worte, voll der süßen Ursprünglichkeit, unterlegte. Erst beim späten Abenddunkel pflegte sie zurückzukehren, und die Sterne, deren vergeistigendes Licht auf die Landschaft fiel, glänzten nicht seliger, nicht verklärter, als Elisa's schöne Augen.

Noch später als gewöhnlich kam sie eines Abends nach Hause. Von dem weiten Ausflug ermüdet, warf sie sich auf einen Stuhl, während Madame Mercoeur, die in ihrem Haushalt die kleinen Verrichtungen, zu denen Elisa durchaus kein Geschick besaß, übernommen hatte,

die Lampe anzündete. Bei dem Licht derſelben bemerkte ſie ein Packet, das auf dem Tiſche lag. Das deßhalb befragte Dienſtmädchen antwortete, der Poſtbote habe es während der Abweſenheit der beiden Frauen gebracht.

„Was mag dieß wohl ſein?“ fragte Madame Mercoeur, das Packet von allen Seiten betrachtend. „Die Adreſſe lautet an Dich, Eliſa!“ fügte ſie verwundert hinzu; „das Poſtzeichen iſt von Paris. Haſt Du denn Bekannte dort?“

Bei dem erſten Wort ihrer Mutter war Eliſa's ſonſt ſo blühendes Antlitz bis zum Marmor erblaßt; all ihr Blut trat an's Herz zurück; ſie vermochte kaum zu athmen. Daß dieſe Sendung mit ihren Gedichten im Zuſammenhang ſtehe, war ihr gewiß, und mehr als wahrſcheinlich dünkte es ihr, daß es ihr Manuſcript ſei, was ihr auf dieſe Weiſe zurückgeſtellt ward. So lange ſie nicht daran gedacht hatte, war ſie ruhig geweſen; doch jetzt, da das Mißlingen in ſo brutaler Unabweislichkeit vor ihr ſtand, vermochte ſie es nicht, den frühern Gleichmuth zu bewahren, noch ſich eines Gefühles von Scham und Schmerz zu erwehren.

„Eliſa!“ rief Madame Mercoeur beſtürzt; „was iſt Dir? was bewegt Dich ſo heftig? Du haſt ein Geheimniß vor mir?“

Trotz des Trämmens, das man ihr oft verwarf, beſaß Eliſa Muth und Energie genug, um lieber die ſchlimmſte Wahrheit zu erfahren, als ſich in feige Ungewißheit zu flüchten. Sie überwand ihre Erſchütterung. Mit einem leiſen, aber feſten: „Du ſollſt gleich Alles erfahren!“ ergriff ſie das Packet und erbrach das Siegel. Statt ihres Manuſcripts fand ſie ein zierlich gebundenes Buch, auf deſſen Titelblatt die Worte ſtanden: Gedichte von Eliſa Mercoeur.“

Ihre Augen verdunkelten ſich, ihre Kniee wankten, mit einem Freudenſchrei ſank ſie in die Arme ihrer Mutter.

Es brauchte lange, bis ſich Eliſa genugſam faßte, um die nöthigen Erklärungen geben zu können, und ſelbſt dann war ihr Bericht ſo unzuſammenhängend, ſo von Weinen und Lachen unterbrochen, daß Madame Mercoeur daraus nicht klug geworden wäre, hätte ihr liebevoller Sinn das Unklare nicht zu errathen, das Mangelhafte nicht zu ergänzen gewußt. Ihre Bewegung gab der Eliſa's nichts nach. Madame Mercoeur war eine ſchlichte, verſtändige Frau, und in den Momenten ruhiger Ueberlegung mit der ſchwärmeriſchen Richtung ihrer Tochter nichts weniger als einverſtanden; doch welche Mutter fühlt bei

dem Triumph ihres Kindes ihr Herz nicht höher ſchlagen? Welche Mutter kann ſich der Mitfreude, des frömmſten Stolzes erwehren? Als traue ſie ihren Augen nicht, heftete ſie den Blick auf den gedruckten Namen ihrer Tochter; ſie durchblätterte das Buch, um deſſen Entſtehen ſie kaum gewußt, und das ihr nun wie eine reife, ſüße Frucht in den Schooß fiel; dann drückte ſie Eliſa wieder an ihre Bruſt, und Beide fühlten in dieſem Augenblick ſtärker als je, wie zärtlich ſie ſich liebten.

Dem Buche war ein Billet beigefügt; Eliſa entfaltete es und las:

„Mein Fräulein! Wenn ich bis jetzt zögerte, Ihnen zu ſchreiben, ſo habe ich dafür zwei, wie ich meine, giltige Entſchuldigungen anzuführen: erſtens die Maſſe von Geſchäften, an die wir armen Journaliſten, wie Galeerenſclaven an ihre Ruderbank, geſchmiedet ſind, und noch mehr als dieß: mein Wunſch, Ihnen keine andern, als günſtige Nachrichten mitzutheilen. Dieß konnte nicht ſogleich geſchehen; denn trotz des ſeltenen Werthes ihrer Gedichte brauchte es doch immer Zeit, einen Verleger dafür zu finden. Als dieſer nun endlich gefunden war, hätte ich Ihnen wohl ſchreiben können, vielleicht ſogar ſollen; allein das lebhafte Intereſſe, daß Sie mir einflößten, machte

es mir wünschenswerth, Ihnen eine Ueberraschung zu bereiten. Sie hatten mich zu Ihrem Bevollmächtigten ernannt: als solcher nahm ich es über mich, ohne weitere Anfrage mit dem Buchhändler abzuschließen, und hoffe, Sie werden mir meine Eigenmächtigkeit verzeihen, da sie aus der besten Absicht entsprang."

„Noch habe ich Ihnen, mein Fräulein! zu berichten, daß Chateaubriand, dem Sie Ihre Gedichte widmeten, dieselben mit den Ausdrücken der wärmsten Anerkennung aufnahm. Ich wiederhole Ihnen seine eignen Worte: „Lange hat mich nichts in dem Maße ergriffen, wie die Naturlaute in den Liedern dieses jungen Mädchens." Er trug mir auf, Sie von ihm nur vorläufig dankend zu grüßen, bis er Ihnen selbst schreiben wird, was kaum lange anstehen dürfte."

„Schließlich lassen Sie mich Ihnen dafür danken, daß Sie mich zum Vermittler zwischen sich und dem Publikum wählten; es muß mich stolz machen, einen Namen, dem der Ruhm nicht entgehen kann, zuerst der Oeffentlichkeit übergeben zu haben. Schon jetzt freue ich mich der Erfolge, die Ihrer warten, und mit der Hoffnung, Sie über kurz oder lang hier in Paris zu begrüßen, ver-

bleibe ich, Sie meiner wahrhaften Bewunderung versichernd,

Ihr

ergebenster

Victor Mellinet.

P. S. Das Haus Levrault und Mèris in Nantes wird Ihnen den beifolgenden Wechsel als Honorar für Ihre Gedichte auszahlen.

Elisa wollte nicht bis zum Morgen warten, um Ihrer Freundin das glückliche Ereigniß mitzutheilen. Sie war zu edel, um sich Adele jetzt mehr verpflichtet zu fühlen, als früher; denn was Dank verdient, ist die Bemühung, nicht das zufällige Gelingen. Aber sie konnte es sich nicht versagen, ihrer Freundin mit der Nachricht des Erfolges zugleich den besten Lohn zu bringen, und trotz der späten Stunde begab sie sich noch zu ihr. Adele war eben im Begriffe, sich auszukleiden, als Elisa in ihr Zimmer stürzte, Buch und Brief hoch emporhaltend, was den Vortheil hatte, Adelens anfänglichen Schrecken über diesen nächtlichen Ueberfall zu beseitigen. Sie begriff schnell, wovon die Rede. Mit einem frohen: „Gottlob! ich that Onkel Mellinet Unrecht! warf sie ein Tuch

um ihre entblößten Schultern und begann den Brief zu lesen, der ihr mehr als ein beifälliges Kopfnicken entlockte; doch möchten wir fast behaupten, das beigefügte Postscriptum habe ihr die wichtigste und am meisten zu beherzigende Stelle geschienen.

In unbeschreiblicher Aufregung kehrte Elisa nach Hause zurück. Um ihre Mutter nicht zu beunruhigen, gab sie vor, schlafen gehen zu wollen; doch kaum waren alle Lichter ausgelöscht, so verließ sie ihr Lager, auf dem sie doch keine Ruhe finden konnte, öffnete das Fenster und ließ die laue Luft der Frühlingsnacht um ihre heiße Stirn in ihrem dunkeln Haar spielen. Der Mond spiegelte sich in den silberhellen Fluthen der Loire, die Sterne glänzten, wie Blicke der ewigen Liebe, ein sanfter Duft entströmte den Blumen, die das Fenster umrankten, die Nachtigall im Bauer sang ihr schmelzendes Lied. Ueber Elisa's Seele kam eine Entzückung, die so tief, so mächtig war, daß sie fast an Schmerz grenzte und sein Zeichen trug; über ihre Wangen flossen jene seligen Thränen, die nur ein jugendliches Dichterauge vergießt. Sie fühlte in diesem Augenblick die ganze Herrlichkeit der Schöpfung, die Glückseligkeit des Seins; sie fühlte ihre eigne Kraft, die Gabe, die ihr ge-

werden; doch statt sich ihrer zu überheben, faltete sie in tiefer Demuth die Hände und betete leise: „O Gott! was bin ich, daß Du mich auserwähltest? Tausende leben neben mir und ahnen nichts von der Schönheit, die mich trunken macht. Womit habe ich es verdient, daß Du gerade mir das Auge erschlossest, um sie zu erkennen? Tausend Andere leben neben mir, und vermögen es nicht, für die Empfindung, die ihre Seele schwellt, den Ausdruck zu finden. Womit hab' ich es verdient, daß Du mir den Gedanken gabst, und das Bild und das Wort? Dank! o Dank!" — —

Sie stützte das Haupt auf den Arm und sah wie mit Seherblicken in die schweigende Nacht, in in die verhüllte Zukunft, deren Schleier sich über sie zu lüften schienen, um sie das Götterbild des Ruhmes schauen zu lassen. Ein leiser Schauer flog durch ihre Glieder; es war ihr, als rausche sein heiliger Flügelschlag schon jetzt um ihr Haupt. Nicht was sie bis jetzt geleistet, sondern was sie zu leisten sich fähig fühlte, war es, was sie zu dieser Höhe der Verzückung erhob. Und noch eine geheimnißvolle, seeleninnige Freude quoll wie ein Strom aus Eden durch ihre Brust: Chateaubriand's Worte, mit denen er sie feierlich zur Dichterin geweiht hatte. Sie glaubte, den Ritterschlag

von der Hand ihres Königs empfangen zu haben. Chateaubriand war es, dessen Werke den schlummernden Funken in ihr geweckt, der sie zuerst mit der begeisternden Fluth getränkt hatte, dem sie jede Erhebung, jeden Aufschwung verdankte, der, obgleich sie ihn nie gesehen, vor ihr stand als das reinste, edelste Dichterbild, das Gott jemals ausgesandt, um den Schmerz der Erde zu versöhnen. Ihre Lieder, dieser beste und eigentlichste Theil ihres Wesens, waren von ihm freundlich und liebevoll aufgenommen worden; sie hatte seine Gedanken eine Stunde lang beschäftigt; es war ihr von dem über Alles geliebten und verehrten Meister ein Gruß zugekommen, und vielleicht in wenigen Tagen folgte ein Brief von seiner Hand, von jener Hand, in der die Feder zum geweihten Schwert, wie zur schirmenden Aegide geworden war. Elisa's Herz pochte, als wolle es die Brust zersprengen; sie preßte die Hand an ihre Stirn; sie betete zu Gott, er solle sie nicht sterben lassen, bevor ihr dieß letzte, höchste Glück widerfahren. Erst als die Dämmerung den Anbruch des Tages verkündigte, warf sie sich, als zum Tod erschöpft, aber selig, wie eine Verklärte, auf ihr Lager.

Von nun an war der Briefträger für Elisa die interessanteste Person in ganz Nantes; sie kannte

den kupfernasigen Ehrenmann nicht erblicken, ohne in einen ganzen Aufruhr von Hoffnungen zu gerathen, die aber leider nicht in Erfüllung gehen wollten. Vergebens hatte sie ihn mehrmals sehr beweglich gefragt, ob kein Brief aus Paris für sie angekommen sei; er antwortete ihr verzweifelt richtig und verständig, daß er ihn ja abgegeben haben würde, ohne die Nachfrage abzuwarten. Sie war nahe daran, ihn zu bitten, er möge ihr doch gewiß recht bald einen bringen. Da sie jedoch einsah, daß dieß nicht von ihm allein abhänge, begnügte sie sich, ihm eine besondere Gratification zu versprechen, wenn er ihr das erwartete Schreiben übergeben würde. Er gelangte aber nicht zu der verheißenen Belohnung; denn von allen Pariser Briefen, die in Nantes ankamen, trug kein einziger Elisa's Adresse. Mit schwerem Herzen gestand sich das junge Mädchen endlich, daß die gehegten Erwartungen wohl zu voreilig gewesen sein dürften: allein nichts war im Stande, Elisa auch nur für einen Augenblick den leisesten Groll gegen Chateaubriand einzuflößen. Sie fand es fast natürlich, daß er, dessen Zeit so vielfach in Anspruch genommen war, — der die Stunden, die ihm seine dichterische Wirksamkeit frei ließ, den

Convenienzen seiner Stellung opfern mußte, auf sie vergessen hatte.

„Sei's darum!" rief sie mit einer sanften Ergebung, die sonst eben nicht in ihrem Wesen lag und hier nur aus der Innigkeit und Tiefe ihrer Verehrung entsprang, „sei's darum! Mein Name ist doch bis zu ihm gedrungen; er weiß, daß ich lebe, daß der Hauch seines Geistes die Lebensluft des meinen. Was braucht es mehr und was konnte ich mehr wünschen? Es ist mir lieber, keinen Brief von ihm zu empfangen, als einen, den er nur geschrieben, um sich einer Pflicht der Höflichkeit zu entledigen; es ist mir lieber, der Freude, die mir verheißen ward, zu entsagen, als denken zu müssen, er habe sie mir nur gewährt, um mit mir quitt zu werden. „Nein, nein! ich habe zu viel von ihm empfangen, um irgend eine Forderung an ihn stellen zu dürfen, und Größeres, als womit er mich bereits beschenkt, könnte er mir doch nicht geben."

Adele nahm Chateaubriands Schweigen nicht eben so nachsichtig auf. Die Distinctionen, die Elisa machte: waren ihr viel zu subtil, und sie behauptete, wenn schon jeder Brief eine Antwort erheische, so habe ein ganzes Buch wohl zehnfaches Recht darauf.

Indeſſen hatte Eliſa's Buch in Paris eine Anerkennung und Theilnahme gefunden, die ſelbſt Mellinets hochgeſpannte Erwartungen übertraf. In allen Salons war die Rede von dieſen mit allem Zauber friſcher Jugend und tiefer Innerlichkeit ausgeſchmückten Gedichten; in allen Tagsblättern ward der Verfaſſerin warmes, unbedingtes Lob geſpendet und eine glänzende Zukunft prophezeit. Wornach Andere mühevoll und oft erfolglos jahrelang ringen, war dem erſten Verſuch des jungen Mädchens geworden, ohne Intriguen, ohne Camaraderie, bloß durch die Gewalt des Talents und die Wahrhaftigkeit der Empfindung.

Obgleich Eliſa in Nantes geboren und aufgewachſen war, und ihre Lieder, die nun die Runde durch ganz Frankreich machten, dort geſchrieben hatte, mußte ihr Ruhm doch erſt aus Paris in ihre Vaterſtadt dringen. Bald war ſie der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, die ſich aber auf eine mehr mißgünſtige als freundliche Weiſe ausſprach. Es iſt überhaupt eine Eigenthümlichkeit des Provinzlebens, mit mißtrauiſchen Blicken zu betrachten. Iſt dieſe Erſcheinung vollends eine Frau, ſo darf ſie ſich auf die beſchränkteſten Urtheile und wunderlichſten Auslegungen gefaßt machen. Auch Eliſa entging dieſem Schickſal nicht,

und bald zeigte es sich, daß sie, wenn auch gewiß nicht glücklicher, doch vergnügter gelebt hatte, als außer ihrer Mutter und Adele Niemand um ihr Dichten wußte. Doch ließ sie sich dieß nicht viel kümmern. Wäre auch die Entfremdung, in die ihre plötzliche Berühmtheit sie versetzte, bis zum offenbaren Zwiespalt gediehen: was sie erfreute und erhob, hätte ihr doch Niemand rauben können.

Eines Morgens, als Elisa eben im Begriffe stand, auszugehen, trat ein Lakai in glänzender Livree in das Haus, das sie bewohnte, pochte an ihre Thür und fragte nach Mlle. Mercoeur. Er übergab der herbeigerufenen Elisa ein Billet von unbekannter Frauenhand; sie sah nach der Unterschrift und las: Caliste, Herzogin von L. Das junge Mädchen kannte diesen Namen aus der Geschichte Frankreichs, und wußte, daß die Familie, die ihn trug, zu den erlauchtesten des Landes gehörte; doch nie war sie mit einem Mitglied derselben in die entfernteste Berührung gekommen. Die Herzogin schrieb ihr, daß sie auf ihrer Reise durch die Bretagne vor zwei Tagen in Nantes angekommen sei und sich das Vergnügen nicht versagen könne, die junge Dichterin, deren schönes

Talent ſie ſchon in Paris bewundert, perſönlich kennen zu lernen. „Ich hoffe um ſo mehr," fügte Sie hinzu, „daß Sie meinem Wunſche kein Hinderniß entgegenſetzen werden, als ich Ihnen einen Brief von meinem Freund, dem Vicomte de Chateaubriand, zu übergeben habe. Ich könnte Ihnen denſelben zwar ſchicken, doch mein Verlangen, Ihre Bekanntſchaft zu machen, iſt ſo groß, daß ich entſchloſſen bin, ihn nur in Ihre Hände abzuliefern. Beſtimmen Sie die Stunde, wenn mein Wagen Sie abholen ſoll."

Eliſa haftete in dieſem ganzen Billet nur an dem einen Wort: Chateaubriand. Die Auszeichnung, daß eine der vornehmſten Damen Frankreichs ſie, das arme Mädchen, in ihrer Einſamkeit aufzuſuchen kam, verſchwand vor dem Gedanken, den Brief, nach dem ſie ſich ſo lange geſehnt, auf den ſie nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, zu empfangen. Sie hätte ſich am liebſten gleich auf den Weg gemacht, und ward nur durch Madame Mereeeur zurückgehalten, die ihr bemerkte, daß ſie, um bei der Herzogin zu erſcheinen, erſt Toilette machen müſſe, und daß man überhaupt um zehn Uhr Morgens nicht Beſuche abzuſtatten pflege. Eliſa mußte alſo die Stunde ihres Glücks noch etwas verſchieben. Mit zitternder Hand ſchrieb ſie

einige Zeilen und bat die Herzogin, den Wagen um Ein Uhr zu schicken.

Kaum hatte sich der Lakai mit dieser Antwort entfernt, als Elisa auch schon anfing, sich anzukleiden. Sie konnte, trotz ihrer Hast und Eile, damit nicht zu Stande kommen; denn ihre Gedanken waren nicht bei dem, was sie that, und ohne Beihilfe wäre sie bis zur festgesetzten Stunde kaum fertig geworden. Endlich war die letzte Schleife gesteckt, und mit mütterlichem Wohlgefallen betrachtete Madame Mercoeur das schöne junge Mädchen, das in dem feinen weißen Kleid, mit der bunten Schärpe, die gleich Psyche's Flügeln um sie flatterte, mit dem Strohhut auf den nachtschwarzen Locken, reizender als je aussah. Die innere Bewegung hatte ihre Wangen geröthet und ihren Augen einen fast magischen Glanz verliehen. Ihre Hand zerknitterte ungeduldig das gestickte Battisttuch, das, ein Geschenk der vorsorglichen Adele, nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aus dem Schrank genommen ward; ihr Fuß zuckte in den netten, braunen Schuhen. Endlich hörte sie einen Wagen vor der Hausthür halten; man pochte an ihre Thür und zwei Minuten später wiegte sie sich auf den blauen Atlaskissen des Coupé's, der sie in das Hotel, das der Herzogin als Ab-

quartier diente, bringen ſollte. Der Weg dahin war glücklicherweiſe nicht lange. Bald hielt der Wagen und ſie ſtieg die breite Treppe hinan. Ihr Führer eilte voran, um ſie zu melden. Nach wenigen Augenblicken wurden die Flügelthüren geöffnet; ſie durchſchritt eine Reihe prachtvoller Zimmer und ſtand der Herzogin gegenüber.

Caliſte von L. gehörte nicht nur zu den vornehmſten, ſondern auch zu den liebenswürdigſten Frauen Frankreichs; aus ihrem Antlitz ſprach ſo viel Geiſt und Güte, daß es der vollendeten Schönheit ihrer Züge nicht bedurft hätte, um ihre Erſcheinung bezaubernd zu machen. Sie empfing Eliſa mit der Anmuth einer wirklichen großen Dame. Nachdem ſie der jungen Dichterin einige ſinnige Worte über ihre Leiſtungen geſagt hatte, beeilte ſie ſich, auf die eigentliche Veranlaſſung dieſes Beſuches überzugehen, und nach einem Portfeuille langend, das auf dem Schreibtiſch lag, fügte ſie hinzu: „Ich weiß zu gut, von welchem Werthe ein Brief Chateaubriands iſt, um Ihnen Ihr Eigenthum länger vorzuenthalten.“ So ſprechend, reichte ſie dem Mädchen das erſehnte Blatt hin.

Eliſa, die ſich noch vor wenigen Augenblicken einer leicht erklärlichen Schüchternheit nicht erweh-

ren konnte, fühlte sich in diesem Moment wie von einem elektrischen Schlage erschüttert. Aus ihren Augen drang ein blendender Strahl, als sie den Brief ergriff, der wie ein glühendes Eisen in ihrer Brust brannte, denn trotz ihres stürmischen Verlangens, seinen Inhalt zu kennen, fühlte sie, daß es unschicklich wäre, ihn in Gegenwart der Herzogin zu erbrechen. Mit dem ihr eigenthümlichen feinen Takt bemerkte diese Elisa's innern Kampf, und gütig, wie sie war, fand sie schnell ein Mittel, Elisa's Wunsch zu befriedigen, ohne die Rücksichten der Convenienz, die sie nie aus den Augen setzte, zu verletzen. „Sie entschuldigen mich wohl," sagte sie, sich erhebend, „wenn ich Sie auf einige Minuten verlasse. Ich bin sogleich wieder bei Ihnen, und Chateaubriands Brief wird Ihnen indessen meine Gegenwart überreichlich ersetzen."

Sie entfernte sich. Elisa sah sich mit ihrem Schatze allein. Nie ward ein Brief der Liebe mit inbrünstigerer Andacht entfaltet, als der des großen Dichters. Ihr ganzes Leben trat in's Auge und sie las:

„Es kommt im Leben eine Zeit, wo man, auf die entschwundenen Tage zurückblickend, sich befragt, was der Preis so vieler' Mühen, Arbeiten, Kämpfe gewesen sei, und sich gestehen muß, daß

man von dem, woran man seine ganze Kraft gesetzt, nicht die Hälfte erreicht, daß das bittere Werk eben so gut nie begonnen, und wir selbst nie geboren hätten werden mögen, da wir bei unserm Scheiden die Welt doch eben so verlassen, wie wir sie bei unserm Eintritt gefunden. Wenn nun in solchen Stunden der Entmuthigung und des Zweifels, an welchen jeder Lebensabend reich ist, eine sanfte, reine Stimme an unser Ohr, nein! an unser Herz dringt und uns bezeugt, daß unser Wirken nicht so vergeblich gewesen, wie wir es meinten, daß die Begeisterung, die uns durchglühte, in andern Seelen den heiligen Brand entzündete, daß, was sich unserm Geist in Qual und Schmerz entrang, fremden Geistern zur Freude ward, daß, wenn auch unser Auge sich schließt und unser Mund verstummt, der edelste Theil unsers Wesens fortleben wird in der Seele Derer, die wir erfreut, getröstet, erhoben: da verschwindet der Gedanke an Tod und Sterblichkeit, und es fängt die Nachwelt an. Wie theuer muß uns nun jene Stimme sein, deren Laut gleich einem Sonnenstrahl die grauen Nebel durchdrang, die sich wie ein Leichentuch um uns legten! Wie theuer müssen mir Ihre Lieder sein, deren Reiz und Innigkeit mir meine eigne Jugendzeit zurückzaubern!

Faſt kränkt es mich, daß dieſe Gedichte mir gewidmet ſind; ich wollte, ſie ſtänden in keiner Beziehung zu mir, um Ihnen, ohne geſchmeichelter Eitelkeit beargwohnt zu werden, die Verſicherung geben zu können, daß ich Sie für eines der ausgezeichnetſten Talente unſerer Zeit halte, dem nur noch einige Reiſe und ein bewegteres Leben Noth thun, um ſich in voller Pracht zu entfalten. Ich kann mich des Staunens nicht erwehren, wenn ich bedenke, daß Sie in ſo zarter Jugend, ohne äußere Anregung, in einer entfernten Provinz, wo von literäriſchem Streben keine Spur, ſo Bedeutendes zu leiſten vermochten. Welchen Aufſchwungs wäre ihr Talent fähig, wenn Sie hieher verſetzt würden, nach Paris, das durch die Großartigkeit ſeiner Verhältniſſe der eigentliche Heimathsort jedes franzöſiſchen Künſtlers und Dichters iſt und bleibt! — Wir ſind uns, wenn auch innerlich ewig verwandt und befreundet, doch äußerlich ſo fremd, daß mir das Recht nicht zuſteht, Ihnen einen Rath zu ertheilen; doch ſelbſt auf die Gefahr hin, von Ihnen mißverſtanden zu werden, wage ich es, Ihnen rathend zuzurufen: Wenn es Ihre Verhältniſſe irgend möglich machen, ſo vertauſchen Sie Nantes mit Paris. Hier wird ein neues Leben für ſie aufgehen; neue Kräfte werden in Ih-

nen erwachen, neue Ideen Ihren Geiſt überſtrömen. Kommen Sie hieher! Paris iſt keine fremde Stadt mehr für Sie, denn es leben Ihnen hier Freunde, deren liebſte Sorge es ſein würde, für Sie zu wirken und Ihnen die Schwierigkeiten des Weges zu ebnen. Ich habe mit meiner verehrten Freundin der Herzogin von L., durch die Sie dieſe Zeilen erhalten, über dieſen Punkt geſprochen; ſie theilt meine Meinung und hat ſich erboten, das Genauere mit Ihnen zu verhandeln. Wenn unſere Worte bei Ihnen Anklang finden, hoffe ich Sie bald hier in Paris zu ſehen."

„Noch habe ich Ihnen nicht dafür gedankt, daß Sie Ihre ſchönen Gedichte mir widmeten, und will es auch jetzt nicht thun; das Gefühl, das Ihnen dieſe Widmung eingab, war ſo unwillkürlich, wie die Sympathie, die mir Ihr Talent einflößt, und für welche Sie mir ja auch nicht zu danken haben. Von allen Verdienſten, die mir Ihre Phantaſie ſo freundlich andichtet, will ich nur dieß eine als das mir wertheſte gelten laſſen: zu der Ausbildung Ihrer Dichtergabe etwas beigetragen zu haben."

„Laſſen Sie mich hoffen, daß dieſer unſrer geiſtigen Begegnung bald eine perſönliche folgen

werde, und glauben Sie an die Innigkeit der Anerkennung, mit der ich bin

Ihr

wahrhaft ergebener

Chateaubriand.

Die Herzogin kam zurück; ihr Blick fiel auf das junge Mädchen und gewann noch an geistvoller Güte. Sie brachte das Gespräch auf Elisa's äußere Verhältnisse und fragte, ob sie es nicht vorziehen würde, in Paris zu leben.

Paris war von jeher das Elderado von Elisa's Träumen gewesen; der Erfolg, den ihre Gedichte dort gefunden, und noch mehr Chateaubriands Aufforderung steigerten diese Sehnsucht bis zum Schmerz. Auf die Frage der Herzogin stammelte sie ein so inbrünstiges: „O gewiß!" daß diese fast verwundert aufblickte.

„Warum bleiben Sie denn hier?" rief sie unüberlegt.

Diese Worte führten Elisa zur Wirklichkeit zurück; sie war vernünftig und edel genug, um ohne Verwirrung, ohne falsche Scham zu antworten: „Weil ich hier für meine Mutter und mich eine gesicherte Existenz errungen habe, die ich in Paris schwerlich finden dürfte."

„Warum nicht?" entgegnete die Herzogin leb-

haft. „Trauen Sie Ihrem Talent ſo wenig zu und zählen Sie ſo wenig auf die Freunde, die es Ihnen erwarb?“

„Das Letztere gewiß nicht,“ verſetzte Eliſa, deren junges Herz von der Theilnahme, die man ihr zollte, lebhaft ergriffen war, „aber wenn ich es auch wagen möchte, mein eigenes Schickſal allen Wechſelfällen preiszugeben, ſo habe ich eine andre, höhere Rückſicht zu beobachten: das Loos meiner Mutter, die Niemanden hat als mich.“

„Ich liebe Sie um dieſer Geſinnung willen,“ ſagte die Herzogin bewegt; „Sie beſtätigen meine längſtgehegte Meinung, daß echte Poeſie nur in edlen, treuen Herzen wohnt. Aber laſſen Sie ſich nicht von Hinderniſſen abſchrecken, die vielleicht zu beſeitigen ſind. Wollen Sie meinen Rath hören? Wenden Sie ſich an Martignac; er ſteht an der Spitze des Miniſteriums, und wendet einen groſſen Theil ſeines Einfluſſes dazu an, Talente zu unterſtützen und zu fördern. In früherer Zeit war er ſelbſt Dichter; die Maſſe von Geſchäften, die nun auf ihm laſtet, macht es ihm freilich unmöglich, ſich ſelbſt mit Poeſie zu beſchäftigen; doch ſucht er ſeine Treue wenigſtens dadurch zu beweiſen, daß er Denen, die ſich ihr mit Beruf weihen, den möglichſten Schutz angedeihen läßt. Wen-

den Sie sich an ihn. Sie brauchen sich dieses Schrittes nicht im Geringsten zu schämen; denn Sie suchen nicht bei ihm, sondern bei Ihrem Vaterland um jene Gunst nach. Sind Sie mit mir einverstanden?"

Elisa bejahte mit innigem Dank, bemerkte jedoch zugleich, daß es ihr nicht zukomme, ohne die Einwilligung ihrer Mutter einen so wichtigen Schritt zu thun. Es ward nicht schwer, Mad. Mercoeur's Beistimmung zu erhalten. Als die Herzogin wenige Tage später nach Paris zurückkehrte, nahm sie Elisa's Bittschrift an den Minister mit, und versprach sowohl für sich, wie in Chateaubriands Namen, Alles aufzubieten, um die Sache zu erwünschtem Ende zu führen. Ein glücklicher Ausgang war um so mehr zu hoffen, als die Herzogin bei Hofe in großer Gunst und Chateaubriand zu Martignac in freundlichen Beziehungen stand.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Mad. Mercoeur wie Elisa die nächste Zukunft in großer Spannung zubrachten; die Stunden schlichen ihnen unerträglich langsam vorüber.— Man hat das Leben unzählige Male mit einer Reise verglichen; doch in einer Beziehung ist das Bild nicht richtig, denn glücklicherweise kann man im

Leben nicht ſtecken bleiben, wie auf ſchlechten Wegen, und wie träge auch die Stunden ſchleichen mögen, ſie gehen doch vorüber. So kam auch endlich jene, in welcher Eliſa den Beſcheid des Miniſters erhielt, der ihr in den ehrendſten und ſchmeichelhafteſten Ausdrücken eine jährliche Penſion von 1500 Francs zuſicherte.

Jetzt war die Reiſe nach Paris unwiderruflich beſchloſſen, und ohne weitere Zögerung wurden die nöthigen Anſtalten dazu getroffen. Fünfzehnhundert Francs mögen dem, der Paris und die Bedürfniſſe des dortigen Lebens kennt, mit Recht eine ſehr unbedeutende Rente ſcheinen, doch die beiden Frauen, die dieſen Betrag nach dem Werthe, den er in ihrer Provinz hatte, ſchätzten und überdieß entſchloſſen waren, von der Einfachheit ihrer Lebensweiſe nicht im Geringſten abzugehen, erblickten in jener Summe ein Einkommen, das mit dem Ertrag von Eliſa's Arbeiten mehr als hinreichend war, ihre Exiſtenz zu ſichern.

Eliſa's Gemüth war zu weich, zu kindlich, um nicht, trotz ihres Verlangens nach der großen Weltſtadt, das Schmerzliche der bevorſtehenden Trennung zu empfinden. Oft trat ſie an's Fenſter und ſagte, auf die breite, ſpiegelhelle Loire blickend: „Die Seine iſt doch gewiß nicht ſo ſchön!“

Es hätte sie sehr unglücklich gemacht, jetzt noch in Nantes bleiben zu müssen, und doch konnte sie sich nicht ohne Wehmuth von dieser Stadt, die ihre ersten Spiele gesehen und ihre ersten Lieder vernommen hatte, losreißen. Indessen galt ihre Trauer meist leblosen, nur für sie lebensvollen Gegenständen; mit Menschen war sie bisher kaum in andere als gleichgiltige oder geschäftliche Berührungen gekommen, und Adele war die Einzige, mit der sie ein wahres Herzensband verknüpfte. Was diese Letztere betrifft, so war sie mit der Uebersiedlung nach Paris durchaus nicht einverstanden. Mehr als einmal geriethen die Mädchen darüber in Streit, und noch am Abend vor Elisa's Abreise sagte Adele ernst, ja traurig:

„Glaub' mir: es wäre klüger gewesen, hier zu bleiben."

„Was kann Dich zu dieser Meinung veranlassen? Du weißt doch, daß ich keiner ungewissen Zukunft entgegengehe, weißt, daß ich dort die Vortheile wiederfinden werde, die ich hier aufgebe."

„Gut; aber warum willst Du dort suchen gehen, was Du hier schon hast?"

„Weil — — nicht wahr, Adele! wenn Du eine Blume in einem ihr ungünstigen Erdreich verkümmern sähest, würdest Du eilen, sie in den für

sie passenden Boden zu verpflanzen? Warum willst Du mir weigern, was Du der Blume vergönntest?"

„Ich bitte Dich, Liebste, sprich nicht in Bildern mit mir, denn darauf kann ich nicht eingehen; mir zeigt mein Bischen Verstand die Dinge nur eben so, wie sie sind. Was fehlt Dir hier? Eine gesicherte Existenz? Nein. Freiheit und Muße zum Dichten? Im Gegentheil: diese findest Du hier gewiß in reichlicherem Maße, als in dem erschütterungsvollen Leben jener brausenden Stadt. Ruhm? Des Dichters Wort reicht so weit, wie der gedruckte Buchstabe, also um die ganze Welt; seine persönliche Gegenwart ist keineswegs nothwendig. Das Einzige, was Paris Dir bieten und Nantes Dir nicht geben kann, sind die Huldigungen in den Salons und einige lobende Journalartikel. Solltest Du eitel genug sein, auf solche Dinge ein entscheidendes Gewicht zu legen?"

„Nein!" rief Elisa mit einem Tone, dessen Kraft und Innigkeit von dem Walten einer höhern Macht in ihr zeugten; „was mich treibt, ist ein anderer Geist, als der kindischer Eitelkeit. Ich fühle, daß ich dorthin gehöre, fühle, was ich werden kann, und zugleich mit den Kräften, die in mir schlummern, ahne ich auch, daß nur der ge-

waltige Zauberſpruch der Erkenntniß ſie zu vollem, reichem Leben zu erwecken vermögen. Dieſer Ueberzeugung, nachdem man mir die Mittel an die Hand gegeben, ihr gemäß zu handeln, untreu zu werden, wäre ſtrafbare Schlaffheit, ja geiſtiger Selbſtmord."

Sie verſtummte und erblaßte, wie es immer geſchah, wenn ſie heftig bewegt war. Eine wahre Ueberzeugung hat die Kraft, fremde Meinungen zu erſchüttern. Adele ahnte, wenn auch nur dunkel, daß es Fälle geben könne, wo ſich alle irdiſchen Rückſichten der Macht eines innern Berufes unterordnen müſſen. Sie ſah Eliſa lange und gedankenvoll an; dann ſagte ſie weicher als gewöhnlich: „Vielleicht iſt es meine Freundſchaft für Dich, die mir ungegründete Befürchtungen einflößt. Sei glücklich!"

„Ich werde es ſein. Denke an alle Freuden, die mir bevorſtehen! Ich werde Chateaubriand mit eignen, geheiligten Augen ſehen; ich werde ihn vielleicht die Worte wiederholen hören, die er mir ſchrieb, und an die ich nicht glauben kann, bis ich ſie von ſeiner Stimme vernehmen. Und welche andere Genüſſe werden ſich mir darbieten in Gemälden, in ſchmelzender Muſik, im erſchütternden Drama! Sei ruhig; ich werde nicht zu be-

klagen ſein, und von jedem Eindruck, den ich empfange, ſollſt Du genaue Rechenſchaft erhalten. Wirſt Du mir aber auch getreulich antworten?"

„Liebe Eliſa! ſo oft Du mir einen Auftrag ertheilen wirſt, ganz gewiß; aber lange Briefe kann ich Dir nicht verſprechen, denn außerdem, daß an mir durchaus keine Sévigné verdorben iſt, wird auch bald meine ganze Zeit in Anſpruch genommen werden. Ich gehe mit dem Gedanken um, mich auf eigne Rechnung zu etabliren. Bisher hab' ich immer nur für Andere gearbeitet und mit dem angeſtrengteſten Fleiß kaum das Nothwendige erworben, während Jene anſehnlichen Vortheil daraus zogen; dieſen will ich ihnen nicht länger überlaſſen. Meine Mittel ſind zwar ſehr gering; ich werde Mühe genug haben, mein Etabliſſement zu gründen. Da ich aber weder träge, noch ungeſchickt, und auch von Andern als thätig und verläßlich gekannt bin, ſo hege ich die beſte Zuverſicht, und will es daranf wagen."

„So ſtehſt alſo Du eben ſo gut an einem Lebensabſchnitt, wie ich," ſagte Eliſa ſinnend. „Gott ſchütze und ſegne uns Beide!" fügte ſie, ihre Freundin an ihre Bruſt drückend, hinzu.

„So ſei's!" rief Adele — in deren helle Augen Thränen traten — „und wenn Eine von uns Troſt

oder Beiſtand braucht, ſo wird ſie wiſſen, wo Beide zu finden.“ — —

Am nächſten Morgen verließ Eliſa, von ihrer Mutter begleitet, Nantes, um nach Paris zu eilen, wo tauſend neue Erſcheinungen in dem Sinn des ſiebzehnjährigen Mädchens den ſchmerzlichen Eindruck der Abſchiedsſtunde, wie die Erinnerung an Adele's trübe Ahnungen, bald verwiſchten.

II.

Dans une route défleurie
Sous un ciel froid qu'oublie un soleil bienfaisant
Je n'ai rencontré pour ma vie
Qu'indigence, regrets, vains désirs; et pourtant
J'ai peur de la quitter cette existence amère
Et je viens vous crier: Sauvez-moi pour ma mère!

Elisa Mercoeur.

Es war in Paris im Dezember des Jahres 1834.

In einem einfach, aber elegant meublirten Zimmer ſaß ein noch junges Mädchen auf einem Ruhebett. Ihr auf die Bruſt geſenktes Haupt, ihr Arm, der auf dem Kiſſen eine Stütze ſuchte, ihr ganzes Aeußeres verrieth den Zuſtand der größten Erſchöpfung und Abſpannung. Man mußte wiſſen, daß es Eliſa Mercoeur ſei, um in dieſen bleichen Wangen, dieſen verfallenen Zügen

und erloschenen Augen das einst so liebliche Antlitz wieder zu erkennen. Von Zeit zu Zeit erhob sie sich, griff nach der Feder, und sich auf den Tisch, der vor ihr stand, stützend, versuchte sie zu schreiben. Sie schrieb fort, bis diese gewaltsame Aufregung der körperlichen Schwäche wich, bis ihr Haupt unter der Wucht des Denkens erlag, bis die Feder ihrer müden Hand entfiel. Sie sank auf die Kissen zurück, und mit der schauerlich weichen Stimme, die manchen Kranken eigen ist, seufzte sie leise: „Meine Mutter! o meine Mutter!"

Nach einer Weile öffnete sich die Thür; Mad. Mercoeur trat ein. Sie hatte sich im Nebenzimmer ausgeweint; sie hatte zu Gott gebetet, er möge ihr die Kraft verleihen, dem geliebten Kinde die Gefahr zu verbergen, in der es schwebte, und die Qual, die das Mutterherz zerriß. Es war ihr gelungen, die namenlose Angst in ihre Seele zurückzudrängen; der Heldenmuth schonender Liebe gab ihr die Stärke, eine heitre Miene zu erkünsteln, während sie Elisa scheinbar unbefangen fragte:

„Du fühlst Dich besser, nicht wahr, meine Elisa?"

„O, viel besser," entgegnete diese, sich gleichfalls zu einem Lächeln zwingend, mit dem ihre Geisterblässe in zerreißendem Widerspruch stand.

So glaubten Beide einander zu täuschen, während die Wahrheit in ihrer ganzen, schrecklichen Unwiderruflichkeit vor ihnen stand. Madame Mercoeur wußte, daß ihre Tochter nicht genesen werde; Elisa verhehlte sich weder ihr nahes Ende, noch die trostlose Zukunft, die ihrer Mutter harrte. Demnach suchte Jede von ihnen ihre Erkenntniß zu verbergen, um die geliebte Seele so schonend als möglich an dem unvermeidlichen Schmerz vorüberzuführen, und das Gespräch ward in dem unbefangenen Ton, in dem es begonnen hatte, fortgesetzt.

„Mache Dir keine Sorge um mich," fuhr Elisa fort. „Mein Zustand ist nicht halb so bedenklich, wie er scheint; ein Bischen Ermattung, weiter nichts. Ich habe mich im Arbeiten etwas übernommen. Der harte Winter traf mich schon leidend; kein Wunder, wenn diese Jahrszeit meine Leiden verschlimmert. Das ist aber nur vorübergehend, und bis die Bäume wieder grün, wird mir wohl sein."

Ein kalter Schauer durchflog die unglückliche Mutter, als ihr Blick in eine Zeit eröffnet wurde, die Elisa nicht mehr sehen sollte, als sie von einem Frühling sprechen hörte, dessen Blüthen auf das Grab ihrer Tochter zu wehen bestimmt waren.

Ihr Herz verging in dieſer ſtummen, hoffnungsloſen Qual; ſie fühlte, daß ſie im nächſten Augenblick nicht mehr im Stande ſein würde, ihre Thränen zurückzudrängen, und, einen nothwendigen Gang vorſchützend, entfernte ſie ſich ſchnell, um in dem finſterſten Winkel einer Kirche ungehindert und ungeſtört ihren Schmerz ausſtürmen zu laſſen.

Eliſa's Blick folgte ihrer Mutter lange und liebevoll; dann ſeufzte ſie tief auf und griff wieder nach der Feder; aber die Begeiſterung, die ſonſt ſo oft voll ernſter Huld zu ihr getreten war, wollte jetzt nicht wieder erſcheinen. Die arme Pſyche fühlte ihre Feſſeln zu ſchmerzlich, um ſich freiaufſchwingen zu können, und mit einer aufgebenden Geberde die Feder wegwerfend, ſagte Eliſa dumpf: „Ich kann nicht! ich kann wirklich nicht!“

Sie ſchlug beide Hände vor's Geſicht.

„O Gott! wie ich leide!“ ſtöhnte ſie leiſe. „Da, mitten in meiner Bruſt, fühl' ich es wie eine Flamme lodern: es iſt die Flamme, die mein Leben verzehrt!“

Und wieder drängte ſich vor ihren Geiſt das Bild, das ihr den Tod ſo ſchrecklich machte: ſie ſah ihre Mutter jeder Stütze beraubt, dem Mangel preisgegeben, an fremdes Mitleid angewieſen.

Ein ungeheurer Schmerz ging wie ein breites Schwert durch ihre Seele, und sie rief, angstvoll die Hände ringend: „Mein Gott! Was soll aus ihr werden? Und muß ich denn wirklich sterben? So jung sterben? O!“

Ihre Thränen brachen in heißen Strömen hervor; das schrecklichste Gefühl, fruchtlose Reue, trieb tausend Dolche in dieß wunde Gemüth. Sie dachte an Nantes, sie sah das kleine Haus am Ufer der Loire, wo ste so froh und heiter erblüht war; sie erinnerte sich jener Zeiten, und mit bittrer Verzweiflung fragte sie sich, warum sie jene frische Lebensluft mit dem Samum dieser großen Häuserwüste vertauscht hatte.

Während diese Gedanken mit dunkeln Schwingen um Elisa's bleiche Schläfe rauschten, pochte es an der Thür. „Herein!“ rief sie, sich mühsam aufraffend, und — Adele trat in's Zimmer. Elisa stieß einen Schrei aus. Das Wiedersehen der lang vermißten Freundin hätte sie in jedem Moment tief bewegt: in diesem erschütterte es sie so gewaltsam, daß sie bewußtlos zurücksank.

Mit der Geistesgegenwart, die sie bei keinem Ereigniß verließ, ergriff Adele schnell die dienlichsten Mittel, um die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen. Bald schlug Elisa die großen, dun-

keln Augen auf. Sie erblickte ihre Freundin neben ſich, und, mit verzweiflungsvoller Innigkeit die Arme um ſie ſchlingend, rief ſie: „Adele! biſt Du es wirklich, oder iſt es der Geiſt einer glücklichern Zeit, der vor mir ſteht?“

Sprachlos vor Schmerz und Staunen, blickte die ſonſt ſo faſſungsvolle Adele auf die Kranke. Ihrem ſcharfen Blick entging keine der Verwüſtungen, die übermäßige Anſtrengungen in dieſen einſt ſo weichen Zügen angerichtet, und keiner der Seelenſchmerzen, die ihre Spur darauf zurückgelaſſen hatten. O, wahrlich! nicht ſo hatte ſie Eliſa wiederzufinden gedacht, und dieſe Veränderung war ihr um ſo ſchmerzlicher, je unerwarteter ſie kam. Obgleich Beider Gefühl in ſeiner urſprünglichen Stärke fortbeſtand, hatten ſeit ein paar Jahren nur ſelten unmittelbare Mittheilungen zwiſchen den Freundinnen ſtattgefunden, und ſeit einigen Monaten hatten ſie gänzlich aufgehört. Die Entfernung trennt zwar nicht, doch ſcheidet ſie die Intereſſen meiſtens dermaßen, daß am Ende nur wenig Berührungspunkte übrig bleiben, und um wie viel mehr iſt dieß bei gänzlich verſchiedenen Richtungen und Beſtrebungen der Fall! Adele's Handelsgeſchäfte nahmen ihre ganze Zeit, ja faſt alle ihre Gedanken in Anſpruch. Aus den we-

nigen literarischen Nachrichten, die ihr manchmal zukamen, entnahm sie, daß Elisa's Talent glänzende Anerkennung fand, und so schien ihr das Loos ihrer Freundin gesichert. Elisa hingegen, von dem Sturm des Pariser Lebens ergriffen, mit Arbeiten überhäuft, hatte weder Muße, noch Geistesfreiheit genug, um eine regelmäßige Correspondenz zu unterhalten, und ihr physisches Leiden hielt sie schon seit Monaten von jeder nicht unumgänglich nothwendigen Anstrengung zurück. So waren die beiden Mädchen fast ohne Nachrichten von einander geblieben. Dringende Geschäfte hatten Adele endlich veranlaßt, eine Reise nach Paris zu machen. Tausend heitre Bilder hatten sie herbegleitet; sie hatte gehofft, Elisa im vollen Glück und Stolz erfolgreichen Strebens wiederzufinden, und stand jetzt vor einer Gebeugten, Zerstörten, Sterbenden.

Nachdem der erste Sturm von Elisa's Empfindungen sich beschwichtigt hatte, setzte sich Adele neben sie, ergriff ihre Hand, und begann die Fragen, mit denen Jene sie überhäufte, zu beantworten. Ihre Geschichte war so einfach, daß es nicht vieler Worte bedurfte, um sie zu erzählen. Sie hatte in ihrer Bretagne ruhig und friedlich fortgelebt; ihre Geschäfte hatten, wie es vorherzuse-

hen geweſen war, unter ihrer klugen und energiſchen Leitung ſich immer mehr ausgebreitet, einen immer höhern Aufſchwung gewonnen; ihre früher ſo beſchränkte Lage hatte ſich in eine freie, ſichere, wohlhabende verwandelt. Sie hatte gearbeitet und ihr Lohn war ihr geworden. Nachdem ſie Eliſa das Erzählenswerthe berichtet, forderte ſie ein Gleiches von ihr, und in der Vorausſicht, daß ſie manches Trübe zu erfahren haben werde, ſagte ſie, theils um ihre bangen Beſorgniſſe zu verbergen, theils um dem Geſpräch eine lichtere Wendung zu geben: „Es freut mich, Dich in ſolcher zierlichen Umgebung wiederzufinden. Wenn ich dieß Cabinet mit Deinem Stübchen in Nantes vergleiche, muß ich wohl bekennen, daß Du klug gethan, auf mein Abrathen nicht zu merken.“

„Klug?“ wiederholte Eliſa, ihre Freundin ſtarr anblickend, und ein bittres Lächeln umſpielte ihre ſchmalen Lippen. Kennſt Du den Preis, mit dem ich dieſen Schein von Wohlhabenheit bezahle? Willſt Du ihn kennen? Es iſt mein Leben!“

„Um Gotteswillen!“ rief Adele, erſchreckt, ihren eignen Gedanken ausſprechen zu hören; was fällt Dir ein?“

O ſtille, ſtille! lächelte Eliſa ſchmerzhaft. Iſt es nicht genug, daß ich mich vor meiner armen

Mutter verſtellen und Hoffnungen heucheln muß, die mich längſt verließen? Soll ich auch zu Dir von baldiger Geneſung ſprechen und von froher Zukunft, während ich weiß, daß mein Leben nur mehr nach Tagen zu zählen iſt? Du lächelſt, wie über eine kindiſche Behauptung? Adele! wozu dieß Spiel? Der erſte Blick auf mich mußte Dir ſagen, wie es mit mir ſteht."

Adele wollte das Terrain mit Gewalt behaupten, und verſetzte mit erkünſteltem Staunen: „Ich begreife Dich nicht. Wenn Dein Ausſehen wirklich die Spuren trüge, auf welche Du anſpielſt, wie gelänge es Dir dann, Deine Mutter zu täuſchen?"

„Das iſt ein Andres," entgegnete Eliſa, den Kopf ſchüttelnd. „Sie ſieht mich täglich; ihr können die Verheerungen der Krankheit nicht auffallen, wie Dir, von der ich mich in friſcher Jugendblüthe trennte, die mich — —"

„Wer ſtellt in Abrede, daß die Zeit weder jünger, noch ſchöner macht?" fiel ihr Adele in's Wort. „Habe ich mich nicht auch verändert?"

„Ja, zu Deinem Vortheil. Wir ſtehen faſt in demſelben Alter; wohlan! vergleiche uns mit einander. Dir hat die heitre Klarheit Deines Lebens die Jugendkraft bewahrt, die tauſendfachen Er-

ſchütterungen, Enttäuſchungen, Anſtrengungen mir längſt entriſſen. O, welcher Dämon des Stolzes, des Ehrgeizes trieb mich in dieſes Pandämonium, das die Menſchen Paris nennen?"

„Großer Gott!" rief Adele, von der Verzweiflung, die in dieſen Worten lag, entſetzt, „ſo habe ich recht prophezeit?"

„Nur zu ſehr! zu ſehr! Ich will Dir erzählen. Nach Jahren des Schweigens und Verhehlens ſoll ſich mein Herz aufthun, vielleicht zum letzten Male. Du weißt, mit welchen Hoffnungen ich Nantes verließ. Paris war das Ziel, dem alle meine Wünſche zuſtrebten; Paris war der Name, der mich mit allen Schauern des Verlangens durchdrang; Paris war das Licht, das mich anlockte, bis ich, in ſeinen Brand hineingezogen, zu ſpät erkannte, was ich gewünſcht hatte: mein Verderben. O wenn Du je wieder ein junges, thörichtes Geſchöpf kennen lernſt, das, wie ich verlockt, dieſem Zauberkreis zuſtrebt, ſo ſag' ihm, daß Paris der Ort der Danaidenarbeit, daß hier die ſüßeſten Täuſchungen verwehen, daß es keine Begeiſterung gibt, die in dieſer Atmoſphäre des Zweifels Stand halten könnte; ſag' ihm, daß hier die Stelle, wo man aus dem Himmel der Dichterträume ſtürzt, um tief unten auf dem kalten,

harten, ſchmutzigen Paſſer mit zerſchmetterten Gliedern zu erwachen."

Sie hielt inne. Adele bat ſie, ſich zu ſchonen und nicht durch Anſtrengung des Sprechens ihren Zuſtand zu verſchlimmern; doch mit einer abwehrenden Bewegung fuhr Eliſa nach einer kurzen Pauſe fort:

„Laß uns dieſe Stunde benützen. Wir ſind allein; wer weiß, ob ich wieder Gelegenheit finden werde, ſo rückhaltslos mit Dir zu ſprechen. Schonen mögen ſich Jene, die noch [illegible] habe nichts mehr zu wagen. Ein Tag früher oder ſpäter — was liegt daran? — Ich kam hieher, wie ein Dichter dem Kapitol entgegenzieht, wo ihn der Lorbeerkranz erwartet. Bei Gott!" ſchaltete ſie finſter lächelnd ein, „mir war, als fühlte ich ihn ſchon meine heiße Stirn kühlen. Mein erſtes Auftreten in Paris war glänzend; man wußte, daß ich unter dem Schutze des Miniſters ſtand, daß die Herzogin von L. ſich für mich intereſſirte, und dieß war bei dem damaligen Stand der Dinge hinreichend, mir die erſten Salons zu öffnen. Es ward zur Mode, die kleine Bretagnerin zu bewundern; täglich erhielt ich dringende Einladungen und mußte meine Gedichte in den vornehmſten Zirkeln von Paris verleſen. Jung und thöricht, wie ich

damals war, glaubte ich, dieſe Auszeichnungen gälten mir, meinem Talent; ich ließ mir's nicht träumen, daß ich dieſen großen Kindern nichts ſei; als eine neue Puppe, ein neues Spielwerk, das ihnen den Gang der Stunden verkürzte, ein neues Opfer, das dem Minotaur ihrer Blaſirtheit hingeworfen ward. Weil ſie mich prieſen, glaubte ich, daß ſie mich verſtänden!"

„Doch warſt Du damals glücklich."

Ich war froh und geſchmeichelt. Doch war es auch ein beſſeres Gefühl, das mir meine Triumphe theuer machte: meine Mutter war Zeugin derſelben; ich ſah dankbaren Stolz ihre Bruſt ſchwellen, ſah Freudenthränen in ihr Auge treten, wenn man mich rühmte und mir eine glänzende Zukunft verhieß. Bald merkte ich aber, daß ich nicht für dieß Salonleben geſchaffen ſei. Wenn Jemand Ruhe und Sammlung braucht, ſo iſt es der Dichter; denn der Genius verſtummt, wo die ſchrillen Stimmen des alltäglichen Verkehrs und die tauſend Nichtigkeiten geſelliger Convenienzen ſich breit machen. Dieß erkannte ich und zog mich zurück. Ich war ehrgeizig, aber nicht eitel; ich verlangte zu wahrhaft nach echtem Ruhm, um mich mit jenen Erfolgen zu begnügen. In der Stille meines Zimmers dichtete ich und ſuchte mein Talent

vollkommner zu entfalten; ich ſchrieb, wenn mich der Geiſt dazu trieb, las, ging in's Freie, ſah einige Fremde, und es verging kein Abend, an dem ich Gott nicht für das Loos dankte, das er mir bereitet hatte. Damals, ja damals war ich glücklich!" —

Ihre Stimme ward weicher und ſchmelzender; der Ausdruck ihres Geſichts glich dem eines Wanderers, der von einer Anhöhe auf ein blühendes Thal zurückblickt, das er durchſchritten, das er nie wieder betreten ſoll. Dann ſtrich ſie mit der Hand über die Stirn, als wolle ſie einen Traum verwiſchen, und fuhr in ihrer Erzählung fort.

„So blieb es, bis die Ereigniſſe der Julitage einer Königsfamilie ihren Thron und mir die Stütze raubten, worauf meine Exiſtenz zumeiſt begründet war; die Bourbons verließen Frankreich, meine Penſion hörte auf, und, fortan nur auf mich ſelbſt angewieſen, mußte ich arbeiten, um zu leben. Du wirſt mir vielleicht entgegnen, daß dieß auch in Nantes der Fall war. Ja! aber was ich dort ausübte, war eine faſt mechaniſche Beſchäftigung, die höchſtens meinen Körper ermüdete, doch nicht meinen innern Menſchen untergrub. Bisher war mir die Poeſie eine Freude, ein Segen geweſen, womit mich Gott begnadet;

jetzt hatte ſie einen materiellen Zweck, eine äußere Nothwendigkeit und hörte auf, eine himmliſche zu ſein. Ich mußte die Lieder, die eine geheimniß-volle Stimme in mir ſang, unterdrücken, um mich mit Arbeiten zu beſchäftigen, zu denen mich kein inneres Bedürfniß trieb, die kein Reſultat meines Lebens, die nicht Blut von meinem Blute, die nichts waren, als mühſeliges Tagewerk."

„Doch verſicherte man mir, daß Dich ſtets derſelbe Erfolg begleite," bemerkte Adele.

„Ja, zu meinem Unglück. Ohne jene Erfolge wäre es nicht ſo weit mit mir gekommen; ich wäre wahrſcheinlich nach Nantes zurückgekehrt, um dort mein früheres Leben wieder aufzunehmen; doch nein! ich glaube, es war auch ſchon damals zu ſpät. Meine Lippen hatten von dem verderblichen Trank gekoſtet, und Proſerpinens Granatenkerne ſind ein tiefſinniges Symbol. Genug: meine Schriften gewannen den Beifall des Publikums, und ich blieb, um bald das Schrecklichſte zu erfahren. Weißt Du, was das Schrecklichſte? Es heißt: ſeinen Geiſt verdingen, dichten müſſen, nicht, weil die Eingebung es fordert, ſondern ein Contract vorliegt, der beſtimmt, die und die Arbeit müſſe bis zu dem und dem Tage abgeliefert werden. Das Schaffen meiner Erſtlingswerke hatte

mich unaussprechlich glücklich gemacht. Mit tiefer Seelenlust hatte ich daran geschrieben, mitten unter'm Schreiben dem Sang der Vögel gelauscht, die aufgehende Sonne oder die geliebten Sterne begrüßt, die Feder weggeworfen, um eine Blume zu pflücken, sie wieder aufgenommen, um einem keimenden Gedanken seinen Blüthenleib zu geben, und die Poesie war mir eine holde, lichte, beseligende Göttin gewesen. Jetzt war es anders! Wenn ich, wie die Nachtigall im Bauer, fühlte, daß es draußen Frühling sei; wenn mir die Luft meines Zimmers schwer und erstickend schien; wenn es mich nach warmem Sonnenschein und frischem Duft verlangte, herrschte mir die rauhe Stimme der Nothwendigkeit zu: „An die Arbeit!" Und wenn ich bedachte, daß ich kaum vier Wochen vor mir hatte, um ein Buch zu vollenden, da sah ich ein, daß die Sonne nicht für mich schien, die Blumen nicht für mich dufteten."

„O wie oft — fuhr Elisa weicher fort, indeß Adele bekümmert und mit trübem Mitleid in ihr bleiches Antlitz sah — „wie oft ließ ich mein müdes Haupt entmuthigt auf den Schreibtisch sinken; wie oft sind meine Thränen auf das Papier geflossen! Wie oft fühlte ich mein Gehirn erschöpft, meinen Geist abgestumpft; wie oft rief ich die Begeiste-

rung vergeblich herbei! Was half es? Wer kümmerte ſich darum! Alle wahrhafte Freuden und Schmerzen meiner Seele hatte ich enthüllt und ausgeſprochen; jetzt mußte ich neue erdichten, und bald ward ich zur Leibeignen der Geſtalten, die ich ſelbſt geſchaffen hatte. Verſtehſt Du mich? Oder muß ich Dir erſt ſchildern, wie dieſe gewaltſame und beſtändige Aufregung, dieß maßloſe Walten der Phantaſie die Wirklichkeit entzaubert und verödet? O, gleich dem tollen König Lear bekleidet der Dichter die Kinder ſeiner Phantaſie mit Gold und Purpur; was Wunder, wenn ihm am Ende nichts übrig bleibt, als ein müder Geiſt, ein zerriſſenes Herz und ein Bettlergewand?"

„Eliſa!" rief Adele ängſtlich, „ich habe Dich nie ſo geſehen! Du konnteſt traurig ſein, aber dieſe Bitterkeit — wie fremd iſt ſie mir an Dir?"

„Um ſo beſſer wirſt Du errathen, wie viel ich leiden mußte, um dahin zu gelangen, um im zerfahrnen Herzen zu fühlen: die ſchönſte Zeit meines Lebens ſei jene geweſen, wo ich nichts war, als ein gedankenloſes Kind."

„Aermſte! Aber ein Troſt muß Dir in Deinem Leid geblieben ſein: Du liebteſt die Kunſt, der Du Dich opferteſt."

„Daß ich ſie wahrhaft und inbrünſtig liebte,

war nur ein Stachel mehr in meiner Dornenkrone. Mit heißem Schmerz fühlte ich in meiner Brust tausend Lieder sterben, die man mit mir begraben wird; ich erkannte, daß ich zu Höherem berufen sei, und sah mich an Gemeinem zu Grunde gehen. Mein Geist bedurfte der Freiheit, der Muße, aber diese Freiheit, diese Muße hatte ich verdungen; ich gehörte nicht mehr zu den Dichtern, sondern zu den Bücherschreibern. Von meinem innersten, eigentlichsten Talent war nicht die Rede, das konnte ich für mich behalten; man forderte Bände von mir, nicht Meisterwerke. Das Geschäft rentirte sich, es mußte folglich fortbetrieben werden; ich betrieb es fort, bis die Feder meiner Hand entsank und die Krankheit mir zuherrschte: Es ist genug!"

„Du wirst von Deiner Krankheit genesen," tröstete Adele, „und dann den Lohn der vergangnen Mühen einernten. Dienten sie nicht dazu, Dir eine feste Stellung zu sichern?"

„Im literärischen Leben gibt es keine solche, sondern nur ein tägliches Ringen. Ward ein Sieg erkämpft, so liegt schon in diesem wieder die Verpflichtung zu einem neuen. Welches Menschen Kraft kann da lange ausdauern? Die meine konnte es nicht; das bessere Theil in mir ist mir verange-

gangen. Wenn eine frevelnde Hand es verſucht, die Muſe an den Wagen der irdiſchen Sorgen und Bedürfniſſe zu ſpannen, entfaltet ſie ihre Schwingen und entflieht in ihre Heimath."

„Eliſa!" rief Adele mit tiefem Schmerz, „warum gabſt Du dieſes gewitterſchwüle Leben nicht auf, nachdem Du ſeine Leiden erkannt? Warum kehrteſt Du nicht nach Nantes zurück, um dort wieder ruhig und glücklich zu werden?"

„Hab' ich Dir nicht geſagt, daß dieß nicht mehr in meiner Macht ſtand? Ich hatte mein früheres Weſen verlernt. Verblendet, wie ich war —"

„So komm' jetzt mit mir! Noch iſt es Zeit. Laß mich Dich in unſre Bretagne zurückführen; laß mich Dich aus dieſer verderblichen Atmoſphäre, in der Dir Geiſt und Körper erkrankten, in den Kreis eines ſtillen, gleichförmigen Lebens zurückverſetzen, und Du wirſt geneſen. Erinnere Dich an unſre Abſchiedsſtunde! Trennten wir uns nicht mit den Worten: „Wenn Eine von uns Troſt oder Beiſtand braucht, wird ſie wiſſen, wo Beide zu finden?" Zu lange haſt Du auf dieß Gelöbniß vergeſſen, laß mich Dich jetzt daran erinnern; laß mich für Dich thun, was Du, wenn der Fall umgekehrt wäre, gewiß für mich thäteſt. Du

nanntest mich oft Deine Schwester — so laß mich nun auch als Schwester für Dich sorgen. Komm' mit mir! O, gib nicht zu, daß Stolz oder übelangebrachtes Zartgefühl Dich für meine Bitte unzugänglich machen! Komm' mit mir!"

„Es ist zu spät!"

„Das verhüte Gott!"

„Doch ist es so. Ich täusche mich nicht und fühle, daß ich kein Recht habe, darüber zu klagen. Wohl hat sich mein Fuß auf rauhen Pfaden wund gegangen; wohl ward mit jedem Buche, das ich schrieb, ein Theil von meinem Leben blutend losgerissen: doch wer wollte es so, wenn nicht ich selbst? Warum war ich nicht in meiner Bretagne geblieben? Warum hatte ich mich nicht begnügt, die mir verliehene Gabe liebe- und weihevoll zu entwickeln um ihrer selbst willen? Warum hatte ich vergessen, daß die Poesie, wie alles Himmlische, ein Segen ist, der nicht nur seine Kraft verliert, sondern selbst zum Fluche wird, wenn man irdische Zwecke damit verknüpft? Nein! ich habe kein Recht zur Klage! Ja, wenn nicht ein anderer Gedanke, dunkler als der Tod, mein Herz überschattete, so wollte ich sagen, es sei schön, in der Jugend zu sterben, nachdem man mit offnen Augen, mit vertausendfachten Sinnen gelebt und in

der kurzen Spanne Zeit mehr gedacht, gefühlt, gewollt und gestrebt, als Andere in vielen dumpfen Jahren. Ich könnte mich damit bescheiden, aber meine Mutter — womit hat sie es verdient, in diesen Kreis des Jammers gerissen zu werden? womit hat sie es verdient, daß ich mich dem Tod entgegenstürzte, um sie in der verödeten Welt vereinsamt zurückzulassen? — Hätte ich allein gestanden, dann wäre mir die Nichtachtung meines Lebens erlaubt gewesen, und vielleicht fände ich selbst jetzt noch einen stolzen, hochtönenden Namen dafür; aber wenn ich an sie denke und die Zukunft, die ihr bevorsteht, da erkenne ich, daß es nichts als Selbstsucht war, die mich mein Dasein zersplittern, die mich vergessen ließ, daß ich ihre einzige Stütze. Gott vertraute mir das Loos meiner Mutter, und wenn er mich fragt, wie ich darüber geschaltet: was, o, was soll ich ihm antworten?"

Sie rang die durchsichtigen Hände; aus ihren Zügen sprach mehr als Todesangst. Adele erhob sich; ihr sonst so ruhiges Antlitz nahm den Ausdruck jener Verklärung an, die jeder edle Vorsatz auf Menschenstirnen zaubert, und Elisa die Hand reichend, sprach sie mit sanfter, aber fester Stimme:

„Höre mich, Elisa! Ich glaube nicht, daß

es so schlimm um Dich stehe, wie Du Dich selbst überreden willst; noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Dich gerettet zu sehen. Doch käme es anders, und hätten wir uns nur wiedergefunden, um bald auf ewig von einander zu scheiden, so laß mich Dir den Tod erleichtern, wie ich Dir gern das Leben erleichtert hätte. Ich schwöre Dir," fuhr sie, die Hand erhebend, mit feierlichem Tone fort, „ich schwöre Dir vor dem Gott, der uns hört und sieht, wenn Du sterben solltest, Deine Mutter als die meine zu betrachten, für sie zu denken, zu wirken, zu sorgen, als hätte ich unter ihrem Herzen gelegen. Ich bin unabhängig, und habe Niemanden Rechenschaft von meinen Handlungen abzulegen; ich bin nicht reich, doch erlaubt mir meine Lage, die Verpflichtungen, die ich einzugehen im Begriffe bin, in ihrem ganzen Umfang zu erfüllen. Ich werde Deiner Mutter ihre Elisa nicht ersetzen können, aber die Liebe und Treue einer Tochter soll sie in mir finden, und verfügte es Gott, daß ich selbst bis zur bittersten Armuth herabsänke: so lange mir ein Obdach für mein Haupt und Brot für meinen Hunger bleibt, werde ich, was ich habe, mit ihr theilen. Das schwöre ich Dir bei dem Heil meiner Seele."

Elisa sah ihre Freundin starr an, ein leises

Zittern flog durch ihre Glieder, sie faltete die Hände, dann brach ein Strom seliger Thränen aus ihren Augen, sie sank an Adele's Brust, und rief: „Ich glaube Dir und segne Dich!“

Und wie von Engelshand hinweggenommen, sank die schwerste Last von ihrer bedrängten Brust; ihre letzten Tage versüßte das Bewußtsein, inmitten dieser kalten, theilnahmlosen Welt ein edles, treues Herz gefunden und gewonnen zu haben.

Wenige Wochen später näherten sich zwei Frauen in Trauerkleidern Elisa's Grab, das eine unbekannte Hand mit einem frischen Blumenkranz geschmückt hatte; sie knieten auf dem Hügel nieder, und beteten lange und inbrünstig. Endlich erhob sich Adele: „Mutter!“ bat sie leise, „komm! In einer Stunde liegt dieß unselige Paris hinter uns.“

Madame Mereveur pflückte eine Blume aus dem Kranze und, den Kirchhof verlassend, verbarg sie dieselbe in ihrem Busen. Es war das Einzige, was ihr von ihrer schönen, geliebten Elisa übrig blieb.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

WIEN'S

GEMÄLDE-GALLERIEN

IN IHRER

KUNSTHISTORISCHEN BEDEUTUNG.

DARGESTELLT

VON

BETTY PAOLI.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1865.

A. 20 24.

Das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen behält sich die Verfasserin vor

An den Leser.

Nicht ohne Grund behaupten die Gegner der Vorreden, dass ein Buch für sich selbst sprechen müsse, und dass es, sofern dies der Fall, eines weiteren Geleitscheines nicht bedürfe. Ueber den Werth, die Brauchbarkeit einer Arbeit kommt allerdings nur dem Publicum die Entscheidung zu. Ein Recht jedoch muss dem Verfasser unbenommen bleiben: das Recht, den Standpunkt anzugeben, von dem aus er sein Werk betrachtet wissen will.

Mit bescheidenen Ansprüchen tritt dieses Buch in die Oeffentlichkeit. Es will weder Grundzüge zu einer neuen Aesthetik entwerfen, noch eine detaillirte Kunstgeschichte liefern. Jenes wäre nach Lessing und Winckelmann, den grossen ästhetischen Gesetzgebern, ein missliches Unternehmen, dieses lag jenseits der Grenzen, die ich innehalten musste, wenn meine Arbeit ihrem besonderen Zwecke entsprechen sollte. Mein Trachten ging dahin, an den in unseren bedeutendsten Gallerien enthaltenen Werken den Entwicklungsgang der Kunst in fünf Jahrhunderten nachzuweisen, die Meister, die ungleich häufiger auf Treu und Glauben bewundert, als in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefasst werden, dem allgemeinen Verständniss näher zu bringen und den inneren Zusammenhang der so vielfach von einander abweichenden künstlerischen Erscheinungen deutlich

zu machen. Ich stellte es mir als Regel auf, keine Behauptung auszusprechen, für die nicht das in Rede stehende Werk zugleich einen Beleg lieferte und konnte daher nur der hier wirklich vertretenen Künstler erwähnen. Man möge die Lücken meiner Darstellung damit entschuldigen, dass sie von dem gegebenen Stoff bedingt sind. Namentlich gilt dies von den in Wien numerisch äusserst schwach repräsentirten älteren italienischen Schulen. Diese ausgenommen, bieten unsere Gallerien jedoch eine so überreiche Auswahl hervorragender Schöpfungen aus verschiedenen Zeiten und Schulen, dass aus der eingehenden Betrachtung ihrer Schätze die wichtigsten Abschnitte der Kunstgeschichte sich gleichsam von selbst entwickeln. — Sollte der Abriss, auf den ich mich hier beschränken musste, dem Leser ein hinreichendes Interesse für die Sache einflössen, um ihn zum Studium der das ganze Gebiet umfassenden, kunstgeschichtlichen Meisterwerke anzufeuern, mit denen unsere Literatur im Laufe der letzten Decennien bereichert ward, so würde ich in diesem Resultat den erwünschtesten Lohn für meine Mühe und Arbeit finden.

Wien, im Mai 1865.

Betty Paoli.

Inhalts - Verzeichniss.

Die k. k. Gemälde-Gallerie im Belvedere 1

Die fürstl. Esterhazy'sche Gallerie 105

Die fürstl. Liechtenstein'sche Gallerie 215

Die Nummern der Säle sind mit römischen, die der Stockwerke und Gemälde mit arabischen Ziffern angegeben.

St.: Stockwerk.

E.: Erdgeschoss.

Gr. C.: grünes Cabinet.

W. C.: weisses Cabinet.

Am südlichen Ende Wiens, auf einer Anhöhe, die dem Blick frei nach allen Seiten hin zu streifen erlaubt, liegt das Belvedere, ein stattliches, von Gartenanlagen umgebenes Gebäude, das im Styl und Charakter, wenn auch in sehr verjüngtem Massstabe, an Versailles erinnert. Prinz Eugen von Savoyen liess es im Jahre 1721 aufführen und pflegte einen Theil des Sommers hier zu residiren.

Obgleich das Schloss unter der Regierung Maria Theresia's in den Besitz des kaiserlichen Hofes überging, prangt in den Wappenschilden über den Thoren noch heute das savoyische Kreuz und erinnert an den Erbauer, an jene volle, reiche Menschennatur, die in gleichem Masse den Stürmen des Lebens zu stehen wie seinen heitern Glanz zu geniessen wusste. Gerne lässt man sich von der Phantasie in die Zeit zurückzaubern, die den Sieger in so vielen Schlachten in diesen Räumen hausen, diese Gärten durchwandeln sah. Mag auch Manches darin unserem Geschmacke nicht mehr zusagen, mögen wir namentlich in den Anlagen mit ihren schnurgeraden Linien und ihren zugeschnittenen Hecken den Perrückengeist belächeln, der Grosses erreicht zu haben glaubte, wenn er die gemeine Natur hoffähig machte, das Ganze bringt nichtsdestoweniger einen würdigen Eindruck hervor, den es der durch keinen Widerspruch gestörten Uebereinstimmung aller seiner Theile verdankt.

Kaiser Joseph II. war es, der die seit dem Tode ihres Erbauers verödeten Räume des Belvedere zur Aufstellung der im Besitz des Hofes befindlichen Bilder bestimmte.

War man nicht willens, eigens für diesen Zweck ein passendes Gebäude aufzuführen, so sprachen allerdings verschiedene Gründe für diese Wahl: die isolirte Lage des Belvedere sicherte bis zu einem gewissen Grade die daselbst gesammelten Kunstschätze vor der Gefahr durch eine Feuersbrunst vernichtet zu werden, oder durch den Staub, Qualm und Rauch, welche die Atmosphäre unserer Strassen bilden, beträchtlich zu leiden. Wenn man aber auch diese Wahl nicht als eine blos zufällige betrachten

darf, so kann man sie doch eben so wenig eine wahrhaft befriedigende nennen, denn die Uebelstände, welche unfehlbar hervortreten, wenn ein zu anderen Zwecken bestimmtes Gebäude in ein Museum umgewandelt wird, machen sich auch hier nur allzu fühlbar.

Die herrlichen Kunstschätze, welche das Belvedere umschliesst, werden erst dann zu ihrer vollen Wirkung gelangen, wenn es möglich sein wird, sie in einem ihren Bedürfnissen entsprechenden Locale unverkürzt zu geniessen. Leider ist dies jetzt keineswegs der Fall.

Viele und darunter manche Hauptbilder, die, sei es wegen ihrer Höhe oder ihrer eigenthümlichen Beleuchtung, das Licht von oben empfangen müssten, können an ihrem jetzigen Platze nicht zur vollen Entwicklung ihrer Macht gelangen. Bei den den Fenstern gegenüberhängenden Gemälden wird die eingehende Betrachtung durch störende und täuschende Lichtreflexe ungemein erschwert; andere hinwieder befinden sich in einer dunklen Ecke oder an den Fensterpfeilern, wo ihnen das Licht, ihr eigentliches Lebenselement, ganz entzogen ist. Und man glaube nicht etwa, dass nur die minder bedeutenden Werke sich mit einer so ungünstigen Stelle bescheiden müssen; für höchst werthvolle war eben auch keine bessere aufzutreiben.

Die Unzulänglichkeit und Zweckwidrigkeit der Räume entzieht aber nicht blos den Bildern einen Theil ihrer Macht und ihres Zaubers; sie hat auch in Bezug auf chronologische Zusammenstellung und Sonderung der Schulen vieles Missliche in ihrem Gefolge. Arbeiten, nicht nur aus derselben Schule, sondern oft desselben Meisters sind in verschiedenen Sälen, ja in verschiedenen Stockwerken zerstreut, Verwandtes getrennt, einander Widerstrebendes zusammengedrängt und damit die Klarheit des kunsthistorischen Ueberblicks der Sammlung in beklagenswerther Weise beeinträchtigt. Es wäre ungerecht die Ordner der Gallerie allein dafür verantwortlich zu machen. Sie mussten sich an Gegebenes halten, d. h. die Bilder in den ihnen angewiesenen Räumen, so gut es gehen wollte, unterbringen. Manche Unzukömmlichkeit, die vermieden werden konnte, muss jedoch auf ihre Rechnung gesetzt werden. Wenn man in dem Saale, der die Arbeiten der römischen Schule enthält, Werke Caravaggio's, ihres entschiedensten Gegensatzes, findet, wenn man in dem siebenten Zimmer der italienischen Schulen Bilder von Antonello da Messina und Velasquez, Signorelli und Luca Giordano wirr

durcheinander gemengt sieht, kann selbst der nachsichtigste Beurtheiler die Frage nicht unterdrücken, ob denn, trotz aller durch den beschränkten Raum bewirkten Unfreiheit, nicht dennoch eine bessere Eintheilung möglich gewesen wäre. Als einen der grössten Uebelstände betrachte ich es, dass die ältesten Bilder, welche die Sammlung enthält, dieselbe nicht auch eröffnen.

Statt mit den Anfängen deutscher Kunst zu beginnen (von italienischen Bildern besitzt das Belvedere nur eines, welches in das Trecento zurückreicht), hat man sie in das zweite Stockwerk verwiesen. Den eigentlichen Kunstfreund und Kenner wird diese unlogische Eintheilung freilich nicht beirren, denn er weiss von welchem verschiedenen Standpunkt aus Bilder aus verschiedenen Epochen aufgefasst und beurtheilt werden müssen. Ein Anderes ist es hingegen mit der grossen Masse der Besucher, auf die, wie ich meine, hier vorzugsweise Rücksicht genommen werden sollte. Lässt es sich erwarten, dass sie, nachdem sie die Kunst in ihrer vollsten Entwicklung sahen, den schüchternen, unsichern Anfängen derselben noch die gebührende Aufmerksamkeit schenken werden? Gewiss nicht! Ja selbst die deutschen und niederländischen Meister einer späteren Periode werden von Augen, die eben erst in der geheimnissvollen Farbenglut der Venetianer, der idealen Schönheit Perugino's, Francia's, Raphael's, dem süssen Zauber der Lombarden schwelgten, schwerlich nach Verdienst gewürdigt werden. Um das Wesen der Kunst und ihre organische Fortbildung zu begreifen, ist es vor Allem nothwendig, mit dem Anfang zu beginnen.

Die Entstehung dieser reichen und kostbaren Gemäldesammlung reicht bis in das vierzehnte Jahrhundert zurück. Kaiser Carl IV. muss als ihr erster Gründer betrachtet werden. Ihm verdankt sie mehrere Bilder aus der unter seiner Regierung zu Prag blühenden Schule, welche man die altböhmische zu nennen pflegt. Man darf übrigens mit diesem Namen nicht etwa einen streng nationalen Begriff verbinden, denn jene Schule bestand grösstentheils aus deutschen und italienischen Malern, die der kunstliebende Monarch an seinen Hof berufen hatte. Nicolaus Wurmser, wohl der bedeutendste unter ihnen, war ein Elsasser, Thomas von Mutina, wie schon sein Name (die lateinische Bezeichnung für Modena) zeigt, ein Italiener. Unter den Kaisern aus dem Hause Habsburg ist es vor Allem Maximilian I., dem die Förderung der Kunst als Herzenssache galt; viele Gemälde aus der älteren deutschen Schule wurden von ihm erworben.

Noch ein anderer, wie Carl IV. in Prag residirender Kaiser hat diese Gallerie mit mehreren ihrer köstlichsten Zierden bereichert. Rudolph II., dieser wunderlich geartete Monarch, der, in seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen vertieft, sich nur ungern daran mahnen liess, dass seinem Geist die Sorge für das Reich, seinem Arm das Schwert der Gerechtigkeit übertragen sei, darf als Kunstfreund grösseren Ruhm und Dank beanspruchen denn als Regent; denn er ist es, der die Sammlung mit Dürer's und Correggio's Werken beschenkte. Eine ganze Reihe von Bildern aus der zweiten Epoche der deutschen Kunst stammt gleichfalls von ihm her. Im Bunde mit diesen Fürsten muss Erzherzog Leopold Wilhelm genannt werden, der als General-Statthalter in den Niederlanden die ihm dort gebotene Gelegenheit zur Erwerbung von Kunstschätzen in reichem Masse benützte. Selbst ein feiner Kenner und überdies noch von dem Rath seines Hofmalers, des jüngeren David Teniers, unterstützt, wusste er überall das Vortrefflichste herauszufinden, für das ihm dann kein Preis zu hoch schien. Viele Bilder aus der Sammlung Carl's I. von England wurden von ihm angekauft; nicht minder was in Brüssel selbst an ausgezeichneten niederländischen und italienischen Bildern käuflich zu erwerben war. In seinem Testament vermachte er diese kostbare Sammlung seinem Vetter, dem Kaiser Leopold I. Nicht ohne Rührung kann man die betreffende Stelle lesen, in der er seine „gemähl. statuas und heidnische pfenning" das vornehmste und ihm liebste „stuckh" seiner Verlassenschaft nennt.

Selbstverständlich muss ich mich darauf beschränken, die Fürsten, die im grossartigen Massstab zur Bereicherung dieser Gallerie beitrugen, namhaft zu machen und kann des Erwerbs einzelner Gemälde, wie werthvoll diese auch sein mögen, nicht besonders erwähnen. Die Mehrzahl der österreichischen Regenten war darauf bedacht, ihre Kunstschätze zu vermehren; auch Maria Theresia liess sich, trotz der schweren Kämpfe, denen sie die Stirn zu bieten hatte, diesen Ruhm nicht entgehen. Dass in neuerer Zeit nur äusserst wenig in diesem Sinne geschah, ist doppelt zu beklagen, weil gerade im Lauf der letzten zwanzig bis dreissig Jahre manche, nie wiederkehrende Gelegenheit dazu geboten war. Ich erinnere nur an den Verkauf der Gallerie des letztverstorbenen Königs der Niederlande, der Galerien Manfrin, Barbarigo u. s. w. Manche Lücken, die in einer nach anderen Richtungen hin so reichen Sammlung be-

fremden müssen, hätten ausgefüllt und ihr Werth wie ihre kunstgeschichtliche Bedeutung dadurch noch bedeutend erhöht werden können.

In der Entstehungsgeschichte dieser Gallerie liegt zum Theil schon ihre Charakteristik. Die Verhältnisse, unter denen sie gebildet wurde, brachten es mit sich, dass ihre Stärke hauptsächlich in der deutschen und in der niederländischen Schule liegt. Mag auch die erstere hier nicht die erwünschte Vollständigkeit besitzen, so hat sie dagegen neben vielem Vortrefflichen die grossartigsten und vollendetsten Schöpfungen Albrecht Dürer's, eine Reihe meisterhafter Porträts von der Hand des jüngeren Holbein und eine ansehnliche Zahl sehr bedeutender Bilder des älteren Cranach aufzuweisen. Nicht minder glänzend und weit vollständiger ist die niederländische Schule, namentlich des siebzehnten Jahrhunderts, vertreten. Was diese betrifft, ist die Zahl der Bilder so gross wie ihre Trefflichkeit; kein Meister, keine Gattung fehlt, von den kolossalen Altarblättern an, die Rubens gleichsam im Fluge auf die Leinwand zauberte, bis auf die mit miniaturartiger Sauberkeit ausgeführten Bildchen, deren Urheber man *les petits Flamands* zu nennen pflegt. Man merkt es diesem Theil der Sammlung wohl an, dass der einsichts- und liebevolle Blick eines fürstlichen Kenners bei ihrer Auswahl thätig war. Anders verhält es sich mit den italienischen Schulen: hier klaffen die ‚Lücken auf', von denen ich vorhin sprach. Die Venetianer allein sind glänzend und, mit Ausnahme der grossen Künstler Pordenone und Morone, ziemlich vollständig repräsentirt. Die Erklärung dafür liegt theils in der ausserordentlichen Productivität dieser Schule, theils in den ununterbrochenen Beziehungen, welche zwischen den österreichischen Ländern und Venedig von jeher bestanden. Von der Hoheit und geistigen Macht der florentinischen Kunst können nur einige wenige Bilder, darunter freilich Werke allerersten Ranges, ein würdiges Zeugniss ablegen. Aehnlich verhält es sich mit der umbrischen und römischen. Besser ist Parma bedacht, dessen Glanz hier in den Schöpfungen Correggio's fortlebt. Aus der älteren bolognesischen Schule findet sich nur ein herrliches Bild von Francia vor, die neuere, von Lodovico Carracci gegründet, ist nahezu vollzählig. Nur Domenichino fehlt, vielleicht das bedeutendste, gewiss das innerlichste Talent der Schule.

Von der späteren neapolitanischen Schule vermisst man keinen der bekannteren Namen, während der Ruhm der spani-

schen durch Velasquez fast allein aufrecht erhalten wird. Es schiene mir eine Versündigung, den kleinen Johannes, der hier Murillo zugeschrieben wird, für ächt zu halten; das Bild ist nicht mehr als eine mittelmässige Copie. Von französischen Malern begegnet man Poussin, Jacques Stella, Mignard und Valentin, dem Erstgenannten in einem seiner Hauptbilder.

Diese kurze Uebersicht mag zur allgemeinen Charakteristik dieser Gallerie genügen. Besitzt sie auch nicht die Vollständigkeit, die anderwärts angestrebt und erreicht wurde, so erscheinen in ihr dagegen einzelne Meister und Richtungen in ihrer vollen Macht und Eigenthümlichkeit, ja man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, dass die berühmtesten Museen, den Louvre und den Palazzo Pitti nicht ausgenommen, sie um manche ihrer Schätze mit gutem Grund beneiden mögen.

Die unglückliche Vertheilung der Bilder macht es unmöglich, bei Besprechung der Hauptwerke dem übrigens mit eben so viel Fleiss als Sachkenntniss verfassten Catalog Schritt für Schritt zu folgen. Bei einem solchen Vorgehen wären, da häufig Bilder von demselben Meister in verschiedenen Räumen aufgestellt sind, nicht nur ermüdende Wiederholungen unvermeidlich: ich müsste mich auch jeder chronologischen Ordnung begeben, die römische Schule der florentinischen, die Bolognesen dem alten Mantegna vorangehen lassen u. s. w. Ich halte es für besser, in meiner Arbeit stets die Werke derselben Schule zusammenzufassen und dabei so viel als möglich die historische Entwicklung der letzteren zu beachten. Das Zweckmässigste wäre gewiss mit der deutschen Schule zu beginnen, da, wie ich schon bemerkte, die ältesten Bilder des Belvedere ihr angehören. Ein äusserer Umstand verhindert mich jedoch diesem Plan zu folgen: die Werke der deutschen Schule befinden sich im zweiten Stockwerk, während die Besucher, hiezu auch durch den Catalog angewiesen, ihre Wanderung in dem ersten zu beginnen pflegen. Um nicht in einen zu schreienden Widerspruch mit den Gewohnheiten des Publicums zu gerathen, will ich mich dieser Ordnung bequemen, d. h. mit den Italienern, deren Werke den rechten Flügel des ersten Stockwerks und des Erdgeschosses einnehmen, den Anfang machen, um dann in einem späteren Abschnitt auf die deutsche und die in gleichem Boden mit ihr wurzelnde niederländische Kunst überzugehen.

Italienische Schulen.

Venedig.

Wie bis gegen Anfang des 14. Jahrhunderts in ganz Italien, herrschte auch in Venedig die byzantinische Kunst, ja durch den ununterbrochenen Verkehr der Dogenstadt mit der Hauptstadt des oströmischen Reiches behauptete sie ihre Herrschaft hier länger als anderwärts. Von Padua scheint der erste Anstoss zu einer Wandlung ausgegangen zu sein. Giotto's, des kühnen Reformators, Wirken in dieser Stadt konnte nicht ohne Einfluss auf das benachbarte Venedig bleiben und in der That fand sein Bestreben, die Kunst, die bisher nur im Dienst der Kirche stand, zur Freiheit und Selbstständigkeit zu führen, bei begabten Geistern vielfachen Anklang. Doch bedurfte es noch längerer Zeit, um der Neuerung, die mit missverstandener Frömmigkeit sowohl als mit dem Hang zum Althergebrachten zu kämpfen hatte, allgemeinen Eingang zu verschaffen. Erst gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts gelangte sie in Venedig zum vollständigen Siege, theils in Folge ihrer inneren Nothwendigkeit, zum Theil aber auch von äusseren Umständen gefördert und getragen. Zu diesen zähle ich vorzüglich die Einwirkung nach Venedig gelangter deutscher Kunstwerke, welchen in Bezug auf Treue der Naturbeobachtung, Streben nach Wahrheit und ausgebildete Technik damals entschieden der Vorrang gebührte. Als Hauptträger der neuen Richtung erscheinen die Vivarini, eine ganze Künstlerfamilie, in deren Werken, wenn sie auch an Freiheit und Schönheit noch gar Manches zu wünschen übrig lassen, der Bruch mit der byzantinischen Tradition bereits als vollendete Thatsache hervortritt. Im

Verein mit ihnen war auch ein Deutscher, Giovanni d'Alemagna, thätig, der unter Andern gemeinschaftlich mit Antonio Vivarini ein Altarbild mit lebensgrossen Figuren malte. Doch sei mir gestattet, statt mit diesen Meistern mit einem Maler zu beginnen, der, obgleich in Sicilien geboren und in Flandern gebildet, durch den Umstand, dass er die Oelmalerei zuerst nach Venedig brachte, auf die Geschicke dieser Schule den entscheidendsten Einfluss ausübte. Ich meine Antonello da Messina.

Geburts- und Todesjahr dieses Künstlers sind unbekannt, man weiss nur, dass er um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte und wirkte. Welche Bewegung die von ihm in Flandern erlangte Kenntniss hervorrief, zeigt sich schon in der novellistischen Ausschmückung, die man der Erwerbung derselben zu Theil werden liess. Bald soll sich Antonello verkleidet in Johann van Eyck's Werkstätte eingeschlichen, bald die Mittheilung des werthvollen Geheimnisses (?) um den Preis einer Reihe von kostbaren italienischen Handzeichnungen erkauft haben. Das Eine ist nicht wahrscheinlicher als das Andere. Es bedurfte keiner besonderen Anstrengungen, um dem fremden Kunstjünger bei van Eyck, der offene Schule hielt, Zutritt zu verschaffen. Nicht besser mag es mit der Glaubwürdigkeit der Erzählung stehen, die Vasari ferner noch an die Einführung der Oelmalerei in Italien knüpft: Antonello habe das Geheimniss seinem Freunde Domenico Veneziano mitgetheilt, diesem sei es sodann von Andrea del Castagno abgelockt worden und, um sich die alleinige Kenntniss des neuen Verfahrens zu sichern, habe Andrea den arglosen Domenico meuchlings ermordet. Das Sagenhafte dieser Geschichten, die schon durch den Mund mehrerer Generationen gegangen waren, bis sie zu Vasari gelangten, liegt auf der Hand, doch beweisen sie jedenfalls, wie epochemachend die neue Erfindung war. Zu Antonello zurückkehrend will ich bemerken, dass er sich ausser der vervollkommten Technik noch manche andere Vorzüge in Flandern erwarb, vor Allem die Neigung zur Anwendung von Naturmotiven und die liebevolle Beachtung des Details. In Auffassung und Empfindung blieb er jedoch vorwiegend Italiener. Das Belvedere besitzt von ihm ein sehr werthvolles Bild. Es

stellt den todten Christus dar, der von trauernden Engeln über dem Grabesdeckel gehalten wird. Der Kopf des Heilands ist von edlem, milden Charakter, die Zeichnung des nackten Körpers von strenger Richtigkeit. Ungemein schön ist der Ausdruck der Engel, obgleich diese selbst nicht schön sind. Der tiefste Schmerz spricht aus ihren Zügen wie aus ihren Geberden. Auffallend ist an ihnen ferner noch die grosse Mannigfaltigkeit der Motive in den Köpfen und Bewegungen. Das Colorit, so weit der ungünstige Platz des Bildes an einem Fensterpfeiler es zu beurtheilen erlaubt, ist von ernster, männlicher Kraft. I. St. VII. Nr. 60.

Von zwei jüngeren Mitgliedern der Familie Vivarini besitzt das Belvedere je ein Bild. Das eine von Bartolomeo Vivarini (1449 — 1499) ist ein kleines Altarbild, dessen einzelne Theile durch Goldleisten von einander getrennt sind. Nicht nur hierin folgte der Maler der älteren, zu seiner Zeit schon grossentheils aufgegebenen Weise; auch die Anwendung des Goldgrundes, die symmetrische Anordnung und die Isolirung der Figuren, die in keiner Beziehung zu einander stehen, gehören ihr an. Nur in dem freilich noch schüchternen Streben nach Naturwahrheit und Individualisirung verräth sich der Geist der neuen Zeit. Die Zeichnung ist trocken und eckig, das Gefält so kleinlich gebrochen, dass z. B. das weisse Untergewand Gott Vaters zerknittertem Papier gleicht, die ganze Behandlung sehr dürftig, während die Farbe hingegen schon Wärme zeigt und durch glückliche Contraste zu wirken sucht. I. St. II. Nr. 58.

Dem Bartolomeo überlegen erscheint sein Bruder oder Vetter Luigi (um 1490) in seiner Madonna mit dem schlafenden Kinde und zwei auf den Stufen ihres Thrones sitzenden Engeln. Zwar erinnert auch hier der Goldgrund, die Unbeweglichkeit der Madonna, das Motiv ihres Kopfes und die Aermlichkeit des Faltenwurfes an ältere Muster, aber die Zeichnung zeigt bereits grössere Weichheit, die Anordnung ungleich mehr Freiheit, auch ist der nackte Körper des Kindes mit Geschick behandelt. Schwächer in der Zeichnung und ziemlich flach in der Modellirung, haben die beiden Engel gleichwohl eine gewisse, etwas derbe Naivetät, die, wenn sie auch nicht gerade engelhaft I. St. I. Nr. 36.

ist, doch wenigstens für die geistige Selbstständigkeit des Malers spricht.

Wir kommen nun zu Gian Bellini (1426 — 1516), dem eigentlichen Begründer der venetianischen Schule, dem Lehrer Giorgione's, Titian's und des älteren Palma. Von ihm sehen wir hier eine von Heiligen umgebene Ma-
1. St. Nr. 63. donna mit dem Kinde. Bellini selbst hat schönere Madonnen gemalt; diese spricht nur durch die Milde und Demuth ihres Ausdruckes an. Weit bedeutender sind die Männerköpfe, der greise Joachim mit dem grossartigen Patriarchenantlitz und der h. Joseph, der, obgleich ganz gewiss Porträt, durch die geistige Macht der Darstellung dem Bereich des blos Zufälligen vollkommen entrückt ist. Wenn der Catalog die zur Rechten der Jungfrau stehende Figur die h. Magdalena nennt, so ist dies sicher ein Irrthum: der resolute Ausdruck, der breite, kräftige Hals, ja selbst die Kopfbedeckung bezeichnen sie als eine männliche. Die Zeichnung ist durchweg rein und edel, das Colorit von milder Klarheit, das Helldunkel sehr geschickt angewendet.

Aus äusseren und inneren Gründen scheint mir die
1. St. II. Nr. 43. Aechtheit des zweiten Bildes, das hier demselben Meister zugeschrieben wird, höchst zweifelhaft. Allerdings trägt es die Inschrift: *Ioannes bellinus faciebat M. D. X. V.*, doch weiss man wohl, dass Holz und Leinwand nicht minder geduldig sind als das Papier. Das Bild stellt eine nackte weibliche Figur vor, die sich das Haar ordnet. Aehnliche Darstellungen wurden von Bellini, der sich nur auf dem religiösen Gebiet heimisch fühlte, mit fast ängstlicher Scheu vermieden und sehr unwahrscheinlich ist es, dass der im Jahre 1515 neunundachtzigjährige Meister neue Bahnen eingeschlagen haben sollte. Zudem sind diese zwar correcte aber reizlose Zeichnung und stumpfe, eintönige Farbe seiner nicht würdig.

Bevor ich auf Bellini's Schüler übergehe, will ich seiner Mitstrebenden erwähnen.

Vittore Carpaccio (um 1500): Eine grössere,
1. St. VII. figurenreiche Composition; inmitten derselben Christus, das Nr. 25. Kreuz in der Linken, zu seinen Füssen der Kelch, in den aus seinen Wundenmalen die Blutströme fontänenartig springen, um ihn und über ihm Engel, die mit dem Aus-

druck frommer Inbrunst das Mysterium anbeten. Die Gestalt des Heilands ist etwas mager und dürftig, der Charakter des Kopfes nicht ohne Verwandtschaft mit den älteren Florentinern, an welche auch die mit unverkennbarer Vorliebe behandelte Landschaft erinnert. Seinen Hauptreiz erhält das Bild durch die Engelfiguren, die trotz ihres wunderlichen Costümes, des perrückenartig gebauschten Haares und der zu grossen Füsse, wahrhaft holdselig sind. Die leidenschaftliche Innigkeit ihres Ausdrucks, die Art und Weise wie jede Bewegung zur Erhöhung desselben dienen muss, beweisen, mit wie grossem Rechte man Carpaccio den eigentlichen Historienmaler der älteren venetianischen Schule nennt.

Marco Basaiti (1510): Jesus beruft die Söhne des Zebedäus zum Apostelamt. Ort der Handlung ist eine reiche, von Bergen begrenzte Landschaft, mit einem Castell im Mittelgrund und Fischerhütten am gegenüberliegenden Ufer des Sees, ein anmuthiges Idyll, in dem sich die bei aller Schlichtheit würdevollen Gestalten entsprechend bewegen. Besonders gelungen scheint mir der Jüngling, der, wie an der Möglichkeit solchen Glückes zweifelnd, freudig überrascht die Hand auf die Brust legt. Die Köpfe sind mit ausserordentlicher Feinheit ausgeführt, das Colorit klar und heiter. Der architektonische Rahmen, der um das Bild gemalt ist, lässt durch sein schönes Relief die unmögliche Stellung der einen als äusseres Ornament dienenden Figur übersehen. I. St. II Nr. 62.

Bellini hat eine grosse Zahl von Schülern gebildet, darunter solche, deren Ruhm den ihres Lehrers bald weit überflügelte. Bevor ich von diesen spreche, will ich noch derjenigen seiner Anhänger erwähnen, welche seiner Richtung folgten, ohne der Kunst neue Bahnen zu eröffnen. Doch selbst bei Manchen von diesen musste, je nach der Verschiedenheit der Individualität, seine milde Anmuth und sanfte Frömmigkeit einer strengeren Auffassung weichen. So z. B. bei Vicenzo Catena, von dem das Belvedere ein ungemein tüchtiges Porträt von fast herber Kraft der Charakteristik besitzt. Auch Cima da Conegliano zählt zu diesen. Seine Madonna mit dem Kinde, von Heiligen umgeben, hat nichts von der Lieblichkeit des Bellini'schen I. St. II. Nr. 33. I. St. II. Nr. 56.

Typus, wohl aber herrscht in dem Bilde ein Ernst und eine Würde voll streng religiösen Charakters. Am wenigsten gelungen ist die Hauptfigur, die nicht nur der Schönheit, sondern auch des belebten Ausdrucks ermangelt, während die Männergestalten in Motiv und Bewegung seelenvolle Innigkeit entfalten. Die Färbung, wenn auch klar und ansprechend, erreicht nicht Bellini's Kraft und weichen Schmelz.

Ein anderer höchst begabter Schüler desselben Meisters,
I. St. II. Nr. 47. Lorenzo Lotto (1480 — 1554), neigt sich in seiner von einem Engel bekränzten Madonna weit mehr zur lombardischen Schule hin, wie sie sich unter dem Einfluss Leonardo da Vinci's entwickelt hat. An sie erinnert das feine Formengefühl, die unbeschreibliche Süssigkeit des Ausdrucks, die virtuose Behandlung des Helldunkels, welche diesem Bilde seinen zauberhaften Reiz verleihen. Auch in dem Typus der Köpfe mit dem reinen Oval, den breiten, schweren Augenlidern und dem fein geformten Kinn, wie in dem reichen, grandiosen Faltenwurf findet man sie wieder. Die Charaktere sind mehr poetisch als eigentlich fromm, Ahnung und Sehnsucht sind an die Stelle der früheren Naivetät getreten, eine neue Gedankenwelt hat sich erschlossen. Die Harmonie des Colorits wird nur durch das etwas harte Blau des Mantels beeinträchtigt, der die Gestalt der Jungfrau umfliesst. Die grosse Seltenheit der Arbeiten Lotto's
E. III. Nr. 29. macht dieses schöne Bild noch kostbarer. Ein zweites, eine Grablegung, das ihm hier zugeschrieben wird, lässt zum Theil seinen tiefen Schönheitsinn vermissen, rührt aber jedenfalls von sehr geschickter Hand her. Auch muss dabei in Betracht kommen, dass Lotto in seinen Arbeiten ziemlich ungleich und fremden Einflüssen mehr als billig zugänglich war.

Ich habe diese Gruppe von Schülern Bellini's vorangestellt, um ihr dann jene folgen zu lassen, die, aus dem Kreise der gewohnten Darstellungen heraustretend, der venetianischen Kunst neue Gebiete eroberten und sie zu ihrer vollsten Eigenthümlichkeit ausbildeten: Giorgione, Palma vecchio, Tizian.

Ich gestehe, dass Giorgione, der eigentliche Reformator der venetianischen Schule, mir auch ihr grösster

Genius scheint. Wenn, und so wie die Sachen stehen mit Recht, Tizian dennoch einen höheren Rang einnimmt, so ist es meines Erachtens nicht, weil die Natur ihn reicher ausgestattet hat, sondern weil ein nahezu ein Jahrhundert umfassendes Leben ihm die volle Darlegung seines inneren Reichthums ermöglichte, während Giorgione im vierunddreissigsten Jahre vom Tod hingerafft wurde. Gram über die Treulosigkeit seiner Geliebten brach ihm das Herz. Ein schlagender Beweis gegen die abgeschmackte Behauptung, ein rechter Künstler müsse, nur seinen Idealen lebend, für Lust und Leid, Hass und Liebe unempfindlich sein. Ein rechter Künstler muss vor allem Anderen ein rechter Mensch sein und alle unsere Empfindungen noch erhöht und potenzirt in sich tragen; wie sollte er sie sonst darstellen? Es lässt sich nichts aus der Seele schöpfen, was nicht wirklich darin ist. *Bisogna molto soffrire per fare soffrire!* Das scheint Giorgione's Wahlspruch gewesen zu sein und, wenn auch nicht im Leben, in der Kunst hat er ihn zum Siege geführt. Sein frühes Ende und der Umstand, dass er viele seitdem untergegangene Fresken malte, erklären die Seltenheit seiner Bilder; um so stolzer mag die kaiserliche Gallerie darauf sein, deren mehrere ihr Eigenthum nennen zu dürfen. Das eine derselben und wohl das vorzüglichste, einen mit Weinlaub bekränzten Jüngling vorstellend, der von einem Bewaffneten angefallen wird, scheint mir indessen nicht die Erzählung des Valerius Maximus, sondern vielleicht ein persönliches Erlebniss des Künstlers zum Gegenstand zu haben. Dort ist nur von einer Prügelei aus höchst unsaubern Ursachen die Rede, hier ist unverkennbar ein meuchlerischer Ueberfall dargestellt. Auch hat der Kopf des Jünglings grosse Aehnlichkeit mit Giorgione selbst, dessen von ihm selbst gemaltes Porträt eine der Zierden der Münchner Pinakothek ist. Lebhaft erinnert er an dies edle Antlitz mit den feinen und doch so bestimmt geprägten Zügen, dem Charakter stiller Glut, verhaltener, aber um so mächtigerer Leidenschaft, die sich hier allerdings mit dem Ausdruck des Schreckens und der Entrüstung paart. Was aber auch der Gegenstand des Bildes sein mag, an poetischer Schönheit und malerischer Vollendung ist es eines der grössten Meisterwerke. Von eigen- 1. St. II. Nr. 10.

thumlichem Reiz ist ein zweites, das man, in Ermanglung
I. St. II. einer passenderen Bezeichnung die drei Fehlmesser aus dem
Nr. 57 Orient getauft hat. Die eigentliche Bedeutung der Composition ist nicht wohl zu enträthseln. Zwei ältere Männer, nach ihren Attributen zu schliessen chaldäische Astrologen, stehen im Vordergrund, während ein auf dem Boden sitzender Jüngling mit einem Messinstrument in der Hand einen Punkt in der Umgegend zu fixiren scheint. Betrachtet man die Landschaft, die hier zuerst in so grandioser Weise, mit so begeistertem Naturgefühl aufgefasst erscheint, so fühlt man sich zu dem Glauben versucht, Giorgione habe vornehmlich sie im Auge gehabt und die Figuren nur als phantastische Staffage hineingestellt. In der Behandlung der Lufttöne namentlich zeigt sich die sein Colorit charakterisirende Glut und Klarheit. Noch andere Arbeiten von ihm sind ein mit der höchsten Kraft und Weichheit gemaltes
E. I. Nr. Brustbild eines geharnischten Mannes, zwei Studienköpfe,
16 ein kleines Bild, an dem die Beleuchtung die Hauptsache, und ein Johannes mit dem Adler. Das letztere Bild, in einer dunkeln Ecke hoch an der Wand befestigt, ist dem Blicke nahezu entrückt. Eine Magdalena und eine Auferstehung tragen mit Unrecht Giorgione's Namen und sind höchst wahrscheinlich nicht einmal aus seiner Zeit.

Ein Genie wie das Giorgione's muss nothwendig einen bestimmenden Einfluss auf seine Umgebung ausüben und in der That sehen wir alsbald mehrere seiner früheren Mitschüler durch ihn für die neue Richtung gewonnen, die, den bisher noch sehr beschränkten Ideenkreis verlassend, nach voller Freiheit rang. In die Reihe derselben gehört Palma vecchio (1473—1521), ein Maler, dessen liebenswürdige Heiterkeit und Naivetät seine Arbeiten mit einem unvergänglichen Reiz ausstattete.

Aus der Schule des Bellini hervorgegangen, in deren Styl seine früheren Bilder gemalt sind, schloss er sich später dem Giorgione an, doch mit einer so entschiedenen Beibehaltung der eigenen scharf ausgesprochenen Individualität, dass von einem blossen Nachahmen bei ihm nirgends die Rede sein kann. Eine von Giorgione sehr verschiedene Natur, hat er nichts von dessen schwärmerischem Ernst und geheimnissvoller Tiefe, aber Eines hat er mit

diesem gemein: das unverwüstliche Schönheitsgefühl, die rasch pulsirende, bei Giorgione freilich mit einem tragischen Zug gemischte Lust an der Fülle der Erscheinungen, den mit der ganzen Kraft eines Instinctes sich äussernden Sinn für Farbe und Licht. Wir begegnen hier mehreren Bildern von ihm, die grösstentheils seiner zweiten Periode angehören. Nur die Heimsuchung Mariä dürfte seinen früheren Arbeiten beizuzählen sein. Viel markirter tritt seine Eigenthümlichkeit in zwei Bildern hervor, die beide eine sogenannte *santa conversazione* zum Gegenstand haben. Den Mittelpunkt solcher Gemälde bildet gewöhnlich die Madonna, um die dann verschiedene Heilige gruppirt sind; bei den älteren Meistern noch in streng symmetrischer Anordnung, bei den neueren hingegen mit dem erfolgreichen Bestreben, durch eine grosse Mannigfaltigkeit der Stellungen und Bewegungen die Monotonie ähnlicher Darstellungen zu vermeiden. Das vorzüglichere dieser Bilder scheint mir dasjenige, das auf der einen Seite die h. Ursula mit ihren Gefährtinnen in Anbetung vor dem göttlichen Kinde, auf der anderen den h. Marcus sein Evangelium schreibend, zeigt. Von tiefer, inbrünstiger Andacht ist darin freilich nicht viel zu verspüren, doch sind die schönen Frauenköpfe nicht ohne den Ausdruck sanfter Frömmigkeit und der Heilige von einem Ernst und einer Würde, die den glücklichsten Gegensatz zu ihrem zarten Liebreiz bildet. An Klarheit und Schmelz des Colorits kann dies Bild nicht überboten werden. Von den übrigen Arbeiten Palma vecchio's erwähne ich noch folgende: Lucretia, den Dolch in der Rechten, hinter ihr ein Mann, der ihr in den Arm fällt. Hier erweist sich Palma, der es gewöhnlich mit der Zeichnung nicht sehr genau zu nehmen pflegte, auch als vortrefflicher Zeichner, während die ungemein schöne Behandlung der Fleischtöne und das herrliche Helldunkel seine coloristische Bedeutung neuerdings bekunden. Ein heil. Johannes, der durch Retouchirungen, bei denen man den Firniss nicht sparte, keineswegs gewonnen hat, und mehrere weibliche Porträts vervollständigen die Reihe von Palma's hier befindlichen Werken. Die letzteren sind von der entzückendsten Lebensfrische und Liebenswürdigkeit. Selbst die Koketterie, von der sie nicht frei sind, hat etwas Un-

I. St. II. Nr. 2.

I. St. II. Nr. 8.

I. St. II. Nr. 13.

I. St. I. Nr. 35.

I. St. II. 11. 13. 14.

schuldiges, wie denn überhaupt Palma's sehr entschiedene Weltlichkeit durch den Zauber der Naivetät verklärt wird.

I. St. I. Nr. 10. Ist das ihm hier zugeschriebene Porträt Gaston de Foix' wirklich von seiner Hand, so ist er darin unbedingter als sonst dem Giorgione gefolgt, an den das stärkere Impasto, die breitere Behandlung und mehr noch der schwermüthige Adel des Ausdrucks erinnern. Man wäre versucht, das Bild für eine Copie nach Giorgione zu halten, der bekanntlich den französischen Helden ungefähr ein Jahr vor Beider frühem Tode malte.

Von einem der bedeutendsten venetianischen Maler, in dessen Entwicklung sich der Einfluss des letztgenannten Meisters nachweisen lässt, von Sebastiano del Piombo (1485—1574), besitzt die kaiserliche Gallerie nur ein Werk, das Brustbild eines nackten jungen Mannes, von tüchtiger Modellirung und schönem, warmem Ton. Ohne Zweifel ein Werk seiner früheren Zeit, in der es ihm vor Allem um Form und Farbe zu thun war. Später, in Michelangelo's Zauberkreis getreten, veränderte er seinen Styl sehr wesentlich.

Wir sind nun zu dem Meister gelangt, durch den die venetianische Schule zu ihrem höchsten Glanz, dem vollsten Ausdruck ihrer Eigenthümlichkeit gelangte, zu Tizian (1477 — 1576). Die Kunstgeschichte hat nur äusserst wenige Erscheinungen aufzuweisen, denen Natur und Schicksal in gleichem Masse hold waren. Von jener mit ihren wunderbarsten Gaben ausgestattet, von diesem in seltener Weise begünstigt, zählt er zu den Erkorenen, die durch das Leben gehen, ohne dessen Trübe und Schwere kennen zu lernen. Es war ihm beschieden, fast ohne Kampf zu siegen, von seinem Beginn bis zu seinem Ende den ersten Rang zu behaupten — Giorgione, der einzige Nebenbuhler, der ihm diesen hätte streitig machen können, war früh dahingeschieden — und endlich mit dem Bewusstsein zu Grabe zu gehen, dass sein Ruhm nur mit der Civilisation selbst von der Erde verschwinden könne. Ein jahrhundertlanges Leben ward ihm geschenkt und, wie schon aus diesem Umstand hervorgeht, eine Fülle von physischer Kraft, die ihm jede Anstrengung zum Spiele machte.

Es existirt nicht eine nennenswerthe Gemäldesammlung, die nicht mehrere Arbeiten von Tizian besässe; in mancher derselben, und auch hier, wächst ihre Zahl zur Masse an. Mag seine Leichtigkeit im Produciren noch so gross gewesen sein, mag er sich in späteren Jahren noch so häufig einer unläugbaren Flüchtigkeit und Aeusserlichkeit ergeben haben, ohne jene unverwüstliche Kraft und Gesundheit hätte er es nicht vermocht, diese schier unabsehbare Reihe von Werken zu schaffen, von denen viele unvergleichliche Meisterwerke sind und deren schwächsten in einzelnen Theilen noch immer die Signatur des Genius aufgedrückt ist. Aus dieser so ungemein glücklichen Organisation lässt sich auch die grandiose Heiterkeit seines Wesens herleiten, seine durch nichts zu trübende Empfänglichkeit für die Schönheit und den Glanz der Welt, seine Abneigung gegen Alles, was sein sonniges Innere zu trüben vermocht hätte. Es war eine mit Goethe verwandte Natur. Wie dieser besass er neben jenem heiteren Grundton auch die ganze Fülle tragischer Macht. Was er in der Darstellung des Schauerlichsten und Schmerzlichsten zu leisten vermochte, bekunden sein Martyrium des h. Petrus von Verona in der Kirche San Giovanni e Paolo zu Venedig, seine Grablegung und noch manche andere Bilder voll tiefen, erschütternden Ernstes. Wenn aber auch sein Gemüth nach dieser Richtung nicht minder stark besaitet war, so hat er sich ihr doch nur ausnahmsweise zugewendet und weit mehr die Licht-, als die Nachtseiten des Lebens aufgesucht. Dies Alles, wie auch das tiefe, reine Naturgefühl, das sich bei ihm besonders in der Landschaft so herrlich ausspricht, hat er mit Goethe gemein.

Seine künstlerische Thätigkeit zerfällt in drei Perioden. Der ersten merkt man den Einfluss Gian Bellini's und Giorgione's, und zwar unbedingt zu ihrem Vortheil, deutlich an. Die Zeichnung ist strenger als in der Folge, das Colorit erscheint noch nicht als etwas Selbstständiges, sondern nur als ein Mittel, um Ausdruck und Stimmung zu erhöhen, die Charaktere sind vorwiegend von edler Wahrheit und Innerlichkeit, die Technik nur die Dienerin des Gedankens. Das wunderbarste Denkmal dieser Periode

ist der *Cristo della moneta* zu Dresden; auch zwei der
I. St. II. hier befindlichen Madonnenbilder gehören ihr an. Auf dem
Nr. 59. einen sieht man die Jungfrau mit dem Kinde, vor ihr drei Heilige. Die Hoheit und Reinheit der Madonna, der volle Ernst des greisen Heiligen, Sanct Georg's fromme Schlichtheit, vor Allem aber die stille Glut und begeisterte Hingebung des jugendlichen Stephan, dessen ganzes Leben in's Auge getreten zu sein scheint, eröffnen dem Blick eine höhere Welt, in ein Dasein voll Schönheit und Harmonie. Und so wunderbar dieses Bild ist, wird es von dem
I. St. II. zweiten, die Madonna mit den Kirschen genannt, dennoch
Nr. 61. übertroffen. Ideale Grossartigkeit der Motive, Unmittelbarkeit und erhabene Anmuth des Ausdrucks, das edelste Stylgefühl vereinen sich hier mit einem gleichsam von Lichtströmen durchfluteten Colorit. Das Bild ist eines jener Kunstwerke, deren Anblick für alle Lebensmühen entschädigt.

In Tizian's zweiter Periode sehen wir ihn, was völlige Beherrschung jeder äusseren Schwierigkeit und Meisterschaft der Technik betrifft, auf der höchsten Stufe. Ohne Zweifel war es dies Bewusstsein, was ihn verleitete, fortan nur zu oft das Mittel an die Stelle des Zweckes zu setzen. Die Composition wird nicht mehr durch einen einheitlichen Gedanken zusammengehalten, die Harmonie der Linien ist häufig nicht beachtet, die Zeichnung mitunter so flüchtig, dass man an Michelangelo's Wort erinnert wird. Als dieser Tizian's berühmte Danaë (jetzt in Neapel) sah: rief er aus: „Schade, dass man in Venedig nicht zeichnen lernt!“ Himmelsgaben solcher Art, wie Tizian sie besass, machen sich aber den Menschen, wäre es selbst gegen seinen Willen, dienstbar und so hat auch Tizian's zweite Periode noch eine ganze Reihe wundervoller Werke aufzuweisen, in denen die Charaktere oft von der grössten Schönheit und Wahrheit sind, wenn auch im Ganzen auf die Darstellung mehr Gewicht gelegt ist, als auf den Gedanken
I. St. II. selbst. Bilder aus dieser Zeit sind die Ehebrecherin vor
Nr. 60. Christus, eine Composition, deren Adel und inneren Kern man am besten würdigen lernt, wenn man sie mit der ganz äusserlichen Behandlung vergleicht, die Paolo Veronese demselben Gegenstand zu Theil werden liess. Das Motiv

des Christuskopfes erinnert an den Zinsgroschen, wenn auch freilich die überirdische Hoheit des Charakters hier nicht erreicht ist. Von grosser Schönheit und Innigkeit ist der Ausdruck der schuldbewussten Frau, das Relief der Figuren bewundernswerth. Ferner eine Grablegung voll tiefer, echter Empfindung und mit äusserst glücklich bewegten Figuren. Bei jeder einzelnen derselben fühlt man die Nothwendigkeit ihrer Bewegung deutlich heraus. Die Köpfe zeichnen sich durch Naturwahrheit und den seelenvollen Ausdruck gottergebenen Schmerzes aus. Zwei mythologische Darstellungen: „Danaë auf dem Ruhebett" und „Diana und Callisto," sind von der reizendsten Zartheit in den Fleischtönen, das letztgenannte Bild auch ungemein geistvoll componirt und schon durch den gewitterschwülen Ton der Landschaft die beabsichtigte Stimmung erweckend. Hier wie in der Danaë, deren weisser Körper, von der vollsten Wärme des Lebens durchhaucht, sich leuchtend von dem weissen Lager abhebt, ist in Bezug auf Schönheit der Carnation das Ausserordentlichste geleistet.

I. St. II. Nr. 32.

I. St. II. Nr. 17. 86.

Ein grosses *Ecce homo* zeigt uns neben einer zur höchsten Ausbildung gediehenen Technik zugleich die Mängel, die bei Tizian's Nachahmern unvermeidlich den Verfall der Schule herbeiführen mussten. Von religiöser Empfindung, ernster Vertiefung in den Vorwurf ist in dem Bilde keine Spur zu finden; sichtlich war es dem Maler nur um die Darstellung einer pracht- und lebensvollen Scene zu thun. Die Personen, die unser Interesse zumeist auf sich ziehen sollten, sind in eine Ecke des Bildes gedrängt, die Aufmerksamkeit wird von ihnen weg und auf Figuren hingelenkt, die nur eine secundäre Wichtigkeit haben sollten. Unläugbar ist jede derselben vortrefflich, aber in welcher Verbindung stehen sie zu dem Hauptvorgang und in welcher Beziehung zu einander? Es ist unmöglich, diese Frage befriedigend zu beantworten. Den Mangel an äusserer historischer Wahrheit — die meisten Figuren tragen das Costume des 16. Jahrhunderts, ein Mann im Vordergrund stützt sich auf einen mit dem kaiserlichen Doppeladler verzierten Schild u. s. w. — könnte man leicht verschmerzen. Bei wie vielen älteren Bildern stören solche Willkürlichkeiten nicht

I. St. II. Nr. 19.

im Geringsten! aber über den *Mangel an Harmonie* zwischen dem Charakter des Vorganges und seiner Darstellung kommt man nicht hinweg. Als rein malerische Leistung ist das Werk bewundernswerth — man staunt, wenn man bedenkt, dass Tizian bereits hoch in den Sechzigen war, als er es malte — von einem höheren Standpunkt aus betrachtet ist es wenig mehr als ein mit der grössten Virtuosität ausgeführtes Effectbild, in dem der Gedanke der Materie, die ewige Wahrheit der zufälligen Wirklichkeit unterordnet ist. Manche andere Bilder Tizian's muss ich unerwähnt lassen und will nur noch eine Lucretia hervorheben, nach der Bezeichnung „*Sibi Titianus fecit*", ein Lieblingswerk des Meisters. Mir scheint sie, offen gestanden, nicht schön genug, um eine solche Bevorzugung zu verdienen.

E. I. Nr. 31.

Mit Tizian's dritter Periode, d. h. mit der Zeit, in der auch diese Riesennatur die Wucht der Jahre zu fühlen begann, habe ich mich hier nicht zu beschäftigen, da das Belvedere keine Werke aus ihr besitzt. Ich gehe daher von seinen Historienbildern zu den Porträts über, von denen sich eine bedeutende Anzahl hier vorfindet.

Selbstverständlich musste in einer Schule, die hauptsächlich auf Naturwahrheit und Darstellung des wirklichen Lebens basirt war, das Porträt zu vorwiegender Bedeutung gelangen und in der That hat die venetianische eine Reihe von vortrefflichen Porträtmalern hervorgebracht. Der grösste unter ihnen ist Tizian, der, was dieses Fach betrifft, auf derselben Höhe mit Raphael, Holbein und Velasquez steht. Freilich nicht in allen seinen Bildnissen. Mit Aufträgen überhäuft, von allen Seiten in Anspruch genommen, begnügte er sich wohl auch mitunter, das Original, wie er es vor sich sah, wiederzugeben, immer höchst geist- und lebensvoll, aber doch nur in einem bestimmt abgegrenzten Moment, in einer vorübergehenden Stimmung. Anders verhält es sich mit den Porträts, die er nicht in gebotener, sondern in gebietender Stunde malte. Hier tritt das Ursprüngliche, Ewige, das ihr Schicksal Bestimmende einer Menschennatur mit überwältigender Wahrheit in Zügen, Haltung und Geberde hervor. Seine Auffassung ist von

solcher Grossartigkeit, seine Charakteristik von solcher Schärfe, dass man sich nicht nur die von ihm gemalten Personen nicht mehr anders denken kann: man blickt auch tief in ihre Vergangenheit zurück und weiss, wie sie in jedem künftig vorkommenden Fall handeln würden, handeln müssten. Unter den hier von ihm befindlichen Porträts hebe ich folgende besonders hervor: sein eigenes, das, I. St. II. Nr. 44.
obgleich es durch Zeit und Menschenhände sehr gelitten hat, noch immer von der grössten Wirkung ist; das seines Arztes, ein kluger Kopf, in dem der Ausdruck überlegenen I. St. II. Nr. 40.
Verstandes heiteres Wohlwollen nicht ausschliesst, und das des Papstes Paul III., eine Wiederholung des berühmten I. St. II. Nr. 45.
Gemäldes im Museo borbonico zu Neapel. Sehr reizend ist das Bildniss einer jungen Markgräfin von Mantua, über I. St. II. Nr. 20.
deren schönes Antlitz der Hauch einer leisen, träumerischen Melancholie hinzittert. Das dem zugeschriebene lebensgrosse Porträt Carl's des Fünften dürfte weder von Tizian's E. I. Nr. 3.
Hand sein, noch diesen Fürsten vorstellen; wenigstens hat es durchaus keine Aehnlichkeit mit den authentischen Porträts des grossen Kaisers, die man von Tizian besitzt.

Auch eine Landschaft des nach allen Richtungen hin E. II. Nr. 21.
gleich herrlichen Meisters sei der Aufmerksamkeit der Besucher empfohlen. Ungemein schön componirt, erhält sie noch einen wundersamen Reiz durch ein Colorit, das mit seinem klaren Goldton und seinen durchsichtigen Schatten den vollen Zauber der Natur wiedergibt.

Man geht nicht zu weit, wenn man nahezu alle Maler, die gleichzeitig mit Tizian oder nach ihm in Venedig thätig waren, seine Schüler nennt, sei es, dass sie wie Bonifazio Veneziano, Paris Bordone und Andere seinen persönlichen Unterricht genossen, sei es, dass sie sich wie die Spätergeborenen nach seinen Werken bildeten. Seine Weise ist bei ihnen wiederzufinden, wenn auch natürlich durch die Verschiedenartigkeit der Individualitäten und den ungleichen Grad des Talentes vielfach modificirt. In Bezug auf Naturwahrheit des Colorits und ruhige Würde des Ausdrucks ihm verwandt, zeigt sich Bonifazio (1491—1553), von dem die kais. Gallerie mehrere vorzügliche Heiligenbilder, unter diesen eine in zwei Theile getrennte Ver- E. I. Nr. 21. 25.
kündigung von grosser Schönheit und Innigkeit des Aus-

drucks besitzt. *Tizian's weltliche Richtung* sehen wir durch Paris Bordone (1500 — 1571) vertreten, dessen allegorische Darstellungen zwar in Bezug auf Deutlichkeit Vieles zu wünschen übrig lassen, in den Gestalten selbst aber voll naiver Liebenswürdigkeit sind. Zwei mit grosser Zartheit ausgeführte weibliche Porträts reihen demungeachtet nicht an das herrliche Frauenbildniss hinan, welches die Münchner Pinakothek von ihm aufzuweisen hat.

I. St. II. Nr. 15. 66.

I. St. I. Nr. 16. 18.

Zwei andere Bilder zeigen uns eine neue Seite seines Talentes. Auf dem einen sehen wir in einer reichen Landschaft ein halbverfallenes antikes Kuppelgebäude mit einem Frauenbad, auf dem zweiten einen Gladiatorenkampf. Es lässt sich nicht leicht etwas Anmuthigeres sehen, als die Frauengruppen, mit denen Bordone die Scenerie des ersteren Bildes belebt hat. Allerdings fehlt es der Composition an der erforderlichen Einheit; die einzelnen Gruppen sind eben so viele Episoden, die kein gemeinschaftliches Band zu einer Gesammthandlung verknüpft, aber welche Liebenswürdigkeit waspielt sie, wie lebensfrisch, wie unbefangen stellen sie sich uns dar, und welche Mannigfaltigkeit von Motiven hat die Phantasie des Künstlers in Bezug auf Stellungen und Bewegungen gefunden! Dazu die heitere Landschaft mit ihren Trümmerresten! Es ist als wäre der Vergänglichkeit menschlicher Werke das ewig blühende Leben der Natur gegenübergestellt. Das zweite Bild ist wunderlich genug componirt. Schauplatz des Kampfes ist nicht die Arena, sondern ein grosser, mit Prachtbauten umgebener Platz, von dem ein Theil zu diesem Zwecke abgesteckt ist. Die Kämpfer schlagen ohne Zeichen besonderer Erregtheit auf einander los, die nicht sehr zahlreichen Zuschauer äussern auch keine lebhaftere Betheiligung an dem Vorgang und so hat denn die Darstellung einen einigermassen phlegmatischen Anstrich. Kühne, leidenschaftliche Bewegung war überhaupt nicht die Stärke Bordone's, dessen Weichheit mitunter zur Weichlichkeit wird. Wenn aber auch keine Scene aus dem altrömischen Leben, ist das Bild dagegen ein prachtvolles Architekturstück, in dem der Künstler seine Kenntniss antiker Bauformen sowohl als der Perspective glänzend dargethan hat. Auch sind die Lufttöne von einer schwer zu überbietenden Klarheit und Durchsichtigkeit.

Von Jacopo Robusti, il Tintoretto genannt (1512—1594), besitzt das Belvedere über dreissig Bilder, darunter sehr viele Porträts, meist unbekannter Personen. Ursprünglich ein Schüler Tizian's, nahm Tintoretto später auch andere künstlerische Elemente in sich auf. Ueber der Thür seines Arbeitszimmers befand sich die Inschrift: Die Zeichnung des Michelangelo, das Colorit des Tizian. Ein vielversprechendes Programm! Nur ist es leider nicht möglich, die Resultate innerlichst verschiedener Entwicklungsarten auf eklektischem Wege ohne weiteres in Eines zusammenzufassen. Was ihn zu Michelangelo hinzog, war nicht die Tiefe des Gedankens, der die Erscheinung zumeist als Symbol betrachtete, nicht die typische Erhabenheit des florentinischen Meisters, sondern dessen wilde, stürmische Kraft. Eine ähnliche Kraft fühlte Tintoretto in seiner eigenen vulkanischen Natur gähren und ihrem Zuge folgte er. Da ihm aber die Idealität versagt war, die sie zu läutern und zu verklären vermocht hätte, äussert sie sich bei ihm meistens in einem mitunter an's Rohe gränzenden Naturalismus. Nur die wirkliche Erscheinung gelangt in seinen Bildern, meistens mit der grössten Wahrheit, zur Geltung; an der Seele des Vorgangs geht er oft gleichgiltig vorüber. Statt durch künstlerische Anordnung, Adel und Schönheit der Motive, sucht er durch allerlei äusserliche Effecte, blendende Beleuchtung neben dunkeln Schattenmassen, eine Menge leidenschaftlich bewegter Figuren u. s. w. den Beschauer zu bestechen. Durch diese Richtung und durch seine handwerksmässige Hast im Produciren übte er, trotz seines ungeheuern Talentes und seiner nicht geringeren Technik, den verderblichsten Einfluss auf die ganze Schule aus. Wie längst den Ausdruck, vernachlässigte er später auch sein Colorit; ursprünglich von der grössten Glut, Kraft und Schönheit, wird es in der Folge immer schwerer und trüber. Nur in einzelnen seiner Bilder, vor Allem in seiner in Venedig befindlichen Kreuzigung, offenbart sich die ganze Grösse seiner natürlichen Begabung. Es herrscht darin eine solche Macht der Leidenschaft, ein so erschütterndes Pathos, dass man nicht begreift wie der Künstler, der Solches zu leisten im Stande war, in niedrigeren Regionen sein Genüge finden konnte.

Unter seinen hier vorfindlichen Gemälden hebe ich
I. St. I. Nr. 53. vorerst eine Kreuztragung in kleinen Figuren hervor, eine in Styl und Ausdruck vortreffliche Darstellung. Hier hat er sich nicht blos mit dem Aeusserlichen des Vorgangs abgefunden, sondern seine innere Bedeutung machtvoll erfasst. Auch die Motive sind edler, als man es von ihm gewohnt ist. Ein düsterer aber grossartiger Ernst durchweht das Bild, einzelne Figuren, z. B. Johannes, der die auf die Knie gesunkene Magdalena ermahnt, sich aufzuraffen, um hinter dem sich rasch vorwärts bewegenden Zug nicht zurückzubleiben, sind von überwältigender Wahr-
E. II. Nr. 13. heit des Ausdruckes. Weit schwächer ist eine Grablegung, die, ohne bedeutenden geistigen Inhalt, auch im Technischen nicht befriedigt. Ein sehr merkwürdiges Bild ist seine
E. I. Nr. 20. Susanna, merkwürdig, weil es Bewunderung und Tadel in gleichem Grade herausfordert. Einerseits Zeichnungsfehler, wie man sie keinem Schüler nachsehen würde, anderseits eine Magie der Beleuchtung, ein Glanz und eine Weichheit der Farbe, wie sie nur wenige der grössten Meister erreichten.

Ohne Frage ist das Bild eines derjenigen, von denen Tintoretto zu sagen pflegte, er habe sie in einer Art Furia gemalt; die feurige Unmittelbarkeit der Darstellung, wie ihr Mangel an künstlerischer Durchbildung lassen sich dadurch erklären. Auch mythologische Sujets sehen wir von Tintoretto behandelt, natürlich nicht mit besonderem Glück. Er besass weder die poetische Heiterkeit, die sich unbefangen an jener schönen Götterwelt erfreut, noch die Gedankentiefe, die in ihre symbolische Bedeutung eindringt.

Tintoretto's Thätigkeit muss eine rastlose gewesen sein. Ausser einer Unzahl von Heiligenbildern, darunter viele von kolossalen Dimensionen, hat er eine solche Masse Porträts gemalt, dass man meinen möchte, diese Arbeiten allein wären hinreichend, ein ganzes langes Leben auszufüllen. Dazu kommt noch, dass seine Porträts mit zu dem Besten gehören, was er hervorgebracht hat. Von unmittelbarer Lebenswahrheit sind sie alle, die vorzüglicheren aber auch frei, oft grossartig in der Auffassung, von scharfer Charakteristik und sorgsamer Ausführung. Selbst Adel und Würde, zwei Eigenschaften, die man in seinen Historien-

bildern nur zu oft vermisst, weiss er hier, wenn es darauf ankommt, prächtig auszudrücken. Das vollendetste der im Belvedere von ihm befindlichen Bildnissen scheint mir das eines älteren Mannes mit einem Knaben, wahrscheinlich Grossvater und Enkel. Ein stummer, resignirter Gram, die Spur jener tausend Enttäuschungen, die das Alter grämlich machen, liegt in den Zügen des Mannes; mit diesem Ausdruck stimmt der gesenkte Blick, die lässige Stellung der Hände überein. Einen ergreifenden Contrast damit bildet die ahnungslose Unbefangenheit, mit der der Knabe neben ihm mit den klaren muntern Augen fröhlich in die Welt blickt. Leider hat dies Bild, wie die meisten Werke Tintoretto's, stark nachgedunkelt. Andere vorzügliche Porträts von ihm sind das schön componirte des Admirals Venier und das eines Procurators von San Marco, das durch vornehme Grandezza und den Ausdruck ruhigen Selbstgefühls imponirt. Landschaftliche Motive hat er in seinen Historienbildern oft glücklicher behandelt als hier in der Landschaft, welche die Taufe Christi zur Staffage hat.

I. St. I. Nr. 37.

I. St. I. Nr. 32.

I. St. I. Nr. 22

E. II. Nr. 25

Mit einer ganzen Reihe von Bildern erscheint Paolo Cagliari (1533—1588), nach seiner Vaterstadt il Veronese genannt. Dort empfing er auch von seinem Vater und seinem Oheim Badile die erste Unterweisung in der Kunst, doch ist als sein eigentlicher Lehrer Tizian zu betrachten, dessen Werke auf den viel jüngeren Künstler von entscheidendem Einfluss waren. In Bezug auf malerischen Instinct, Schönheitsgefühl, Sinn für Harmonie und Wirkung der Farbe steht er hinter seinem Vorbild nicht zurück, aber sein Talent wurzelt in einem anderen Charakter und trägt desshalb auch andere Früchte. Er wirkt einzig und allein durch sinnliche Mittel; der Scherblick, der die Gebilde dieser Welt als Symbole einer höheren auffasst, ist ihm versagt. Mit unvergleichlicher Frische, unwiderstehlichem Reiz gibt er die sichtbare Erscheinung wieder, aber nichts darüber hinaus. Das Reich der Ahnung und Sehnsucht ist ihm verschlossen. Darin unterscheidet er sich nicht nur von den grossen Meistern anderer Schulen, sondern auch von Tizian, der, obgleich mit sichtlicher Vorliebe dem Glanz, der Fülle eines heiter bewegten Daseins

zugewendet, in seinen vollendetsten Schöpfungen, dem Zinsgroschen, der Assunta, der Flora u. s. w., sich immer wieder zum Ideal erhebt und Saiten anzuklingen weiss, die unter Veronese's Händen stumm bleiben. Dass mit einer solchen Gemüthsanlage und Talentrichtung ein tiefes Erfassen religiöser Gegenstände nicht vereinbar ist, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Wie ausserordentliche Vorzüge muss nun Veronese besitzen, um trotz des Mangels an Idealität und geistiger Vertiefung dennoch mit Recht den Heroen der Kunst beigezählt zu werden! In der That ist seine Erfindungsgabe von einem Reichthum, seine Auffassung von einer Unmittelbarkeit, sein Verständniss für Schönheit, Anmuth und Würde von einer Stärke und Feinheit, denen sich selbst der hartnäckigste Spiritualist nicht verschliessen kann. Der Schmelz und Zauber seiner Färbung wird von keinem Maler übertroffen; ihre harmonische Abgewogenheit verleiht ihr einen so zu sagen musikalischen Charakter. Merkwürdig ist, wie sich bei gleich hoher Ausbildung des Colorits die venetianischen Meister darin von einander unterscheiden: während Giorgione's Bilder eine geheimnissvolle Glut durchleuchtet, scheinen die Tizian's von goldenem Licht übergossen; bei Tintoretto waltet ein in's Violette ziehender Ton vor, der an den tiefen Glanz des Amethyst's erinnert, Veronese endlich malt in einem zarten Silberton von unsäglichem Reiz. Seine Köpfe sind fast immer schön, die männlichen oft auch von bedeutendem Charakter, die Behandlung der meist sehr reichen Scenerie ungemein geschmackvoll, die Stoffmalerei, die sich bei den realistischen Venetianern überhaupt einer sorgfältigen Pflege erfreute, meisterhaft. Dass seinen stets geistreichen Compositionen die strenge Einheit und Abgeschlossenheit fehlt, darf ihm nicht besonders zur Last gelegt werden; der ganzen Schule ist dies Gebrechen mit ihm gemein.

I. St. I. Nr. 23.

Unter den hier befindlichen Arbeiten Veronese's scheinen mir folgende besonders hervorzuheben: Mariä Verkündigung, in der Anordnung von reinstem künstlerischen Geschmack und schön im Ausdruck der holden Demuth, mit der die Jungfrau die himmlische Botschaft empfängt; in den farbigen Schatten, den Lichtreflexen auf dem schillernden Gewand des Engels ein coloristisches Meisterwerk.

Eine Madonna in trono mit der h. Barbara, der h. Catharina und betenden Nonnen, eine liebenswürdige Composition mit höchst anmuthig bewegten Figuren und Köpfen vom zartsten Liebreiz. Ebenso anziehend ist ein nicht grosses aber figurenreiches Gemälde, welches die Heilung einer kranken Frau durch Christus vorstellt. Der Heiland selbst ist zwar ziemlich unbedeutend und gemeinplätzlich ausgefallen doch entschädigen dafür die andern von warmer, lebendiger Empfindung durchhauchten, geistvoll gruppirten Gestalten. Besonders gelungen ist die von theilnehmenden Begleiterinnen umgebene Kranke mit dem vertrauensvollen Ausdruck im schönen, leidenden Antlitz, der gläubig flehenden Geberde. Zwei Darstellungen der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande zeigen ernste, würdige Männerköpfe und die schönste Stoffmalerei, die sich denken lässt. Hingegen ist die Madonna, namentlich auf dem grösseren der beiden Bilder, unbegreiflich vernachlässigt. In zwei Pendants, Christus und die Samaritanerin und die Ehebrecherin vor Christus, tritt ungeachtet der virtuosen Behandlung, der Mangel an religiöser Auffassung und Empfindung geradezu störend hervor; wie schön die Darstellung auch sein mag, sie lässt uns kalt, weil nichts in ihr uns an die geistige Bedeutung des Vorganges erinnert. Derselbe Mangel verleidet mir auch eine allerdings mit der grössten Bravour und Effectkenntniss gemalte Judith. Eine Judith, deren ganzer Anspruch auf unsere Theilnahme in verführerischer Schönheit besteht, ist ein Unding. Wie soll uns die furchtbare Grösse ihrer That erschüttern, wenn nichts den entsetzlichen Seelenkampf andeutet, den sie kostete? Ohne diesen wird sie zum frivolen Abenteuer, das ein tückischer Meuchelmord würdig beschliesst. Adam und Eva nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese ist nicht sowohl in Bezug auf die Figuren, als wegen des schönen Helldunkels ausgezeichnet, das dem Bilde eine grosse, stimmungsvolle Wirkung verleiht. Auch als Porträtmaler war Veronese, wie die meisten Venetianer, vielfach thätig. In der Tiefe und Macht der Charakteristik, wohl auch in der Wahrheit des Fleischtones kommen seine Bildnisse denen Tizian's nicht gleich, seine Farbe ist aber von solchem Schmelz und Zauber, sein Vortrag von solcher

I. St. I. Nr. 50.

I. St. I. Nr. 52.

I. St. I. Nr. 30. E. I. Nr.

I. St. I. N. 15. 19

I. St. I. Nr. 34

E. I. Nr.

Eleganz und Weichheit, er weiss so unbefangen und reizend vornehm zu sein, dass man, von der Fülle seiner Gaben geblendet, sich über die Lücken seines Talentes kaum noch Rechenschaft ablegt. Mehrere Porträts von seiner Hand, darunter die sehr vorzüglichen des venetianischen Botschafters Barbaro und der schönen Catharina Cornaro, sind hier in Nr. I und II des ersten Stockwerks vereinigt.

I. St. I. Nr. 29. I. St. I. Nr. 33.

Ich muss übrigens bemerken, dass man, trotz der vielen Bilder, die das Belvedere von Veronese besitzt, die ganze Bedeutung dieses Künstlers hier doch nicht kennen lernt; das volle Mass derselben geben nur seine zwischen Venedig, Dresden und Paris vertheilten Hauptwerke. Nur sie lassen in ihren gewaltigen Dimensionen, deren Veronese zur Entfaltung seiner überreichen Erfindungsgabe, seines bewunderungswürdigen Sinnes für Gliederung und Vertheilung der Gruppen, grossartige Architekturformen, festliche Pracht bedurfte, seine ganze Eigenthümlichkeit hervortreten.

Einen wehmüthigen Eindruck macht es, neben einem Werke Veronese's ein Bild seines Sohnes zu erblicken, jenes hochbegabten Carletto Cagliari, den der Tod mit dreiundzwanzig Jahren hinwegraffte. Wenige Jahre vorher war Paolo von der Welt geschieden; der ungeheuere Schmerz dieses Verlustes blieb ihm erspart. Das Bild Carletto's beweist, dass es nicht väterliche Zärtlichkeit war, die den grossen Künstler verblendete, als er mit stolzer Freude prophezeite, sein Sohn werde ihn dereinst übertreffen. Der Tod liess diesen Ausspruch nicht zur Erfüllung gelangen, doch wie begründet er war, sagt uns dies Bild, das schöne Innigkeit der Charaktere mit einer grossartig freien Benützung von Naturmotiven und einer staunenswerthen künstlerischen Durchbildung vereinigt.

E. I. Nr. 2.

Bevor ich zu den Künstlern zweiten Ranges und den Epigonen übergehe, muss ich noch eines Meisters erwähnen, dessen Ruhm zwar nicht so verbreitet ist wie der Tizian's, Veronese's, Tintoretto's, dessen hier befindliches Werk jedoch zu den köstlichsten Schätzen zählt, die das Belvedere umschliesst. Ich meine Moretto da Brescia, eigentlich Alessandro Buonvicino.

Sein Geburts- und Todesjahr ist unbekannt, man weiss nur, dass seine Blüte in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fiel. Ursprünglich ein Schüler Tizian's, empfing er später seine Richtung von der römischen Schule. In dem stillen Adel, dem keuschen Reiz ihres Schönheitsideals erkannte er die Sterne, denen ihm seine tiefeigenste Natur zu folgen gebot. Man möchte ihn kaum zu den Venetianern zählen, so wesentlich unterscheidet er sich von ihnen durch sein Stylgefühl, seinen Sinn für Schönheit der Linien, seine milde Frommigkeit. Die Farbe ist ihm nicht wie ihnen das Ding an sich, nicht Zweck, nur Mittel. Sein Augenmerk ist vor Allem auf das Seelische, in zweiter Reihe auf Reinheit der Formen und Linien gerichtet, während sein Colorit, wenn auch von wohlthuender Klarheit und Harmonie, in Bezug auf Glanz und Intensität hinter dem der eigentlichen Coloristen zurückbleibt. Das Werk, welches die kaiserliche Gallerie von diesem herrlichen Meister besitzt, zeigt ihn uns in seiner milden Grösse, seiner erhabenen Anmuth. Es ist eine heilige Justina mit dem vor ihr knieenden Herzog Ercole von Ferrara. In dem Ausdruck, womit die Heilige auf den Knieenden herabblickt, liegt das himmlische Erbarmen eines jeder irdischen Trübung entrückten Wesens mit dem Menschenloose, leise Wehmuth, die aber durch höheres Wissen versöhnt und verklärt wird. Die Bewegung der hoheitstrahlenden Gestalt ist von wunderbarer Anmuth und Würde. Auch der Kopf des Donators ist von ungemeiner Schönheit, nicht der Formen aber des Ausdrucks: in seinen Zügen spiegelt sich eine schwärmerische Seligkeit, die den Erdensohn für Augenblicke wenigstens in ein höheres Reich emporhebt. Die Pinselführung ist breit, frei, kräftig und dabei von der grössten Weichheit, auf die in einem kühlen, morgenfrischen Ton gehaltene Landschaft besondere Sorgfalt verwendet. Die Grossartigkeit des Faltenwurfs lässt den römischen Einfluss sehr deutlich erkennen. Diess Werk Moretto's und sein grosses Heiligenbild im Städel'schen Institut zu Frankfurt, gehören mit zu dem Vollendetsten, was nicht nur die venetianische, sondern die italienische Kunst überhaupt hervorgebracht hat.

I. St. II. Nr. 7.

Von einer solchen idealen Schöpfung bis zu einem Porträt mag der Abstand allerdings gross scheinen; ist aber das Porträt gleichfalls ein Meisterwerk, so mag es, wenn auch nicht in einer Reihe mit jener, doch nach ihr genannt werden. Desshalb sei hier eines ausserordentlich
E. II. Nr. 15. schönen Bildnisses von Bernardino Licinio (lebte um 1540), einem Verwandten und Schüler Pordenone's, erwähnt. Geist und Adel der Auffassung bei vollkommener Natürlichkeit der Darstellung, eine bewundernswerthe Gesammthaltung bei der liebevollsten Ausführung aller Einzelnheiten und eine Technik, hinter deren scheinbaren Einfachheit sich eine vollendete Meisterschaft verbirgt, erheben dieses Porträt zum echten Kunstwerk.

Eine ausführliche Besprechung der Werke von Künstlern zweiten und dritten Ranges würde von geringem Nutzen sein, doch eben so Unrecht wäre es, sie ganz zu übergehen. Mehrere von ihnen haben als geschickte Nachahmer Erfreuliches geleistet, Andere, dem natürlichen Zug ihres Talentes folgend, sich in neuen, freilich bescheidenen Kunstarten versucht. Das letztere gilt namentlich von Jacopo da Ponte (1510 — 1592), nach seiner Vaterstadt Bassano genannt. Er studirte einige Zeit bei Tizian, schlug aber später, in sein heimisches Städtchen zurückgekehrt, eine eigenthümliche Richtung ein. Zwar entlehnt er seine Vorwürfe häufig, ja meistens, der Bibel; doch ist es ihm dabei nicht um den Vorgang, sondern weit mehr um die möglichst getreue Darstellung von Thieren, Stillleben und dergleichen zu thun. Dem Namen nach ein Historienmaler, malte er eigentlich Genrebilder, zu denen ihm seine halb ländliche Umgebung den Stoff lieferte. In dieser Sphäre entwickelt er eine zwar nicht reiche, doch ansprechende Erfindungsgabe und eine Naivetät, die mitunter an die Niederländer erinnert; die humoristische Auffassung hingegen, die den bedeutenden Genremaler kennzeichnet, ist ihm fremd und der Vorzug seiner Bilder nicht sowohl in der häufig sehr indifferenten Composition, als in der Naturwahrheit gewisser Details, dem kraftigen, wenn auch manchmal etwas cruden Colorit und der wirksamen Beleuchtung
E. I. Nr. 13. zu suchen. Charakteristisch für ihn ist eine Darstellung im Tempel, auf der, seiner Gewohnheit gemäss, die ver-

schiedensten Thiere angebracht sind; ferner noch eine kleine Landschaft, in der Bauern ihr Mahl verzehren. Ein grösseres Bild, Gott zeigt dem Abraham das gelobte Land, ist so ungünstig aufgestellt, dass es sich jeder genaueren Betrachtung entzieht. Auch von seinen Söhnen — die Bassano's waren eine ganze Malerfamilie — sind Arbeiten hier vorhanden: von Francesco nebst Anderen (1551 1594) ein bekränzter Knabe, der durch liebenswürdig naiven Ausdruck die schwache Zeichnung vergessen macht; von Leandro (1558—1623) ein gutes Porträt und ein Conversationsstück.

1. St. VII. Nr. 52. E. 1. Nr. 40.

1. St. 1. Nr. 8.

1. St. 1. Nr. 22.

Ein beachtenswerther Schüler Tizian's ist ferner der Dalmatiner Andrea Schiavone (1522—1582), auch Meldolla genannt. Die allegorischen Darstellungen, die man hier von ihm sieht, sind freilich um nichts interessanter als ähnliche Versuche, Begriffe zu verkörpern, auszufallen pflegen, und überdiess nur flüchtig behandelt. Wirklich ansprechend hingegen erscheint er in einer Anbetung der heil. drei Könige, eben so schlicht und wahr in der Empfindung, wie trefflich in der Färbung, und seinem sehr lebendig aufgefassten, kräftig gemalten Selbstporträt, das seltsamer Weise die deutsche Inschrift: „Andreas Schiavone von seiner Handt" trägt.

1. St. 1. Nr. 17.

1. St. 1. Nr. 3.

In eine etwas spätere Zeit fällt Jacopo Palma d. j. (1544—1628), ein Künstler von bedeutendem Talent, aber ohne die innere Kraft und Weihe, deren er bedurft hätte, um sich dem beginnenden Verfall entgegenzustemmen. Seine Kreuzabnahme, noch mehr seine Maria mit dem Leichnam Christi, sind mit Einsicht componirt, manche Köpfe von ergreifendem, andere hinwieder von forcirtem Ausdruck des Schmerzes. Seinem Colorit merkt man fremde Einflüsse an: es ist trüb und schwer, in den Schatten schwarz und undurchsichtig.

1. St. 1. Nr. 2. 45.

Als eine spate Nachblüte der glorreichen alten Zeit ist der Paduaner Alessandro Varotari (1590 — 1650), il Padovanino genannt, zu betrachten. Ein Schüler seines Vaters Dario, wie der Catalog angibt, kann er nicht gewesen sein, denn Dario starb, als der Knabe sechs Jahre alt war. Wahrscheinlich kam Alessandro früh nach Venedig und trat in eine der dortigen Malerschulen. Bei

welchem Meister er aber studirt haben mag, seine eigentlichen Lehrer waren die Werke Tizian's, in die er sich ganz versenkte. Kein gleichzeitiger venetianischer Künstler erhielt sich so frei von der Verwilderung, die grösstentheils durch Tintoretto's Schuld eingerissen war, keiner war sich der hohen Aufgabe der Kunst so tief bewusst. Sein Streben nach Wahrheit und Schönheit ist um so ruhmwürdiger, je vereinzelter es dasteht. Das beste seiner hier befindlichen Bilder ist die Ehebrecherin vor Christus, eine reiche Composition im altvenetianischen Styl mit fein individualisirten Köpfen und von grosser Schönheit des weich verschmolzenen Colorits. In seiner Vorliebe für die älteren Meister geht Varotari so weit, selbst ihre Anachronismen mit Bewusstsein nachzuahmen; so z. B. setzt er einem der Schriftgelehrten eine Brille auf die Nase und gibt ihm ein gedrucktes Buch in die Hand. Andere Werke von ihm sind eine Heriodas, in demselben Saale, und eine heil. Familie, die reich an schönen Einzelnheiten, nur in dem Mangel an Naivetät den Sohn einer späteren Zeit erkennen lässt.

I. St. II. Nr. 21.

E. I. Nr. 9.

Varotari ist der letzte wahre Künstler, den Venedig hervorbrachte. Schon in seinem übrigens talentvollen Schüler Pietro della Vecchia (1605—1678) gelangte die längst bemerkbare Hinneigung zum Naturalismus der Neapolitaner zum vollständigen Sieg. Kein ebenbürtiges Talent rang fortan um den Kranz der dahingeschiedenen Meister; ihre Lehren, ihr Beispiel waren vergessen.

I. St. VII Nr. 56.

Für die Maler der nun folgenden Periode scheinen Giorgione, Tizian, Veronese nie gelebt zu haben; man möchte es glauben, wenn man die Arbeiten Liberi's, seines Schülers Carlo Loth und Tiepolo's betrachtet. Nicht an Talent, noch an Geschicklichkeit fehlte es diesen Malern, aber an Gefühl für die Würde und Heiligkeit der Kunst. Nur in einem untergeordneten Genre sah man im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts noch zwei bedeutende Künstler erstehen: Antonio Canale und seinen Neffen Bernardo Belotti (1724—1780), beide gewöhnlich Canaletto genannt, und ausgezeichnet in ihren Stadtansichten. In der fürstl. Liechtenstein'schen Gallerie werden wir uns an einigen Hauptbildern dieser Meister erfreuen, von denen hier nur der

jüngere vertreten ist. Seine zwei Ansichten der Freiung E. III. Nr.
sind allerdings trefflich gezeichnet und von schöner Klar- 23. 25.
heit des Tons, aber die reizende Eigenthümlichkeit Canaletto's spiegelt sich nicht in ihnen ab. Um diese ganz geltend zu machen, bedarf er der von einem goldigbraunen Schimmer überhauchten Paläste und Kirchen, der stillen Plätze und belebten Kanäle seiner schönen Vaterstadt.

Florenz.

In Ermanglung von Bildern älterer Meister eröffnet Luca Signorelli (1440—1521) hier die Reihe florentinischer Künstler. Obgleich durch seinen Lehrer Piero della Francesca mit der umbrischen Schule — von der später die Rede sein wird — zusammenhängend, hat Signorelli im Verein mit Domenico Ghirlandajo mächtig zur Entwicklung jenes edlen Realismus beigetragen, der in Leonardo da Vinci zur höchsten, strahlendsten Blüthe gelangte. Schon früher hatte man in Florenz Gypsabgüsse von Theilen des menschlichen Körpers genommen, um zu einer richtigern Darstellung desselben zu gelangen. Signorelli ging weiter und trieb zur Erreichung dieses Zweckes anatomische Studien. Mit gleichem Eifer erforschte er die Gesetze der Perspective. Die grossartige Auffassung, die ihm von Natur aus eigen, ward durch solche Studien geläutert und zum künstlerischen Bewusstsein erhoben. Mag der Ruhm seiner Nachfolger auch den seinen überstrahlen, sie stehen nichtsdestoweniger auf seinen Schultern. — In dem Bilde, wel- 1. St. VII.
ches wir hier von diesem grossen Meister sehen, ist die Nr. 7.
alterthümliche Symmetrie bereits einer freien Anordnung gewichen; das plastische Element tritt in den sehr entschiedenen Formen mit voller Kraft hervor, die Bewegungen sind bei schönem Adel vollkommen ungezwungen und natürlich, die Charaktere bei aller Schlichtheit nicht ohne eine eigenthümliche Grossartigkeit. Von grossem Reiz ist auch der sonnig-klare Lufton.

Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto ausgenommen, sind die andern Hauptmeister der florentinischen

Schule, Michelangelo, Leonardo und ihr Vorläufer Masaccio nur durch Copien oder Schulbilder repräsentirt. Aus der Schule des Letzteren sieht man ein ungemein
I. St. IV. Nr. 36. schönes männliches Porträt, so edel in der Auffassung, wie zart in der Modellirung. In dem ernsten Blick der Augen liegt eine geistige Hoheit und Energie seltenster Art, während Traum und Sehnsucht den weichen Mund umspielen. Unwillkürlich denkt man an Heine's Lächeln

„Jener schöngereimten Lippen,
Wie sie nur die Dichter haben!"

Sicher ist es das Bildniss eines Dichters oder Künstlers. Seine Werke mögen untergegangen, seine Lieder verklungen, sein Name verschollen sein: lebendig spricht seine Seele noch zu uns aus diesem Bilde.

Unter den Copien nach Michelangelo (1474—1563)
I. St. IV. Nr. 7. hebe ich eine kleine h. Familie, wegen des grossartigen Styls der Composition und eine Entführung des Ganymed,
E. III. Nr. 19. wegen des vielfach interessanten Vergleichs mit Correggio's Darstellung desselben Gegenstandes besonders hervor. Da eben von Copien die Rede ist, will ich auch eine sehr
I. St. IV. Nr. 11. gute, nach Pietro di Cosimo (1441—1521) nicht unerwähnt lassen. Die liebenswürdig naive Composition, in der zwei verschiedene Momente der Handlung (die Befreiung der Andromeda) dargestellt sind, die miniaturartige Ausführung der meist sehr reizenden Köpfchen und des phantastischen Costumes erinnern so lebhaft an die germanische Kunstweise, dass man darauf schwören möchte, der Künstler habe Gelegenheit gehabt, deutsche oder niederländische Bilder zu studiren. Auch die Behandlung der Landschaft spricht für diese Vermuthung. Die Figuren selbst sind freilich von weit anmuthigerer Bildung und graziöser bewegt, als es Pietro di Cosimo's nordischen Kunstgenossen gelang.

Als Schüler Leonardo da Vinci's sind die beiden Lombarden Cesare da Sesto (lebte um 1510) und der etwas jüngere Bernardino Luini der florentinischen Schule beizuzählen. Von dem Ersteren sieht man hier eine Copie
I. St. IV. Nr. 24. der in Hampton-Court befindlichen Herodias seines Lehrers da Vinci und das mit grosser Kraft und Bestimmtheit ge-
I. St. VII. Nr. 35. malte Porträt eines jungen Mannes. — Eine hier Luini

genannte Herodias trägt diese Bezeichnung schwerlich mit Recht. Wer den Adel seiner Zeichnung, seine durchgeistigte Farbe, den süssen Liebreiz seiner Frauenköpfe kennt, wird sich kaum entschliessen können, diese nichts weniger als schöne Herodias mit den seltsam gestellten Augen, den verkniffenen Lippen für sein Werk zu halten. Ein zweites Bild Luini's, der h. Hieronymus, war zur Zeit als ich dieses schrieb, eben der Gallerie entzogen. — Ein schönes Bild aus Leonardo's Schule ist Christus mit dem Kreuz. I. St. IV. Nr. 12. I. St. IV. Nr. 22. I. St. IV. Nr. 10.

Wenn aber auch, wie aus dem Gesagten hervorgeht, keineswegs reich an Werken aus der grossen florentinischen Periode, besitzt das Belvedere deren doch zwei, die selbst im Palazzo Pitti einen Ehrenplatz behaupten würden. Diese Werke sind Fra Bartolommeo's Darstellung im Tempel und Andrea del Sarto's todter Christus von der h. Jungfrau und zwei Engeln betrauert. — Ein Schüler Cosimo Rosselli's eignete sich Fra Bartolommeo (1469 bis 1517) eine freiere und grossartigere Formengebung an, die im Verein mit seiner frommen und zarten Empfindung seinen Schöpfungen einen eigenthümlichen Charakter verleiht. Sein eigentlicher Name war Baccio della Porta; er legte ihn ab, als er, von dem entsetzlichen Schicksal seines geliebten und verehrten Freundes Savonarola bis ins Innerste getroffen, sich in das Dominikanerkloster zurückzog, dessen Prior der muthige Reformator gewesen war. Dort nahm er den Klosternamen Fra Bartolommeo di San Marco an. Wie der Welt wollte er auch der Kunst entsagen, durch vier Jahre berührte er keinen Pinsel. Erst auf Befehl seiner Oberen begann er wieder zu malen, die Liebe zur Kunst erwachte auf's neue, ihr Götterarm erhob ihn wieder über den Jammer der Welt. Inzwischen war Raphael nach Florenz gekommen, Fra Bartolommeo lernte ihn kennen und bald umschlang ein inniges Freundschaftsband die beiden edlen Geister. Ohne Frage hat Raphael weit mehr als irgend einer der gleichzeitigen grossen Meister auf seinen älteren Kunstgenossen eingewirkt; die reine Schönheit Raphael'scher Form und Empfindung war diesem verwandter als Michelangelo's oft düstere Kraft und Leonardo's blendender, aber mit einem leisen Zug von Sinnlichkeit vermischter Liebreiz. — Ein I. St. IV. Nr. 21. I. St. IV. Nr. 23.

Unfall führte vor der Zeit Fra Bartolommeo's Tod herbei. Dass er in der Fülle seiner künstlerischen Kraft von hinnen schied, beweist sein hier befindliches, ein Jahr vor seinem Tode gemaltes Bild. Vor Allem herrlich sind darin die Männergestalten in ihrem würdevollen Ernst, ihrer edlen Ruhe, durchgängig nicht nur fromme, sondern auch geistig bedeutende Charaktere. Ihre Frömmigkeit entspringt dem lebendigen Glauben an ein selbsterkämpftes, sittliches Ideal. Leuchtend ist der Adel ihres Innern in ihrer ganzen Erscheinung ausgeprägt. Für Frauenköpfe fehlte dem in seiner Zelle schaffenden Künstler die Mannigfaltigkeit der Motive, zudem mochte ihm das absichtliche Hervorheben weiblichen Reizes zu irdisch scheinen; doch die Reinheit und Milde seiner Empfindung findet sich auch in den Frauengestalten wieder; von hoher Schönheit ist namentlich der begeisterte Ausdruck der vor dem Kinde knieenden Prophetin. Gewisse anachronistische Verstösse in der Anordnung, z. B. der ganz nach katholischer Weise geschmückte jüdische Tempel, können bei solcher innern Wahrheit wie sie hier herrscht, auch nicht entfernt stören. Das Colorit des Bildes ist von einer Tiefe, Schönheit und Harmonie, wovon die florentinische Schule nicht viele Beispiele aufzuweisen hat. — Nicht von gleichem Rang, aber noch immer sehr schön, voll hoher Milde und Würde, ist eine

1. St. IV. Nr. 17. Madonna mit dem Kinde.

Von einem Schüler Fra Bartolommeo's, dem Mönch Fra Paolo da Pistoja (lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts), sehen wir eine Madonna in trono von Heiligen umgeben. Jedenfalls ist der Schüler in der reinen, frommen Empfindung dem Meister näher verwandt, als in Bezug auf das Talent. Auch folgt er in manchen Stücken, vor Allem in der streng symmetrischen Vertheilung der Figuren, einer alterthümlicheren Richtung. Auch seine Färbung hat wenig von Fra Bartolommeo's Glanz und leuchtender Tiefe, hingegen nähert er sich ihm im ernsten, edeln Ausdruck der Köpfe.

1. St. IV. Nr. 42.

Ein Hauptwerk des Meisters und ein Hauptbild der kaiserlichen Gallerie ist Andrea del Sarto's todter Christus. — Andrea del Sarto (1488—1530) nach dem Gewerbe seines Vaters, eines Schneiders, so genannt (sein wahrer

1. St. IV. Nr. 23.

Name war Vannucchi), trat früh in die Schule des Pietro di Cosimo, entwickelte sich aber bald zur freien Selbstständigkeit und bildete namentlich sein Colorit zu eigenthümlicher Schönheit aus. Seine Zeitgenossen nannten ihn Andrea senza errori und gingen damit im Lobe allerdings zu weit, aber wahr ist es, dass ihm in der Weichheit der Modellirung, der Schönheit der Färbung und des Helldunkels, der meisterhaften Behandlung der Gewänder nur wenige Künstler gleichkommen. Gesellte sich nun, wie es ihm in glücklichen Stunden begegnete, zu diesen Vorzügen der edle Ernst, die tiefe Empfindung, deren er wohl fähig war, so entstanden Schöpfungen, die sich neben dem Vollendetsten behaupten können.

Man darf mit Bestimmtheit annehmen, dass er ohne den grausamen Zwiespalt, der sein Leben zerriss, sich frei und sicher auf der Höhe erhalten hätte, zu der ihn sein Genius jetzt nur in einzelnen Momenten emportrug. Verfehlte Liebe, verfehltes Leben! mag es von ihm heissen. Er hatte das Unglück, ein eitles, herrsch- und gefallsüchtiges Weib (eine tolle Ironie des Zufalls hatte ihr den Namen Lucrezia Fede gegeben) nicht nur zu heiraten, sondern sie auch dann noch zu lieben, als er längst ihren Unwerth erkannt hatte. Im Jahre 1518 wurde del Sarto von Franz I. nach Frankreich berufen; der König wie die Grossen seines Hofes ertheilten ihm Aufträge, die ihm Ehre und reichen Gewinn verhiessen. Doch schon nach einem Jahre überredete ihn Lucrezia nach Italien zurückzukehren. Er schied mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr; wahrscheinlich gab er es in ehrlicher Absicht, aber sein böser Dämon hielt ihn ab, es zu halten. Noch mehr: die Summen, die der König ihm zum Ankauf von Kunstwerken anvertraut hatte, zerrannen unter Lucrezia's Händen; Andrea hatte das vernichtende Gefühl, seinem erlauchten Wohlthäter als gemeiner Betrüger gegenüber zu stehen. Von Reue erfüllt liess er kein Mittel unversucht, die Verzeihung des Königs zu erlangen; Franz blieb unerbittlich. Es konnte nicht fehlen, dass del Sarto's leichtsinnige Schwäche auch in seiner Heimath strengen Tadel erfuhr; der Bewunderung für den Künstler mischte sich verletzende Geringschätzung des Menschen bei. Kummer und Reue kürzten

del Sarto's Leben; er starb schon im einundvierzigsten Jahre.

Das Bild, das wir hier von ihm sehen, gehört zu seinen reinsten und edelsten Schöpfungen, vor Allem herrlich darin ist die Gestalt der Jungfrau. Dem namenlosen Weh, das sich in den bleichen Zügen, dem halbgeöffneten Mund, den jammernd vorgestreckten Händen ausspricht, ist zugleich die Versöhnung beigegeben. Diese Madonna ist gross genug, um selbst in ihrem unermesslichen Schmerz noch zu empfinden, was es bedeuten will, das Heil der Welt geboren zu haben. Aus diesem Bewusstsein schöpft sie eine übermenschliche Ergebung; selbst über Fehl und Versuchung erhoben, willigt sie darein, wie das geliebte Opfer, das bleich und blutend vor ihr liegt, für die Sünden der Menschheit zu büssen. Stiller, nicht von so mächtigem Pathos erfüllt, ist die Trauer der schönen Engel, die sich vor diesem unergründlichen Mysterium des Schmerzes und der Liebe verehrend neigen. Züge und Gestalt des Heilands bewahren auch noch im Tode die Hoheit göttlicher Natur. — Die Ausführung ist des grössten Meisters würdig, das Colorit von wunderbar harmonischer Abtönung, das Helldunkel von zauberischem Reiz.

Ausserdem besitzt das Belvedere von del Sarto eine h. Familie, meines Bedünkens eine schwächere Wiederholung der in der Münchner Pinakothek befindlichen, von der sich das hiesige Bild bei fast vollkommen übereinstimmender Anordnung, nur durch die beigefügten zwei Engel im Hintergrunde unterscheidet. Die übrigen hier del Sarto genannten Bilder scheinen mir höchst zweifelhaft, namentlich ein jüngerer Tobias viel zu bunt in der Färbung für diesen grossen Meister des Colorits.

1. St. IV. Nr. 3.

Von Schülern des Andrea del Sarto begegnen wir hier G. Carrucci da Pontormo (1493—1558) und Francesco de Salviati (1510—1563); den Ersteren mit einem geistvoll aufgefassten, energisch gemalten Porträt, Salviati mit einer Auferstehung Christi, in der neben dem Gelungenen auch manches Forcirte vorkommt. Man merkt bereits darin die missverstandene Nachahmung Michelangelo's.

1. St. VII. Nr. 36.

1. St. IV. Nr. 37.

Aus Pontormo's Schule stammt Angiolo Bronzino (1502 bis 1571) nicht eben eine Kunstgrösse, aber ein oft anmuthiger und im Porträt ganz tüchtiger Künstler. In seiner h. Familie geht zwar die religiöse Empfindung nicht über ein bescheidenes Mass hinaus, doch sind die Köpfe von zarter Bildung, ihr Ausdruck heiter und liebenswürdig. Sonderbarerweise sind die Farben dieses Bildes ganz verblichen, während Bronzino's im vierten und siebenten Saale bewahrten Porträts fast nicht gelitten haben. Wahrscheinlich bediente sich der Künstler bei jener Arbeit einer anderen Grundirung, welche die Farben von innen heraus zersetzt hat, oder eine ungeschickte Restaurirung hat das Ihrige gethan. — Tief unter Angiolo Bronzino steht sein Neffe und Schüler Alessandro Allori (1535—1607) häufig auch Bronzino genannt. Sein Christus bei Martha und Maria repräsentirt in erschreckender Weise die Manierirtheit, der die italienische Kunst fast unmittelbar nach dem Hinscheiden der grossen Meister verfiel. Von einer charakteristischen Darstellung des Vorganges ist nicht mehr die Rede, die zu grossen Köpfe haben einen seltsamen chinesischen Typus, die Carnation ist kreidig und schminkartig, nur in der Behandlung des Beiwerks verräth sich eine geübte und fleissige Hand. Doch wird der Name Allori durch Alessandro's Sohn, Christofano (1577—1621), hoch zu Ehren gebracht. Seine Judith, eine Zug für Zug getreue Wiederholung des berühmten Gemäldes im Palazzo Pitti ist meines Erachtens die herrlichste Nachblüthe einer entschwundenen grossen Zeit. Der Eindruck, den die düstere Schönheit dieser Züge, das tragische Pathos dieser Gestalt hervorrufen, ist unverlöschlich. Aus der ganzen Erscheinung spricht die furchtbare Grösse des Gedankens, der die jüdische Heldin trieb, zum Ruhm ihres Gottes, zur Rettung ihres Volkes, das Aeusserste daranzusetzen, das Entsetzlichste zu vollbringen. Ihr Ausdruck lässt uns fühlen, dass der dunkle Schatten ihrer That nicht mehr aus ihrem Leben weichen werde, er sagt uns aber zugleich, dass sie diese That, wenn sie noch einmal vor ihr stände, noch einmal vollbringen würde. Das ganze Bild ist ein mächtiger Accord, in dem Gedanke und Ausführung in Eines verschwimmen. In merkwürdiger Weise stimmen

I. St. IV. Nr. 5.

I. St. IV. Nr. 20.

die tiefsatten, leuchtenden Farben des reichen orientalischen Costumes mit dem Charakter dieser medusenhaften Schönheit überein. Man weiss nicht, soll man in dem Bilde mehr den Maler oder den Poeten bewundern.

I. St. IV. Nr. 18.

Eine heilige Familie von Giov. Antonio Razzi (1480 bis 1549) gewöhnlich il Sodoma genannt, rechtfertigt nur zum Theil den grossen Ruf dieses Künstlers, der, in Leonardo's Schule gebildet, sich in Siena niederliess und seinen Namen dort namentlich durch treffliche Wandgemälde verewigte. Sein hier befindliches Bild gehört, ungeachtet der schönen Färbung und Beleuchtung, nicht zu seinen vorzüglichen Arbeiten: die Zeichnung ist besonders in den viel zu muskulösen Körpern der Kinder mangelhaft, der Ausdruck der Köpfe mitunter von übertriebener Lebhaftigkeit. — Als ein liebenswürdiges, wenn auch in einen engen Kreis gebanntes Talent stellt sich uns Francesco Furini (1560 bis 1649), ein Schüler Matteo Rosselli's, dar. Seine zwei Magdalenenbilder sind wahr und innig empfunden, von schöner Wärme und Zartheit des Fleischtons und trefflich gemalt. Mit besonderem Geschick weiss er durch wohlvertheiltes Licht eine plastische Abrundung der Formen zu erzielen.

I. St. IV. Nr. 15. 35.

Vor den Bildern Vasari's (1512—1574) muss man sich meistens sein unsterbliches, nicht genug zu würdigendes Verdienst als Kunsthistoriker zurückrufen, um ihnen gegenüber Nachsicht zu üben. Dann aber begreift man wieder um so weniger, dass er, der Schüler Michelangelo's und Andrea del Sarto's, der geist- und verständnissvolle Beurtheiler fremder Leistungen, die künstlerischen Grundsätze, welche der Verkehr mit jenen Meistern, so wie eigenes Denken in ihm ausgebildet hatten, in seinen Arbeiten so gänzlich verleugnen mochte. Bei ihm wird man es inne, welche Kluft zwischen dem Wissen und dem Können liegt. Statt seiner heiligen Familie, die, hart in der Zeichnung, trocken in der Färbung und von störender Absichtlichkeit des Ausdrucks, durchaus unerquicklich ist, hätte man, zu seinem Ruhm, lieber ein Exemplar seiner Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti hier deponiren sollen.

E. II. Nr. 20

Zu den wenigen Künstlern, welche Angesichts der grassirenden Manierirtheit, dem schlichtern, Naturwahrheit

anstrebenden Styl einer besseren Zeit treu blieben, gehört Francesco Curado (1570—1661). Sein Besuch der Engel bei Abraham ist ein gemüthvoll ansprechendes, sehr tüchtig gemaltes Bild. Eine ähnliche Einfachheit, die jedoch im Ausdruck der Köpfe zur Unbedeutendheit wird, zeigt sich in einem Werke seines Zeitgenossen Gincomo Chimenti da Empoli (1551—1640). Die Bestrebungen dieser Künstler stehen indessen vereinzelt da und weit grösseren Einfluss als sie übte Lodovico Cardi da Cigoli (1559 bis 1613) aus. Seine Vorzüge, ein lebhafter Sinn für Grazie der Darstelung und ein schön ausgebildetes Colorit fanden enthusiastische Anerkennung und machten ihn zum Haupt einer ansehnlichen Schule. Die zwei Bilder, die man hier von ihm sieht, lassen seine guten, wie seine schwächeren Seiten erkennen. Sehr glänzend ist seine Schule durch ein Bild Bilivert's richtiger Bilevelt (1575 — 1644), vertreten, der, ein geborner Niederländer, sich in Italien unter Cigoli ausbildete. Der Künstler scheint indessen auch venetianische Eindrücke in sich aufgenommen zu haben; in der Kraft und Sattheit der Farbe, in der imposanten Entwicklung der Formen machen sich diese bemerkbar.

E. I. Nr. 10.

E. I. Nr.

I. St. IV. Nr. 26. 39.

I. St. VI. Nr. 32.

Unter den späteren Florentinern nimmt Carlo Dolce*) (1616—1686), trotz vielfachen Tadels, der sich mit Grund gegen ihn erheben lässt, unstreitig die erste Stelle ein. Der Schüler eines nicht sehr bedeutenden Malers, G. Vignali, hat er sich eine eigenthümliche Manier gebildet, die man mitunter schwächlich, oft aber auch zart und anmuthig nennen muss. Die Milde, der sanfte Reiz seiner weiblichen Köpfe — meist beschränkt er sich auf solche — wurden mit Recht gepriesen; sein Bestreben war nur darauf gerichtet, diese Eigenschaften immer ausschliesslicher hervorzuheben, bis endlich der natürliche Zug seines Wesens alle Naivetät verlor und in bewusste Absichtlichkeit umschlug. An malerischer Geschicklichkeit erreicht ihn keiner seiner italienischen Zeitgenossen. Seine Technik ist so vollendet, dass von den schier unzähligen Bildern, die man von ihm besitzt, kaum eines die Spuren jener handwerksmässigen Flüchtigkeit trägt, die damals in Italien an der Tagesordnung war. — Mehrere Arbeiten von ihm

*) Vielfach Dolci genannt.

sind hier im vierten Saale des ersten Stockwerks vereinigt: ein Madonnenbild, auf dem der Kopf der Jungfrau von zarter Schönheit und Frömmigkeit, Stellung und Ausdruck des Kindes hingegen unleidlich geziert sind, eine durch die weiche Verschmelzung des Colorits ausgezeichnete mater dolorosa, ein Christuskopf von schwächlich sentimentalem Charakter, aber ungemein schön gemalt und endlich eine allegorische Figur, die Aufrichtigkeit vorstellend, die, weil der Künstler hier seine religiöse Gefühlsseligkeit nicht in's Treffen führen konnte, ganz leer und langweilig ausgefallen ist, wenn sich auch in vielen Einzelheiten, namentlich in der schönen Durchbildung der Hände, eine grosse technische Virtuosität bekundet.

Perugia. Rom.

Von sienesischen Künstlern soll die umbrische Schule zuerst die Richtung erhalten haben, die sie später in eigenthümlichster und vollendetster Weise ausbildete. Im Gegensatz zu den realistischen Bestrebungen, die im Laufe des 15. Jahrhunderts durch Masaccio, Domenico Ghirlandajo und Signorelli gefördert, in Florenz die Oberhand gewannen, war das Dichten und Trachten der umbrischen Künstler ausschliesslich auf den Ausdruck eines Seelenlebens gerichtet, das in dem Kreise religiöser Empfindungen und Vorstellungen seine Begrenzung fand. Dass diese Richtung eine einseitige war und keine grossartige Entwicklung der Historienmalerei zuliess, wird Niemand in Abrede stellen, aber in ihrer Einseitigkeit lag auch ihre Stärke. Ein der menschlichen Natur tief eingeprägter Zug, die Ahnung einer höhern Welt, die Sehnsucht nach idealen Zuständen, in denen der Traum zur Wahrheit, die Wirklichkeit zum wesenlosen Schemen wird, fand in ihr einen so beredten, so erschöpfenden Ausdruck, wie nie vorher. Das erklärt die Macht, welche diese aus der tiefsten Glaubensinbrunst hervorgegangenen Werke noch heute, in einer dem positiven Glauben entfremdeten Zeit, ausüben. — Ein von allem Irdischen abgelöster Sinn, eine mystische Vertiefung charakterisirt schon die früheren

Meister der umbrischen Schule, die endlich in Pietro Vannucci, nach dem Ort seines vieljährigen Wirkens il Perugino genannt, ihren höchsten Glanzpunkt erreichte. Man weiss wenig von dem Entwicklungsgang dieses grossen Künstlers, der im Jahre 1446 zu Castello della Pieve geboren ward; selbst den Namen seines Lehrers kennt man nicht, doch ist es wahrscheinlich, dass Niccolo Alunno ihn in der Kunst unterwies. Sicher ist, dass er auf Reisen Gelegenheit fand, auch andere Kunstweisen kennen zu lernen. Noch in jungen Jahren verweilte er längere Zeit in Florenz und Rom. Wie stark aber auch die Eindrücke gewesen sein mögen, die er dort empfing, er verwendete sie nur zur vollkommneren Ausbildung und Verklärung seines innersten Ideals. In seine Heimath zurückgekehrt, liess er sich in Perugia nieder und eröffnete dort eine vielbesuchte Schule, aus der später Raphael hervorgehen sollte. Mit seiner ausserordentlichen Begabung hielt seine Thätigkeit gleichen Schritt. Wenn man auch die lange Dauer seines Lebens und die vielfältige Hilfe, die ihm seitens seiner Schüler ward, in Anschlag bringt, bleibt die Zahl seiner Werke noch immer erstaunlich. Freilich sind sie nicht alle von gleichem Range, bei manchen ist die Mitwirkung einer geringeren Hand unverkennbar, andere sind, wenn auch von dem Meister selbst ausgeführt, nur äusserliche Nachahmungen seiner selbst. Wie der alte Homer schlummert auch Perugino bisweilen, wenn er aber dann wieder erwacht, sich auf sich selbst besinnt, in die Tiefen seines Wesens taucht, dann kommt ihm auf seinem Gebiete kein anderer Künstler gleich. Das Reich der Kunst zu erweitern, war seinem grösseren Schüler vorbehalten, ihm aber bleibt der Ruhm, eine besondere Richtung derselben zur höchsten Vollendung gebracht zu haben. Noch als Greis, bei schon geschwundener Kraft, blieb Perugino seinem Beruf treu, bis der Tod ihn, vier Jahre nach Raphaels Hinscheiden, abrief. Eines der Bilder, die das Belvedere von Perugino besitzt, gehört zu den vollendetsten Schöpfungen dieses Künstlers. Es stellt eine Madonna in trono mit vier Heiligen vor. Es gibt schönere Madonnen — Perugino's Schönheitsideal ist nicht von classischer Reinheit — grossartiger gedachte, geistig bedeutendere,

I. St. III. Nr. 31.

aber die träumerische Innigkeit, die ernste überirdische Milde dieser Jungfrau berühren uns wie ein Hauch aus dem Jenseits. Sie bedürfte nicht des Heiligenscheins um ihr Haupt, um für ein Wesen höherer Art erkannt zu werden. Würdig dieser Himmlischen zu nahen, sind die herrlichen Männergestalten, die in schlichter und doch so feierlicher Haltung den Thron umstehen. Die Köpfe sind bei dem allen gemeinsamen Ausdruck frommer Verehrung, begeisterter Andacht und Hingebung, höchst geistreich individualisirt, die Bewegungen freier und mannigfaltiger, als bei Perugino vorzukommen pflegt. Die einzige schwächere Figur ist das Christuskind. Die Behandlung nackter Körper liegt so sehr ausserhalb Perugino's künstlerischen Gewohnheiten, dass er, wenn er sich dazu entschliessen muss, leicht in's Leere und Conventionelle verfällt. — Ein grosser Reiz des Bildes liegt in seinem wunderbar klaren Ton, von dem sich die tiefen, satten Farben der Gewänder leuchtend abheben. Perugino's Colorit übt einen unergründlichen Zauber aus; glut- und lichtstrahlend erinnert es an den geheimnissvollen, intensiven Glanz farbiger Edelsteine. Das geistige Element der Farbe, ihre stimmungerweckende Macht haben die grössten Coloristen nicht mit tieferem

1. St. III. Nr. 12 Verständniss aufgefasst. Das zweite Bild, die Jungfrau mit dem Kinde und zwei h. Frauen, athmet das süsseste, heiligste Sehnen im Ausdruck der sich allerdings sehr ähnlichen, aber mit hohem Liebreiz ausgestatteten Köpfe; in dem wehmüthig auf den Beschauer gerichteten Blick, dem weltvergessenen in sich Versunkensein dieser Gestalten liegt eine Frage, für die es auf Erden keine Antwort giebt. Eine Taufe Christi, die hier demselben Künstler zugeschrieben wird, ist sicher nur aus seiner Schule.

Dem vielgestaltigen Entwicklungsgang der Kunst folgend, sind wir nunmehr zu Raphael, dem Schüler Perugino's, dem Gründer der römischen Schule, gelangt. Es giebt Namen, in denen allein schon alles Lob enthalten ist; einen solchen Namen aussprechen, heisst den Ruhm dessen, der ihn trug, verkünden.

Am 6. April des Jahres 1483 erblickte Raphael zu Urbino das Licht der Welt. Sein Vater Giovanni Sanzio, richtiger Santi, war Maler und zwar ein Künstler von

schönem Talent, von edler, strenger Richtung; er starb aber zu frühe (1494), um auf die Bildung seines Sohnes Einfluss zu nehmen. Noch in den Knabenjahren trat Raphael in Perugino's Werkstätte; mit der ihm im seltensten Masse verliehenen ahnungsvollen Empfänglichkeit eignete er sich dessen Weise an, die überdies seinem eigenen zarten und reinen Sinn vollkommen entsprach. Seine ersten selbstständigen Werke datiren vom Jahre 1500 und zeigen noch die Befangenheit der Schule. Selbst in seinem schönsten Jugendwerk, lo sposalizio, ist diese noch nicht ganz überwunden; doch erscheinen hier bereits einzelne Figuren von so lieblicher Heiterkeit und Lebensfrische, wie bei keinem anderen umbrischen Maler. Unmittelbar nach Vollendung dieses Werkes ging der damals einundzwanzigjährige Jüngling nach Florenz. Man müsste seinen Genius besitzen, um die Eindrücke zu schildern, die er dort empfing. Die antiken Werke, womit Lorenzo von Medicis seine Vaterstadt beschenkt hatte, die Schöpfungen der grossen Zeitgenossen mussten wie eine Offenbarung auf ihn wirken. Mit einem Male sah er den engen Kreis künstlerischer Darstellungen, in dem seine bisherigen Vorbilder sich zu bewegen pflegten, zur Unendlichkeit erweitert. Eingegangene Verpflichtungen nöthigten Raphael, Florenz nach wenigen Monaten zu verlassen, aber kaum waren jene erfüllt, so kehrte er auch wieder nach der schönen Arnostadt zurück. Während seines mehrjährigen Aufenthalts daselbst waren es vornehmlich Masaccio's und Leonardo da Vinci's Werke, die eine mächtige Anziehungskraft auf ihn ausübten. Mit fast leidenschaftlicher Vorliebe studirte er sie. Er kannte sich genug um zu wissen, dass eine Natur wie die seine keinen Verlust an ihrer schönen Originalität zu befürchten hatte. Der bereits ganz Italien erfüllende Ruhm des divino giovine, wie seine Zeitgenossen ihn nannten, bewog den Papst Julius II., Raphael nach Rom zu berufen. Es war um die Mitte des Jahres 1508; der Künstler war demnach fünfundzwanzig Jahre alt, als er die grossen Arbeiten im Vatican begann. Wie Schönes und Bewundernswerthes Raphael auch früher schon geschaffen hatte, seine grossartigsten und vollendetsten Werke stammen aus der Zeit seines römischen Aufenthalts. Unablässig im Dienst

der Päpste beschäftigt, fand er dennoch Zeit und Musse für eine Reihe anderweitiger Schöpfungen. Bis an das allzu frühe Ende seines Lebens sehen wir ihn fortwährend wachsen, sich zu immer reinerer Höhe aufschwingen. Seine herrlichsten Werke, die Madonna di San Sisto, die „lo spasimo di Sicilia" genannte Kreuztragung, die Transfiguration stammen aus seinen letzten Lebensjahren. Der geistigen Anstrengung, die er sich zumuthete, konnte keine menschliche Kraft auf die Dauer widerstehen; sein durch rastlose Arbeit erschöpfter Körper erlag dem ersten Anfall der Krankheit, die ihn befiel. Ein bösartiges Fieber raffte ihn in wenigen Tagen hinweg. Ganz Rom trauerte an seinem Sarge, mit fürstlicher Pracht ward seine Leiche bestattet, und weithin, nicht nur durch Italien, sondern wo immer Herzen für die Kunst schlugen, erscholl die Klage um den Einzigen, Unvergesslichen!

Die ganze Fülle von begeisterter Liebe und Bewunderung, die Raphael bei seinen Zeitgenossen fand, zollt ihm, eine seltene Ausnahme, auch die Nachwelt. Drei Jahrhunderte blicken zu ihm empor als zu dem grössten Künstler, den die Erde je getragen hat. Mögen Andere ihm in einzelnen Vorzügen gleichkommen, ja wohl gar ihn überbieten, eine solche Harmonie der Begabung und Bildung, so reine Schönheit und Wahrheit findet sich bei keinem wieder. Dass unter Wahrheit hier nicht die gemeine Wirklichkeit, sondern das Lauschen auf den tiefsten Herzschlag der Natur, das ahnungsvolle Errathen ihres tiefsten Wollens gemeint ist, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken. Ueber die Art seines künstlerischen Schaffens hat uns Raphael in seinem bekannten Brief an den Grafen Castiglione so weit aufgeklärt, als ein ähnliches Mysterium überhaupt aufgeklärt zu werden vermag. Er äussert darin, dass er, bei der grossen Seltenheit vollendet schöner Frauen, die Züge eines seiner Phantasie vorschwebenden Gebildes wiederzugeben genöthigt sei. Sein Ideal war aber kein willkürlich erfundenes, kein Conglomerat aller erdenklichen Reize, sondern eine Vision, in der sein eigenstes Wesen sich abspiegelte. Darum sehen wir dieses Ideal in genauer Uebereinstimmung mit der rastlosen Fortentwicklung seines inneren Menschen, sich zu immer höhe-

rer Schönheit, leuchtenderem Adel erheben. Raphael ist durch die verschiedensten Bildungsphasen gegangen, aber durch alle seine Werke, welcher Periode sie auch angehören mögen, geht ein Zug, der uns augenblicklich ihren Urheber erkennen lässt. Sein charakteristischer Zug ist die reinste Wahrhaftigkeit, die höchste künstlerische Treue gegen sich selbst. Schon in seinen frühesten Werken erscheint er als der Keim und die Bürgschaft künftiger Herrlichkeit. Ein solches Jugendwerk (vom Jahre 1506) sehen wir hier: die Jungfrau mit dem Christuskinde und dem kleinen Johannes in einer Landschaft, gewöhnlich die Madonna im Grünen genannt. Die Composition ist von unsäglicher Anmuth und Zartheit; nicht minder aber spricht sich in ihr der klare und überlegene Verstand aus, der ein charakteristisches Merkmal des ächten Genius ist. Hier äussert er sich vornehmlich in der vollkommenen Motivirung der Bewegungen, die nicht nur an sich schön, sondern auch in dem gegebenen Falle die einzig richtigen sind. Der Kopf der Madonna ist vom holdesten, jungfräulichen Liebreiz, ihre ganze Bildung, namentlich die zarten Hände, so edel wie das Antlitz; in dem kleinen Christus und Johannes vereinigt sich die Lieblichkeit der kindlichen mit dem Adel einer höheren Natur. Es ist ein süsses Präludium zu späteren Werken, in denen die Schönheit des Colorits, der des Gedankens und der Formen gleichkommt. Hier ist in der übrigens sehr klaren und weich verschmolzenen Färbung noch eine gewisse Befangenheit, Schüchternheit möchte ich sagen, bemerkbar. I. St. III. Nr. 55.

Ausserdem besitzt das Belvedere noch eine vortreffliche alte Copie von Raphaels in Madrid befindlicher Kreuztragung. Das Bild erlebte wunderliche Schicksale, bis es an seinen gegenwärtigen Standort gelangte. Ursprünglich für ein palermitanisches Kloster bestimmt, ward es von einem Sturm, in dem Schiff und Mannschaft zu Grunde gingen, an die genuesische Küste geschleudert und dort von Fischern gefunden. Das Bild hatte keinen Schaden gelitten; nach Vasari's Meinung hatten Sturm und Wogen ein solches Meisterwerk nicht zu beschädigen gewagt. Die Nachricht des köstlichen Fundes verbreitete sich schnell I. St. III. Nr. 53.

und die Mönche von Monte Oliveto zögerten nicht, ihr Eigenthum zurückzufordern. Es wurde ihnen von dem Papst zugesprochen und befand sich zur Zeit, als Vasari seine Biographien schrieb, noch in Palermo. Später kam das Bild nach Spanien und ist jetzt der Stolz des Museo del Rey. — Alles was Raphael gross macht, findet sich in diesem Bilde wieder. Der Heiland, der, unter seiner Qual zusammenbrechend, den Schmerz seiner Lieben tiefer als den eigenen empfindet, Maria — von den Spaniern mit Recht *la virgen del extremo dolor* genannt — in deren Geberde sich leidenschaftliche Zärtlichkeit, herzzerreissender Jammer ausspricht, die heiligen Frauen, die Jünger, alle in Thränen aufgelöst, die erbarmungslosen Henkersknechte, der mit stolzer Ruhe die Scene überschauende Repräsentant der römischen Macht, bilden ein Ganzes voll Erhabenheit und weihevoller Schönheit. Da es verhältnissmässig nur Wenigen so gut wird, das in so weite Ferne entrückte Original selbst zu sehen, ist dem Belvedere zu dem Besitz dieser schönen Copie Glück zu wünschen.

In einem neuerlichst veröffentlichten Aufsatz will Otto Mündler in einem weiblichen Bildniss, hier mit „in der Weise des Giovanni Bellini" bezeichnet, eine Jugendarbeit Raphael's erkennen. Die Ansicht eines so gründlichen und geistvollen Kenners hat zu grosses Gewicht um hier unerwähnt zu bleiben. Ueber ihre Richtigkeit könnte nur die genaueste Prüfung des Bildes entscheiden. Von Raphael's bezauberndem Schönheitssinn trägt das Werk allerdings geringe Spuren; doch ist dieser Umstand allein noch immer kein Gegenbeweis; die Porträts aus seiner ersten Periode zeigen fast durchgängig eine gewisse Trockenheit und Unfreiheit, die dem Bestreben entsprang, das Urbild, wie es in einem abgegrenzten Momente vor ihm stand, mit fast ängstlicher Treue wiederzugeben. Erst später erhob er sich als Porträtmaler zu jener höheren poetischen Wahrheit, die den Totalcharakter zur Anschauung bringt. — Vollkommen begründet scheint mir Mündler's Behauptung, dass jedenfalls Florenz, nicht Venedig, die ursprüngliche Heimath des Bildes sei.

I. St. II. Nr. 49.

Unter Raphael's zahlreichen Schülern war Giulio Romano, eigentlich Pippi (1492—1546), sein Liebling und

in der That ein trefflicher Künstler, so lange er das Beispiel des Meisters vor Augen hatte. Seine hier befindliche h. Margarethe galt vormals für ein Werk Raphael's; neuere Forschungen haben herausgestellt, dass der Entwurf allerdings von diesem, die Ausführung jedoch ganz von Romano's Hand ist. Die Figur der Heiligen ist nicht vollkommen rein in den Formen, das rechte Handgelenk z. B. offenbar zu stark, um so schöner hingegen ihr Ausdruck. Ihre Glaubensinbrunst erinnert an das Wort des Psalmisten: „Du wirst Löwen und Drachen zertreten," so furchtlos hält sie dem Ungethüm das Kruzifix entgegen. Vom höchsten Werth ist ferner die Behandlung der Landschaft, deren düsterer, wilder Charakter den Eindruck verstärkt. Andere Bilder von ihm sind: die Attribute der vier Evangelisten, höchst geistvoll componirt und klarer im Ton als gewöhnlich, und eine Höllenfahrt Pluto's, von schönerer Zeichnung als Färbung. Die Carnation namentlich leidet an jenem unangenehmen Ziegelroth, das bei diesem Künstler häufig vorkommt. Etwas befremdlich ist es, den finstern Höllenfürsten hier in zarter Jünglingsgestalt dargestellt zu sehen.

I. St. III. Nr. 31.

I. St. III. Nr. 18.

I. St. III. Nr. 37.

Ausser einem schönen Werke von unbekannter Hand, die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, vertritt hier nur noch ein bedeutender Künstler, Polidoro Caldara da Caravaggio (1495 – 1543) die Schule Raphaels. Von ihm sieht man hier eine grau in grau ausgeführte Composition, Procris und Cephalus. Da jedoch die fürstl. Liechtenstein'sche Gallerie eine wichtigere Arbeit dieses Malers besitzt, werde ich dort ausführlicher von ihm sprechen.

I. St. III. Nr. 54.

I. St. III. Nr. 30.

Mit nur zu gutem Recht darf man behaupten, dass die Schule, die Raphael gegründet hatte, mit ihm zu Grabe ging. Wenige Jahre nach seinem Tod sehen wir sie in völliger Auflösung begriffen. Selbst seine geliebtesten Schüler, Giulio Romano, Perin del Vaga, Gianfrancesco Penni verleugnen alsbald ihr bisheriges Vorbild, um nach einer forcirten Grossartigkeit und Genialität zu streben. Unwiderstehlich fühlt man sich getrieben, dem Grund einer so auffallenden Erscheinung nachzuforschen. Er liegt in dem ungeheuren Einfluss, den Michelangelo auf die jüngeren

Künstler ausübe. Ich glaube, dass selbst dem Grössten gegenüber die Wahrheit an ihrem Platze ist und dass die Ehrfurcht vor einem gewaltigen Genius sich nicht auch auf seine Mängel zu erstrecken braucht. Wahrheit ist es aber, dass Michelangelo's Schöpfungen, mögen sie auch zu dem Bewunderungswürdigsten gehören, was der menschliche Geist jemals hervorbrachte, nichtsdestoweniger den wahren Standpunkt der Kunst verrückt und ganze Geschlechter von der Liebe zum einfach Schönen abgelenkt haben. Es ging wie gewöhnlich: nicht seine wunderbar poetische Conception, nicht die Grossartigkeit seiner Anschauungen, nicht die Meisterschaft, womit er erhabene Gedanken in erhabenen Formen ausprägte, mit einem Worte, nicht sein tiefstes, innerstes Wesen war es, was die Massen für ihn fanatisirte, sondern gewisse Eigenthümlichkeiten, die im Widerspruch mit den bisher giltigen Gesetzen stehend, durch den Reiz der Neuheit wirkten. Ueberwältigt von der Kühnheit, mit der er kolossale Figuren im Raume zusammendrängt, übersah man, dass manche darunter den Geist gleichgiltig, das Herz kalt lässt; im Staunen über die damals so seltene gründliche Kenntniss der Anatomie, die sich in der Zeichnung und Bewegung der Körper ausspricht, vergass man, dass in der Kunst nicht die Wissenschaft, sondern die Schönheit allein rechtmässige Herrscherin ist. Der Taumel wurde immer allgemeiner, er ging so weit, dass man kein Bedenken trug, die edelsten Werke der grossen Kunstperiode mager, trocken, kleinlich und dürftig zu nennen. Erst jetzt, hiess es, sei die Kunst zu ihrer vollen Entwicklung und Herrlichkeit gelangt.

In diesem neuen Style malte nun Giulio Romano, er, der mehr als jeder Andere den Lehren seines hohen Meisters hätte treu bleiben sollen, in Mantua die Titanenschlacht und die Geschichte der Psyche. Die grosse Mehrzahl der Künstler folgte ihm auf dieser Bahn. Es begreift sich. Einen Meister wie Raphael nachzuahmen, dessen Vorzüge in edler Einfachheit, in Empfindung und Ausdruck bestehen, ist nicht Jedermanns Sache, während es bei einigem Talent nicht schwer ist, sich eine Manier anzueignen. Damit wird der Genius, den man sich zum Muster genommen, freilich nicht entfernt erreicht, aber das in

solcher Weise entstandene Werk erinnert immerhin an ihn, ungefähr wie die Caricatur an ein schönes Urbild.

Schon in den dreissiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts sehen wir diese Richtung fast über ganz Italien verbreitet. Nur an zwei Orten stiess sie auf entschiedenen Widerstand: in Venedig und in Ferrara. In der letzteren Stadt durch den Einfluss Garofalo's, eines Schülers Raphael's, der sich dahin zurückgezogen und im Verein mit Dosso Dossi eine Schule gegründet hatte, in welcher die Tradition einer besseren Zeit, wenn auch nicht glänzend, doch mit einer gewissen Treue aufrecht erhalten wurde. Die venetianische Schule war durch den Umstand, dass ihr das Colorit für die Hauptsache galt, vor den Verirrungen des sogenannten grossen Styls geschützt. Wie die venetianischen Politiker die Anmassungen Rom's mit den Worten zurückwiesen: „*Siamo Venziani, e poi Cristiani*," so wollten auch die venetianischen Maler, Michelangelo's Neuerungen gegenüber, vor Allem Venetianer sein und bleiben. Paolo Veronese, dessen Entwicklungsjahre gerade in die Periode fielen, in der die missverstandene Nachahmung, um nicht zu sagen Parodie, Michelangelo's für das Alpha und Omega der Kunst galt, zeigt auch nicht in einem seiner Bilder eine Hinneigung zu der weithin herrschenden Richtung. Von den bedeutenden venetianischen Meistern liess nur Tintoretto sich häufig von dem Strome mit fortreissen, sehr zu seinem Nachtheil, denn mächtig und ergreifend, so lang er der Natur seines Talents, dem Charakter seiner Schule treu bleibt, wird er roh und äusserlich, so oft er Michelangelo's Grossartigkeit nachzuahmen trachtet.

Unter Clemens VIII. und Sixtus V. erreichte der Wahnsinn seinen Höhepunkt. Hier kann nicht mehr von Manier, sondern nur von gräulicher Verwilderung die Rede sein. Niemand quälte sich mehr mit dem Studium der Natur; man malte aus dem Gedächtniss, die Modelle waren abgeschafft. Wie einem Prokrustesbette wurde der ganz conventionellen Weise, die sich ausgebildet hatte, jeder Gegenstand wohl oder übel angepasst; damit Hand in Hand ging die gedankenlose Hast und Flüchtigkeit der Production. Wer am schnellsten malte, galt für den grössten Meister.

Am weitesten brachte es darin der Genuese Cambiasi: er malte mit beiden Händen zugleich.

Nachdem die Grossmannssucht lange genug gedauert hatte, verfiel man darauf, das Höchste der Kunst in dem entgegengesetzten Extrem zu suchen; die Grossartigkeit ward bei Seite gesetzt, man befliess sich vor Allem zierlicher Formen und eines blühenden Colorits. Ein jetzt nahezu verschollener Künstler, Arpino, führte damals das grosse Wort und stellte sich an die Spitze der sogenannten Idealisten. Gegen das Ende des Jahrhunderts bewirkte der weit über Bologna hinaus sich erstreckende Einfluss der Carracci, von denen ich später sprechen werde, wenigstens theilweise eine Wendung zum Besseren. Eine eigentliche römische Schule existirte längst nicht mehr, es gab nur noch zufällig in Rom geborene oder daselbst lebende Maler und diese sah man nun grossentheils sich der Weise dieses oder jenes älteren Meisters anschliessen. Subjective Vorliebe bestimmte ihre Wahl. So finden wir z. B. bei Baroccio (1528—1612), von dem das Belvedere ein gutes Porträt und zwei interessante Copien nach ihm besitzt, eine sehr bestimmte Hinneigung zu Correggio. Die zaubervolle Anmuth, den süssen, geistigen Reiz seines Vorbildes erreicht er freilich keineswegs, ja selbst sein Colorit, wenn auch von verführerischem Schmelz, ist ohne eigentliche Kraft und Wahrheit, aber ein bedeutendes Talent ist er dennoch und ausserdem von einem Fleiss, einer Sorgfalt in der Ausführung, wie sie zu seiner Zeit selten vorkamen.

I. St. III. Nr. 42. 11. 13.

Einer mehr naturalistischen Richtung folgte Domenico Feti (1589—1624). Unter seinen hier befindlichen Werken hebe ich besonders eine in den Formen nicht besonders edle, aber im Ton sehr warme Vermählung der heil. Catharina und ein sehr hübsches, mit feinem Naturgefühl ausgeführtes Genrebild hervor.

I. St. III. Nr. 47.

I. St. III. Nr. 10.

Wir kommen nun zu Pietro Berettini, gewöhnlich da Cortona genannt (1596—1669), einem Maler, der im Besitz eines sehr bedeutenden Talentes, dieses Talentes nicht würdig war. Vollkommen gleichgiltig geht er an dem geistigen Theile seiner Aufgaben vorüber; er will nicht überzeugen, rühren, erheben, sondern nur blenden und ge-

fallen. So tritt er uns in seiner zu Abraham zurückkehrenden Hagar, so in seiner Vermählung der h. Catharina entgegen. Die ungewöhnliche Begabung lässt sich darin freilich nicht verkennen, aber wo ist hier ein tieferes Erfassen des Vorwurfs? ein Streben durch andere als blos sinnliche Mittel zu wirken? — Von Sacchi (1600—1661) sieht man hier mehrere Bilder, aber keines, das an die Grazie und Liebenswürdigkeit seines Lehrers Albani erinnert. — Ein edleres Talent stellt sich uns in Sassoferrato, eigentlich Salvi (1605—1685), dar, der übrigens im Laufe seines langen Lebens fast nur Madonnen malte. Diese Beschränkung auf einen Vorwurf verräth einen bedenklichen Mangel an Phantasie, der überdies durch die beständige Wiederkehr desselben Typus bestätigt wird. Seine hier befindliche Jungfrau mit dem Kinde ist von anmuthiger Bildung und sanfter Milde des Ausdrucks, aber schwach in der Färbung und unschön in den Linien der sich begegnenden Hände.

1. St. III. Nr. 33. E. II. Nr. 27.

1. St. III. Nr. 22. 26. 38.

1. St. III. Nr. 9.

Eine seinen meisten Zeitgenossen an Reinheit überlegene, aber oft in Sentimentalität umschlagende Empfindung beseelt Sacchi's Schüler Carlo Maratti (1625 bis 1713). Ein grosses Altarbild, der Tod des heil. Joseph, ist stylgemäss componirt und nicht ohne Würde in den Charakteren, im Ausdruck wahr, wenn auch nicht eben ergreifend. Nur die Jungfrau verhält sich gar zu gelassen und gleichgiltig. Der Farbe wäre grössere Intensität, dem Faltenwurf ein grösserer Styl zu wünschen; dagegen ist die Zeichnung, namentlich die kühne Verkürzung der Hauptfigur, vortrefflich. Von Maratti's übrigen Arbeiten ist vorzüglich sein schlafendes Christuskind mit dem kleinen Johannes zu beachten, das sehr liebenswürdig in der Empfindung und von einer bei ihm nicht häufigen Wärme des Tons ist. —

1. St. III. Nr. 1.

1. St. III. Nr. 20.

Noch einmal, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, trat in Rom ein Künstler auf, der von Begeisterung für die Werke einer besseren Zeit erfüllt, ihnen das eifrigste Studium widmete und auf diesem Wege eine Regeneration der Kunst herbeizuführen strebte. Es war der von deutschen Eltern in Böhmen geborene Raphael Mengs (1728—1779). Durch die Zucht eines tyrannisch strengen,

aber von grossen Anschauungen erfüllten Vaters war er von der Manierirtheit seiner Zeit bewahrt worden; sein Studium waren vor Allem Raphael und die Antike. An ihnen entwickelte sich sein Gefühl für Schönheit, für Würde in der Darstellung, für richtiges Mass in Ausdruck und Bewegung. Mit edlen Gaben hatte ihn die Natur ausgestattet, doch nur, um ihm, in seltsamem Widerspruch mit sich selbst, die höchste, in letzter Instanz entscheidende, zu versagen: die eigentliche schöpferische Kraft, die Originalität, der das *Studium nur zur Entwicklung* des eigensten Wesens dient. Seinen Werken fehlt die zündende Unmittelbarkeit des Instinctes; statt, wie der Genius pflegt, wahllos das Trefflichste zu ergreifen, ist er, oft ängstlich, bemüht, es zu suchen; zweifelnd und befangen klingt er die Töne an, die, um uns hinzureissen, aus voller, freier Brust schallen müssen. Doch männlich hat er für das Hohe und Schöne gekämpft, sich über die Versunkenheit der damaligen Kunstzustände erhoben, durch sein Beispiel und seine Schriften eine edlere Richtung angebahnt. — Das Belvedere besitzt von ihm mehrere

I. St. III. Nr. 24. bedeutende Werke: eine grosse Verkündigung Mariä, von theilweise brillanter, theilweise schwacher, im ganzen etwas conventioneller Färbung, deren Composition eine gründliche Kenntniss der Stylgesetze bekundet und die durch den Adel und die Zartheit der Charaktere anspricht; ein

I. St. III. Nr. 4. h. Joseph von einem Engel zur Flucht ermahnt, in Bezug auf Zeichnung und Ausdruck vortrefflich, der Heilige von tiefem, kräftigem Ton, der Engel aber wieder von jener glasartigen Transparenz, die der Farbe alle Körperlichkeit nimmt. Sehr tüchtig und würdig ist endlich noch ein h.

I. St. III Nr. 48. Petrus. Allerdings erscheint die Figur etwas gedrückt, doch ist dies nicht die Schuld des Künstlers, der das Bild für einen höheren Standpunkt bestimmt hatte.

Von Pompeo Batoni (1708—1787), dem Gegner Mengs' und Anhänger der überkommenen Manier, finden wir hier ein nur auf den äusseren Effect berechnetes Bild,

I. St. III. Nr. 28. die Rückkehr des verlorenen Sohnes, und ein nicht ohne Geschick gemaltes, aber jeder tieferen Charakteristik entbehrendes Doppelporträt der kaiserlichen Brüder Joseph I.

E. III Nr. 38. und Leopold II.

Oberitalienische Schulen.

Padua, Ferrara, Parma, *Mailand.*

Zu den Meistern, welche der Kunst neue Wege erschlossen, gehört der Paduaner Andrea Mantegna (1430—1506), der mächtig zur Verbreitung eines die gesammten Anschauungen kräftig belebenden Realismus beitrug. Ihm ist es vor Allem um Wahrheit zu thun; doch wenn auch bei ihm die Schönheit in zweiter Reihe steht, so schützt ihn doch seine Kenntniss der Antike vor naturalistischen Ausschweifungen. Ihr und den Gesetzen der Perspective hat er ein unermüdliches Studium gewidmet, dessen Resultate seinen Nachfolgern gar sehr zu Gute kamen. — Von diesem Meister sehen wir hier einen h. Sebastian, klein im Format aber von grossartigem Charakter und einen Triumphzug Julius Cäsar's. Der Ausdruck des von Pfeilen durchbohrten Heiligen ist von ergreifender Macht und Schönheit; ein sterbender Sieger steht er auf den Trümmern der antiken Welt. Die streng richtige Zeichnung ist nicht ohne eine gewisse Härte, die Färbung klar, aber etwas trocken. — Von höchstem Interesse ist der Triumphzug, eine kleinere Wiederholung der Composition, die sich, im Grossen ausgeführt, zu Hampton-Court befindet. Die geistvolle Mannigfaltigkeit der Motive, die Pracht und Fülle der Anordnung, das grandiose Formenverständniss bewundernd, begreift man Rubens' Vorliebe für dieses Werk, das er während seines Aufenthalts in Italien copirte. Zwei Dinge sind übrigens darin auffallend: erstens, dass bei diesem Triumphzug der Triumphator selbst fehlt; zweitens, dass die Spolien aus Statuen, Bildern und ähnlichen Gegenständen bestehen,

I. St. VI. Nr. 46.

I. St. VI. Nr. 42-45. 47-50.

die bei Galliens damaligem Culturstand dort sicher nicht zu erbeuten waren.

Ferrara, an sich nicht sonderlich bedeutend, ist nur schwach vertreten. Eine Beschneidung von Mazzolino (lebte um 1520) und zwei Bilder Dosso Dossi's (1479 bis 1560) sind hier die einzigen Musterproben ferraresischer Kunst. Das Bild Mazzolino's hat in Anordnung und Bewegung grösseres Verdienst als in der Färbung, die im Streben nach Kraft und Frische in grelle Buntheit überschlägt. Dosso Dossi's Porträt eines Herzogs von Ferrara ist eine durchweg gediegene Arbeit und von weit grösserem Belang als sein h. Hieronymus, der, ziemlich vulgär in den Formen, noch ausserdem jenes rothbraune Colorit zeigt, das die meisten Arbeiten dieses Künstlers verunziert.

1. St. III. Nr. 16.

1. St. VI. Nr. 33.

1. St. VI. Nr. 8.

Nicht zahlreich, aber von höchstem Werthe sind die Werke der parmesanischen Schule, deren Haupt und Seele, Correggio (1494—1534), uns hier, wenn auch nicht in seiner vollen Bedeutung, doch in seiner ganzen Liebenswürdigkeit entgegen tritt. Einige nennen Francesco Mantegna, Andere den Lombarden Bianchi Ferrari als seinen Lehrer; unzweifelhaft ist, dass die Bilder Leonardo da Vinci's einen entscheidenden Einfluss auf ihn ausübten. Es ist jedoch ein charakteristisches Kennzeichen des Genies, durch das Studium fremder Grösse vor Allem zur Erkenntniss seiner innersten Eigenthümlichkeit zu gelangen, und so schuf sich Correggio, bei der liebevollsten Bewunderung für Leonardo, einen Styl, der nur ihm allein gehört. In seinen Bildern ist Alles Leben und Bewegung, leidenschaftlicher Affect, rückhaltslose Hingebung an den Moment, wie selig oder wie zerreissend dieser sei. Im Colorit, Helldunkel, in magischen Lichtwirkungen kommt ihm nur noch ein Maler gleich: Rembrandt, sonst in allen Stücken sein schroffster Gegensatz. — Dass Correggio im Streben nach Anmuth und Lieblichkeit hier und da in's Manierirte verfällt, dass der Ausdruck seiner Köpfe manchmal etwas nervös Ueberreiztes hat, lässt sich nicht leugnen; doch werden diese einzelnen Ausnahmen durch eine Fülle von Gestalten aufgewogen, vor deren süsser Holdseligkeit kein Herz sich zu verschliessen vermag. Auch seine Farbe ist etwas Eigen-

thümliches. Schon in ihr allein liegt der Ausdruck einer selig erhöhten, von jeder Trübung befreiten Stimmung, und blendend überstrahlt sie, im eigentlichsten Sinne des Wortes, die bei ihm mitunter vorkommende Vernachlässigung der Form.

Von diesem unvergleichlichen Meister besitzt das Belvedere mehrere, verschiedenen Stufen seiner Entwicklung angehörige Bilder, darunter ein Christus mit der Dornenkrone, der, nach der Strenge und Einfachheit der Darstellung zu schliessen, aus einer früheren Zeit stammen dürfte, in der Farbe aber schon von wunderbarem Schmelz, im Vortrag von grosser Meisterschaft ist. In dem Ausdruck des grossartigen Antlitzes liegt eine Hoheit des Schmerzes, den gegenüber nur Ehrfurcht, nicht Mitleid geziemt. — I. St. VI. Nr. 25.

Eine hier Correggio genannte Madonna ist eine verkleinerte Copie der in Neapel befindlichen Zingarella; die Vertreibung der Käufer aus dem Tempel, eine geistvolle, leider unvollendete Skizze. Der h. Sebastian, ein vielfach angezweifeltes Bild, hat, abgesehen von der ungemein schönen Behandlung, so vieles den Meister Charakterisirendes, — ich erinnere nur an den in trunkener Sehnsucht schwimmenden Blick, das eigenthümliche, sinnlich-schwärmerische Lächeln, — dass ich nicht anstehe, es für ächt zu halten. Ein Heiligenbild ist es schwerlich, eher das Porträt eines fast noch knabenhaften Jünglings, der, wie damals oft vorkam, mit den Attributen seines Namenspatrons gemalt wurde. — Correggio's Hauptwerke hier sind jedoch zwei mythologische Darstellungen, Jo und Ganymed; die erstere von einer mit Worten nicht zu schildernden Schönheit der Formen, Farbe und Beleuchtung, die zweite von solchem Glanz und solcher Klarheit des Tons, von solcher Anmuth in der Bewegung, dass alle Poesie der sinnvollen Mythe daraus tönt und leuchtet. I. St. VI. Nr. 9. I. St. VI. Nr. 11. I. St. VII. Nr. 17. I. St. VI. Nr. 19. 21.

Die Einwirkung Correggio's auf die späteren Künstler war sehr gross, wie ich noch vielfach zu zeigen Gelegenheit haben werde, doch seiner unmittelbaren Schüler sind nur wenige. Als die bedeutendsten derselben nenne ich Francesco Mazzola, gewöhnlich il Parmigianino genannt (1503—1540), und Lelio Orsi (1511

bis 1588). Des Ersteren sehr bedeutendes Talent war ohne den Stützpunkt eines festen Charakters, es zerflatterte und verfiel allzuhäufig in Koketterie und Unnatur. Am deutlichsten tritt seine ursprüngliche Begabung in seinen Porträts hervor, von denen das Belvedere ein ganz

1. St. VI. Nr. 22. vorzügliches besitzt. Ich meine das Malatesta Baglioni's des florentinischen Feldherrn, der durch seinen Verrath den Untergang der Republik herbeiführte. Das Bild ist von einer bei dem gewöhnlich so flüchtigen Parmigianino erstaunlichen Feinheit der Charakteristik und sorgfältigen Durchbildung aller Einzelnheiten der Züge sowol wie des Beiwerks. In dem Ausdruck des Kopfes paart sich erbarmungslose Energie mit tückischer Freundlichkeit, die Haltung ist einfach und vornehm. — Auch dem Selbstporträt des Künstlers begegnen wir hier, das er in einer Anwandlung von bizarrer Laune mittelst eines Convexspiegels auf einen Kugelabschnitt malte. In sehr zierlicher Ausführung zeigt es uns ein hübsches, munteres Gesicht, dem Uebermuth und Leichtsinn auf der Stirne geschrieben stehen. Eines von Parmigianino's berühmtesten Bildern ist

1. St. VI. Nr. 31.

1. St. VI. Nr. 20. sein Amor der Bogenschnitzer und in vieler Beziehung rechtfertigt es seinen Ruf; dennoch lässt sich nicht wohl begreifen, dass es lange für ein Werk Correggio's gelten konnte. Ein flüchtiger Vergleich mit den daneben hängenden Bildern dieses Meisters zeigt den weiten Abstand zwischen ihm und seinem Nachahmer. Der Liebesgott hat die langen, überschlanken Formen, an denen man Parmigianino leicht erkennt, in den beiden Genien ist die Lebendigkeit des Ausdrucks bis zur Uebertreibung gesteigert. Gleichwohl liegt ein Schimmer von Grazie und Heiterkeit auf dem Ganzen. Die Färbung ist, wenn auch ohne den geistigen Zauber von Correggio's Colorit, klar und schön, die Modellirung zart und bestimmt.

Von Lelio Orsi sehen wir hier eine allegorische

1. St. VI. Nr. 37. Figur, die Sanftmuth. Das Bild hat durch starkes Nachdunkeln einen Theil seiner malerischen Wirkung eingebüsst, aber die liebenswürdige Naivetät der Empfindung, die schöne Weichheit des Vortrags sind ihm geblieben und diese genügen, um uns die Bedeutung dieses Künstlers ahnen zu lassen.

In Mailand, der Stätte seines langjährigen Wirkens, ward Leonardo da Vinci zum Begründer einer neuen Kunstweise, die so ganz und gar von seinem Geiste erfüllt war, dass ihre bedeutendsten Träger, Luini und Cesare da Sesto, trotz ihrer lombardischen Herkunft, als Schüler da Vinci's weit mehr den Florentinern beizuzählen sind. Ich habe ihrer am gehörigen Orte gedacht und noch mehr als einmal werden wir ihnen begegnen. — Später war es der mit Leonardo innerlich verwandte Correggio, der in Mailand zu entscheidendem Einfluss gelangte, namentlich in der von Ercole Procaccini gegründeten Schule, aus der nebst seinen Söhnen Camillo und Giulio noch andere bedeutende Künstler hervorgingen. Von Giulio Procaccini sieht man hier ein Pieta von nicht besonderem Belang und eine h. Maria mit dem Kinde, einem Engel und dem kleinen Johannes, eine anmuthige, mit feiner malerischen Empfindung ausgeführte Composition. In derselben Schule wurde auch Gian Battista Crespi, da Cerano genannt (1557—1633), gebildet, dessen Streben jedoch, wie sein grosses Altarbild beweist, nicht sowohl auf sinnlichen Glanz und Reiz als auf Ernst, Kraft und Würde gerichtet war, während ein Werk seines frühverstorbenen Sohnes und Schülers Daniele (1600—1630) durch das Gewicht, das auf den Glanz der Beleuchtung, die zarte Behandlung des Helldunkels gelegt wird, wieder ein mit Vorliebe betriebenes Studium des grossen Meisters von Parma verräth.

I. St. VI. Nr. 34. E. III. Nr. 27.

I. St. VI. Nr. 18.

I. St. VI. Nr. 16.

Auch eine bedeutende, hier freilich nur durch ein kleines Bild vertretene Künstlerin hat die lombardische Schule aufzuweisen: Sofonisba Anguisciola (1530—1620), eine Schülerin Bernardo Campi's. Ihr Selbstporträt zeichnet sich durch Feinheit des Naturgefühls und eine zu ihrer Zeit höchst seltene Schlichtheit der Darstellung aus.

I. St. VI. Nr. 30.

Bologna.

Aus der mit der umbrischen verwandten älteren Schule von Bologna besitzt die kais. Gallerie nur ein Werk, aber in diesem eine Perle von köstlichstem Werthe: eine Madonna

I. St. V. Nr. 18.

mit dem Kinde, dem kleinen Johannes und zwei Heiligen von Francesco Raibolini, Francia (1450 — 1517) genannt. Ueber den Bildungsgang dieses Meisters ist wenig bekannt; man weiss nur, dass er ursprünglich Goldschmied war und erst in reiferen Jahren sich der Kunst widmete. Sein erstes bedeutendes Gemälde soll aus dem Jahre 1490 herrühren. Dass Perugino einen starken Einfluss auf ihn ausübte, ist unzweifelhaft, seine geistige Selbstständigkeit aber ward dadurch nicht beeinträchtigt; eine Natur von nicht zu trübender Reinheit und Wahrhaftigkeit, stellte er nur dar was er selbst empfand. Sein Ideal ist mild, fromm und zart, wie das des Perugino, aber minder schwärmerisch und sensitiv; heiliger Friede, freudige Demuth treten bei ihm an die Stelle unstillbaren Sehnens und Schmachtens. Eines hat er als Künstler vor Perugino voraus: den weihevollen Ernst, der bei Jenem mitunter einem handwerksmässigen Fleiss weichen musste. Wie hoch ihm die Kunst über allen egoistischen Rücksichten stand, beweist die selbstvergessene Begeisterung für Raphael's Grösse, der er in einem schönen Sonett Worte lieh. Das in Rede stehende Bild ist eine seiner herrlichsten Schöpfungen, der vollendetste Ausdruck milder Hoheit und jenes Friedens, den die Welt nicht geben kann. Das Colorit hat allerdings nicht Perugino's Glut und Tiefe, dafür aber eine Klarheit, einen sanften Schmelz, wie sie gerade zu dem Charakter des Ganzen passen. In dem Relief der Figuren, dem Faltenwurf, bekundet sich eine Technik, über die man staunt, wenn man bedenkt, dass der Künstler sich dieselbe erst in den Jahren erwerben musste, in denen sie, im gewöhnlichen Lauf der Dinge, schon vollkommen ausgebildet und bewältigt zu sein pflegt.

Von Francia zu den Carracci ist ein ungeheuerer Sprung. Um ihn nicht zum *Salto mortale* zu machen, muss ich den Leser an die Stellen erinnern, in denen ich (im Abschnitt über die römische Schule) den unmittelbar nach dem Tod der grossen Meister hereinbrechenden Verfall zu schildern versuchte.

Die Verwilderung war nach und nach zu einem Grade gediehen, der eine Reaction nothwendig herbeiführen musste. Die Vorkämpfer derselben waren Lodovico Carracci und

seine Vettern Agostino und Annibale, Männer von unbestreitbarem Talent, die aber in der früheren Glanzzeit doch nur einen secundären Rang eingenommen hätten. Jetzt gelangten sie, Dank den veränderten Verhältnissen, zum höchsten Ruhm. Ihr wahrhaftes und grosses Verdienst besteht darin, dass sie mit einem ihrer Zeit sehr fremden Ernst sich dem Studium der älteren Meister zuwendeten und mit dem Muth der Ueberzeugung ihre Bewunderung für jene Unsterblichen aussprachen.

Sie fanden gleichgesinnte Anhänger und gründeten eine Schule, welche sie *academia degli desiderosi* nannten. Schon in diesem Namen lag eine Kriegserklärung gegen den herrschenden Tagesgeschmack, ein sehnsüchtiges Heraufbeschwören einer besseren Zeit. Das Streben der Carracci ging vornehmlich dahin, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Schulen zu verschmelzen und jeder ihren charakteristischen Hauptzug zu entlehnen. Man möchte mitunter glauben, es sei ihnen weniger um Vollkommenheit als um Vollständigkeit zu thun gewesen. Wie dem auch sei, sie hatten einen ungeheuern Erfolg. Es ist in der Kunst wie im Leben; je grösser die Anarchie, um so dringender macht sich die Nothwendigkeit von Regel und Gesetz geltend. Freudig begrüsste man die Neuerung, die darauf ausging, jeder Art von Schönheit nachzustreben, jedes Uebermass zu vermeiden, keinen Meister sclavisch zu copiren, aber jedem sein Bestes abzulernen. Bald hatte sich der Ruhm der Carracci über ganz Italien verbreitet; sie galten für die Wiederhersteller der Malerei, die Reformatoren der Kunst. Von der Opposition, die sich bald gegen sie erhob, werde ich später zu sprechen Gelegenheit haben; vorerst muss ich den Grund angeben, der ihre Anstrengungen, die Kunst dauernd zu heben, nothwendig vereiteln musste. Er lag in dem falschen Princip der Schule.

Das Studium der grossen Meister soll und kann nur ein Bildungsmittel sein. Wird es als letzter Zweck betrachtet, so tritt erkältende Absichtlichkeit an die Stelle des warmen, lebenzeugenden Lebens, und um die Möglichkeit einer gesunden Fortentwicklung ist es geschehen. In einer auf solcher Basis ruhenden Schule kann sich kein eigentlicher Styl bilden, denn nur aus der durch die In-

dividualität des Künstlers bedingten Auffassung der Natur geht dieser hervor. Nicht als ob die Carracci das Studium der Natur geradezu vernachlässigt hätten. Theoretisch verfochten sie seine Nothwendigkeit mit grossem Eifer, in der Praxis jedoch begnügten sie sich allzu oft damit, die Natur aus zweiter Hand zu empfangen. Statt Empfindungen, Leidenschaften, Vorgänge so darzustellen, wie sie sich in ihrem eigenen Innern spiegelten, entlehnten sie für dieselben häufig eine fremde Ausdrucksweise. Darum haben ihre meisten Bilder etwas Gemachtes, Bewusstes, Absichtliches; ohne Naivetät ist aber auch keine wirkliche Originalität denkbar. Dies erklärt, warum die Carracci trotz vieler glänzender Gaben und des edelsten Wollens, den Verfall doch nur für eine kurze Weile zurückdämmen, nicht aber eine neue Kunstära eröffnen konnten.

I. St. V. Nr. 20. Von Lodovico Carracci (1555—1619), dem Grün-der der Schule, sehen wir hier zwei Bilder, einen h. Franciscus in seiner Zelle, tüchtig gemalt, aber von mässigem Ausdruck, und eine Venus im türkischen Geschmack. Wahrscheinlich schwebte ihm, während er damit beschäftigt war, Michelangelo vor, dessen grossartige Formenfülle aber bei ihm zur schwerfälligen Derbheit wurde. Im Ganzen überwogen bei Lodovico Geist, Einsicht und Kenntnisse die künstlerische Kraft, sein Hauptverdienst liegt in seiner Thätigkeit als Lehrer. Eigentliches Talent besass sein Vetter Annibale (1560—1609) in weit höherem Grade, zugleich eine grössere Ursprünglichkeit der Empfindung, die sich manchmal, wie hier in seiner Grablegung, bis zum Pathos steigert. Auch die Verzückung des h. Franciscus ist, obgleich unschön in den Motiven, von nicht geringer Kraft des Ausdrucks. In seinem Christus mit der Samaritanerin zeigt er sich zugleich als höchst geistvoller Landschaftsmaler. Weniger erquicklich ist seine Venus mit Adonis; die Figuren haben etwas unleidlich Prätentiöses, sie wissen sehr wohl, dass sie vor einem Publicum stehen und thun ihr Möglichstes, diesem zu gefallen. Auch in der Anordnung zeigt er sich nicht so geschickt wie gewöhnlich; die Köpfe sind so gewendet, dass die Nase unverhältnissmässig lang erscheinen muss. Die Färbung ist schön und kräftig, die Behandlung der Landschaft mei-

I. St. VI. Nr. 2.

I. St. VI. Nr. 13.

I. St. VII. Nr. 47.

I. St. VI. Nr. 12.

sterlich. Warmes Lob verdient seine, mit grossem Fleiss ausgeführte Copie von Raphaels Jesaias. I. St. VI. Nr. 6.

Agostino Carracci (1558 — 1601), Annibale's älterer Bruder, widmete sich vornehmlich der Stechkunst und hat im Ganzen nicht viele Bilder hinterlassen. In demjenigen, welches wir hier von ihm sehen, tritt uns eine wahrhafte Künstlernatur entgegen. Schon die Einfachheit, mit der es componirt ist, ist ein bedeutsames Moment; in der Schule, der Agostino angehört, pflegte man sich gewisser Effectmittel nicht leicht zu begeben. Die Figur des heil. Mönchs, dem in lichter Höhe ein geflügeltes Kreuz erscheint, ist von einer Tiefe der Empfindung, einer Innerlichkeit, wie man sie nur selten bei den Bolognesen findet. Schön ist sein Antlitz freilich nicht, ja nicht einmal edel, insofern damit die classische Reinheit der Formen gemeint ist, aber welche Inbrunst, welche leidenschaftliche Hingebung an das Göttliche athmet dieses todtenbleiche, von extatischer Sehnsucht überhauchte Gesicht! Einen wirksamen Gegensatz zu dem auf's höchste gesteigerten Gefühlsleben des Heiligen bildet der im Hintergrund schlummernde Klosterbruder, ein Repräsentant der lieben Gewöhnlichkeit, die durch kein Wunder aus ihrer Dumpfheit aufgerüttelt wird. Unberufene Hände haben diesem edlen Werke arg mitgespielt; die jedenfalls nach dem Tod des Künstlers vorgenommene Anstückelung des untern Theiles ist so ungeschickt ausgefallen, dass die Falten nicht übereinstimmen und der Heilige überdies in einem Habit von solcher Länge nicht gehen könnte. I. St. V. Nr. 17.

Die Carracci haben eine grosse Anzahl Schüler gebildet, von denen mehr als einer in der Folge als ihr glücklicher Nebenbuhler auftrat, keinen aber mit so ungeheuerem Erfolge, wie Guido Reni (1575—1642).

Seltene Gaben waren diesem Künstler geworden, reges Gefühl für Anmuth und Schönheit, ein instinctartiges Verständniss der Farbe- und Lichtwirkung, eine, wenn auch nicht grossartige, doch ungemein reiche Phantasie, eine Leichtigkeit der Darstellung, wie sie nur bei sehr Wenigen vorkommt. Und alle diese köstlichen Gaben wurden einer unseligen Leidenschaft geopfert: dem Dämon des Spiels.

Die Summen, die Guido Reni durch seine Arbeiten gewannen, zerrannen ihm in den Händen. Gleichgiltig ertrug er die Verluste; er äusserte, so lange er Finger habe, lasse sich das leicht wieder gut machen. Aber wie gross auch seine Leichtigkeit im Schaffen war, den Riss konnte sie doch nicht ausgleichen, der entstehen musste, wenn der Erwerb von Wochen in einer Nacht vergeudet wurde. Leichtsinn und Flüchtigkeit mochten von Haus aus in seiner Natur liegen, nach und nach wurden sie auch seines Talentes vollkommen Herr. Von Schulden erdrückt, innerlich zerfahren und untergraben, malte er mit der handwerksmässigsten Hast und Indifferenz und sank immer tiefer, bis er endlich, von allen Freunden verlassen und aufgegeben, siebenundsechzig Jahre alt, zu Bologna starb.

Der höchst ungleiche Werth seiner Arbeiten ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst. In den Bildern aus seiner früheren Zeit sehen wir ihn von einem schönen Streben erfüllt, die Composition ist sorgfältig abgewogen, die Charaktere sind, wenn auch nicht erhaben, doch edel und sinnig, der Farbenton tief und kräftig. Solcher Art

1. St. V. Nr. 1. ist seine Taufe Christi, ein vorzügliches Werk, dessen Ernst und Würde nur durch den leeren und pretiösen Ausdruck einer Nebenfigur einigermassen beeinträchtigt wird. Diesem Bilde gegenüber hängt eine Darstellung im Tempel, geschickt gruppirt, reich an anmuthigen Motiven, aber nachlässig in der Zeichnung und von schattenhaft verblasstem Colorit. Ohne Liebe für seine Schöpfungen kümmerte sich Guido Reni wenig darum, wie sie wohl später aussehen würden. Nur auf die augenblickliche Wirkung bedacht, bediente er sich bei der Farbenmischung sehr häufig der *terra verde*, die allerdings sehr weiche, angenehme Töne giebt, sich aber schnell verflüchtigt und dann ein fahles, grünliches Grau zurücklässt. Besonders auf-

1. St. V. Nr. 25. fallend ist dies bei einer Madonna mit dem Kinde; hier sind die Verbindungsfarben gänzlich verblasst und schminkartig hebt sich das Roth der Wangen von der leichenhaften Carnation. Besser erhalten, oder vielmehr ursprünglich

1. St. V. Nr. 15. mit grösserer Sorgfalt gemalt, ist ein grosses Bild, die vier Jahreszeiten. Noch andere Werke Guido Reni's sind in diesem Saale vereinigt: ein reuiger Petrus, ein David,

eine kokette Sibylle und ein etwas weichliches, aber mit grosser technischer Meisterschaft gemaltes Ecce homo.

Auch Guercino, eigentlich Barbieri (1590—1666), gehört zur Schule der Carracci; sie war sein Ausgangspunkt, wenn er auch später der Manier des Caravaggio bedeutenden Einfluss auf sich gestattete. Von den fünf Bildern, welche das Belvedere von ihm besitzt, ist der h. Johannes in der Wüste ohne Frage das bedeutendste. Besonderen Adel in der Auffassung, eine grosse geistige Macht kann man dem Bilde zwar nicht nachrühmen; der Ausdruck des Heiligen ist düster und fanatisch, die Formengebung gewöhnlich. Im Technischen hingegen ist das Werk von seltener Gediegenheit, die strenge Zeichnung, die intensive Kraft des Colorits und der Beleuchtung, die plastische Abrundung der Formen des höchsten Lobes würdig. Das Landschaftliche, auf das in der Schule der Carracci überhaupt grosses Gewicht gelegt wurde, ist auch hier grossartig aufgefasst und der poetischste Theil des Bildes. Die Rückkehr des verlorenen Sohnes, in zwei Darstellungen, wirkt namentlich durch die treffliche Behandlung und die virtuose, bereits dem Caravaggio nachgeahmte Vertheilung des scharf einfallenden Lichtes.

1. St. V. Nr. 19.

1. St. V. Nr. 30. 32.

Ein kleines Bild von Francesco Albani (1578—1660), dem Maler der Grazien und Amorinen, gehört, wenn es wirklich von ihm herrührt, nicht zu seinen vorzüglichen Arbeiten. Wir werden diesen Künstler, der sich in einer Zeit der Nachahmung eine naive Originalität und Selbstständigkeit, wenn auch nur in einem beschränkten Kreise, zu bewahren wusste, in der fürstl. Liechtenstein'schen Gallerie viel genügender vertreten sehen.

1. St. III. Nr. 49.

Von zwei andern Schülern der Carracci, Giovanni Lanfranco und Bartolommeo Schidone, ist wenig Erhebliches vorhanden. Schidone (im Jahre 1616 jung gestorben) gehört übrigens nur bedingungsweise zu den Bolognesen; schwankend und unsicher, neigt er sich bald ihnen, bald Correggio, bald Caravaggio zu. Sein Christus in Emaus entspricht ganz und gar dem rohen Naturalismus des Letzteren. Auch diesen Künstler lernt man in der Liechtenstein'schen Gallerie von einer ohne Vergleich günstigeren

1. St. V. Nr. 14.

1. St. V. Nr. 2. Seite kennen. Lanfranco's Vision zweier heiliger Einsiedler ist nahezu decorativ gehalten und löst das Problem, mit dem grössten Aufwand von Geberden keinen Gedanken und keine Empfindung auszudrücken.

Unter den späteren Bolognesen ist der aus Guido Reni's Schule hervorgegangene Guido Cagnacci (1601 bis 1681) der vorzüglichste, und namentlich seine sterbende Cleopatra ein Werk von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. Nicht Alles daran ist zu loben. Die Hauptfigur ist zu klein und zu mädchenhaft, in den Köpfen begegnet man demselben Typus, das Costume oder vielmehr der Mangel daran ist unvereinbar mit dem Prunk eines üppigen Hofes. Dies Alles lässt sich nicht leugnen und dennoch fühlt man sich von dem Bilde angezogen, so wahr und ächt ist darin der Ausdruck des Schmerzes und der Bestürzung, so zart und schön die Durchbildung der Formen, so klar und harmonisch das Colorit, das bei grosser Weichheit doch nicht in's Weichliche verfällt.

1. St. VI. Nr. 5.

Ein im Colorit schönes, im Ausdruck allzu absichtliches Madonnenbild von Carlo Cignani (1628—1729) und einige Bilder von Marcantonio Franceschini (1648—1729), einem Schüler des Vorigen, nebst anderen minder erheblichen Werken, beschliessen die lange Reihe von Bildern aus der bolognesischen Schule. In einem gewissen Zusammenhang mit ihr steht auch Mattea Preti, il Calabrese genannt (1633—1699), insoferne er von Domenichino und Guercino die erste Anleitung empfing; später nahm er sich Caravaggio zum Vorbild. Von Domenichino's edler Innerlichkeit ist bei ihm nicht die leiseste Spur zu finden; an Guercino erinnert er mitunter durch sein Bestreben, den Hauptmoment seiner Bilder auf die Beleuchtung zu legen, doch ist im Vergleich mit ihm der keineswegs schwärmerische Guercino noch immer ein überschwänglicher Idealist. Wie ferne ihm jede höhere Auffassung, jede edlere Empfindung fehlt, beweist sein ungläubiger Thomas, der trotz des ungemein kräftigen Tones und brillanten Lichteffectes durch die wüste Gemeinheit der Charaktere geradezu anwidert.

1. St. V. Nr. 3.

1. St. VI. Nr. 4.

Eine ihm verwandte Richtung, d. h. die Lust am Gemeinen, an der rohen Wirklichkeit, zeigt sich auch bei

dem Genuesen Bernardino Strozzi, il cappuccino oder auch il prete genovese genannt (1581—1644), dessen hier befindliche Bilder bei unleugbarer Kraft und geschickter Technik jedem Begriff von Schönheit und Würde Hohn sprechen. Der Naturalismus, dem sie ausschliesslich huldigen, bildet das Grundprincip der neapolitanischen Schule, mit der wir uns nun beschäftigen wollen. I. St. VI. Nr. 1. 3. 10.

Neapolitanische Schule.

Da das Belvedere keine Werke der älteren neapolitanischen Kunst besitzt, ist unter der obigen Bezeichnung jene Malergruppe zu verstehen, deren Haupt der Lombarde Michelangelo Amerighi da Caravaggio (1569 — 1609) ist. Aus der untersten Volksclasse hervorgegangen, erlernte Caravaggio das Maurerhandwerk und lernte dabei die Frescomalerei kennen. So ward er sich seines künstlerischen Berufes bewusst. Er ging nach Mailand, um dort zu studiren, fand jedoch nirgends Aufnahme; von Geldmitteln entblösst, ohne die nöthigsten Vorkenntnisse und zum Ueberfluss von einer an Tollheit grenzenden Heftigkeit des Charakters, wurde er von verschiedenen Meistern zurückgewiesen und musste sich allein forthelfen. Auf diese Weise bildete er sich eine Manier, deren Energie und Rohheit seinem innersten Wesen vollkommen entsprach. Später begab er sich nach Venedig und studirte dort hauptsächlich die Werke Giorgione's; hierauf nach Rom, wo die Noth ihn zwang, in Arpino's Atelier Arbeit zu nehmen. Es war eine wunderliche Ironie des Zufalls, den fanatischen Naturalisten mit dem geleektesten aller Manieristen zusammenzubringen. Was nicht ausbleiben konnte, trat ein: der Zwang, den Caravaggio eine kurze Weile seinem Naturell angethan hatte, rächte sich durch ein um so heftigeres Hervorbrechen desselben, bald standen er und Arpino einander als Todfeinde gegenüber. Wie gross die Kluft zwischen beiden Gegnern auch scheinen mag, in einem Punkte gleichen sie sich auf's Haar: die unbefangene Auffassung der Natur, das Verlangen sie in ihrer e w i g e n Wahrheit darzustellen, war dem Einen so fremd wie dem Andern, Caravaggio that ihr nur in anderer Weise Gewalt an. Selbst das Licht musste sich seinem System bequemen und, um ihm zu dienen, erst durch eine Retorte

gehen. Die Wände seines Ateliers waren schwarz gemalt, nur durch eine schmale Oeffnung an der Decke durfte das Tageslicht hereindringen, um einzelne Gegenstände möglichst scharf zu beleuchten, während die übrigen im tiefsten Dunkel blieben. Der Hang zum Unwahren hatte sich der Geister so ganz bemächtigt, dass man eine Manier nur aufgab, um in die entgegengesetzte zu verfallen.

Caravaggio's revolutionäres Treiben war aber nicht blos gegen die sogenannten Idealisten, sondern auch gegen die Carracci gerichtet, deren Unterricht er früher eine kurze Zeit genossen hatte, nur ganz kurz, denn seinen regellosen Geist musste ihr eklektisches Vorgehen ganz und gar anwidern. Manchen ihrer Schüler zog er zu sich hinüber und fand überhaupt grossen Anhang. Vollständiger Bruch mit jeglicher Tradition, Hintansetzung aller Regeln, Verachtung aller Vorbilder, — so lauteten seine Dogmen. Dass diese neue Theorie den Einsichtigen und Gemässigten ein Gräuel sein musste, erräth sich leicht, die Menge jedoch liess sich von ihr blenden. Zudem hatte Caravaggio ein besonderes Mittel, seine Gegner zum Schweigen zu bringen; er pflegte jeden Tadel mit einem Degenstich zu beantworten. Ein Zweikampf, in dem er seinen Widersacher tödtete, zwang ihn Rom zu verlassen. Er ging nach Neapel, wo er die glänzendste Aufnahme fand und einen zahlreichen Kreis von Schülern um sich versammelte. Die Wildheit seines Charakters trieb ihn auch von Neapel fort. Nach manchen Irrfahrten kehrte er nach Rom zurück. Auf Grund einer früher gegen ihn erhobenen Anklage wurde er dort in den Kerker geworfen, den er als ein gebrochener Mann wieder verliess. Bald darauf fand der Ruhelose Ruhe im Grabe.

Diesen wüsten Lebensgang überschauend, fühlt man, dass das Innere des Menschen sein Schicksal ist. Alles Unglück, das Caravaggio traf, war durch die eigenste Natur des Mannes bedingt, mit der seine künstlerische Richtung nothwendig zusammenhing. Hoheit, Milde, Adel darf man bei ihm nicht suchen, sein ganzes Wesen ist eine Verneinung dieser Eigenschaften. Wohl aber besitzt er andere grosse Gaben, die es unmöglich machen, gleichgiltig an ihm vorüberzugehen: eine Unmittelbarkeit der Auffassung, eine

Macht des Ausdruckes, die sich manchmal zum erschütternden Pathos erhebt, ein Colorit von tiefster Glut und Kraft, eine seltene Meisterschaft in der Anwendung der Lichteffecte. Ohne Brutalität läuft es freilich auch dabei nicht ab; die Beleuchtung ist nicht immer gehörig motivirt, die feineren Uebergänge fehlen, blendende Helle und schwarze Schatten sind oft grell nebeneinander gestellt; die Totalwirkung ist aber dennoch eine so mächtige, dass sich ihr nicht leicht Jemand entzieht.

1. St. III. Nr. 27.

Das bedeutendste seiner hier befindlichen Bilder ist die Madonna vom Rosenkranz. Maria, das Kind in den Armen haltend, steht auf einem Thron, zu beiden Seiten desselben die Heiligen Dominicus und Petrus von Verona, Rosenkränze an das unten kniende Volk vertheilend. Die Madonna, obgleich weder schön noch fromm, ist nicht ohne eigenthümlich grossartigen Ernst, das Kind von auffallend gemeiner und hässlicher Bildung. Der eigentliche Schwerpunkt des Bildes liegt aber in den beiden Heiligen, die von unübertrefflicher Wahrheit und Kraft des Ausdrucks sind. Dass es eine edlere Andacht, eine reinere Frömmigkeit gibt, als sich in diesen von Leidenschaften durchfurchten Zügen ausspricht, wird Niemand bestreiten, aber die düstere Gluth des Fanatismus kann nicht lebendiger wiedergegeben werden. Bedenkt man, dass der eine der beiden Heiligen der Gründer der Inquisition ist, dass der zweite ein Opfer des Eifers wurde, mit dem er Mailand mit der neuen Institution beglücken wollte, so wird man jenen Ausdruck vollkommen gerechtfertigt finden. Die untere Gruppe kann man kaum componirt nennen, so planlos und ohne Rücksicht auf Schönheit der Linien sind die Figuren hingestellt, alle aber lebendig bewegt, von grosser individueller Bestimmtheit und energischem Ausdruck.

Trotz seiner spanischen Geburt zähle ich Giuseppe Ribera, lo Spagnoletto genannt (1588—1656), zur neapolitanischen Schule, denn unbedingt und rückhaltslos schloss er sich ihr an. In San Felipe, bei Valencia geboren, erhielt er seine erste Bildung von Ribalta, kam aber schon in seiner Jugend nach Neapel, wo Caravaggio sein Lehrer wurde. Er nahm dessen Weise um so bereitwilliger in sich auf, je mehr sie mit seinen eigenen Anschauungen zusammen-

stimmte. Eine Reise, die er später nach Rom, Modena und Parma machte, schien zum Wendepunkt für ihn werden zu sollen. Begabt wie er war, begriff er die Herrlichkeit der grossen Meister, studirte ihre Werke und suchte sich vornehmlich den Styl Correggio's anzueignen. Doch kaum nach Neapel zurückgekehrt, verfiel er wieder in seine früheren Gewohnheiten und malte wieder in Caravaggio's Weise. Die Vorzüge und Fehler des Letzteren finden sich bei ihm, nur etwas abgeschwächt, ohne den Rückhalt eines eben so starken, dämonischen Naturells. An wilder Glut und Energie bleibt er hinter seinem Lehrer zurück, lässt sich dafür aber auch nicht so häufig zu cynischer Rohheit hinreissen. Mehr zu seinem Vortheil als in grösseren Compositionen erscheint er in einzelnen Figuren, Studienköpfe u. dgl.; hierin hat er oft Treffliches geleistet. Eine solche Darstellung ist seine Reue des h. Petrus. Das Motiv des Kopfes, ohne gerade edel zu sein, ist mindestens nicht gemein, der Ausdruck des Schmerzes, reuiger Zerknirschung ergreifend wahr, die Gewandung mit grösserer Sorgfalt behandelt als bei den Naturalisten gang und gäbe war. Sehr zu beachten sind ferner seine Brustbilder zweier alter Philosophen. I. St. VII. Nr. 39. E. III. Nr. 21. 21.

Aus Ribera's Schule ging Salvator Rosa (1615 bis 1673) hervor, ein grosses, reiches Talent, das sich bald einen eigenthümlichen Styl schuf. Das abenteuerliche Leben dieses Künstlers gleicht einem Roman. Phantastischen Sinnes, stets nach Neuem verlangend, trieb er sich in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft herum, griff bald nach diesem, bald nach jenem Gewerbe und lernte die Fluth wie die Ebbe des Glückes kennen. Dass eine ähnliche Erscheinung von den Philistern, mit denen jede Zeit gesegnet ist, angefeindet werden musste, versteht sich von selbst, aber alle Verleumdungen können nicht zwei Thatsachen umstossen, welche die Kraft und Tüchtigkeit seines Charakters verbürgen: sein Gefühl für die Würde der Kunst, seine Treue für sein Vaterland. In einer Zeit, die ganz Neapel im Staube vor den spanischen Unterdrückern sah, verschmähte er es, Ruhm und Lohn aus der Hand der fremden Gewaltherrscher zu empfangen; während Andere die Kunst nur als ein lucratives Handwerk be-

trieben, sah er in ihr den höchsten Inhalt seines Lebens. Er hat sich in den verschiedensten Fächern versucht und in jedem Ungewöhnliches geleistet. Nicht nur sein Talent, auch seine gründliche, vielseitige Bildung, die fast allen neapolitanischen Malern fehlte, sicherte ihm die Ueberlegenheit über sie. Das Belvedere besitzt von ihm nebst

E. IV. Nr. 12 einer grossen römischen Reiterschlacht von höchst geistvoller Composition und ausserordentlich schöner Färbung,

I. St. III. Nr. 56. 57 zwei kleinere Schlachtbilder voll feuriger Leidenschaft und Bewegung, ferner zwei Landschaften. Der unheimliche

I. St. III. Nr. 34 Dämmerton der einen steht in tief empfundenem Einklang mit dem düsteren, melancholischen Charakter der Gegend.

I. St. III. Nr. 36 Noch bedeutender ist die zweite, in der das Landschaftliche die Scenerie für einen besonderen Vorgang ist. Ein Krieger, der h. Wilhelm, wie der Catalog angiebt, liegt, mit Händen und Füssen an einem Baum gebunden, der in einsamer Oede emporragt. Die Legende ist mir unbekannt, aber der schwärmerisch fromme Ausdruck des Gefesselten, der die Hände zum Gebet gefaltet hält, berechtigt zu der Annahme, dass es sich hier um eine freiwillig übernommene Busse handle. Figur und Landschaft sind von tief poetischer Wirkung. Prachtvoll ist endlich das Bild eines auf

I. St. VII. Nr. 38 sein Schwert gestützten Kriegers und doppelt interessant, weil Salvator Rosa nur selten einzelne Figuren malte.

Zwei Landschaften von Scipione Compagno (zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts), einem Schüler Salvator Rosa's, zeichnen sich durch geschickte Anordnung und treffliche Färbung aus. Die eine, ein Ausbruch des

E. III. Nr. 4. Vesuv, ist in jenem fahlen Dämmerschein gehalten, der grossen Naturkrisen voranzugehen pflegt. Die zweite, hell

E. III. Nr. 5. und sonnig beleuchtet, hat eine sehr unerquickliche Staffage: den Märtyrtod des h. Januarius und seiner Gefährten. Es war kein glücklicher Einfall, diese Henkerscene mitten in den Glanz und Reiz des Frühlings hineinzustellen; sieht man aber davon ab, so wird man das Geschick in der Composition, den schönen, klaren Ton, die sehr fleissige Ausführung anerkennen müssen. Auch die zahlreichen Figuren sind mit Ausnahme einiger weniger, die an tanzmeisterlicher Zierlichkeit laboriren, im Ganzen entsprechend bewegt.

Luca Giordano (1632—1705) erscheint hier mit nicht weniger als dreizehn Bildern. Eine ansehnliche Zahl, doch für ihn, den Schnellmaler, noch immer eine mässige. — Ursprünglich ein Schüler Ribera's ging Giordano später zu Cortona über, bildete sich aber schliesslich zum Eklektiker aus. Schon in seiner Kindheit suchte sein habgieriger Vater sein grosses Talent nach Möglichkeit auszubeuten. Die väterliche Mahnung, die ihm unablässig in die Ohren tönte: „*Luca, fa presto!*“ blieb ihm als Beinamen sein Lebelang. Er ist ihr nachgekommen; es giebt schwerlich einen Maler, der eine solche Unzahl von Werken zu Stande brachte. Natürlich gingen bei dieser leichtsinnigen Hast die höheren Gaben, die er besass, zu Grunde. Ungemein geschickt im Nachahmen der verschiedensten Meister begnügte er sich mit dieser untergeordneten Fertigkeit und malte Bilder, deren Figuren bald diesem, bald jenem seiner Vorgänger entlehnt sind. Dennoch bricht durch diese schleuderische Hast manchmal der Strahl der ursprünglichen Begabung, und schmerzlich bedauert man dann, dass einem so reichen Talent keine grössere Würde des Charakters, keine edlere Auffassung der Kunst beigegeben war. Er selbst mag Aehnliches empfunden haben, denn mehr als einmal warnte er jüngere Künstler vor seinen eigenen Wegen. — Von den erwähnten dreizehn Bildern sind die meisten recht eigentliche Dutzendwaare, eines hingegen ein Werk von wirklicher Bedeutung, sein Sturz der Engel. I. St. VII Nr. 44.
Allerdings stösst man auch hier auf ein Plagiat: der Erzengel Michael erinnert im Motiv des Kopfes und der Bewegung ganz und gar an den Raphael'schen im Louvre. Dennoch zeigt das Bild, was Giordano bei grösserer Sammlung hätte leisten können, denn eine originelle schöpferische Kraft spricht sich in der Gruppe der Verdammten aus. Der Ausdruck ohnmächtiger Wuth und grimmiger Verzweiflung in diesen Figuren ist von erstaunlichster Tiefe und Wahrheit, die Zeichnung in den gewaltsamsten Stellungen, schwierigsten Verkürzungen frei und sicher, das Colorit trefflich und meisterlich die Beleuchtung, die sich von dem Goldglanz des oberen Theiles bis zu dem dunklen röthlichen Schatten des unteren harmonisch abstuft.

Französische Schule.

Die französische Kunst ist in der fürstlich Eszterházy'schen Gallerie um so viel vollständiger vertreten, dass ich es für angemessen halte, eine allgemeine Charakteristik derselben auf später zu versparen. Für jetzt sei nur bemerkt, dass Franz I., obgleich von den besten Absichten beseelt, der Kunst seiner Heimath einen schlimmen Dienst erwies, als er italienische Maler nach Frankreich berief. Durch die Aufdrängung eines fremden Elementes ward sie in ihrer natürlichen Entwicklung gehindert; statt die höchste geistige Blüthe eines Volkes zu entfalten, verkümmerte sie zu einem Treibhausgewächs. — Leonardo da Vinci, der erste und ohne allen Vergleich grösste Künstler, den Franz für seine Pläne gewann, übte keinerlei Einfluss aus. Als einundsiebzigjähriger Greis kam er nach Frankreich; in diesem Alter unternimmt man nicht mehr die künstlerische Erziehung eines Volkes. Später berief der König den Florentiner Rosso. Dieser, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ein arger Manierist, liess sich vor Allem angelegen sein, die Franzosen nach seinem Sinn zu civilisiren, d. h. den sogenannten grossen akademischen Styl in Frankreich einzuführen. Es gelang ihm vollkommen. Nach wenigen Jahren verstanden sich seine französischen Schüler so gut darauf, Michelangelo's Grossartigkeit zu parodiren, als wenn sie ihr ganzes Leben jenseits der Alpen zugebracht hätten.

Während der Hof und die Menge von diesen Neuerungen entzückt waren, gab es jedoch noch immer einzelne Künstler, die sich nicht von ihnen beeinflussen

liessen und an der älteren Tradition oder vielmehr an Wahrheit und Natur festhielten. Der vorzüglichste unter diesen Opponenten ist Janet, eigentlich François Clouet, der ungeachtet seiner Weigerung, den neuen Theorien zu huldigen, bei Heinrich II. und Carl IX. hoch in Gunst stand. Von ihm sehen wir ein Porträt in ganzer Figur des letzteren Fürsten; es trägt die Jahreszahl 1563, wurde also neun Jahre vor der Bartholomäusnacht gemalt. Eine eigenthümliche Melancholie liegt in den jugendlich weichen, aber der jugendlichen Frische entbehrenden Zügen; in den dunkeln, tiefliegenden Augen scheint jeder Freudenstrahl vor der Zeit erloschen; es ist das Antlitz eines vom Schicksal Gezeichneten. Die höchst gediegene Ausführung lässt vermuthen, dass Clouet Gelegenheit hatte, Holbein zu studiren. Die zarte Modellirung, der warme gelbliche Fleischton, die vornehme Unbefangenheit der Repräsentation erinnern vielfach an den grossen deutschen Meister, von dem so manches Werk den Weg von England nach Frankreich fand. Das Colorit ist kräftig, schön und wahr, die Haltung geistvoll und einfach, die Stoffmalerei meisterhaft. I. St. VI. Nr. 46.

Später wurden keine Italiener mehr nach Frankreich berufen, sondern junge französische Künstler auf Staatskosten nach Italien geschickt. Aus ihnen wurden dann die jeweiligen Hofmaler und Directoren der Kunstanstalten gewählt. Im Jahre 1627 gelangte Simon Vouet, ein ganz äusserlicher, oberflächlicher Eklektiker, zu dieser Stelle. Da das Belvedere kein Bild von ihm besitzt, habe ich mich hier nicht mit ihm zu beschäftigen; auch erwähne ich seiner nur, weil er das unverdiente Glück hatte, die meisten bedeutenden französischen Maler des grand siècle, Lesueur, Lebrun, Mignard, Valentin, seine Schüler zu nennen.

Von dem in Rom jung gestorbenen Valentin (1600 bis 1634) sieht man einen Moses vor dem brennenden Dornbusch, ein tüchtig gemaltes, in der Auffassung etwas rohes Bild. Der Gleichgiltigkeit für Schönheit und Adel der Form nicht minder als dem tiefen kräftigen Ton und dem schweren Schatten merkt man es an, dass Valentin während seines Aufenthaltes in Italien sich vor Allem Ca- I. St. III. Nr. 43.

ravaggio zum Vorbild nahm. Lebrun (1619—1690) hat
1. St. gr. C. Nr. 46. hier eine kleine Auferstehung Christi, die, wenn auch ohne wärmere Empfindung und religiöse Stimmung, durch stylvolle Composition und reinere Formengebung einen guten Eindruck macht. Ein sehr gutes, wirksam beleuchtetes
1. St. VI Nr. 41. Bild ist Pierre Mignard's (1610—1695) heil. Antonius der Einsiedler.

Eine eigenthümliche Stellung in der französischen Kunst nimmt Nicolas Poussin (1594—1665) ein, jedenfalls ein Künstler ersten Ranges, wenn auch in ihm der Denker und Dichter den Maler entschieden überwiegt. Er ging frühe nach Rom und blieb mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode dort. Mehr noch als den Werken der grossen italienischen Kunstperiode wandte er der Antike ein unablässiges Studium zu; was er vor Allem anstrebte, war ihre Grösse, ihr Ernst, ihre Reinheit. Eine der Zeitströmung so schnurstracks zuwiderlaufende Richtung musste auf harten Widerstand stossen. Jahre vergingen, bevor Poussin die verdiente Anerkennung fand. Als sie ihm endlich zu Theil wurde, blieb sein Einfluss doch nur auf Wenige beschränkt, die, seine Ueberzeugung theilend, sich ihm anschlossen. Gegen das Jahr 1640 berief Ludwig XIII. ihn nach Frankreich; widerstrebend folgte er diesem Rufe und in der That war seines Bleibens in der Heimath nicht lange. Des Kampfes mit unwürdigen und neidischen Nebenbuhlern wie Vouet, Fouquières u. A. müde, kehrte er nach Rom zurück, das er bis zu seinem Tode nicht wieder verliess.

Poussin ist der erste Vertreter jener antikisirenden Kunstweise, die durch die Parteileidenschaft der Republikaner begünstigt, zu Ende des folgenden Jahrhunderts in Frankreich zur allgemeinen Herrschaft gelangte; bei ihm ist sie, unvermischt mit anderen Elementen, das nothwendige Ergebniss seines künstlerischen Naturells, seiner von grossartigem Ernst erfüllten Anschauungen. Minder gross als sein geistiges Vermögen war seine malerische Begabung; er zählt zu den Malern, deren Werke durch den Kupferstich eher gewinnen als verlieren, weil in diesem die immer höchst geistvolle Composition vollkommen zur Geltung gelangt und der fehlende Reiz der Farbe und Be-

leuchtung nicht vermisst wird. Nur in sehr vereinzelten Fällen steht ihm auch dieser zu Gebot; dann allerdings kommt so Treffliches zu Stande, wie hier seine Plünderung des Tempels von Jerusalem. Mit der ihm eigenthümlichen Strenge des Styls, mit seiner dramatischen Kraft, die alle Einzelvorgänge mit der Gesammthandlung verknüpft, vereinigt sich darin eine grössere Individualisirung der Figuren und eine kräftigere, ansprechendere Färbung als meist. Einer von Poussin's wesentlichsten Vorzügen, die vollkommene Beherrschung des Stoffes, zeigt sich in der bewundernswerthen Einsicht, mit der in dieser tumultuarischen Scene alles Verworrene, Unklare vermieden ist und jede Episode zur Verstärkung des Gesammteindruckes dienen muss. Von merkwürdiger Schönheit ist die Figur des Titus, der bestürzt die Flammen aus dem Heiligthum emporschlagen sieht, während seine Krieger, nur auf Beute bedacht, die Goldgeräthe und Kostbarkeiten, darunter den siebenarmigen Leuchter, aus dem Tempel schleppen. — Das zweite Bild stellt die Heilung des Lahmen durch die Apostel Petrus und Johannes vor. Trefflich in der Anordnung, von würdevollem Ernst in den Charakteren, kommt es dem eben besprochenen Meisterwerke dennoch nicht gleich; die Figuren haben etwas Statuarisches und die Färbung ist trocken.

E. II. Nr. 4.

1. St. III Nr. 39.

Jacques Stella (1596—1657), trotz seines italienischen Namens ein Franzose, zeigt sich in seinem Urtheil Salomonis als ein treuer, doch nicht sonderlich talentirte Anhänger Poussin's. Seine Schule ist in der stylvollen Anordnung, der strengen Zeichnung zu erkennen, aber seine Mängel, die hier nicht durch die Macht des Geistes aufgewogen werden, treten wie in einem Vergrösserungsspiegel hervor. Den überdies nicht schönen Figuren fehlt das individuelle Leben und die trübselige Einförmigkeit des Colorits macht den Eindruck noch unerquicklicher.

E. II. Nr. 5.

Ungleich bedeutender ist ein anderer Schüler N. Poussin's, sein Schwager Gaspard Dughet (1613—1675), gewöhnlich Poussin genannt, der als Landschafter eine hervorragende Stellung einnimmt. Edles Naturgefühl, Bestimmtheit der Formen und Schönheit der Linien zeichnen ihn aus. Seine meisten Bilder athmen eine grossartige

Schwermuth, die sich mitunter düster, aber nie sentimental und weichlich äussert. Der Schule treu, aus der er hervorging, liebt er es, antike Bauten oder Ruinen in seinen Landschaften anzubringen; eben so oft treibt es ihn, den wilden Kampf der Naturkräfte in seinen Bildern darzustellen. Unter denen, die man hier von ihm sieht, spricht sich seine Eigenthümlichkeit in einer wunderbar poetischen Landschaft mit dem Grabmal der Cäcilia Metella und in einer Gewitterlandschaft von gewaltigster Stimmung und Wirkung am schönsten aus. Leider haben seine Bilder so stark nachgedunkelt, dass der bei den Landschaften so wesentliche Reiz der Färbung darunter sehr gelitten hat.

1. St. II. Nr. 30. 1. St. II. Nr. 45.

Ein höchst bedeutender Künstler, dessen edler Realismus sich allen Verlockungen der Zeit gegenüber siegreich behauptete, ist Philipp de Champagne oder Champaigne (1602—1674). N. Poussins classische Strenge, seine philosophische Vertiefung sind ihm fremd; in Bezug auf Unmittelbarkeit der Empfindung und Naturwahrheit hingegen übertrifft er diesen Meister, vor dem er überdies eine grössere malerische Begabung voraus hat. Obgleich in Brüssel geboren, gehört Champagne insofern zur französischen Schule, als er den weitaus grössten Theil seines Lebens in Frankreich zubrachte. Dort bildete er sich einen eigenthümlichen Styl und eignete sich eine höhere Eleganz an, ohne der Naturwahrheit seiner heimathlichen Kunst zu entsagen. Er ist einer der wenigen Künstler jener Zeit, denen die Manier, mochte sie vermeintliche Grossartigkeit oder Zierlichkeit anstreben, nichts anhaben konnte. Eines kam ihm dabei zu Hilfe: seine vorwiegende Thätigkeit als Porträtmaler, die ihn zu beständiger Naturbeobachtung nöthigte. Im Porträt kommt ihm kein französischer Maler gleich, und sehr zu bedauern ist es, dass uns hier nicht Gelegenheit geboten ist, ihn von dieser, seiner glänzendsten Seite kennen zu lernen. Doch wenn er auch nicht allen Anforderungen der Historienmalerei gerecht werden kann, so verläugnen sich doch auch in ihr seine schönen, charakteristischen Vorzüge nicht. Sein Adam und Eva bei Abels Leiche wirkt durch Wahrheit der Empfindung, geistreiche Mannigfaltigkeit der Motive und fein erdachte

1. St. I. Nr. 2.

Züge, wie z. B. der Gegensatz zwischen dem Schmerz der Aeltern und der harmlosen Unbefangenheit der mit einem Vogel spielenden Kinder. Die Ausführung ist durchaus gediegen, das Colorit wahr und kräftig, die Formengebung, namentlich in der übrigens zu jugendlichen Eva, schön und rein. — Sehr entsprechend und rührend, dabei von edlem Schwung der Linien, ist ein zweites Bild, eine sterbende Mutter mit ihrem Kinde. E. II. Nr. 9.

Noch zweier französischer Künstler des siebzehnten Jahrhunderts habe ich zu erwähnen: Jacques Callot (1594—1635) und Jacques Courtois (1621—1676), nach seiner Heimath le Bourguignon genannt. Der Erstere, ein genialer Humorist von unerschöpflicher Erfindungsgabe und der grössten Vielseitigkeit, hat sich namentlich als Zeichner und Kupferstecher einen Namen erworben, der mit den berühmtesten in der Kunstgeschichte fortleben wird. Die Malerei hat er nur wenig gepflegt und deshalb auch ihre technischen Schwierigkeiten nie vollkommen bewältigt. Bilder von ihm sind so selten, dass das hier befindliche, ein Jahrmarkt in einer kleinen italienischen Stadt, doppeltes Interesse einflössen muss. Alle drolligen und charakteristischen Vorgänge einer solchen Scene sind mit geistreichster Laune aneinander gereiht, die zahllosen winzigen Figürchen höchst zierlich und geschmackvoll ausgeführt. Schade, dass das wohl von jeher schwache Colorit nunmehr bis zur Unscheinbarkeit verblichen ist. In Jacques Courtois (1621—1676) lernen wir einen Schlachtenmaler von seltener Trefflichkeit kennen. Ein Schüler M. Cerquozzi's, den die Italiener Michelangelo delle battaglie nennen, trieb es ihn, das rasche, feurige Soldatenleben nicht blos darzustellen, sondern selber mitzumachen. Er nahm Kriegsdienste; indessen scheint ihn dieser Beruf nicht lange gefesselt zu haben, denn später finden wir ihn als Jesuiten in Rom. Doch ob Soldat oder Geistlicher, er war und blieb vor Allem Künstler. Vom Getümmel der Welt zurückgezogen, beschäftigte er sich in seinem stillen Ordenshause damit, die Erinnerungen an seine Kriegsjahre in Kunstwerken festzuhalten. Nebst einem kleinerem besitzt das Belvedere von ihm zwei grosse Reitertreffen, deren leidenschaftlich bewegte Composition die wirksamen Stützen 2. St. III. Nr. 65. I. St. VII. Nr. 15. 18.

einer ungemein schönen Färbung und frappanten Beleuchtung hat. Hie und da begegnet man wol einzelne Flüchtigkeiten, aber leicht vergisst man sie über der Naturwahrheit und Unmittelbarkeit, die das Ganze durchweht.

Die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts ist im Belvedere nur sehr unvollständig repräsentirt. Zwei Porträts von Rigaud (1659—1743), worunter das eines hohen Geistlichen von besonderem Werth, ein kleines Bild von Watteau (1684—1721), von geistreicher Pinselführung und zierlich in der Behandlung der Details, aber unschön in den Linien der seltsam verschobenen Figur, einige Marinen von Manglard (1688—1762) und eine mit grosser Kenntniss des Effects gemalte Ansicht von Rom von seinem berühmtsn Schüler Joseph Vernet (1714—1789), sind die einzigen Werke, welche sich aus dieser Epoche hier vorfinden.

1. St. VI. Nr. 28. E. II. Nr. 20.

Spanische Schule.

Der betrübende Mangel an Werken spanischer Kunst in dieser sonst so reichen Gallerie ist doppelt auffallend, wenn man bedenkt, wie lange Fürsten aus dem Hause Habsburg in Spanien herrschten. Ausser einigen Bildern von Velasquez, darunter allerdings drei Meisterwerke, einem guten Porträt von Alonzo Sanchez Coello, einem anderen von unbekannter Hand, einem in venetianischer Weise gemalten Wunder Christi von Pedro Orrente und einer mittelmässigen Copie nach Murillo, die hier dem grossen Meister fälschlich zugeschrieben wird, besitzt das Belvedere kein Werk, das von der Blüthe spanischer Kunst Zeugniss ablegte. Unwillkürlich fragt man sich: warum hat Carl VI., als er seinem französischen Nebenbuhler weichen musste, nicht wenigstens einen Theil der im Palaste zu Madrid und im Escurial befindlichen Kunstschätze nach seiner deutschen Heimath entführt? Da auch seitdem nichts geschah um jene bedauerliche Lücke auszufüllen, halte ich es für das Beste, die übersichtliche Darstellung des Entwicklungsganges der spanischen Kunst für die Besprechung der an spanischen Bildern ungewöhnlich reichen Gallerie des Fürsten Eszterházy zu versparen und beschränke mich darauf, hier nur einfach die im Belvedere enthaltenen Bilder dieser Schule anzuführen.

Diego Velasquez (1599—1660), der zweitgrösste unter den spanischen Malern, als Porträtmaler einer der grössten aller Schulen und Zeiten, erscheint hier mit mehreren Bildnissen und einem Studienkopf. Für die Aechtheit sämmtlicher ihm zugeschriebenen Bilder möchte ich

nicht einstehen, insbesondere scheint mir der Studienkopf für Velasquez, der bei aller Naturtreue immer eine edle Haltung bewahrt, zu chargirt im Ausdruck, zu derb in der Mache. Ganz herrlich hingegen, unzweifelhafte Schöpfungen seiner Hand, sind die Porträts zweier kleiner Infantinnen und ein grösseres Bild, das die Familie des Malers und ihn selbst in eben so geistvoller als ungezwungener Gruppirung darstellt. An Reiz, Wahrheit und künstlerischer Vollendung stehen sich diese Bilder gleich, doch ist das letzterwähnte insofern von noch grösserer Wichtigkeit, als es vor jenen den Vorzug einer reicheren Composition voraus hat. Im Vordergrund sieht man die Frau des Künstlers von ihren Kindern und Verwandten umgeben, im Hintergrund, der sich zu einer Gallerie verlängert, ihn selbst, eine vornehme Dame zur Thüre begleitend. Nichts kommt dem lebensvollen Reiz dieser Figuren gleich; ihre heitere Unbefangenheit ist das Sichgebenlassen edler Naturen, die nichts zu verbergen, über nichts zu täuschen haben. Die Kinder namentlich sind von einer Naivität und Liebenswürdigkeit, wie man sie nur noch bei Murillo findet. Nie hat es einen Künstler gegeben, dem das Gesuchte, Absichtliche, ferner lag. Er will nur Wahrheit, reine Wahrheit, aber der angeborne Adel seiner Natur schützen ihn davor, diese, wie andere Realisten, im Zufälligen und Trivialen zu suchen. Die grösste Bestimmtheit verbindet sich bei ihm mit der bezaubernden Weichheit; statt zu zeichnen, malt er; nicht durch Linien, durch Farben gibt er die Umrisse an. — Die Scenerie ist ein Meisterwerk für sich: ihre Ausschmückung verräth eine Künstlerwohnung, ihr geliegener Reichthum die bevorzugte Stellung, welche Velasquez am Hofe Philipp's IV. einnahm. Die ungemeine Gunst, deren Velasquez sich bei diesem Monarchen erfreute, erklärt das seltene Vorkommen seiner Bilder diesseits der Pyrenäen. Weitaus die meisten seiner Arbeiten sind im Besitz der spanischen Krone verblieben. Was die Verschmolzenheit der Töne, das Verständniss der Luft- und Linienperspective, die Vertheilung des Lichtes betrifft, können sich nur äusserst wenige Künstler mit Velasquez messen. Mit Recht sagt sein Landsmann Morilla von ihm, er habe die Luft zu malen verstanden.

1. St. VII. Nr. 13. 15.

1. St. VII. Nr. 14.

Der Katalog nennt Alfons Sanchez Coello (1515 bis 1590) einen Schüler des Antonio Moor. Möglich, dass er auch bei diesem Künstler, der einige Zeit in Spanien lebte, gelernt; sein schönes weibliches Porträt scheint mir jedoch weit mehr ein eifriges Studium der Venetianer zu beurkunden; nicht minder ein übrigens flacher gemaltes Porträt von einem unbekannten Künstler. Das Bild Pedro Orrento's (1550—1644) zeigt ein unbedingtes Eingehen auf die Weise seines Lehrers, Jacopo Bassano.

E. III. Nr. 29.

E. III. Nr. 28.

E. IV. Nr. 18.

Deutsche Schulen.

Schon in der Einleitung zu diesem Buche erwähnte ich als eines beklagenswerthen Uebelstandes, dass die Besucher dieser Gallerie erst nachdem sie die Malerei in ihrer herrlichsten Entwicklung kennen lernten, zu den Anfängen der deutschen Kunst gelangen. Die Misslichkeit dieser Anordnung habe ich nie lebhafter empfunden als jetzt, da ich meine Leser einladen muss, mir aus einer Welt der Schönheit und des Glanzes auf ein Gebiet zu folgen, das solchen Schmuckes allzu oft entbehrt. Besässe das Belvedere eben so viele italienische als deutsche Bilder aus frühester Zeit, so liesse sich an jenen nachweisen, dass die Unbehelfenheit der Anordnung, die Dürftigkeit des Styls, die Härte der Umrisse nicht etwa blos der altdeutschen, sondern überhaupt jeder erst im Werden begriffenen Kunst ankleben; auch die griechische hat nicht anders begonnen. Bleibt man dieser Thatsache eingedenk, erwägt man ferner, unter wie viel ungünstigeren Bedingungen unsere alten deutschen Meister arbeiteten, so wird man nicht von ihnen fordern, dass sie die Kluft der Zeiten hätten überspringen sollen. Man wird sie um ihres treuen Strebens willen ehren, und ihnen nach Pecht's glücklichem Ausdruck, über ihrem gewissenhaften Suchen gerne ihr Finden vergeben. Unter ihnen waren Auserwählte des Geistes, Lieblingssöhne der Natur, aber die Barbarei ihres Zeitalters hielt ihren Genius in Banden; ihre Kraft erschöpfte sich in dem Bemühen, sich die zum Ausdruck ihres Gedankens nöthigen Werkzeuge zu schaffen; sie ahnten die Vollendung und konnten sie nicht erreichen.

Nur höchst dürftige Angaben über das Leben und Wirken der älteren deutschen Meister sind auf uns gelangt; meistens beschränken sie sich auf ihr Geburts- und Todesjahr, oft bleibt man selbst darüber im Ungewissen und muss sich statt von beglaubigten Daten von Conjecturen leiten lassen. Eben so schwer ist es, die Genesis der deutschen Kunst Zug für Zug anzugeben. Fast gleichzeitig entstanden an verschiedenen Punkten Deutschlands Schulen, die, auf dieselbe byzantinische Tradition gestützt, Jahrhunderte lang im engen Verband mit einander blieben, dieselben Gegenstände in innerlich verwandter Weise behandelten und auch im Technischen, mit geringen Abweichungen, gleichen Schritt hielten. — Wie eben gesagt, ist der Ursprung der deutschen wie der italienischen Kunst auf Byzanz zurückzuführen. Als im neunten Jahrhundert bilderfeindliche Kaiser auf dem Throne des oströmischen Reiches sassen, flüchteten sich viele Künstler nach Italien und Deutschland, wo sie bei weltlichen und geistlichen Fürsten Aufnahme und Beschäftigung fanden. Andere folgten ein Jahrhundert später der griechischen Prinzessin Theophania, der Gemalin Otto's II. Von dieser Zeit an herrschte in Deutschland in Architektur, Sculptur und Malerei der byzantinische Styl ausschliesslich vor. Hiezu kam noch die Einnahme von Constantinopel durch die Kreuzfahrer (1204). Die Ritter, die mit Balduin ausgezogen waren, die Mönche, die sein Heer begleiteten, brachten griechische Heiligenbilder in die Heimath zurück und trugen dadurch das Ihre zur Verbreitung dieser Kunstrichtung bei. Doch schon im vierzehnten Jahrhundert ist ein entschiedenes Abgehen von ihr zu bemerken und zum ersten Male regt der selbstständige germanische Kunsttrieb die Schwingen. Der hieratische, symbolische Styl, die überkommenen Typen werden aufgegeben, das Trachten nach Naturwahrheit tritt an ihre Stelle. Wenn man die deutschen Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert noch immer byzantinisch nennt, so geschieht dies nur, weil sie in Tempera auf Goldgrund gemalt sind. Im Uebrigen haben sie die Fesseln der Tradition abgestreift und zeugen von dem Streben nach jener künstlerischen Freiheit, deren Vorkämpfer in Italien Giotto war.

Die ältesten Bilder des Belvedere stammen aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und gehören der böhmischen Schule an, die jedoch nicht sowol eine eigentliche Schule als vielmehr eine Künstlercolonie gewesen zu sein scheint. Die meisten Maler, aus denen sie bestand, waren von Carl IV. nach Böhmen berufen worden, um die von ihm erbaute Burg Carlstein mit Gemälden zu schmücken. Unter den dort thätigen Künstlern werden Theodorich oder Dietrich von Prag, die Elsasser Wurmser und Kuntze und Thomas von Mutina genannt. Den Letzteren reclamiren die Czechen als ihren Landsmann, deutsche Kunsthistoriker hingegen erklären ihn für einen Italiener, der den latinisirten Namen seiner Vaterstadt angenommen hatte.

2. St. I. Nr. 1. Von ihm befindet sich hier ein kleines Altarbild mit der heil. Jungfrau auf dem Mittelfeld, Sanct Wenzeslaus und Sanct Palmatius auf den Seitenflügeln; das Ganze auf gemustertem Goldgrund. Die Darstellung ist rein zuständlich, ohne Beziehung der Figuren zu einander; Geberde und Ausdruck ruhig ernst. Das Colorit, obgleich noch ohne Naturwahrheit, ist frei von jenen bald ziegelrothen, bald grünlichen Fleischtönen, die den Anblick byzantinischer Bilder so unerfreulich machen; die Zeichnung ist, bei sichtlicher Befangenheit, minder hart als bei vielen gleichzeitigen Arbeiten.

2. St. I. Nr. 37. 43. Sehr merkwürdig sind zwei grössere Bilder, die dem Theodorich von Prag zugeschrieben werden. In den Köpfen liegt ein würdiger und milder Ausdruck, in den massigen Formen gewissermassen ein Protest gegen die Dürre und Schärfe der Byzantiner. Die Färbung hat etwas Bleiernes. In der Ausführung der Nebendinge tritt bereits ein gewisses Streben nach Illusion hervor.

2. St. I. Nr. 106. Noch bedeutender ist Wurmser's Christus am Kreuz, an dessen Fuss Maria und der heil. Johannes stehen. Der Grund des Bildes ist grau und nur zu dem Heiligenschein um die Köpfe Gold verwendet. Das Colorit nähert sich mehr der Natur und stimmt in seiner Düsterheit zu dem Charakter der Scene. Die Figuren haben etwas Schwerfälliges und Gedrücktes, die Zeichnung der Hände und Füsse ist sehr mangelhaft, der Ausdruck der übrigens unschönen Köpfe hingegen von ergreifender Wahrheit.

Trotz aller Unvollkommenheit macht das Bild durch die religiöse Empfindung, die es beseelt, einen tiefen Eindruck.

Eine dauernde Blüthe war der Kunst in Böhmen nicht beschieden. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts entbrannten die Glaubenskämpfe, die mehrere Generationen hindurch das Land zerrütteten. Erst im siebzehnten Jahrhundert, unter Rudolf II., wurde Prag wieder der Sammelpunkt für zahlreiche Künstler, denen wir im Laufe dieser Darstellung begegnen werden.

Wenige Jahrzehnte später als die böhmische blühte die kölnische Schule, die durch ihre beiden grössten Meister Wilhelm und Stephan unvergänglichen Ruhm erwarb und unberechenbaren Einfluss auf die Kunst der Nachbarländer ausübte. Von dem Focus Köln gingen die Strahlen nach den verschiedensten Richtungen aus; am Rhein, in Westphalen, in Oberdeutschland, in den Niederlanden bildeten sich Schulen von grösserer oder geringerer Wichtigkeit, die bedeutendsten in Nürnberg, Augsburg, Ulm und Colmar.

Aus der oberdeutschen Schule ist eine Anbetung der heil. drei Könige, auf der das Kind, wie auf vielen gleichzeitigen Darstellungen, bekleidet erscheint. Die Zeichnung ist schwach, das Colorit von einförmiger Helle, der Goldgrund noch beibehalten. In eine etwas spätere Zeit (Mitte des 15. Jahrhunderts) fällt ein Christus am Kreuz von D. Pfenning, einem Maler, dessen Name sonst nirgends vorkommt, und als dessen Heimath Oesterreich angenommen wird. Die figurenreiche Composition ist ziemlich verworren und ohne eine Spur von Liniengefühl, in der Bewegung der einzelnen Figuren fehlt es jedoch nicht an glücklichen Motiven, die freilich meist nur angedeutet sind. Am schwächsten ist natürlich die Behandlung der nackten Theile; die Einsicht in den Bau des menschlichen Körpers war jener Zeit noch fremd. — Gleichfalls von einem österreichischen Künstler sollen vier, mit der Jahreszahl 1491 bezeichnete Passionsbilder herrühren, die trotz vieler Härten in der Zeichnung und eines fahlen Colorits in soferne Beachtung verdienen, als der Maler dabei sichtlich von dem Studium der Natur, freilich einer unschönen und gemeinen, ausging.

2. St. I. Nr. 30.

2. St. II. Nr. 31.

2. St. II. Nr. 2. 3. 4.

2. St. I. Nr. 80. Nicht zu übersehen ist ein kleines Bild, das Momente aus der Kindheit Jesu darstellt und mit Johannes Aquila bezeichnet ist. Der Katalog verlegt das Wirken dieses Künstlers in die ersten Decennien des 15. Jahrhunderts, während andere Kenner bei diesem Künstler ein bestimmtes Eingehen auf Dürer'sche Motive wahrnehmen wollen, zwei Behauptungen, die sich chronologisch nicht vereinbaren lassen. Ich möchte die erstere für die richtige halten; der alterthümliche Charakter des Bildes, das verschiedene Momente vereinigt, der Goldgrund, die genrehafte Naivetät der Auffassung weisen entschieden auf eine frühere Zeit zurück.

2. St. I. Nr. 3. Dem Friedrich Herlin (1492) verwandt, nennt der Katalog einen Christus am Kreuz, das Maria, Johannes, die h. Catharina und der h. Sebastian umstehen. Ein Schüler des älteren Rogier van der Weyden verpflanzte Herlin die niederländische Kunstweise in seine schwäbische Heimath und fand bald zahlreiche Nachahmer. Auf ähnliche Einflüsse weist auch der warme, gesättigte Farbenton des in Rede stehenden Bildes hin. Die Anordnung hingegen ist ziemlich unbeholfen, die Zeichnung schwach, der Ausdruck ungleich. Nur Maria und Johannes scheinen den Jammer der Scene zu empfinden, während die heil. Catharina und eine männliche Figur, angeblich der heil. Sebastian, meines Erachtens der Donator, theilnahmslos daneben stehen, der Letztere nicht einmal sicher auf seinen Füssen. Diese beiden Figuren tragen das Zeitcostüm, die beiden anderen langwallende Gewänder mit scharfbrüchigen Falten.

2. St. I. Nr. 107. Eine mit dem österreichischen Wappenschild versehene Anbetung der heil. drei Könige hat so sehr gelitten, dass sie sich der Beurtheilung entzieht. Gleichfalls aus
2. St. I. Nr. 111. 112. früherer Zeit, doch weit besser erhalten, ist ein Altarbild mit zwei Flügeln, welches das Hinscheiden der heil. Jungfrau und verschiedene Heilige darstellt. Die Gruppe des Mittelfeldes ist, bei vielen Zeichnungsfehlern in den einzelnen Figuren, gut zusammengehalten, auf den Seitenflügeln der heil. Christoph von schlichter Kraft, die jungfräuliche Märtyrin nicht ohne Lieblichkeit des Ausdrucks.

Unter den rheinischen Schulen, die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts blühten, erhob sich die zu Colmar,

Dank ihrem grossen Meister **Martin Schongauer**, auch Schön genannt, zu vorwiegender Bedeutung. Leider begegnet man hier nur seinem Namen; es scheint erwiesen, dass das ihm hier zugeschriebene Bild ein Werk des älteren Rogier von der Weyden ist. Ich werde seiner in dem Abschnitt über die niederländische Schule erwähnen. 2. St. I. Nr. 81.

Von **Johann Largkmair** (lebte um 1488), einem Schüler Schongauer's, sieht man hier ein kleines Altarbild mit zwei Flügeln, das durch edle, wenn auch magere Formen und zierliche Ausführung sehr anmuthig wirkt. 2. St. I. Nr. 95. 98.

Ist nun die rheinische Kunst im Belvedere höchst ungenügend vertreten, so ist es dagegen die fränkische um so vollständiger, um so glänzender. Der Altmeister der nürnbergischen Schule, **Michael Wohlgemuth** (1434—1519), erscheint hier zwar nur mit einem Werke; dieses eine umschliesst aber eine ganze Reihe von Gemälden. Es ist ein sechs Fuss hohes Altarbild, dessen Mittelfeld durch zwei Paar auf beiden Seiten bemalte Seitenflügel bedeckt ist. Auf der Mitteltafel thront der heil. Hieronymus in Cardinalstracht in einer Landschaft, zu seinen Füssen sieht man den Stifter des Bildes mit seiner Familie, im Hintergrunde verschiedene Momente aus dem Leben des Heiligen. Heiligenbilder schmücken die innere und äussere Fläche der Flügel. Auf der Vorderseite des ganzen Gemäldes, bei geschlossenen Flügeln, ist die wunderbare Messe Gregor's des Grossen abgebildet. — Ohne Frage gehört dies Bild zu Wohlgemuth's auserlesensten Werken; es athmet einen Adel und eine Lieblichkeit der Charaktere, wie sie der mitunter flüchtig und handwerksmässig arbeitende Meister nicht oft erreichte. Die Ausführung ist von grosser Zartheit, das Colorit kräftiger und weicher verschmolzen als meist. Mit intensivem Glanz leuchtet es durch die dicke Lage Firniss, die es leider bedeckt. Das Bild trägt die Jahreszahl 1511; Wohlgemuth war demnach ein hoher Siebziger, als er es vollendete. Dennoch liegt in dem Werk ein mächtiger Fortschritt, den man wol mit Recht dem Einflusse Dürer's, seines vormaligen Schülers, zuschreiben darf, wie ja auch Raphael auf seinen Lehrer Perugino zurückgewirkt hat. 2. St. I. Nr. 47.

Von Albrecht Dürer (1471—1528) besitzt das Belvedere nicht weniger als sieben autenthische, unzweifelhafte Bilder, die den verschiedensten Stufen seiner Entwicklung angehören. Um diesem Künstler gerecht zu werden, der an natürlicher Begabung den Grössten ebenbürtig, durch ein feindliches Geschick verhindert ward, das letzte, höchste Ziel zu erreichen, ist es nothwendig, sich seine äusseren Verhältnisse zu vergegenwärtigen. Er wurde im Jahre 1471 zu Nürnberg als der Sohn eines unbemittelten, nur mit achtzehn Kindern gesegneten Goldschmieds geboren. Sein Vater bestimmte ihn anfänglich für das eigene Handwerk; die Liebe des Knaben zur Kunst war aber gross genug, um ihn alle Hindernisse besiegen zu lassen. Er setzte seinen Willen durch und trat 1486 bei Wohlgemuth in die Lehre. Nach Verlauf seiner vierjährigen Lehrzeit ging er auf die Wanderschaft. Von dieser zurückgekehrt, liess er sich in seiner Vaterstadt häuslich nieder und heirathete bald darauf Agnes Frey. Es war eine unglückselige Verbindung; der Geiz und die Eifersucht dieses bösartigen Weibes machten ihm die Ehe zur fortwährenden Qual. Zu Anfang des Jahres 1506 unternahm Dürer eine Reise nach Oberitalien, wo er namentlich Mantegna's Fresken studirte. Mit rührender, pietätvoller Neigung schloss er sich dem bereits hochbejahrten Gian Bellini an. Als Künstler hat ihn diese Reise ungemein gefördert, seine pecuniären Verhältnisse aber wurden durch sie auf Jahre hinaus zerrüttet. Wie wenig man in seiner Heimath den Werth des Mannes zu schätzen verstand, beweist ein Brief, den Dürer in viel späterer Zeit an den Magistrat von Nürnberg schrieb. Die Stelle lautet: „Hob anoch, Wie ich mit Worheit schreiben mag die treissig Jor, so ich zw haws gesessen bin, in diser statt Nit umb fünfhundert gulden arbeit, das ja ein gerings und schimpflichs, Und danacht von demselben nit ein fünfteil gewinnung ist, gemacht." — Unter den Grossen der Erde fand er nur einen, der ihm Anerkennung und Unterstützung angedeihen liess; es war Kaiser Max I. Der Jahresgehalt, den dieser Fürst ihm aussetzte, war jedoch nicht ansehnlich genug, um Dürer's Lage wesentlich zu verbessern. Da seine Bilder schlecht bezahlt wurden, verlegte er sich

grösstentheils auf die Stech- und Holzschneidekunst; in ihr fand er seinen Haupterwerb. In der Hoffnung, dort einen grösseren Absatz für seine Bilder einzuleiten, unternahm er in den Jahren 1520—21 eine Reise nach den Niederlanden. Sein Ruhm verschaffte ihm die glänzendste Aufnahme in den Künstlerkreisen; den eigentlichen Zweck seiner Reise erreichte er aber so wenig, dass er, statt sich neue Einnahmsquellen zu schaffen, zur Rückkehr in die Heimath Geld aufzunehmen genöthigt war. In seinen letzten Jahren scheinen sich seine Verhältnisse durch das steigende Begehren nach seinen Kupferstichen gebessert zu haben, denn bei seinem 1528 erfolgten Tode wurde sein sämmtlicher Nachlass im gerichtlichen Wege auf 6000 fl. rh. geschätzt. Er starb siebenundfünfzig Jahre alt an der Auszehrung. Sein genauester Freund, Pirkhaimer, macht für dieses verhältnissmässig frühe Ende Dürer's Frau verantwortlich, deren Geiz ihn unablässig zur Arbeit drängte und ihm keine Erholung gönnte. Es ist ein wunderliches Schauspiel voll hausbackenen Elends und furchtbarer Tragik: ein keifendes Weib besiegt den Riesen, die Gemeinheit tritt dem Genius auf den Nacken!

Man hat Dürer den deutschen Raphael genannt. Will man damit sagen, dass er gleich dem wunderbaren Urbinaten die geheimnissvolle Weihe der Natur erhalten hat, dass er seine deutschen Kunstgenossen überragt, wie dieser seine italienischen, so lässt sich von jener Bezeichnung nichts herunterdingen. Soll mit ihr aber zugleich gesagt sein, Dürer sei wie Raphael zur absoluten Wahrheit und Schönheit, d. h. zum höchsten Ideale emporgedrungen, so muss dem als einer wohlgemeinten patriotischen Uebertreibung widersprochen werden. Jenes Ideal hat Dürer nicht erreicht, so wenig als es Raphael unter den gleichen Verhältnissen möglich gewesen wäre. Mit Vorbedacht habe ich Dürer's Leben ausführlich erzählt, weil sich darin die ganze lähmende Misère kleinlicher Verhältnisse, spiessbürgerlicher Zustände spiegelt. Lasst Raphael statt unter italischem Himmel in der freien Reichsstadt Nürnberg geboren werden, löst ihn von dem classischen Boden, aus dem er wie Antäus unbesiegbare Kraft sog, häuft eine drückende Sorgenlast auf seinen Geist, gebt ihm ein

boshaftes, zänkisches Weib zur Lebensgefährtin, entzieht ihm jeden Schmuck des Daseins und seht dann zu, ob er eine Disputa, eine sixtinische Madonna schaffen wird. Dürer's Leben war ein rastloser Kampf; nichts und Niemand unterstützte ihn dabei, als nur sein Genius allein.

Mir schien Dürer immer der erschöpfendste künstlerische Ausdruck unserer Nation: bald heldenhaft, bald philiströs, der stärksten Empfindung fähig, aber oft unbeholfen im Ausdruck derselben, jetzt voll schwärmerischen Tiefsinns, jetzt wieder in eng beschränkenden Anschauungen befangen, gewaltig bis zur Furchtbarkeit, naiv bis zum Ungeschick, wunderbar ideal und dazwischen unbegreiflich geschmacklos, — o Germania! wie gleicht dir dein Sohn!

Es lässt sich nicht verhehlen, dass in Dürer's eigenstem Wesen etwas lag, das ihm auch unter viel günstigeren Verhältnissen die Aneignung reiner Kunstformen erschwert hätte: der Hang zum Abenteuerlichen, Phantastischen, Symbolischen. Ein charakteristisches Merkmal der älteren deutschen Kunst überhaupt — die zahlreichen Darstellungen von Todtentänzen, u. dgl., beweisen dies zur Genüge — tritt er in Dürer's urdeutscher Natur mit vollster Stärke hervor und wirkt bei ihm um so befremdlicher, als er sich zu seinem Ausdrucke durchaus realistischer Mittel bedient. Dass Dürer auf diesem Wege das Ergreifendste und Erschütternste schuf, ist gewiss; ebenso, dass seine Originalität gerade in der Vereinigung so entschiedener Gegensätze liegt; doch ohne Zweifel trug diese ganz nationelle Vertiefung in die philosophische oder phantastische Idee wesentlich dazu bei, ihn für die Reinheit der Form gleichgiltig zu machen. Unbedenklich opfert er sie der möglichst scharfen Betonung eines oft im Ungeheuerlichen sich ergehenden Gedankens.

Das früheste von Dürer's hier befindlichen Bildern ist
2. St. I. Nr. 26. eine das Kind säugende Madonna vom Jahre 1503, also vor seiner italienischen Reise gemalt. In der Auffassung erhebt es sich nicht über eine wenig anmuthende Wirklichkeit, zudem machen die dicken Köpfe und seltsam gestellten Augen einen misslichen Eindruck. Dagegen ist Einzelnes, z. B. die Behandlung des Haares, schon von

erstaunlicher Vollendung. Ansprechender ist ein zweites, mit Nr. 28 bezeichnetes Marienbild in demselben Saale. Schön und erhaben ist zwar die Jungfrau auch hier nicht, aber der Ausdruck liebevoller Mutterfreude verleiht ihr einen seelenvollen Reiz. Das in sehr lebendiger Bewegung dargestellte Kind ist voll fröhlichen Uebermuths. Die Ausführung zeugt von dem grössten Fleisse.

Auch drei Porträts von Dürer's Hand sind hier vereinigt: das in sehr warmem Ton gehaltene Brustbild eines jungen Mannes, das des Kaisers Max I., nicht lange vor dem Tode dieses Fürsten gemalt, und das Porträt des nürnbergischen Handelsherrn Johann Kleeberger vom Jahre 1526. Das Letztere imitirt eine Büste und ist von bewunderungswürdiger Plastik aller Theile, in der Färbung hingegen ungewöhnlich kalt und grau in den Schatten. Mit diesen Mängeln versöhnt jedoch die ungeheuere Kraft der Charakteristik, die sich in den strengen Zügen des blassen Gesichtes ausspricht, aus dem die dunklen Augen mit fast unheimlicher Macht hervorleuchten.

2. St. I. Nr. 29.
2. St. I. Nr. 13.
2. St. I. Nr. 30.

Wir gelangen nun zu zwei Compositionen, die unter Dürer's Werken in erster Reihe stehen. Die eine hat das Martyrium von zehntausend Christen unter König Sapor von Persien zum Gegenstand. Wie in einem schweren Traum erblickt man ringsum nur Schrecken und Entsetzen. Einige der Märtyrer werden enthauptet, andere mit Keulen erschlagen, noch andere von steilen Felsen herabgestürzt. Vorne steht der König, der dieser Henkerscene beiwohnt, im Mittelgrunde Dürer selbst mit seinem Freunde Pirkhaimer, beide schwarz gekleidet. Dürer trägt ein Fähnlein mit der Inschrift: *Iste faciebat anno domini 1508 Albertus Dürer, alemanus.* — Der Composition kann man allerdings den Mangel an einheitlichen Charakter vorwerfen; sie zerfällt in zahllose, durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehaltene Episoden. In jeder derselben ist aber eine Kraft und Fülle der Phantasie, eine geistige Macht und technische Vollendung entfaltet, vor der jeder Tadel verstummen muss. Nie hat Dürer seine Meisterschaft als Zeichner glorreicher bewährt als hier, wo die heftigsten und gewaltsamsten Bewegungen durch den Vorwurf selbst geboten waren. Die kühnsten und schwierigsten Verkür-

2. St. I. Nr. 15.

zungen scheinen für Dürer nur ein Spiel. Einen höchst wirksamen Gegensatz bildet die fromme Ergebung der Opfer zu der scheusslichen Brutalität, mit der die Henker ihr Amt vollziehen. Das Colorit ist nicht frei von Buntheit, doch im Ganzen von tiefer Kraft.

2 St. I. Nr. 18.

Noch bedeutender ist das zweite, unter dem Namen die heil. Dreifaltigkeit weltberühmte Bild. Die Anordnung ist folgende: ganz oben der heil. Geist, dicht unter diesem Gott Vater, den gekreuzigten Christus vor sich haltend und von Engelchören umgeben. Unter der heil. Trias Gruppen von Heiligen, rechts die Patriarchen, Propheten und Märtyrer, links heilige Frauen. Noch etwas tiefer auf der einen Seite der Kaiser mit einem glänzenden Hofstaat, in dem auch geschmückte Edeldamen nicht fehlen, auf der andern der Papst mit einem geistlichen Gefolge. Die über einander schwebenden Gruppen, die sich leuchtend von dem strahlenden Azur der Luft abheben, machen den Eindruck einer Vision. Der unterste Theil des Bildes stellt eine Gegend am Meere vor. Vorne in einer Ecke steht Dürer mit würdevollem Ernst auf einen Schild gestützt, dessen Inschrift das Jahr 1511 als das Vollendungsjahr des Werkes angibt. Hier wie auf dem vorerwähnten Bild schien ihm sein gewöhnliches Monogramm nicht zu genügen. Indem er auf diesen beiden Arbeiten sein eigenes Bildniss anbrachte, hat er seine Vorliebe für sie an den Tag gelegt und sie gleichsam selbst für seine Meisterwerke erklärt.

Mit Recht mochte er namentlich auf seine *divina commedia*, so möchte ich die heil. Dreifaltigkeit nennen, stolz sein. Die ganze Bedeutung des Künstlers, seine Grossartigkeit, der kühne Schwung seiner Begeisterung ist darin zu erkennen. Auch zeigt das Bild sehr deutlich, wie genau Dürer die höheren Stylgesetze kannte; mit der grössten Strenge sehen wir sie hier befolgt und Alles vermieden, was die Reinheit des Eindrucks trüben könnte. — Unter den Köpfen sind viele schön, alle edel, scharf individualisirt und von der geistreichsten Mannigfaltigkeit im Ausdruck derselben Empfindung. Die Gewänder, die bei Dürer oft an eckigen, willkürlichen Brüchen leiden, wallen hier in grossen Falten von edelstem Wurf. In der Stoffmalerei

ist das Unglaubliche geleistet, die Ausführung des Ganzen von miniaturartiger Feinheit. Die Färbung, in der Dürer überhaupt nicht sowol der Naturwahrheit als leuchtendem Glanz nachstrebte, ist wol auch hier etwas bunt, dabei aber von der grössten Klarheit der Töne, die herrlich behandelte Landschaft im innerlichsten Zusammenhang mit dem feierlichen und symbolischen Charakter der Handlung.

Dürer hat zahlreiche Schüler gebildet. Der bedeutendste unter denen, welche hier vertreten sind, ist Georg Pens, der, im Jahre 1500 zu Nürnberg geboren, Dürer's Unterricht genoss, später jedoch nach Italien ging, wo er sich mit grossem Glück die römische Kunstweise aneignete. Er starb 1556 zu Breslau. Wunderschön in den Formen und der Färbung ist ein kleines Altarbild, welches man hier von ihm sieht. Auf der Haupttafel ist Christus am Kreuz dargestellt. In den Köpfen, den Bewegungen, dem Wurf der Gewänder liegt eine Fülle von herrlichen Motiven, in dem Ausdruck die ergreifendste Innigkeit. Das Colorit ist von süssem Schmelz. Die prachtvoll gemalten betenden Figuren auf den Seitenflügeln sind als trauernde Engel bezeichnet und in der That hat der Maler sie mit Schwingen ausgestattet, die mit den wohlbeleibten Körpern und gutmüthigen, aber keineswegs schönen Gesichtern in wunderlichem Widerspruch stehen. Sicher sind es die Porträts der Donatoren, die sich in solcher himmlischer Verkleidung gefielen. — Auch ein schönes Porträt von träumerisch sinnendem Ausdruck und tief glühender Färbung hat die kais. Gallerie von diesem trefflichen Maler aufzuweisen. 2. St. I. Nr. 58. 2. St. I. Nr. 54.

Es ist für Dürer selbst bezeichnend, dass die Bedeutung seiner Schüler, Pens, den hier fehlenden A. Altdorfer und Hans Schäuffelein, die zugleich gute Maler waren, ausgenommen, vorwiegend in ihrer Thätigkeit als Kupferstecher und Formenschneider für Holzschnitte liegt. Auf diesem Gebiete entfalteten sie ihre oft zum Phantastischen hingeneigte Einbildungskraft und ihre Geschicklichkeit als Zeichner. Dass das eigentliche malerische Element in ihnen weniger zur Ausbildung gelangte, zeigen die Arbeiten von Jakob Binck (1490 bis 2. St. Nr. 45.

2. St. I. Nr. 101. 2. St. I. Nr. 73. 74. 97. 2. St. I. Nr. 9. 2. St. I. Nr. 8. 2. St. I. Nr. 7. 10. 11. 2. St. I. Nr. 12.

1560), Barthel Beham (1496—1540) und Heinrich Aldegraf oder Aldegrever (1502—1560); die des Letztere leiden überdies an einer überladenen Composition. Eine besondere Stellung in der Schule nimmt Hans Schäuffelein († 1540) ein, der niederländischen Einflüssen zugänglich gewesen zu sein scheint. Ein männliches Porträt, das wir hier von ihm sehen, ist von einer Tiefe und Gluth der Färbung, wie sie bei fränkischen Künstlern höchst selten vorkommt.

Es ist ein Irrthum, wenn der Katalog Mathäus Grunewald einen Schüler Dürer's nennt; vielmehr behauptete er dem Meister in Nürnberg gegenüber eine unabhängige Stellung und bildete sich einen Styl aus, der gleichsam als ein Compromiss zwischen der fränkischen und schwäbischen Kunstweise betrachtet werden mag. Ueber die Lebensumstände dieses Mannes ist äusserst wenig bekannt; man weiss nur, dass er, in Frankfurt geboren, in Aschaffenburg lebte, von dem Churfürsten Albrecht von Mainz vielfach beschäftigt war und in dem dritten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts starb. Mehreres von ihm ist hier vorhanden; das bedeutendste darunter ein treffliches Porträt Kaiser Maximilian's I. Pendants dazu sind die Brustbilder der Könige Ludwig II. und Ladislaus II. von Ungarn und Carl V. als Jüngling, sämmtlich von einer fast erschreckenden Kraft der Charakteristik, der das Gefällige des Eindrucks rücksichtslos geopfert ist. Ein ihm hier zugeschriebenes Familienporträt scheint mir mindestens zweifelhaft und für ihn zu schwach in der Färbung.

So wenig wie Grunewald hat Hans Burgkmair (1473—1559), einer der Hauptmeister der Augsburger Schule, seinen Ausgangspunkt in Dürer, wenn auch nicht bestritten werden kann, dass dieser auf ihn wie fast auf alle deutschen Künstler seiner Zeit nicht ohne Einfluss war. Alle Eigenthümlichkeiten der schwäbischen Kunstweise, in der schon sein Vater Thomas sich hervorthat, finden sich bei Hans Burgkmair wieder: ihre im Vergleich mit der fränkischen minder strenge Composition und Zeichnung, aber auch ihr lebhafteres Schönheitsgefühl, ihr weiches verschmolzenes Colorit, ihre zartere Modellirung. Sehr schön

gemalt und zugleich die religiös-phantastische Richtung der Zeit bekundend ist ein Bild, das ihn und seine Frau vorstellt; die Letztere hält einen Spiegel, in dem man statt ihrer Gesichter Todtenköpfe sieht. Ausser diesem vollkommen beglaubigten Werke wird ihm, ohne hinreichenden Grund, noch ein zweites beigemessen, das übrigens weder mit einem Monogramm noch mit der Jahreszahl bezeichnet ist. Von wem es auch herrühren möge, jedenfalls gehört es zu den Arbeiten, die zu übergehen unrecht wäre. Es besteht aus einer Haupttafel mit der Kreuzigung Christi und drei dieselben bedeckenden Flügel, welche zusammen 156 Darstellungen aus dem Leben des Heilands enthalten. Die ganz genrehafte Darstellung ist insoferne von grossem Interesse, als sich die Sitten der Zeit darin abspiegeln. Auch an satyrischen Beziehungen fehlt es nicht, welche die indolente Genusssucht der geistlichen und weltlichen Machthaber angesichts der Noth der Zeit geisseln. Vielleicht hielt der Maler es eben deshalb für gerathen, die Anonymität zu bewahren. Die Ausführung, obwol in manchen Theilen handwerksmässig, weist auf Dürer's Schule hin.

2. St. I. Nr. 104.

2. St. I. Nr. 50.

Ich nannte vorhin Burgkmair einen der Hauptmeister der schwäbischen Schule; ihre höchste und herrlichste Blüthe trieb sie aber in Hans Holbein d. j., mit Dürer der grösste Maler deutscher Nation. An Grossartigkeit der Erfindung, dämonischer Kraft, Gedankentiefe ist ihm Letzterer überlegen, dagegen besitzt aber Holbein ein Gefühl für Reiz und Wahrheit der Form, eine Vielseitigkeit der Charakteristik, einen Zauber des Colorits, wie kein anderer deutscher Meister. Auch leuchtete seiner Entwicklung ein freundlicherer Stern als Jenem, der die alterthümliche Befangenheit seines Lehrers erst abstreifen und sich eine neue Kunstform schaffen musste. Solche Hindernisse hatte Holbein nicht zu überwinden; schon sein Vater und sein Grossvater hatten dem Realismus, den er zur reinsten Vollendung erheben sollte, die Wege bereitet. Zwischen ihm und seinen Vorgängern besteht kein im Wesen selbst liegender Unterschied, sondern nur der des überlegenen Talentes und Wissens. — Hans Holbein d. j. wurde im Jahre 1498 zu Augsburg geboren; in beschränk-

ten Verhältnissen, wie es scheint, wenigstens lässt die später erfolgte Uebersiedlung seiner Familie nach Basel vermuthen, dass der ältere Holbein durch diesen Schritt seine Lage zu verbessern hoffte. Schon frühe verrieth sich die ausserordentliche Begabung des Sohnes; man kennt höchst bedeutende Werke, die er in seinem siebzehnten Jahre vollendet hat. Bis zum Jahre 1526 blieb er in Basel; in diese Zeit fällt seine herrliche Dresdner Madonna. Trotz seiner überhäuften Beschäftigung, namentlich als Porträtmaler, blieb seine Lage eine missliche und seine Häuslichkeit war nicht geeignet, ihn über die pecuniären Sorgen hinwegzuheben. Er hatte jung geheirathet, oder vielmehr sich verheirathen lassen. Seine reizlose Frau war unfähig ihn zu fesseln, und als sie, von seiner Kälte verletzt, ihrer Hässlichkeit auch noch ein trauriges, mürrisches Wesen zugesellte, ward ihm das Band der Ehe zur drückenden Kette. Endlich trat ein Wendepunkt ein: Holbein lernte Erasmus von Rotterdam kennen und dieser, von Theilnahme für den jungen Künstler erfüllt, rieth ihm nach England zu gehen. Holbein folgte diesem Rath. Ein Empfehlungsschreiben, das Erasmus ihm für Thomas Morus mitgab, sicherte ihm die Gönnerschaft dieses hochgestellten Mannes. Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes wurde er Heinrich VIII. vorgestellt, der, von seinen Leistungen entzückt, ihn sogleich in seine Dienste nahm. Die natürliche Folge davon war, dass nunmehr die ganze vornehme und reiche Welt von ihm gemalt werden wollte. Holbein verliess England nur noch zweimal, um einen kurzen Besuch in der Heimath zu machen. Rastlos thätig, durch sein Talent über alle seine Mitstrebenden erhoben, in glänzenden Verhältnissen, der wandellosen Gunst des sonst so launenhaften Königs sich erfreuend, lebte Holbein am englischen Hofe, bis die im Jahre 1554 zu London wüthende Pest ihn hinwegraffte.

Der Umschwung von Holbein's Schicksal muss insofern für einen günstigen gelten, als der vielfach Bedrängte und Gequälte dadurch aus einer unerquicklichen Lage in eine freie und heitere versetzt ward. Im Interesse der deutschen Kunst wird man es jedoch beklagen müssen, dass der Künstler, der vor allen Anderen berufen

schien, sie den höchsten Zielen zuzuführen, seine grosse Aufgabe nur zum Theil vollbrachte. Holbein hat in seinen Jugendjahren seinen Beruf zur Historienmalerei in so bewunderungswürdiger Weise dargethan, dass der Ruhm, den er sich in England als einer der grössten Porträtmaler aller Zeiten erwarb, doch nur als ein Bruchtheil desjenigen gelten kann, auf den sein Genius ihm den Anspruch verlieh. Man begreift nicht, dass ein Künstler von seiner Begabung den höchsten Aufgaben der Kunst entsagen mochte, um mit äusserst seltenen Ausnahmen immerfort Porträts, mitunter ganz indifferenter Personen, zu malen. Nie hätte sich Dürer zu einer ähnlichen Verzichtleistung entschlossen. Auch ihm wurden in Venedig und Antwerpen glänzende Anerbietungen gemacht; er wies sie zurück, um seiner deutschen Heimath und der in ihr wurzelnden Kunstweise treu zu bleiben. Wenn Holbein ein grösserer Maler, war Dürer ein grösserer Mensch.

Im Belvedere finden wir von Holbein eilf Porträts, die verschiedenen Stufen seiner Entwicklung angehören. Seine früheren Arbeiten sind nicht frei von jener Trockenheit, die der allzu getreuen Nachahmung der Natur entspringt; einen Beweis dafür liefern zwei Porträts in ganzer Figur. Der Vortrag leidet noch an Härte, das Colorit an Eintönigkeit. Später belebt und erwärmt sich seine Farbe, die Zeichnung gewinnt plastischen Reiz, der Tiefblick, der in dem Aeusseren das Innere zu lesen weiss, an Schärfe, die Darstellung an Bequemlichkeit und Eleganz, mit einem Worte: die Meisterschaft ist erreicht. 2. St. I. Nr. 67. 68.

Die erwähnten Porträts stellen meistens unbekannte Personen vor; nur Jane Seymour, die dritte Gemahlin des königlichen Blaubart, dessen Leibarzt John Chambers und Erasmus von Rotterdam machen eine Ausnahme. Das erstere Bildniss zeigt ein blasses Antlitz, in dessen regelmässigen, doch nicht sonderlich anziehenden Zügen ein melancholischer Ernst liegt, als gedächte die junge Königin des Schicksals ihrer Vorgängerinnen Catharina von Arragonien und Anna Boleyn, dem sie vielleicht nur durch ihren frühen Tod entging. Die Haltung des Bildes ist edel und unbefangen, die Modellirung sehr zart, der Fleischton etwas kalt, die Ausführung bis in jedes Detail der 2. St. I. Nr. 61.

ausserordentlich reichen Kleidung von der grössten Sorg-
2. St. I. falt und Präcision. Noch interessanter ist das Porträt des
Nr. 62. königl. Leibarztes, weil es in der Auffassung einer bedeutenden Persönlichkeit die geistige Macht Holbeins zeigt. Auch ist die Färbung hier lebensvoller. Ein grösseres Bild, einen Mann in prächtiger Kleidung mit dem Orden des goldenen Vliesses um den Hals vorstellend, wird Carl der Kühne genannt; hat ihm der Künstler selbst diese Bezeichnung gegeben, so ist es eine Charakterfigur, kein Porträt, da Holbein einundzwanzig Jahre nach dem Tode dieses Fürsten geboren wurde. Es ist von höchst lebendigem Ausdruck und ritterlich stolzer Repräsentation.

Arbeiten von köstlichem Werthe sind ferner noch das
2. St. I. kleine Brustbild einer jungen Frau, in dem der röthliche
Nr. 27. Fleischton von ungemeiner Wärme und Zartheit ist,
2. St. I. das Bildniss eines Mannes im schwarzen Pelzrock und
Nr. 85. roth-violettem Unterkleid und eines, worauf nebst dem Namen Geryck Tybis auch die Jahreszahl 1533 verzeichnet ist.

Was sich auf allen seinen in der Zeit seiner künstlerischen Reife gemalten Bildern gleich bleibt, ist das Vermögen für jede Persönlichkeit den charakteristischen Ausdruck zu finden, die unvergleichliche Feinheit der Modellirung, ein trotz der mitunter grauen Schatten, lebenathmendes Colorit und ein Fleiss in der Ausführung, der in manchen Details, z. B. dem goldenen Brustschmuck des mit Nr. 27 bezeichneten Bildes und der Stoffmalerei auf dem Porträt der Jane Seymour das Unglaubliche leistet. Es ist überhaupt eine wunderliche Verkehrtheit, Leichtsinn und Flüchtigkeit für Attribute des Genies zu halten; das Beispiel der grössten Meister beweist das entschiedenste Gegentheil. Fünf Jahre arbeitete Leonardo da Vinci an dem Porträt der Monna Lisa. Und Raphael, Correggio, Fra Bartolommeo, mit welcher unermüdlichen Sorgfalt führten sie ihre Bilder aus, bis ihre Schöpfung in makelloser Herrlichkeit vor ihnen stand! Erst als der Glaube an die Heiligkeit der Kunst erloschen war, kam die Schnellmalerei in Schwung. Dass auch Talente ersten Ranges sich ihr ergaben, ändert nichts an der Sache und ist nur ein Zeichen der schlimmen Zeit, der sie angehörten.

Holbein verliess Deutschland und die ihm zur zweiten Heimath gewordene Schweiz zu früh, um hier eine eigentliche Schule zu gründen, doch haben sich ausser seinem älteren Bruder Ambrosius, verschiedene Maler nach ihm gebildet. Der hervorragendste unter diesen ist Christoph Amberger († 1563), von dem die kaiserliche Gallerie mehrere Porträts aufzuweisen hat. An psychologischer Tiefe der Auffassung steht er hinter seinem Urbild zurück, doch besitzt er ein lebendiges Verständniss für Naturformen, eine zwanglose und würdige Repräsentation und eine Färbung von seltener Kraft und Schönheit. Dass Amberger übrigens auch italienische Einflüsse auf sich wirken liess, bezeugt seine in der Art des Leonardo gemalte Herodias. — Ein anderer Anhänger Holbeins, der Schweizer Hans Asper (1499—1571), hat hier ein vortreffliches Porträt.

2. St. I. Nr. 17.
2. St. I. Nr. 48. 49. 56 u. s. w.
2. St. I. Nr. 78.

Der in Ulm blühende Zweig der schwäbischen Schule ist nur durch ein Bild Martin Schaffner's vertreten. Das Wirken dieses Künstlers fällt in die letzten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts und die ersten des folgenden. Das Bild ist ein Jugendwerk, weich in den Formen, voll liebenswürdiger Unschuld im Ausdruck der porträtartigen Köpfe. — Seiner Geburt nach gehört Hans Baldung, Grien genannt (1470—1545), gleichfalls zur schwäbischen Schule, doch hat er die bestimmende Richtung von Dürer empfangen. Sein Porträt eines jungen Mannes ist etwas scharf in den Umrissen, schwach im Impasto, aber von grosser Lebendigkeit des Ausdrucks und charakteristischer Haltung.

2. St. I. Nr. 35.
2. St. Nr. 108.
2. St. I. Nr. 44.

In Sachsen entwickelte sich nicht wie am Rhein, in Westphalen, Schwaben u. s. w. eine autochthone Kunst. Die älteren Kunstdenkmäler dieses Landes rühren von fremden, meist fränkischen Künstlern her, und auch der Gründer der Schule, die man die sächsische nennt, stammt aus Franken. Es ist Lucas Sunder, von seinem im Bambergschen gelegenen Geburtsort Cranach genannt (1472 bis 1553). Er scheint aus Matthäus Grunewald's Schule hervorgegangen und früh nach Sachsen gekommen zu sein; schon im Jahre 1493 soll er den Churfürsten Friedrich den Weisen nach Palästina begleitet haben. Dieser, wie

seine Nachfolger, Johann der Beständige und Friedrich der Grossmüthige, überhäuften den Künstler mit Beweisen ihrer Gunst. — Die Reformation, der sich das sächsische Fürstenhaus alsbald anschloss, fand auch an Cranach einen feurigen Anhänger. Er trat in genaue Verbindung mit den Häuptern derselben, Luther und Melanchthon. Im Jahre 1533 wurde er zum Bürgermeister von Wittenberg gewählt. Als Künstler wie als Mensch hochgeachtet, noch im Alter voll freudigen Schaffensdranges, anscheinend mit gutem Grund auf den Sieg der Sache zählend, die er zu der seinen gemacht hatte, mochte er für ein Lieblingskind des Glückes gelten. Aber der alte Spruch, es sei keiner vor dem Ende glücklich zu preisen, sollte sich auch an ihm bewähren. Die Schlacht bei Mühlberg ward geschlagen, ihr Verlust kostete Friedrich seine Kurwürde, sein Land, seine Freiheit. Und nun kam für Cranach die Zeit, in der er die empfangenen Wohlthaten mit Wucher zurückzahlen konnte. Alles was ihm lieb war, zurücklassend, folgte der bereits fünfundsiebzigjährige Greis seinem Fürsten in die Gefangenschaft, um sie ihm durch Zuspruch und heitere Kunst zu erleichtern. Erst mit Friedrich's Befreiung endete Cranach's freiwillige Haft; fünf volle Jahre waren darüber hingegangen. Er wandte sich nach Weimar, wo er im nächsten Jahre starb.

Nicht auf Adel und Reinheit der Form war Cranach's Trachten gerichtet, kein Schönheitsideal schwebte ihm vor. Er malte was ihm leibhaft vor Augen stand und so tritt denn in seinen Figuren, namentlich in den weiblichen, der Nationaltypus unverkennbar hervor. Seine Madonnen, heilige Frauen und Göttinnen verrathen in jedem Zuge, dem blonden Haar, der meist zu grossen Stirn und keineswegs klassisch geformten Nase ihre deutsche Abkunft. Dabei drängt sich einem eine tröstliche Bemerkung auf: mag sich auch seit Dürer's und Cranach's Zeit vieles verschlechtert haben, die deutschen Frauen sind unstreitig schöner geworden. Er ist eine von dem grossen fränkischen Meister grundverschiedene Individualität; die Welt zeigt sich in einem ganz anderen, sonnigeren Lichte. Vollkommen naiv tritt er an die Vorwürfe heran, die Jener mit dem gewaltigsten Ernst, der tiefsten Bewusstheit erfasst.

Im Einklang mit seiner heiteren Auffassung der Welt ist sein Colorit voll blühender Heiterkeit und Frische, von weicherem Schmelz als das des Dürer. Seine Zeichnung ist minder scharf in den Umrissen, aber auch minder correct, ja bisweilen geradezu vernachlässigt. Dabei darf jedoch nicht ausser Acht gelassen werden, dass er, das Haupt einer vielbesuchten Schule, an den Bildern, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen, oft nur geringen Antheil hatte. Indem er so manche Arbeit von schwächerer Hand mit seinem Malerzeichen versah, hat er es selbst verschuldet, dass die Verstösse seiner Schüler häufig auf seine Rechnung gesetzt werden.

Unter den zahlreichen Werken, welche das Belvedere von ihm besitzt, kann ich natürlich nur einige hervorheben; zudem trägt so manches mit Unrecht seinen Namen. Eine Lucretia, von ergreifendem Ausdruck des Schmerzes und edler Bildung, ist schwerlich von ihm. Leider hat das in einem schönen, klaren Ton fleissig ausgeführte Bild in einzelnen Theilen, z. B. den ganz verwaschenen Händen, sehr gelitten. — Grösseren Anspruch auf Aechtheit hat eine Gefangennehmung Christi, in welcher ein vorzügliches Gewicht auf die Beleuchtung gelegt ist; doch scheint mir diese nicht ganz glücklich durchgeführt, denn selbst das hellste Mondlicht lässt uns nur die Form der Gegenstände, nicht ihre Farbe unterscheiden. Zwei Darstellungen von Adam und Eva unter dem Baume der Erkenntniss, wovon die eine sehr zweifelhaft, sind um nichts interessanter als Modellstudien zu sein pflegen, doch immerhin von schöner Weichheit des Vortrags. Weit lebendiger spricht sich die Eigenthümlichkeit des Künstlers in zwei anderen Bildern aus, den vorzüglichsten, die hier von ihm zu sehen sind: die Vermählung der heil. Catharina und ein *Noli me tangere*. In ihnen vereinigen sich alle Vorzüge des Meisters, seine liebenswürdige, fast kindliche Naivetät, seine schlichte Anmuth, sein klares, schön verschmolzenes Colorit. Freilich zeigt sich in ihnen auch nicht minder deutlich sein Mangel an Idealität, an erhöhter Auffassung. In diesen durchweg porträtartigen Köpfen, in der Abwesenheit jeglichen mystischen, ahnungsvollen Momentes, erkennt man den Naturalismus der protestan-

2. St. I. Nr. 5.

2. St. I. Nr. 40.

2. St. I. Nr. 41. 109.

2. St. I. Nr. 71. 72.

tischen Kunst. Sie hat mit Cranach begonnen, um ein Jahrhundert später in Holland zu der höchsten ihr möglichen Ausbildung zu gelangen.

Auch verschiedene Porträts von Cranach sind hier
2. St. I. Nr. 25. 24. vereinigt, darunter eines seines Freundes Luther, das eines schwarzgekleideten Frauenzimmers und eine aus drei jungen
2. St. I. Nr. 57. Mädchen bestehende Gruppe, die hauptsächlich durch blühende Frische des Tons und sehr sorgfältige Detailausführung anzieht. Der Landschaft wegen und auch als
2. St. I. Nr. 36. Zeitbild interessant ist eine Hirschjagd, auf der Kaiser Carl V., Johann Friedrich von Sachsen und andere Fürstlichkeiten dem edlen Waidwerk obliegen.

Lucas Cranach d. j. (1515—1586), ist bei weit schwächerem Talent ganz und gar der Nachahmer seines
2. St. I. Nr. 38. Vaters und Lehrers, seine Judith, ein sanftes deutsches Mädchen, ein ehrliches junges Blut, das den armen Holofernes schwerlich verlockt und gewiss nicht getödtet hätte.
2. St. I. Nr. 65. 66. Zwei Porträts von seiner Hand sind vor Allem durch die seltene Hässlichkeit der Originale, namentlich des weiblichen, merkwürdig. Und mit welcher unerbittlichen Treue hat der Maler diesen unförmlich grossen Kopf mit den flachen, ausdruckslosen Zügen, diese eckige Gestalt mit den spindeldürren Armen wiedergegeben! „O nur die kleinste Lüge!“ möchte man mit Gräfin Orsina flehend ausrufen. Zudem ist das Colorit viel trockener, die Modellirung weit schwächer als auf der vorerwähnten Judith.
2. St. I. Nr. 77. 79. Aus Cranach's Schule stammen zwei kleine Bilder, David und Bathseba und Loth mit seinen Töchtern, die man fast für Werke eines Niederländers halten möchte, so derb realistisch ist die Auffassung, so stylios die Composition mit den kurzen breiten Figuren, so leuchtend aber auch die Farbe und so fleissig die Ausführung der Stoff- und Schmuckmalerei.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts tritt in Deutschland ein ähnlicher Verfall ein, wie gleichzeitig in Italien. Die Schulen zu Nürnberg, Augsburg, Wittenberg treiben keine frischen Blüthen mehr, ihre Traditionen werden über Bord geworfen, die nationale Kunst erlischt und deutsche Künstler suchen ihren höchsten Ruhm darin, vergessen zu machen, dass sie Deutsche sind. Bei den meisten Epi-

gonen, deren Werke den vierten Saal des zweiten Stockwerks füllen, handelt es sich nur darum, zu bestimmen, welchen italienischen oder niederländischen Künstler sie nachahmen; künstlerische Selbstständigkeit ist zur seltensten Ausnahme geworden. Von Aussen erfreute sich die Kunst grosser Pflege und Aufmunterung, namentlich beschäftigten die Höfe zu Prag und München zahlreiche Maler; aber der Wurm sass tief im Innern. Damals wurde die deutsche Kunst unter das Joch gebeugt, das sie erst nach fast zwei Jahrhunderten wieder abzuschütteln vermochte.

Man braucht diesen vierten Saal nur flüchtig zu durchwandern, um sich zu überzeugen, wie schnell eine glorreiche Vergangenheit vergessen wurde. Alle Richtungen, alle Stylarten findet man hier vertreten, mit alleiniger Ausnahme des Styls der älteren deutschen Schule. Am erträglichsten sind noch die Maler jener Zeit, die dem niederländischen Realismus nachstreben; sie bleiben wenigstens in den Grenzen einer, wenn auch hausbackenen, Wahrheit. Vollkommen unleidlich sind hingegen jene, die sich der Nachahmung italienischer Kunst, d. h. dem durchaus falschen und hohlen Idealismus ergaben, der in Italien eben an der Tagesordnung war. Denn nicht die grossen Werke einer früheren Zeit nahmen sich unsere Landsleute zum Vorbild, sondern, mit einigen Ausnahmen zu Gunsten der Venetianer, die Modemaler. Man kann sich vorstellen, wohin sie auf diesem Wege geriethen. — Es wäre nutzlos, bei Werken, die mit der Originalität jeder höheren Bedeutung entbehren, lange zu verweilen. Ich will mich folglich damit begnügen, der bekannteren unter diesen Malern zu erwähnen und zugleich anzugeben, bei welchem fremden Künstler sie ihr Heil suchten.

Wenn ich den 1546 zu Antwerpen geborenen Bartholomäus Spranger dieser Malergruppe beizähle, geschieht es, weil er durch seinen langen Aufenthalt am Hofe Kaiser Rudolph's II. einen höchst verderblichen Einfluss auf die deutsche Kunst ausübte. Seine tüchtig gemalten Porträts abgerechnet, erscheinen seine Werke gleichsam als Parodien der gleichzeitigen italienischen Manieristen. Je verrenkter und gewaltsamer eine Stellung ist, 2. St. IV. Nr. 44. 45.

um so sicherer mag man sein, sie bei ihm zu finden; ein buntes, von aller Wahrheit abgelöstes Colorit trägt noch das Seine dazu bei, das Unerquickliche des Eindrucks zu vermehren. Charakteristisch für ihn ist ein allegorisches Bild, auf dem Minerva, die hehre, jungfräuliche Göttin mit entblösstem Busen, hoch aufgeschürztem Gewande, in der unschönsten und heftigsten Bewegung dargestellt ist. Es ist, als wollte der Maler durch die äussere Vehemenz der Darstellung über ihre gänzliche Nüchternheit täuschen.

2. St. IV. Nr. 40.

Als sein Vorbild wird Parmegianino genannt; aber wie weit bleibt er hinter dem Geist und der freilich oft affectirten Grazie dieses ohne Vergleich bedeutenderen Malers zurück! — Nicht so unausstehlich, wenn auch noch immer hinlänglich manierirt, ist der Cölner Hans van Achen (1552—1615), der sich vornehmlich nach Tintoretto bildete. Ein grösseres Bild, David und Bathseba, verräth ein tüchtiges Studium dieses Meisters. Für mythologische Darstellungen, deren hier mehrere von ihm vorhanden, fehlt ihm die poetische Auffassung und die Reinheit der Form. Er wie sein Schüler Joseph Heinz (1565—1609) waren die Lieblingsmaler Rudolph's II. Heinz, der übrigens im Geschmack der späteren römischen Schule arbeitete, war nicht ohne angebornen Sinn für Weichheit und Eleganz, aber so ganz ohne innere Wärme und Begeisterung, dass seine Bilder, wenn er auch alle sinnlichen Reizungen ins Treffen führt, dennoch einen trostlos nüchternen Eindruck machen. In der Composition ist er oft überladen, z. B. hier in seinem Adonis und Venus, im Colorit gewöhnlich kokett und unwahr. Natürlich tritt seine Kälte und Absichtlichkeit bei seinen religiösen Darstellungen am stärksten hervor; es lässt sich in der That nichts Frostigeres, Leereres denken. Um jedoch nicht ungerecht zu sein, muss ich auch auf sein Porträt Kaiser Rudolph's hinweisen, hier weitaus sein bestes Bild. — Von Rotterhammer, der wie van Achen vorzugsweise Tintoretto nachahmte, besitzt das Belvedere mehrere Bilder, die allerdings sehr zerfahren in der Composition, aber nicht ohne Verdienst in der Ausführung sind.

2. St. IV. Nr. 1.

2. St. IV. Nr. 19.

2. St. IV. Nr. 23. 25.

2. St. IV. Nr. 31.

Nur eine künstlerische Erscheinung hebt sich leuchtend von dem langweilig grauen deutschen Kunsthimmel jener Zeit ab. Ich meine Adam Elzheimer (1574 bis 1620), ein eben so grosses als liebenswürdiges Talent, das Sinn für Schönheit und Wahrheit, eine ächt poetische Empfindung mit glänzender Technik vereint. Ursprünglich ein Schüler des wenig bekannten Ph. Uffenbach, ging er frühe nach Italien, bildete sich dort einen eigenen Styl und zog seiner eigenen Wege, ohne sich um das Treiben der Andern zu bekümmern. Er beschränkte sich auf einen kleinen Massstab und malte in diesem theils Historienbilder, theils Landschaften mit biblischer oder mythologischer Staffage. Seine vornehmliche Bedeutung liegt in seinen Landschaften, deren Auffassung bei vollkommener Naturwahrheit von einem eigenthümlichen poetischen Zauber erfüllt ist. Die Ausführung ist von dem unsäglichsten Fleiss, der bewunderungswürdigsten Präcision. Während die Schnellmalerei an der Tagesordnung war, arbeitete er mit rührender Hingebung sein Bild bis ins kleinste Detail aus; nie gab er ein Werk aus den Händen, bevor es ihm selbst vollkommen genügte. Das war nicht die Art sich zu bereichern. Trotz seines rastlosen Fleisses gerieth er in Noth und Elend und starb endlich in einem römischen Schuldgefängnisse. — Von diesem ächten Künstler besitzt das Belvedere zwar nur ein kleines Bild, aber an diesem einen eine wahre Perle. Es ist eine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, eine Composition voll Reiz und Zauber mit schönen, anmuthig bewegten Figuren und Köpfen von reinster Holdseligkeit. Die Feinheit der Ausführung erinnert an die besten niederländischen Meister; nur ist Elzheimer's Colorit nicht ganz so harmonisch verschmolzen wie das ihre. 1. St. IV. Nr. 16.

Der ausserordentliche Aufschwung, den die Malerei im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden nahm, wirkte insofern auf Deutschland zurück, als die Nachahmungssucht der deutschen Künstler sich nun vorwiegend auf niederländische Vorbilder warf. Manche Maler lassen sich übrigens bald von diesen, bald von den Italienern beeinflussen, so z. B. Joachim von Sandrart (1606—1688), der, ein Schüler Merian's und Gerhard Honthorsts, später nach Italien ging und dort vornehmlich Ti-

zian studirte. In seinen Arbeiten ahmt er bald diesen, bald Rubens und van Dyck nach. Man würde jedoch irren, wenn man, nach der Wahl dieser Vorbilder, ihn für einen eigentlichen Coloristen hielte; sein Verdienst liegt weit mehr in der meist sehr einsichtsvollen Composition und der tüchtigen Zeichnung, während seine Farbe meist etwas Schweres, Stumpfes hat. Zudem ist sie äusserst
2. St. IV. ungleich, bald fahl und bleiern wie auf seiner Vermählung
Nr. 24. der heil. Catharina, bald braunroth wie auf seinem alten
2. St. IV. Philosophen. — Sein Zeitgenosse, Heinrich Schönfeldt
Nr. 38. (1609—1675), blieb den Italienern treu und erinnert in seiner gefälligen aber oberflächlichen Weise und seiner nur den Effect anstrebenden Färbung mitunter an Cortona. Das beste
2. St. IV. unter seinen hier befindlichen Bildern ist eine Versöhnung
Nr. 46. Jakobs mit Esau in einer geistvoll behandelten Landschaft.

Einer der bedeutendsten Künstler jener Zeit ist Johann Heinrich Roos (1631—1685). Schon in seiner Kindheit wurde er nach Amsterdam geschickt und empfing dort Carel du Jardin's Unterricht; da er überdies bis zu seinem vierzigsten Jahre meist in Holland lebte, kann er in Wahrheit kaum zur deutschen Schule gezählt werden. Er malte vorzugsweise Landschaften mit genrehafter Staffage und Thieren, gelegentlich auch Porträts. In der Landschaft folgt er der anmuthigen heiter idealisirenden Weise seines Lehrers und leistet darin Treffliches. Von ihm sieht man hier zwei ungemein schöne
2. St. gr. C. Bilder, liebliche Idyllen, in Beleuchtung und Ausführung
Nr. 62. 64. von seltener Meisterschaft zeigend. Sein im Jahre 1655 geborner Sohn Philipp, in Italien, wo er sich bleibend niederliess, Rosa da Tivoli genannt, bildete sich in einer von der seines Vaters sehr verschiedenen Weise aus. Während dieser sich der möglichsten Zartheit und Präcision befleisste, verlegte sich der Sohn auf eine breite, oft sehr flüchtige und decorative Manier, die jedoch von unleugbarer Wirkung ist. Im vierten Zimmer des
Nr. 8. 20. Erdgeschosses rechts sieht man von ihm zwei Bilder mit trefflich gemalten Thieren, in dem vierten Zimmer links
Nr. 9. 11. zwei Reitertreffen, ein dem Künstler nicht eben geläufiger Vorwurf, dem er jedoch mit erstaunlichem Geschick gerecht zu werden weiss.

Auch ein Ungar, Johann Kupetzky (1667—1714), erscheint in der deutschen Kunstgeschichte jener Tage. Er bildete sich in Deutschland und Italien, scheint sich aber auch, was die effectvolle Beleuchtung betrifft, vielfach mit den Niederländern beschäftigt zu haben, wie sein hier vorhandenes Selbstporträt beweist. Ein gutes Bild ist auch sein Porträt einer Dame mit ihrem Söhnchen. — In Christian Dietrich (1712—1774) sehen wir einen geschickten Nachahmer Rembrandt's, Peter von Strudel (1648—1714) imitirt van Dyck, Ignaz Stern (1698 bis 1746) Guido Reni, Hartmann (lebte in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts) den Sammetbreughel. Bei dem übrigens sehr ansprechenden Querfurt (1696 bis 1761) macht sich der entschiedene Einfluss Ph. Wouverman's fühlbar, Schinnagl's und Jannoeck's Landschaften bekunden eine unbedingte Hingebung an niederländische Vorbilder. — Ungleich bedeutender, wirklich frei und originell, ist Georg Rugendas (1666—1742), dessen zwei Schlachtbilder von grossartiger Haltung und, ungeachtet des wenig anziehenden Colorits, von bester Wirkung sind.

2. St. IV. Nr. 90.
2. St. IV. Nr. 75.
2. St. IV. Nr. 79. 81.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt Balthasar Denner ein. Im Jahre 1685 zu Hamburg geboren und dort auf den Unterricht eines ganz unbedeutenden Malers angewiesen, erwarb er sich durch eigenes Studium eine unerreichte Meisterschaft im Wiedergeben der geringfügigsten Details des menschlichen Antlitzes. Wäre, wie man mitunter behaupten hört, die möglichst genaue Nachahmung der Natur wirklich das höchste Kunstziel, so gebührte Denner der Rang vor Raphael, Michelangelo und Leonardo. In der Pünktlichkeit der Ausführung, dem täuschenden Schein des Lebens hat kein Maler ihn je übertroffen. Jedes Haar hat seine plastische Rundung, die Verzweigungen des kleinsten Hautfältchens sind angegeben; neben seinen Bildern macht die minutiöse Sauberkeit der holländischen Kleinmeister den Eindruck leichtsinniger Sudelei. Man staunt über diese Wunder des Fleisses und fühlt sich dennoch von ihnen fast grauenhaft berührt. Hier findet man von ihm die Porträts eines alten Mannes und einer alten Frau. Vielleicht sind die beiden Originale alt und

1. St. gr. C. Nr. 103. 104.

grau geworden, während er sie malte, denn welche endlose Zeit muss über der Vollendung eines solchen Porträts hingegangen sein! Weiter als hier in dem weiblichen Kopf kann die Illusion nicht getrieben werden; sie grenzt an das Schauerliche. Man bedürfte einer Loupe, um das Kunstwerk vollkommen zu würdigen. Ist es aber auch ein Kunstwerk? Nein! In einem solchen ist die Materie die Dienerin des Geistes, hier aber wird nichts angestrebt als die sclavisch getreue Copie einer sehr gleichgiltigen Wirklichkeit.

Ein sehr beliebter Porträtmaler des vorigen Jahrhunderts war Christian Seibold, der 1697 zu Mainz geboren, sich später in Wien niederliess, wo er im Jahre 1768 starb. Betrachtet man seine drei Porträts, auf denen Alles so rosig und transparent, so zierlich und oberflächlich ist, so begreift man, was ihn zu einem der gesuchtesten Modemaler machte. Die Menge wird für eine gewisse charakterlose Anmuth immer empfänglicher sein, als für Tiefe und Wahrheit. Ohne Verdienst ist Seibold übrigens nicht, namentlich thut er es in der richtigen Zeichnung den meisten unserer heutigen Modemaler gar sehr zuvor.

1. St. IV. Nr. 67. 92. 115.

Niederländische Schule.

Ich habe meine Leser mit dem gemeinsamen Ursprung der deutschen und niederländischen Kunst bereits bekannt gemacht. Die erstere bewahrte bis zu Dürer's Zeit ihren nationalen Charakter. Erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sind in der deutschen Kunst, die sich bis dahin gleichzeitig mit der italienischen, aber ohne ihr das Geringste zu entlehnen, selbstständig entwickelt hatte, fremde Einflüsse bemerkbar. Dürer selbst neigte sich in seinen letzteren Werken, namentlich den berühmten Apostelbildern in der Münchner Pinakothek, sichtlich dem italienischen Style zu und lenkte dadurch seine Anhänger in die Bahn, auf der die Schule später zu Grunde ging. Wir haben gesehen, wie rasch der Uebergang zur romanischen Kunstweise stattfand. Manche Umstände trugen zu dieser schnellen Wandlung bei, vor Allem der Einfluss der Humanisten, die in ihren Schriften beständig auf die Antike und damit auf Italien hinwiesen. Die Hast, mit der man Versäumtes plötzlich nachholen wollte, musste zu geistiger Unfreiheit und der rein äusserlichen Nachahmung eines missverstandenen Ideals führen. Auf diesem Wege sahen wir im vorigen Abschnitt die deutsche Kunst sich aller Selbstständigkeit und Originalität entäussern und an schöpferischen Talenten immer mehr verarmen.

Die niederländische Kunst ging durch ähnliche Phasen, deren letzter Verlauf jedoch ohne Vergleich günstiger war. Ursprünglich ganz national, nimmt sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gleichfalls italienische Elemente in sich auf. Ob, wie behauptet wird, schon Hemling Italien kannte, mag dahin gestellt bleiben, gewiss ist, dass

die späteren Niederländer eine Wallfahrt nach jenem Lande als für ihr künstlerisches Heil unerlässlich betrachtet. Bis hieher stimmt der Entwicklungsgang der niederländischen mit dem der deutschen überein, hier aber beginnt der Unterschied. Statt wie diese im Bestreben sich Fremdes anzueignen, ihr eigenstes Wesen zu verlieren, schöpft die niederländische schliesslich daraus neues Leben und neue Kraft. Sie wird allgemeiner, ohne ihren nationalen Charakter aufzugeben und aus der innerlich vollzogenen Fusion zwischen Nord und Süd geht die Kunstära Rubens' und van Dyck's hervor.

Durch die Reformation von den Flamändern getrennt und von dem Legendenkreise abgeschnitten, schlugen die protestantischen Holländer einen andern Weg ein. Sie beschränkten sich meist auf die vollendet treue Wiedergabe der Natur und erhoben sich in ihren durchaus realistischen Darstellungen durch Wahrheit und eine bewunderungswerthe Technik zur höchsten Meisterschaft.

Wenn es ihnen auch wahrscheinlich an bedeutenden, uns unbekannten Vorgängern nicht fehlte, müssen doch die Brüder Hubert und Johann van Eyck als die eigentlichen Gründer der flandrischen Schule betrachtet werden. Ihr Verdienst, durch die Erfindung der Oelmalerei die Technik auf eine bis dahin ungeahnte Höhe gehoben zu haben, ist, wie gross es auch sein mag, doch nur secundär im Vergleich mit dem nicht genug zu preisenden, dass sie es waren, die der Kunst einen ungeheuer erweiterten Kreis von Anschauungen eröffneten. Erst durch sie ward der früher nur angebahnte Bruch mit der byzantinischen Tradition zur vollendeten Thatsache; erst sie spiegeln die ganze Mannigfaltigkeit und Fülle der Erscheinungen, von der menschlichen Gestalt, dem Wirken und Weben der Natur an bis hinab zum bescheidensten Hausrath, mit künstlerischer Treue in ihren Werken ab. Eine der Wirklichkeit nachgebildete und poetisch empfundene Landschaft oder eine reiche Architektur tritt an die Stelle des Goldgrundes, die streng symmetrische Anordnung muss einer freien Composition weichen, Köpfe von porträtartiger Naturwahrheit ersetzen die traditionellen Typen. Ein neuer Tag ist angebrochen und die beiden Brüder sind seine Verkündiger.

Im Jahre 1366 erblickte Hubert van Eyck, Johanns älterer Bruder und Lehrer, das Licht der Welt. Das Geburtsjahr Johanns ist unbekannt; man weiss nur, dass er 1441 zu Brügge starb, wo die früher in Masseyck ansässige Familie sich niedergelassen hatte. Jedenfalls war der Altersunterschied zwischen den Brüdern sehr bedeutend und muss über zwanzig Jahre betragen haben. Als Huberts Lehrer nennt man Lucas van Heere, von dem kein Bild auf unsere Zeit gelangt ist. Auch Hubert van Eyck's beglaubigte Werke sind äusserst selten. Das ihm hier zugeschriebene Bild, die heilige Catharina in einer Landschaft, ist höchst wahrscheinlich ein Werk seines Bruders. Hier meine Gründe für diese Vermuthung: die Bilder Huberts, der seine eigene Erfindung noch nicht mit vollkommener Sicherheit anzuwenden wusste, haben sehr bedeutend nachgedunkelt und gelitten, während die treffliche Erhaltung des in Rede stehenden eine genaue Kenntniss aller materiellen Hilfsmittel voraussetzt. Ferner begegnet man darin, ausser derselben Empfindungsweise auch derselben Technik wie in Johann van Eyck's Madonna mit dem Kinde, welches letztere Bild überdies im Formate mit jenem so genau übereinstimmt, dass man beide als Pendants betrachten darf. Den realistischen Ausgangspunkt der Schule bekundet vornehmlich die unendlich fleissige Ausführung der Scenerie und des Beiwerks. Die Figuren selbst sind von anmuthiger Schlankheit, die in manchen Theilen, z. B. den Händen, an Magerkeit streift, die Köpfe, bei grosser Zartheit der Formen, von ernstem, fast herbem Charakter, die Gewänder scharfbrüchig, aber, besonders auf dem Madonnenbild, von zauberhafter Gluth und Tiefe der Farben. Die Sorgfalt, mit der alle Einzelnheiten, die architektonischen Verzierungen der Nische, in der die Jungfrau steht, das lang wallende Haar u. s. w. ausgeführt sind, grenzt an's Unglaubliche. Ein todter Christus, den die Seinen betrauern, trägt gleichfalls den Namen Johann van Eyck's, wird aber von so bewährten Kennern, wie z. B. Passavant, dem Holländer Albert von Ouwater zugeschrieben. Der Beweis dürfte schwer zu führen sein, da uns kein sicher beglaubigtes Werk dieses Künstlers erhalten blieb. Unstreitig ist das erwähnte Bild von weit

2. St. II. Nr. 22.

2. St. II. Nr. 18.

2. St. II. Nr. 12.

kühlerer Farbenstimmung als die Arbeiten van Eyck's, die Köpfe zeugen von geringerem Schönheitssinn, die Umrisse der auffallend langen Figuren sind von einer Schärfe, die ihm nicht eigen ist. In der Tiefe und Innigkeit des Ausdrucks, der Beredtheit der Geberden kommt der Künstler hingegen dem grossen Meister sehr nahe. Die Ausführung ist von der grössten Feinheit und Präcision.

Auch zwei Porträts von Johann van Eyck besitzt
2. St. II. Nr. 42. diese Gallerie. Das eine, angeblich Jodocus Vyts, der Stifter des Genter Altarbildes, stellt einen alten Mann mit nicht eben bedeutenden, etwas schlaffen Zügen dar; schwerlich eine hervorragende Persönlichkeit, die aber hier durch überzeugende Wahrheit der Darstellung dennoch unser Interesse gewinnt. Auch ist hier die Genauigkeit der Ausführung eines Miniaturmalers würdig; an dem weissen Pelzbesatz des rothen Oberkleides könnte man die einzelnen Haare zählen.
2. St. II. Nr. 13. Wenn das zweite Bildniss einen grösseren Eindruck macht, so liegt der Grund wohl vornehmlich darin, dass der Künstler hier eine weit dankbarere Aufgabe zu lösen hatte. In dem Antlitz des jungen Mannes, den es darstellt, liegt eine geistige Macht und Energie, von der man sich unwiderstehlich angezogen fühlt; den formell keineswegs schönen Zügen haben rastlose Gedankenarbeit und ein unerschütterlicher Wille ihr adeliges Gepräge aufgedrückt. Mit bewundernswerther Tiefe hat der Künstler diese schwerlich liebenswürdige, aber sicher bedeutende Individualität aufgefasst; lebendig auf uns wirkend steht der seit Jahrhunderten im Grabe Ruhende vor uns. Wie die Charakteristik von überzeugendster Schärfe, ist die Formengebung von der grössten Bestimmtheit, die Färbung jedoch von minderer Schönheit und Intensität als gewöhnlich.

Da urkundlich erwiesen ist, dass Johann van Eyck im Jahre 1441 von der Erde schied (Hubert war schon 1426 gestorben), da man ferner weiss, dass er um mindestens zwanzig Jahre jünger war als sein Bruder, folgt daraus, dass der Tod ihn vor der Zeit abrief. Allein der Fleiss, den ich schon früher ein Attribut des Genies nannte, liess ihn in einer verhältnissmässig kurzen Frist nicht nur eine Reihe herrlicher Werke schaffen, sondern

ihn auch die Zeit finden, eine bedeutende Anzahl von Schülern zu bilden.

Gleichzeitig oder nur wenig später als die Schule der van Eyck und von dieser unabhängig, blühte in Holland eine Malerschule, deren Haupt der vorhin erwähnte Albert van Ouwater gewesen zu sein scheint. Unter ihm bildete sich Gerhard oder Geertgen van Haarlem (Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts), von dem das Belvedere zwei Bilder, die einzigen historisch beglaubigten, besitzt. Das eine hat die Geschichte der Gebeine Johannes des Täufers zum Gegenstand. Im Hintergrunde sieht man die Leiche des Heiligen zur Erde bestatten, vorne wird die wieder ausgegrabene auf Befehl Julians des Apostaten, verbrannt, im Hintergrunde endlich werden die noch vorgefundenen Reste den Johannitern feierlich übergeben. Es sind demnach drei, durch Jahrhunderte getrennte Vorgänge auf dem Bilde vereinigt, das mir aus diesem Grunde einer Erklärung zu bedürfen schien. Der Realismus der van Eyck tritt dem Beschauer hier in minder edler Gestalt entgegen. Die übrigens ausdrucksvollen Köpfe sind mit wenigen Ausnahmen geradezu hässlich, die lebendig bewegten Figuren meist nur Nachbildungen einer gemeinen Natur. Die Farbe hat einen wenig ansprechenden, schweren, bräunlichen Ton. Dagegen zeichnet sich die Modellirung, besonders der Gewänder, durch grosse Tüchtigkeit, die Landschaft durch einheitliche Stimmung aus. Das zweite Bild, eine Beweinung Christi, trägt denselben Charakter, nur ist der Mangel an Schönheitssinn in den Frauenköpfen noch auffälliger. 2. St. II. Nr. 60. 2. St. II. Nr. 58.

Von Johann van Eyck's berühmtestem Schüler, Rogier van der Weyden (gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Brüssel geboren), auch Rogier von Brügge genannt, befindet sich hier ein ausgezeichnetes Werk, wenn nämlich das Martin Schongauer genannte kleine Altarbild wirklich von ihm ist, wie die entscheidendsten Autoritäten behaupten. Es besteht aus einer Tafel mit zwei Seitenflügeln. Auf dem Mittelfelde sieht man Christus am Kreuz, an dessen Fuss Maria, Johannes und die seitwärts knienden Donatoren; auf dem Flügel links die heil. Veronica, rechts die heil. Magdalena, in den Lüften vier trauernde Engel. 2. St. I. Nr. 81.

Durch die ganze Composition weht ein tiefer, heiliger Schmerz; zum ergreifendsten Ausdruck gelangt er in der Gestalt der in namenlosem Jammer das Kreuz umschlingenden mater dolorosa. Ausserordentlich schön sind die Porträts der Stifter, namentlich der edle und geistvolle Kopf der jungen Frau, die in stiller Sammlung den Kopf gesenkt hält, während der Mann mit dem Ausdruck inbrünstigen Flehens zu dem Gekreuzigten emporblickt. Die beiden heiligen Frauen auf den Seitenflügeln sind von eigenthümlicher Grossartigkeit. Der Faltenwurf ist von ungewöhnlicher Freiheit, die Farbe wahr und stimmungsvoll, doch ohne den leuchtenden Glanz, der Johann van Eyck's Colorit kennzeichnet. — Der Schüler des Rogier van der Weyden werde ich, um die chronologische Ordnung nicht zu stören, später gedenken.

Ein unmittelbarer Schüler Johann van Eyck's ist Hugo van der Goes († 1478). Seinen Namen trägt

2. St. II. Nr. 6. hier eine in einer Landschaft thronende Madonna mit dem Kinde, dem ein Engel einen Apfel reicht, und dem Stifter. Ich muss jedoch bemerken, dass dieses Bild vielfach als ein Werk Memling's betrachtet wird. — In der Empfindung fromm, rein und innig, ist die Darstellung von liebenswürdiger Naivetät und Heiterkeit, die besonders aus dem apfelrunden Gesichtchen des Engels gar herzgewinnend strahlt. Den erhöhten Ausdruck, das mit der tiefsten Demuth vereinigte Bewusstsein der eigenen Würde, das die Madonnen und Engel der Italiener so edel und gross macht, findet man bei den Niederländern nur im seltensten Falle, doch liegt in ihrer unbefangenen Vermenschlichung des Ueberirdischen eine fromme Unschuld und Treue rührendster Art. — Die Landschaft ist hier wie auf den meisten gleichzeitigen Bildern mit sichtlicher Vorliebe behandelt. Es macht den Eindruck, als hätten die Künstler, nachdem der starre Goldgrund einer belebteren Naturmalerei hatte weichen müssen, sich daran gar nicht satt malen können, so eifrig sind sie darauf bedacht, ihre Landschaften mit Bäumen, Bergzügen, vielthürmigen Städten u. s. w. zu schmücken, mitunter wohl auch zu überladen.

Unter Nr. 8 in demselben Saale befinden sich die Flügel zu dem oben besprochenen Bild, die jedoch merk-

lich schwächer und daher wahrscheinlich nicht von derselben Hand sind.

Unter Rogier van der Weyden's Schülern nimmt Hans Hemling, richtiger Memling, die erste Stelle ein. Von dem Leben dieses grossen Künstlers ist so wenig bekannt, dass man nicht einmal seine Heimath mit Bestimmtheit anzugeben weiss. Nach einer Version wäre er in Flandern, nach einer anderen in Deutschland geboren. Die Ordner der Gallerie scheinen sich der letzteren Meinung zuzuneigen, da sie dem ihm zugeschriebenen Bild einen Platz in der altdeutschen Abtheilung anwiesen. Wo aber auch seine Wiege gestanden haben mag, seine künstlerische Heimath, die Wiege seines Ruhmes, ist Flandern. Das Dunkel, welches sein Leben umgiebt, veranlasste verschiedene sagenhafte Berichte, die ich hier nicht wiederhole, da ihnen jede historische Beglaubigung fehlt. Dass uns von einem Künstler dieses Ranges, dessen Wirken überdies in eine spätere Zeit fällt (sein Hauptwerk ist vom Jahre 1480), keine authentischen Nachrichten überliefert wurden, beweist, wie sehr der germanische Norden an geistiger Regsamkeit gegen Italien zurückstand, wo schon weit früher der Kunst und den Künstlern die theilnahmsvollste Beachtung zugewendet wurde. Glaublich ist jedoch, dass Memling, den die Sage als verabschiedeten Soldaten arm und krank im Hospital zu Brügge Aufnahme finden lässt, in seiner Jugend vielleicht auf einem Kriegszug Italien kennen gelernt habe, denn in Bezug auf Reinheit der Formen, Schönheit und Anmuth übertrifft er fast alle Niederländer. Die kaiserliche Gallerie bewahrt von ihm ein Bild, das in zwei Abtheilungen die Kreuzigung und Auferstehung Christi zum Gegenstand hat. Die Figuren sind, obgleich etwas lang und mager, nichtsdestoweniger von bezaubernder Grazie und mit Ausnahme eines jungen Mannes im Vordergrund, vollkommen naturwahr in der Bewegung; die Köpfe athmen das reinste Schönheitsgefühl, die Modellirung zeugt von einem bedeutenden Fortschritt, die Farbe ist von der reizendsten Verschmolzenheit und Klarheit. Die Vollendung in der Ausführung des Beiwerks, der Stoffe und Waffen, wird von keinem Meister, wie er auch heisse, übertroffen. 2. St. 1. Nr. 82.

An Memling reiht sich, der Zeitfolge nach, Quintin Messys oder Massys (geb. gegen 1460 † um 1536). Einer in Antwerpen ansässigen Malerfamilie entsprossen, soll er gleichwol das Schmiedehandwerk erlernt und sich erst später der Kunst gewidmet haben. Die Liebe, heisst es, habe ihn zu dieser Umkehr bewogen; man sollte denken, sein angebornes Talent müsse ihm ein zwingenderes Motiv gewesen sein, als die Neigung zu einem schönen Mädchen. In ihm tritt uns ein Künstler von freier, selbstständiger Entwicklung entgegen; der Erste, der den bis dahin mit Vorliebe gepflegten Detailreichthum verschmähte, um den vollen Accent auf den Gedanken, die Empfindung zu legen. Auch in einem anderen Punkte wich er von den Gewohnheiten der Schule ab: er malte häufig lebensgrosse Figuren. Die Erklärung, dass seine von seinem früheren Gewerbe schwer und ungefügig gewordene Hand ihm die minutiöse Ausführung kleiner Figuren verwehrt habe, ist sicher unrichtig, da seine Bilder eine vollkommene Beherrschung der Technik verrathen. — Von ihm sieht man hier eine
2. St. II. Nr. 29. Darstellung des Gleichnisses vom ungerechten Haushälter und ein schönes männliches Porträt. Der ihm zugeschriebene heil. Hieronymus ist einfach eine Copie des in Turin
2. St. II. Nr. 37. im Privatbesitze befindlichen berühmten Gemäldes. Tief
2. St. II. Nr. 82. unter ihm steht sein Sohn Johann, der in seinem Loth sich ganz zu den späteren Italienern hinneigt.

Wie es sich mit der Aechtheit eines hier Cornelius
2. St. II. Nr. 5. Engelbrechtsen (1468—1533) genannten Werkes verhält, wollen wir dahingestellt sein lassen; so viel ich weiss, besitzt nur Leyden, seine Vaterstadt, ein beglaubigtes Bild dieses Künstlers. Jedenfalls ist es eine treffliche Arbeit aus der altholländischen Schule, die vorwiegend von der Schule van Eyck's beherrscht ward, den Realismus derselben aber noch unbedingter durchführte. Ohne den Engel auf dem Bilde könnte man es für die Darstellung der beglückten Häuslichkeit guter, schlichter Menschen halten, so wenig erhöht sind die Zustände, die hier veranschaulicht werden. Aber man gewinnt diese Menschen lieb, so fromm und rein ist ihr Ausdruck, so erquickend die Innigkeit der Beziehungen, in denen wir sie zu einander sehen. Was der Künstler als Porträtmaler zu leisten vermochte, zeigt

sich in den auf den Flügeln angebrachten Bildnissen der Stifter. Die Scenerie ist ganz im Geschmacke der van Eyck; die reiche Landschaft, eine Fülle von architektonischen und decorativen Ausschmückungen dient dazu, eine festlich heitere Wirkung zu erzielen. In der Färbung herrscht jener dunklere, bräunliche Ton vor, der die Holländer schon früh von den Flamändern unterschied.

Von Engelbrechtsen's berühmtestem Schüler Lucas van Leyden (1494—1532) sieht man hier nur ein kleines Brustbild Kaiser Maximilian's I. Leider befindet sich dies in einem so kläglichen Zustand, dass es von der Bedeutung dieses Künstlers keinen Begriff zu geben vermag. Um Lucas van Leyden kennen zu lernen, ist die Liechtenstein'sche Gallerie weitaus der geeignetere Ort. 2. St. II. Nr. 39.

Auch Johann Mabuse, eigentlich Gossaert (geb. um 1476), ist hier nur schwach vertreten. Wahrscheinlich ist seine heil. Jungfrau mit dem Kinde ein Werk seiner späteren Zeit, in der er sich von der van Eyck'schen Tradition lossagte, um die italienische Manier anzunehmen. Den Figuren fehlt die schlichte Anmuth der früheren Periode, die Bewegung des Kindes ist zu heftig. Nur das Colorit wirkt durch seine saftige Frische. 2. St. II. Nr. 9.

Mit Bernhard van Orley (1471—1541) scheint der Sieg der italienisirenden Richtung entschieden; für eine Weile war er es wirklich. Wol ein halbes Jahrhundert lang lebte die specifisch niederländische Kunst nur im Genre und Porträt fort; die Historienmaler wählten sich fremde Vorbilder. Die Nachahmung der Italiener riss auch hier ein, wenn schon nicht so ganz verderblich wie in Deutschland. — Orley's früheren Lehrer kennt man nicht; seine eigentliche Ausbildung erhielt er in Italien, wo er unter Raphael studirte. In seine Heimath zurückgekehrt, verpflanzte er den Styl der römischen Schule dahin. Das ihr eigenthümliche Stylgefühl findet man auf seinem hier bewahrten Bilde wieder. Es besteht aus zwei Abtheilungen, deren eine die Gewaltthaten des Antiochus, die andere die Ausgiessung des heil. Geistes über die Apostel darstellt. Die Composition ist, trotz der zahlreichen Episoden, die sie enthält, von übersichtlicher Klarheit, die Figuren zeichnen sich durch grössere Eleganz, die Köpfe 2. St. II. Nr. 59.

durch eine edlere Bildung aus, sind aber dafür auch minder lebendig und charaktervoll. Die Färbung hat nichts von der intensiven Wärme der Niederländer. Niederländisch ist an dem Ganzen nur die ungemein sorgfältige Ausführung, die Schmuck, Waffen, die Textur der verschiedenen Stoffen, mit grosser Naturwahrheit wiedergibt. — An
2. St. II. Nr. 35. einem zweiten Bilde von Orley ist namentlich die poetisch empfundene Landschaft hervorzuheben.

Wie seine meisten Kunstgenossen hat auch Johann Schoorel (1495—1562), ursprünglich ein Schüler des Mabuse, Italien besucht, doch scheint er sich der dortigen Kunstweise nicht so unbedingt angeschlossen zu haben, wie z. B. van Orley, wenigstens sind seine hier befind-
2. St. II. Nr. 36 bis 47. lichen Porträts ganz und gar im niederländischen Geiste gemalt. Zwei treffliche Werke, lebendig in der Auffassung, von schöner Gesammthaltung und tiefer Sättigung der Farbe. — Auch sein Schüler Martin van Heemskerk (1498—1574) fehlt hier nicht. Sein Schüler ist er jedoch nur insofern zu nennen, als er die erste Anweisung von jenem Meister empfing. Später wandte er sich den gleichzeitigen Italienern zu und übertraf sie noch an wüster Manierirtheit. Man sieht hier von ihm einen keineswegs
2. St. II. Nr. 54. ansprechenden Johannes in der Wüste und zwei Bacchanale. Das eine ist von anwidernder Gemeinheit. Mehr
E. I. Nr. 4. Haltung hat das zweite, dem übrigens eine Composition
2. St. II Nr. 57. von Giulio Romano zu Grunde liegt.

Von grosser Bedeutung sind die Bilder Joachim Patenier's (lebte um 1520), als die ersten Versuche, die Landschaftsmalerei zu einer selbstständigen Kunstgattung zu erheben. Zwar entlehnt Patenier seine Vorwürfe scheinbar noch immer der heiligen Geschichte und malt bald
2. St. II. Nr. 45. einen heil. Hieronymus in einer felsigen Gegend betend,
2 St. II. Nr. 48. bald eine Taufe Christi u. s. w., aber unverkennbar betrachtet er diese Vorgänge nur als Staffage der Landschaft, die ihm das Wichtigste ist. Die grossartige Naturauffassung, welche die niederländischen Landschaften einer späteren Zeit charakterisirt, und ihre damit zusammenhängende Einfachheit ist ihm noch fremd; unbekümmert um den Totaleindruck hat er seine Lust an der Aufhäufung eines unendlichen Detailreichthums und erscheint dadurch häufig

überladen. Auch seine Farbe hat, namentlich in den bläulich grünen Lufttönen, mit Naturwahrheit wenig gemein. Ihm verwandt, doch schon etwas einfacher und mehr auf die Wiedergabe der Wirklichkeit bedacht, ist Herri de Bles (1480—1550). 2. St. Nr. 20. 71. 72. 73.

Das phantastische Element, das in der deutschen Kunst eine so grosse Rolle spielt, macht sich auch in der niederländischen geltend, doch bei keinem Künstler so ausschliesslich wie bei Hieronymus Bosch, eigentlich Agnen († 1518), den Maler abenteuerlicher Teufeleien. In seinen zwei Darstellungen der Versuchungen des heil. Antonius entwickelt er eine ungemeine Erfindungsgabe, der jedoch das humoristische Element fehlt, und schafft eine ganze Welt, in der die barokste Form die normale scheint. Merkwürdig sind die beiden Bilder übrigens schon wegen der tiefen Farbengluth und der effectvollen Beleuchtung. 2. St. II. Nr. 15. 25.

Interessant sind in diesem Zeitabschnitt vornehmlich die Porträt- und Genremaler, weil fast nur sie die nationale Eigenthümlichkeit bewahren. Die letzteren bilden gleichsam eine lustige Opposition gegen den falschen Idealismus, der in der Historienmalerei mehr und mehr zur Herrschaft gelangte. Der älteste dieser Opponenten, ja der Schöpfer des komischen Genre, ist Peter Breughel (1510—1576), auch Bauernbreughel genannt, weil er seine Vorwürfe häufig dem Leben der Bauern entlehnte. Wenige Gallerien vereinigen eine solche Anzahl vorzüglicher Werke dieses Meisters, wie das Belvedere. Da ist zunächst eines seiner Hauptbilder, der Streit des Faschings und der Fastenzeit; man könnte es auch den Kampf zwischen Epicuräismus und Askese nennen. Auf dem Marktplatz einer niederländischen Stadt rücken die Kämpfer auf einander los; rechts die wohlbeleibten Anhänger der Tafelfreuden mit weingeröthelten Gesichtern, links die der Abtödtung Beflissenen, blass und dürr zum Erbarmen, mit Fastenbretzeln im Wappenschild. Alles wirkt hier mit urkomischer Kraft, die burlesken Einfälle an sich und die drolligen Formen, in denen sie verkörpert sind. Auf einem zweiten Bilde, der Frühling genannt, tummeln sich spielende Kinder auf einem freien Platz herum. Das Gegenstück dazu bildet eine Winterlandschaft mit dem betlehe- 2. St. III. Nr. 4. 1. St. III. Nr. 2. 2. St. III. Nr. 1

mischen Kindermord als Staffage. Die Häuser des niederländischen Dorfes, das hier Bethlehem darstellen soll, sind halb im Schnee vergraben, die Figuren tragen das Costüm des sechzehnten Jahrhunderts; so pünktlich nimmt es der Künstler mit der Localfärbung. Andere Darstellungen in seinem eigenthümlichen Genre sind Bauern beim Kirchweihfest, eine Bauernhochzeit, ein Bauer, der einen Jungen auf einem Baume ertappt. Wenn er in ähnlichen Bildern mit Bewusstsein komisch ist, ist er es in seinen historischen Compositionen gegen seinen Willen. Seine Kreuztragung macht durch eine allen Glauben übersteigende realistische Derbheit den wunderlichsten Eindruck von der Welt. Man ist überzeugt, den Zug zur Hinrichtung eines gewöhnlichen Verbrechers zu sehen. Um der historischen Färbung ihr Recht widerfahren zu lassen, ist den beiden Schächern ein Mönch beigesellt, der sie mit dem Crucifix in der Hand zur Reue ermahnt. Sehr naiv ist auch sein Thurmbau von Babel. Zwischen einer niederländischen Stadt, die Babylon, und einem grünumwachsenen Fluss, der den Euphrat vorstellen soll, erhebt sich der Thurm bis in die Wolken, im Vordergrund sieht man den König die Arbeiten überwachen. Charakteristisch für den Künstler ist auch eine Schlacht zwischen den Israeliten und den Philistern, worauf die ersteren im ritterlichen Harnisch, ihre Gegner in saracenischer Tracht erscheinen. Die Ausführung des von kleinen Figuren wimmelnden Bildes ist ungemein fleissig und sorgfältig.

2. St. III. Nr. 14.
2. St. III. Nr. 12.
2. St. III. Nr. 8.
2. St. III. Nr. 5.
2. St. III. Nr. 6.
2. St. II. Nr. 56.

Peter Breughel d. j., zum Unterschied von seinem Vater und im Hinblick auf seine eigenthümliche Richtung Höllenbreughel genannt, fühlt sich in einer höchst verschiedenen Sphäre heimisch. In seiner Vorliebe für phantastische Darstellungen aus der Unterwelt ist er dem Hieronymus Bosch verwandt. Man sieht hier von ihm einen Aeneas und (im zweiten Cabinet, mit Nr. 95 bezeichnet) eine Versuchung des heil. Antonius mit einer Unzahl sehr präcis ausgeführter Figürchen. Das Hauptgewicht legt er auf die unheimlich glühende Beleuchtung, die jedoch in den Lichtern mitunter spitz und glasartig ist. Peter's jüngerer Bruder Johann, auch Sammetbreughel genannt, widmete sich vornehmlich der Landschaftsmalerei. Das

1. St. VII. Nr. 58.

von ihm hier befindliche Bild ist von schöner klarer Farbe und zierlicher Durchbildung. Bedeutender als er ist jedoch Roland Savery (1576—1639), der Schüler des grossen Landschafters Paul Bril. Manche seiner Bilder athmen ein tiefes und reines Naturgefühl, eine träumerisch ernste Stimmung findet darin ihren Ausdruck; andere sind vornehmlich darauf berechnet, seine Geschicklichkeit als Thiermaler darzuthun, wie z. B. Nr. 67 und 76 in demselben Saale. 1. St. VII. Nr. 56. 1. St. III. Nr. 57. 61.

Wie bei den Breughel's scheint auch in anderen Familien das Talent gleichsam ein Gemeingut. So bei den Valkenburg, unter denen Lucas (1625) der älteste und auch der bedeutendste ist. Man lernt ihn hier von verschiedenen Seiten kennen, als Genremaler in der Art des Bauernbreughel und als Landschafter. In dieser letzteren Eigenschaft unterscheidet er sich durch das Eingehen auf bestimmte Naturmotive von der Mehrzahl seiner Vorgänger. Besonders gelungen, frischer und kräftiger in der Farbe als ihm sonst eigen, ist eine Landschaft, in der eine Hirschjagd und im Vordergrund der Erzherzog Mathias angelnd dargestellt ist. In seinem Porträt des Markgrafen von Burgau im Costüm eines römischen Feldherrn versucht er sich auch in der antikisirenden Richtung. Das Bild ist namentlich in den Fleischtönen von kalter, unerquicklicher Färbung, in der Ausführung jedoch von ungemeiner Sorgfalt. 2. St. III. Nr. 9. 2. St. III. Nr. 58. 2. St. III. Nr. 101.

Eine Künstlerfamilie, in der sich das Talent durch vier Generationen forterbte, ist die der Porbus oder Pourbus. Peter Porbus d. ä. wurde 1463 geboren, sein Urenkel Franz d. J. starb 1622 und während dieses langen Zeitraumes standen die Porbus immer in der Reihe der ersten Porträtmaler. Der vorzüglichste unter ihnen ist jedoch Franz Porbus d. ä. (1540—1580), von dem das Belvedere fünf treffliche Arbeiten besitzt. Zwei derselben, das Porträt eines Ritters von Calatrava und das Bildniss einer schönen jungen Dame sind von besonders edler Haltung und sonniger Klarheit des Tons. Sein Naturgefühl, seine künstlerische Treue müssen in der That unzerstörbar gewesen sein, da selbst die Schule des durchaus unwahren und manierirten Franz Floris (1520—1570) 2. St. III. Nr. 22. 2. St. III. Nr. 27.

ihnen nichts anhaben konnte. Zwei Bilder des Letzteren
E. III. Nr. 6. finden sich hier vor, eine heilige Familie in einer Landschaft und ein Doppelbild, Adam und Eva unter dem
1 St. III. Nr. 16. 17 Baume der Erkenntniss, beide nüchterne Nachahmungen italienischer Kunstweise, deren Formen Floris beständig wiederholt, ohne jemals zum Verständniss ihres Wesens durchzudringen. Man möchte für die Anerkennung der Zeitgenossen gleichgiltig werden, wenn man sich erinnert, dass Floris von den Seinen als ein Wunder gepriesen und der flandrische Raphael genannt wurde. — Der jüngere Franz Porbus (1577), ein Sohn und Schüler des Vorigen, siedelte nach Frankreich über, wo er im Jahre 1622 starb.
2 St. III. Nr. 30. In seinem weiblichen Porträt übertrifft er seinen Vater vielleicht an Eleganz, erreicht ihn aber nicht in der Schönheit des Colorits.

Gleichen Ranges mit dem älteren Franz Porbus, ja ihm in mancher Beziehung noch überlegen, ist Anton's Moor (1518—1588), der zuerst unter Schoorecl, später in Italien studirte. In seinen äusserst seltenen Historienbildern (mir ist keines derselben bekannt) soll er ein keineswegs glücklicher Nachahmer der Italiener sein; im Porträt hingegen steht er eben nur hinter den allergrössten Meistern des Faches zurück. — Die glänzendsten Höfe beschäftigten ihn; erst wurde er von Carl V. nach Portugal geschickt, um die Braut Philipp's II. zu malen. Nach dem frühen Tode dieser Fürstin ging er im Auftrag des Kaisers nach England, um das Porträt von Philipp's zweiter Gemahlin, der katholischen Marie, auszuführen. Zur Regierung gelangt, berief dieser Monarch den Künstler nach Madrid. Dort zog er den Argwohn der Inquisition auf sich; ungewiss, ob der König geneigt oder auch nur im Stande sei, ihn vor ihr zu schützen, flüchtete Moor nach seiner Heimath und trat daselbst in die Dienste des Herzogs von Alba. Von diesen verschiedenen Reisen war sicher keine von so grossem Einfluss auf seine künstlerische Ausbildung wie die nach England. Ohne Zweifel hat er während seines längeren Aufenthaltes in diesem Lande Holbein's Werke zum Gegenstand eines eifrigen Studiums gemacht. An diesen grossen Meister erinnert Moor's bei aller Naturwahrheit edle Auffassung, die unbefangen vor-

nehme Repräsentation, die jede Eigenthümlichkeit der Form wiedergebende Modellirung. Zwei seiner Porträts führen uns historische Persönlichkeiten vor: die Statthalterin Margarethe von Parma und den Cardinal von Granvella, der, Moor's erster Gönner, ihn in Carl's V. Dienste brachte. Höchst überzeugend spricht sich in den keineswegs schönen, aber geistig bedeutenden Zügen der Statthalterin der Charakter dieser ungewöhnlichen Frau aus, deren umsichtige, mit Energie gepaarte Klugheit sich in den schwierigsten Verhältnissen bewährte, bis der blinde Fanatismus von Philipp's Räthen ihr alle Macht entrang. Ein Meisterwerk der Charakteristik steht dieses Bildniss jedoch in Bezug auf die Ausführung hinter dem des Cardinals zurück, das namentlich in der Färbung von ausserordentlicher Klarheit und Schönheit ist. Sehr edel in der Auffassung, voll innerlichen Lebens ist ferner noch das Portät eines jungen Mannes mit einer Narbe auf der Stirn, ungemein schlicht und wahr das Bildniss einer schwarzgekleideten Frau.

1. St. VII. Nr. 9.
2. St. III. Nr. 29.
2. St. III. Nr. 29.
1. St. VII. Nr. 49.

Von gleichzeitigen Historienmalern nenne ich beispielsweise Jodocus van Winghe (1544—1603), um an ihm zu zeigen, wie vollkommen in diesem Fache die niederländische Kunst in der italienischen aufgegangen war. Seine zwei Darstellungen des Apelles, wie er die Campaspe malt, sind ganz und gar in der Weise der Venetianer gedacht, componirt, gemalt. Eine ähnliche, doch minder unbedingte Hinneigung zu den Italienern finden wir auch bei Otto Venius, eigentlich van Veen (geb. 1558—1634), vornehmlich in seiner Fortuna. Seine Bildnisse zweier Erzherzoge sind mehr in niederländischer Weise gemalt, können jedoch den Vergleich mit den vorzüglicheren gleichzeitigen Leistungen auf diesem Gebiete nicht aushalten. Sicherer als durch seine eigenen Werke lebt Venius als Rubens' Lehrer in der Kunstgeschichte fort.

E. II. Nr. 1. 10.
2. St. IV Nr. 71.
2. St. III. Nr. 46. 48.

Bevor ich mit dieser Periode abschliesse, sei noch der beiden Francken (hier irrig Franck genannt) und des grossen Architekturmalers Heinrich van Steenwyck d. ä. gedacht. Auch der ältere Franz Francken (1540 — 1606), ein Schüler des Franz Floris, scheint sich mit Vorliebe diesem Fache zugewendet zu haben. Sein Kunstkabinet mit Gemälden, Statuen u. s. w., sein

2. St. III. Nr. 33.

2. St. III. Nr. 34. Solon am Hofe des Crösus sind mit Geschmack angeordnet und sehr zierlich ausgeführt. Noch gesteigert erscheinen diese Vorzüge in seinem Festmahl in einem grossen Saale, dessen reicher Renaissancestyl von prachtvoller Wirkung ist. Zudem ist hier die Staffage mit besonderem Glück behandelt und die Eleganz der Figuren dem Glanz der Räume entsprechend. — Franz Francken (1560 bis 1642), der Sohn des Vorigen, ist ein Nachzügler der früheren phantastischen Richtung und setzt, allerdings mit mehr Geschmack, künstlerischer Einsicht und formeller Bildung, die Tradition des Hieronymus Bosch fort. Seine religiösen Bilder, ein Christus mit Nicodemus und ein Christus am Kreuz, sind, wenn auch gut gemalt, doch nicht sonderlich bedeutend; um so merkwürdiger dagegen sind zwei Hexenversammlungen von sehr reicher und abenteuerlicher Erfindung. Dass es dem Künstler mit dem Hexenglauben vollkommenen Ernst war, beweist die Abwesenheit jedes humoristischen Zuges; bis in's kleinste Detail schildert er das schauerliche Ritual der Fahrt nach dem Blocksberge, besitzt aber so viel Schönheitssinn, um selbst in einer solchen Darstellung das Scheussliche, widrig Verzerrte zu vermeiden. Unter seinen Candidatinnen um Satan's Gunst befindet sich mehr als eine jugendlich reizende Gestalt. In den zum Theil nackten Figuren erweist er sich als trefflicher Zeichner; sein Vortrag ist von grosser Weichheit, die Farbe nicht gerade kräftig, aber klar und ansprechend.

2. St. III. Nr. 35.

1. St. III. Nr. 53. 59.

Der Zeit wie dem Range nach ist Heinrich van Steenwyck (1550—1604) einer der ersten Architekturmaler. Ein Schüler des Jan de Vries, bildete er diese Kunstgattung zur vollkommenen Selbstständigkeit aus. Er malte, meist in kleinem Massstab, das Innere gothischer Kirchen, düstere Hallen, deren geheimnissvolles Dunkel durch eine frappante, oft künstliche Beleuchtung erhellt wird. Dieser Art sind Nr. 66 im grünen Cabinet und Nr. 18, 26 im sechsten Saale des ersten Stockwerks. Nach ihm bildete sich sein gleichnamiger Sohn (1589—1640), aus dessen hier befindlichen Arbeiten ich ein grösseres Architekturstück besonders hervorhebe, und der ältere Peter Neefs (lebte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts). Der Letz-

1. St. VI. Nr. 26.

tere kommt in seiner gothischen Kirche bei Nachtbeleuchtung in Bezug auf Liniengefühl und Kenntniss der perspectivischen Gesetze seinem Meister gleich, während er ihm an Wärme und Schönheit des Tons überlegen ist. I. St. gr. C. Nr. 68.

Um den Gang dieser Darstellung nicht zu unterbrechen, habe ich die auf einer älteren Tradition fussenden Künstler der Reihe nach besprochen, obgleich schon früher, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, der Genius erschienen war, der die niederländische Kunst in neue Bahnen lenken sollte. Es war Peter Paul Rubens. Er wurde im Jahre 1577 zu Cöln geboren, wohin seine Aeltern während der Kriegsunruhen in den Niederlanden sich geflüchtet hatten, doch nach wenigen Jahren kehrten sie mit dem Knaben in die Heimath zurück. Als der Sohn einer wohlhabenden, angesehenen Familie erhielt er eine höchst sorgfältige, ja gelehrte Erziehung, die von grossem Einfluss auf seine künstlerische Entwicklung war. Schon frühe äusserte sich seine ausserordentliche Begabung. Nachdem er vorerst den Unterricht zweier minder bekannter Maler genossen hatte, wurde er der Schüler des Otto Venius. Mit dreiundzwanzig Jahren ging er nach Italien. Die sieben Jahre, die er dort zubrachte, sind als seine eigentliche Lehrzeit zu betrachten; nach Ablauf derselben kehrte er als vollendeter Meister in die Heimath zurück. Voll genialen Verständnisses für jegliche Kunstrichtung, hatte er doch eine instinctartige Vorliebe für die Venetianer, vor Allen für Tizian und Paul Veronese, die er tief in sein Herz schloss. Gleich ihnen ein geborner Colorist, fand er in ihrer Farbenpracht und Harmonie die Befriedigung seines innersten Verlangens. Den Adel und die Reinheit ihrer Formen erreicht er selten, sein niederländisches Naturell schuf sich Ideale aus gröberem Stoffe; in der Darstellung geht er wohl mitunter über das Mass hinaus, das sie mit feinem Sinn und edlem Geschmack einzuhalten wussten. Dagegen besitzt er aber eine Energie im Erfassen des Momentes, eine Lebensfülle und überwältigende Leidenschaft, wie kein anderer Meister. In einem Punkte namentlich ist er jenen grossen Meistern entschieden überlegen: in der dramatischen Durchbildung und Abgeschlossenheit der Composition. Diess gilt vorzüglich von seinen früheren Werken. In späteren Jahren

liessen ihn die zahllosen Aufträge, mit denen er überhäuft war, die Zerstreuungen einer glänzenden Existenz nur ausnahmsweise zu so liebevoller Vertiefung in seine Arbeit, zu so vollendeter Ausprägung seines Gedankens gelangen. Auch war er, um jenen Aufträgen zu genügen, häufig genöthigt, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Man spricht von 1600 Bildern, die seinen Namen tragen; dabei muss noch in Anschlag gebracht werden, dass viele derselben von ungeheuren Dimensionen sind. Wollte man den Flächeninhalt, den sie zusammen einnehmen würden, berechnen, so gäbe es ein Resultat, das in gar keinem Verhältniss zu seinem nicht einmal sehr langen Leben (Rubens starb 1640, im dreiundsechzigsten Jahre) stände.

Wenigen Künstlern ist ein so glückliches Loos gefallen. Schon als Jüngling ward ihm der Ruhm zu Theil, der über's Grab hinaus der unzertrennliche Gefährte seines Namens blieb; im Gefolge des Ruhmes kam der Reichthum, kamen die Auszeichnungen, mit denen die Grossen der Welt ihn überschütteten. Dass nichts zu seinem Segen fehle, hatte ihm die Natur ausser dem Genie, das ihm eine ausnahmsweise Stellung sicherte, auch einen edlen, wohlwollenden Charakter verliehen, in dem Neid und Eifersucht keine Stelle fanden. Auch die Liebenswürdigkeit war ihm geworden, die wie der Schleier des Propheten den blendenden Glanz so verschwenderischer Gaben für das Auge der Menge freundlich mildert. So über jedes Missen und Entbehren emporgehoben, unbestritten der grösste Künstler seiner Zeit, im Besitz eines wunderbar reizenden Weibes, dessen Schönheit wiederzugeben er nicht müde wurde, gehörte er zu den Auserwählten des Schicksals, an welchen die finsteren Mächte sich nicht heranwagen. Die freudige Kraft und Zuversicht, mit der so seltene Gunst ihn erfüllen musste, ist denn auch ein hervorstechender Zug seines Talentes.

Kein anderer Meister ist im Belvedere so umfassend und glänzend vertreten wie Rubens. Dreiundvierzig Bilder von ihm sind hier vereinigt, Arbeiten aus allen Fächern und darunter mehrere seiner Hauptwerke. Nur der jüngere Teniers erscheint hier unter ähnlich günstigen Verhältnissen, da auch von seinen Werken, neunzehn an der

Zahl, sich fast ohne Ausnahme nur Treffliches hier zusammenfand, während man z. B. unter den fünfunddreissig Bildern Tizians manchen geringeren, ja höchst zweifelhaften Arbeiten begegnet.

Zwei Säle des ersten Stockwerks (Nr. IV. und V.) sind mit Bildern des grossen niederländischen Meisters gefüllt. Der Raum erlaubt mir nicht auf jedes einzelne einzugehen; wenn ich auch nur die bedeutendsten hervorhebe, wird es noch immer eine lange Liste geben. Da die zu besprechenden Werke sich sämmtlich in demselben Stockwerk befinden, werde ich mich auf die Angabe der Saal- und Bildernummern beschränken.

Der Vorrang unter den Kirchengemälden gebührt einem grossen Altarbild, auf dessen Haupttafel die Jungfrau, von V. Nr. 1.
Engeln und Heiligen umgeben, dem heil. Ildephons, Erzbischof von Toledo, ein Messkleid reicht. Auf den beiden Flügeln sind die Donatoren, Erzherzog Albrecht, General-Statthalter in den Niederlanden, und seine Gemahlin Clara Eugenia mit ihren Namenspatronen dargestellt. Kurz nach seiner Rückkehr aus Italien malte Rubens dieses Bild, das zu seinen vollendetsten Schöpfungen gehört. Die edle Einfachheit der Composition, die erhabene Ruhe der Gestalten, die Abstufung der Seelenaffecte, von dem extatischen Ausdruck des Heiligen bis zu dem ernst andächtigen der Stifter, und ein Colorit, dessen Wahrheit, Schmelz und leuchtende Pracht nie übertroffen wurden, vereinigen sich hier zu einer Gesammtwirkung wie nur das Genie sie hervorzubringen vermag. — Von noch grösserer Dimension sind drei andere Altarbilder. Eines derselben stellt IV. Nr. 2.
eine Himmelfahrt Maria vor. Die Formen sind hier minder rein und edel, die Anordnung ist nicht frei von Ueberfülle, der Ausdruck der Köpfe jedoch von schwungvoller Macht, das Colorit von zauberischer Schönheit. — Die beiden anderen Bilder behandeln Momente aus dem Leben zweier Heiligen aus dem Jesuitenorden und wurden ursprünglich für eine Kirche dieser Congregation gemalt. Auf dem einen sehen wir den heil. Ignaz von Loyola Besessene IV. Nr. 1.
exorcisiren; der Schauplatz ist selbstverständlich das Innere einer Kirche. In ruhig gebietender Haltung steht der Heilige im vollen Ornat am Altar, vor ihm auf dem

Boden, mit verzerrtem Antlitz und convulsivischen Geberden, liegen die vom Bösen Gepeinigten. Den oberen Theil des Bildes links nimmt eine Engelsglorie ein, rechts entweichen groteske Teufelsfratzen durch das Fenster. Die Angehörigen der Kranken und Ordensgeistliche füllen den übrigen Raum. Alle Figuren auf diesem Bilde athmen, leben; die Charaktere sind von unendlicher Mannigfaltigkeit, das Augenblickliche des Vorganges mit der höchsten geistigen Kraft erfasst. Einzelnes ist von ausserordentlicher Schönheit, so die Art und Weise, in der das von oben kommende überirdische Licht mit dem Tageslicht verschwimmt, und die im herrlichsten Halbdunkel gehaltene Gruppe von Ordensgeistlichen. Das Seitenstück zu diesem

IV. Nr. 3. ist ein Altarbild, das die Wunder des heil. Franciscus Xaverius in Indien zum Gegenstand hat. Von einer gewissen Unruhe lässt sich die Composition dieses Werkes kaum freisprechen, auch kommen darin Verstösse gegen die Lokalfärbung vor, die bei einem Künstler von so umfassender Bildung nur der Willkür zugeschrieben werden können. Nichts in der Scenerie sagt uns, dass Indien der Schauplatz des Vorgangs ist. Der Heilige steht auf einer von einem Geländer umgebenen Terrasse, einem antiken Tempel gegenüber; die Figuren könnten, mit geringen Ausnahmen, eben sowohl jedem anderen Land angehören. Aber diese Mängel werden durch die strömende Lebensfülle der Gestalten, die leidenschaftliche Bewegtheit der Handlung, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe mehr als aufgewogen. In der Ausführung ist dieses Werk, wie das vorhergehende, ungleich. Einiges darin von grösster Schönheit, Anderes ohne Verhältniss schwächer. Der Grund davon ist leicht zu erklären: die beiden riesigen Bilder mussten eines Kirchenfestes wegen im Laufe weniger Wochen vollendet werden. Da nun Rubens, trotz seiner fast beispiellosen Leichtigkeit, Arbeiten von solchem Umfange in so kurzer Frist nicht allein hätte zu Stande bringen können, wurden sie grösstentheils von seinen Schülern ausgeführt. Um so werthvoller sind die von

IV. Nr. 12. Rubens eigener Hand herrührenden Farbenskizzen
14. welche den beiden Bildern gegenüber hängen. — Eines

IV. Nr. 8. seiner berühmtesten Bilder ist der heil. Ambrosius, der

Kaiser Theodosius den Eintritt in die Kirche zu Mailand verweigernd. Ich gestehe, dass ich die Vorliebe für dieses Werk nur insofern theile, als sie den Kirchenfürsten selbst, den Chorknaben neben ihm und die Begleiter des Kaisers zum Gegenstand hat; diese sind allerdings von einer Wahrheit, Schönheit und überzeugender Charakteristik, die sie Rubens' vollendetsten Gestalten anreihen. Dagegen scheint mir Theodosius weit weniger gelungen und des bestimmten Ausdrucks zu ermangeln. Ich denke, er müsste entweder der Anmassung des Priesters mit entrüstetem Stolz entgegentreten, oder von dem Gewicht des Bannfluchs erdrückt, das Haupt beugen. Hier thut er weder Eines noch das Andere und spielt mit seinem verlegenen Lächeln, seiner begütigenden Geberde dem zürnenden Bischof gegenüber eine gar zu missliche Rolle. Die durchweg von Rubens herrührende Ausführung ist des Meisters würdig.

Andere Bilder religiösen Charakters sind eine heil. Familie mit Zacharias, Elisabeth und Johannes, die Grossartigkeit mit süssem Liebreiz vereint; eine Pietà von erschütternder Macht im Ausdruck namenloser Liebe und namenlosen Schmerzes; eine Verkündigung von flüchtigerer Arbeit; endlich ein durch Eigenthümlichkeit der Charaktere ausgezeichnetes Bild, dessen Vorwurf ich mir nicht vollkommen zu deuten weiss. Der Katalog nennt es eine reuige Magdalena mit ihrer Schwester Martha. Da jedoch die heil. Schrift meines Wissens keiner Schwester Magdalenens erwähnt, so dürften hier Martha und Marie, die Schwestern des Lazarus, den Tod ihres göttlichen Freundes betrauernd, dargestellt sein.

V. Nr. 21. IV. Nr. 13. V. Nr. 8. V. Nr. 6.

Im Fache der Mythologie und Allegorie finden wir: ein mit allem Zauber von Rubens' Pinsel ausgestattetes, herrlich gruppirtes Venusfest, in dem die glühendste Sinnlichkeit, von allem Gemeinen abgelöst, mit der Gewalt und Berechtigung einer Naturkraft auftritt; eine Scene aus dem Decamerone und eine aus dem Orlando furioso, beide von wunderbarer Klarheit und Verschmelzung der Töne, die letztere noch durch die meisterhafte Verkürzung der weiblichen Gestalt ausgezeichnet; Meleager und Atalante, eine Composition voll stürmischer Bewegung und Anstrengung, mit prachtvoll gemalten Thieren; endlich eine allegorische

V. Nr. 7. IV. Nr. 16. V. Nr. 15.

IV. Nr. 10. Darstellung der vier Welttheile, die durch die Gottheite
ihrer Hauptflüsse repräsentirt werden. Die Gruppirun
der grossartig gedachten und lebenswahren Figuren ist i
höchsten Grade geistvoll, die Amorinen gehören zu de
reizendsten Schöpfungen des in der Darstellung kindlich
Naivetät nur von Murillo erreichten Meisters. Das Volle
detste, Bewunderungswürdigste auf dem Bilde sind jedo
die Thiere, die gleichfalls zur Charakteristik der verschi
denen Welttheile beitragen. Man kann in dieser Art niel
Herrlicheres sehen, als die säugende Tigerin zu den Füss
des Ganges, mit der ein von Amorinen gezügeltes Kr
kodil gerne einen Kampf wagen möchte. Es ist eine D
stellung voll der ursprünglichsten Poesie und von ein
mit Worten nicht zu schildernden Farbenpracht.

V. Nr. 20. 22. IV. Nr. 22. Verschiedene Bildnisse, vornehmlich die zweier E
herzoge, ein sehr reizendes der Königin Elisabeth v
Spanien, Gemahlin Philipp's IV., das Selbstporträt
IV. Nr. 11. Künstlers, ferner Nr. 23 und 27 im fünften Saale, se
der Aufmerksamkeit der Besucher empfohlen. Doch were
diese Meisterwerke von einem noch übertroffen: dem P
V. Nr. 11. trät von Rubens zweiter Gemahlin, der schönen Hele
Forman. Sie ist in ganzer Figur dargestellt, nur s
unzulänglich mit einem Pelzüberwurf bekleidet, der
üppigen Formen, statt sie zu verbergen, durch seinen d
keln Abstich noch blendender hervortreten lässt.
Carnation ist von der wunderbarsten Schönheit; so
nur noch Tizian Fleisch zu malen verstanden. Auf wen
Werke aus seiner späterer Zeit hat Rubens so viel Sc
falt und Fleiss verwendet; man merkt dem Bilde an, d
er es für sich selbst malte.

An diese Bilder reihen sich noch manche, kaum n
der werthvolle, die ich jedoch hier mit Schweigen zu üb
V. Nr. 4. 13. gehen genöthigt bin. Nur zweier Landschaften sei n
erwähnt, welche die Ueberlegenheit des Künstlers a
in diesem Fache bekunden. Die eine ist von lieblich id
lischem Charakter, die zweite, grössere (denn trotz
darauf angebrachten mythologischen Vorganges ist das
vornehmlich als Landschaft zu würdigen), von grossart
Auffassung des Naturlebens und einer aus dem Vollge
künstlerischer Kraft entspringenden Kühnheit des Vortr

Der Einfluss, den Rubens auf seine Zeit- und Heimathgenossen ausübte, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Abgesehen von den vielen Schülern, die er bildete, strebten, mit Ausnahme der eigentlichen Genremaler, die meisten Künstler sich seinen Styl anzueignen. Der bedeutendste und liebenswürdigste seiner Nachahmer ist Caspar de Crayer (1582—1669). Er hat nicht Rubens' loderndes Feuer, doch eben desshalb lässt er sich auch nicht so leicht zu Ausschreitungen hinreissen. Die drei Bilder, welche das Belvedere von ihm besitzt, behandeln Gegenstände, die ganz und gar seinem Wesen entsprechen und verhelfen diesem zum schönsten Ausdruck. In seiner Madonna, die der heil. Theresia eine Halskette umhängt, 1. St. III. Nr. 14.
in seiner von Engeln und Heiligen umgebenen Madonna in trono sind die Charaktere von einer Milde und Innigkeit, die man nicht ohne Rührung betrachten kann; in den Köpfen spricht sich bei entschiedener Hinneigung zu Naturmotiven, ein lebendiger Sinn für Schönheit aus. Was ihn vornehmlich zu Rubens hinziehen mochte, war wahrscheinlich das Grossartige seiner Composition, die selbstbewusste Freiheit seiner Gestalten; in der übrigens höchst harmonischen Färbung zeigt er sich massvoller und weniger auf die Wirkung bedacht. — Von A. Jansens finden sich hier zwei allegorische Darstellungen, Tag und Nacht, in E. II. Nr. 3. 22.
denen er Rubens Lebens- und Formenfülle anstrebt, durch Mangel an innerer Heiterkeit und Naivetät aber nur schwerfällig und langweilig wird. In noch höherem Grade gelingt ihm dies in einem mythologischen Bilde. — Einer 1. St. VI. Nr. 23.
der wenigen Zeitgenossen, die, angesichts der von Rubens bewirkten Wandlung einer idealeren Richtung treu blieben, ist Gerhard Seghers, richtiger Zegers (1591—1651), der Bruder des berühmten Blumenmalers. Aus seinen zahlreichen hier befindlichen Arbeiten hebe ich seine heil. Familie als seine Weise charakterisirend hervor. 1. St. I. Nr. 29.

Weitaus der grösste Künstler der aus Rubens' Schule hervorging, ist Anton van Dyck (1599—1641). In seinen früheren Werken folgte er unbedingt der Weise des Meisters, obgleich diese seinem zarteren, zu edler Schwermuth hingeneigten Wesen im Grunde wenig entsprach. Die dämonische Kraft, die Alles überwältigende

Gluth seines Lehrers und Freundes liegt ihm ferne, aber was ihm daran fehlt, ersetzt er durch den feinsten Sinn für Harmonie und Schönheit, einen sich immer gleich bleibenden Adel und die geläutertste Reinheit des Geschmacks. Das Ueberschwängliche, Masslose und Gewaltsame, wovon Rubens' Genius nicht frei ist, musste dem jungen Künstler widerstreben, sobald er sich selbst klar geworden war. Zu dieser Klarheit verhalf ihm ein längerer Aufenthalt in Italien; dort erschloss sich ihm das Geheimniss einer mit seiner Empfindungsweise übereinstimmenden Form. Doch eben weil er diese mit einem selbstständigen Inhalt zu erfüllen vermochte, kann von einer blossen Nachahmung der Italiener bei ihm nirgends die Rede sein; er blieb ein Niederländer und einem freilich ungewöhnlich edlen Realismus treu. In den Aufgaben, die er vorzugsweise behandelt, offenbart sich seine grosse Verschiedenheit von Rubens. Während dieser seine Macht nie sicherer entfaltet, als in der Darstellung heftiger Affecte, auf's höchste gespannter Momente, wählt van Dyck meistens Vorwürfe, in denen die Darstellung von Seelenzuständen an die Stelle einer äusserlich bewegten Handlung tritt. Ein schwermüthiger Zug geht durch sein Talent, aber es ist keine schwächliche, süssliche Sentimentalität, sondern das gesteigerte Gefühlsvermögen einer ausserordentlich feinen Organisation; in manchen seiner Schöpfungen erhebt sich dieser Zug bis zum gewaltigsten Pathos. In der Zeichnung ist er strenger, in den Formen reiner als Rubens. Auch im Colorit bewahrt er seine Eigenthümlichkeit. Die blendende, berauschende Pracht von Rubens Färbung würde man vergeblich bei ihm suchen, wol aber ist seine Farbe von einer Naturwahrheit, einem Schmelz, einer Vergeistigung, die einen unwiderstehlichen Zauber ausüben.

Vierundzwanzig Bilder dieses grossen Künstlers sind hier, meist in dem dritten Saale des ersten Stockwerks vereinigt; der Mehrzahl nach Porträts. Doch fehlt es auch nicht an grösseren Compositionen, in denen man ihn als vorzüglichen Historienmaler würdigen lernt. Sein Beruf für diese höchste Kunstgattung war nicht minder entschieden, als die für das Porträt; wenn er sich mehr und

mehr diesem zuwandte, liegt der Grund davon in äusseren Anlässen und Verhältnissen. Die Blüthe seiner künstlerischen Thätigkeit fällt in die Zeit, die er nach seiner Rückkehr aus Italien in der Heimath zubrachte; ihr entstammen seine meisten Historienbilder. Im Jahre 1632 ging er nach England, wo Carl I. ihn unter glänzenden Bedingungen als seinen Hofmaler anstellte; in diesen Kreisen wurde er jedoch vorzüglich nur als Porträtmaler geschätzt und beschäftigt. Man darf ihm nicht den Vorwurf machen, dass er sein höheres Ziel aus den Augen verlor; eifrig bewarb er sich darum, den Palast von Whitehall mit Wandgemälden zu schmücken, aber die schon beginnende politische Bewegung verschlang das Interesse an der Kunst und seinen Anerbietungen wurde kein Gehör gegeben. Auch äussere Verhältnisse machten ihren Zwang fühlbar. Mit einer Tochter des Lord Ruthven vermählt, durch die Gunst des Königs den Grossen, mit denen er verkehrte, fast gleichgestellt, sah sich van Dyck zu einem Aufwand genöthigt, zu dessen Bestreitung die Anspannung aller seiner Kräfte erforderlich war. So malte er vorzugsweise Porträts, weil diese ihm den schnellsten und bedeutendsten Erwerb sicherten. Sicher hat er es schmerzlich empfunden, dass es ihm nicht gegönnt war, der Welt das ganze Mass seiner Grösse zu geben. Hiezu kam noch der Kummer, den das über seinen königlichen Freund hereinbrechende Missgeschick ihm verursachte, sein Auge blickte in eine hoffnungslose Zukunft. Der Tod entrückte ihn ihren Stürmen; schon im dreiundvierzigsten Jahre erlosch dieses edle Leben.

Mehrere von van Dyck's vollendetsten Historienbildern nehmen zuerst unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung in Anspruch. Zwei Perlen unter denselben sind die Madonna mit der heil. Rosalia und zwei Aposteln und die Vision des heil. Joseph Hermann. Auf dem ersteren, das zugleich von wunderbarer Schönheit des Colorits ist, wirkt vor Allem der Gegensatz, den der grossartige Ernst der Männergestalten zu der edlen Milde, dem süssen Liebreiz der weiblichen Figuren bildet. Von gleicher Tiefe, gleichem Adel sind die Charaktere auf dem zweiten Bilde. In dem schönen Antlitz der Madonna liegt die höchste

I. St. III. Nr. 2.
I. St. III. Nr. 8.

Reinheit, die sanfteste Hoheit, in den Zügen des jungen Mönchs, in dessen Hand ein Engel die Hand der Himmlischen legt, eine extatische Seligkeit, der nur sein demüthiges Bewusstsein, so überschwängliche Gnade nicht zu verdienen, gleichkommt. Wäre nicht die neben der Jungfrau stehende Figur, die in keiner Beziehung zu dem Vorgang steht und nichts hier zu schaffen hat, so wüsste selbst die Tadelsucht keinen Makel an dem schönen Werke aufzuspüren. Von van Dyck's zahlreichen Darstellungen des todten Christus, den die Seinen betrauern, befindet sich eine vorzügliche hier. Auch Christus am Kreuze ist ein Sujet, auf das er häufig zurückkommt und in dem er die Tiefe seiner Empfindung bewährt. In dem Kopf des Heilands liegt der Ausdruck erhabenen Leidens; dadurch wie durch die düstere, mysteriöse Beleuchtung übt das Bild eine ergreifende Wirkung aus. Unter den Bildern, deren Stoff der heiligen Schrift entnommen ist, hebe ich noch besonders eine Gefangennehmung des Simson hervor, in der eine bewegte Handlung und leidenschaftliche Affecte mit grosser Meisterschaft dargestellt sind. Sehr fein empfunden ist der schwankende, zweifelhafte Ausdruck der Delila. Es thut ihr um Simson leid, aber eben so leid thäte es ihr, auf die Früchte ihres Verrathes zu verzichten. Ein van Dyck's würdiger Zug ist, dass aus dem Antlitz, dem Blick des gefangenen Helden nicht Zorn und Entrüstung, sondern nur der schmerzlichste Vorwurf spricht. Das Colorit ist von einer Kraft und Zartheit, das Helldunkel von einem Reiz, einer Klarheit, die selbst bei van Dyck, dem Meister darin, noch überraschen.

1. St. III. Nr. 6.

1. St. III. Nr. 22.

1. St. III. Nr. 32.

Nicht von gleichem Belang ist eine mythologische Scene. Für solche Darstellungen fehlt dem Künstler die heitere Frische, die Lust am harmlosen Spiel der Phantasie. Sehr merkwürdig ist, dass von ihm, zu dessen Zeit die Allegorie am üppigsten florirte, ein einziges allegorisches Bild, oder richtiger ein Porträt mit allegorischen Nebenfiguren existirt. Wahrscheinlich wurde ihm diese seinem Wesen widerstrebende Form auch hier nur von dem Geschmack des Bestellers aufgedrungen.

1. St. III. Nr. 18.

Die Productivität van Dyck's kommt der Rubens' ziemlich nahe, wenn man bedenkt, dass sein künstlerisches

Wirken gerade die Hälfte der Zeit umfasst, die diesem gegonnt war, und dass es nicht seine Gewohnheit war, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ausser seinen in allen Gallerien Europa's zerstreuten Heiligenbildern kennt man von ihm mehr als dritthalb hundert Porträts, darunter manche, wie z. B. das herrliche Bildniss Carl's I. im Louvre, reiche, grossartige Compositionen von historischem Charakter sind. Höchst merkwürdig ist, wie in seinen Porträts, die meistens Personen aus den höheren Ständen vorstellen, hinter der durch die Gewohnheit der Selbstbeherrschung modificirten, einem allgemeinen Typus entsprechenden Haltung das innerste ursprüngliche Wesen des Menschen überzeugend hervortritt. Er hat das schwierigste Problem der Porträtmalerei gelöst, den tiefen, psychologischen Scharfblick mit zwangloser Unbefangenheit, vollkommene Naturwahrheit mit glänzendem Adel des Styls und bezaubernder Eleganz verbunden. — Unter den Porträts, die man hier von ihm sieht, ist auch das jener Erzherzogin Clara Eugenia, der Tochter Philipp's II., der wir vorhin auf Rubens' grossem Altarbild begegneten. Dort steht ihre Namenspatronin, die Gründerin des Clarissenordens und dessen erste Aebtissin, ihr zur Seite; hier trägt die Fürstin das Kleid dieses Ordens, in den sie nach dem Tode ihres Gemals trat. Zu den vollendetsten Werken des Künstlers gehören die Porträts des Marquis von Moncada, einer wunderbar schönen Gräfin Emilie von Solms und das eines jungen Mannes im weissen Unterkleid und schwarzem Mantel. Das Letztere ist durch die tief poetische Auffassung, die träumerische Melancholie des Ausdrucks, von unbeschreiblicher Wirkung und ausserdem vom höchsten Schmelz und Glanz der Farbe. Auf gleicher Stufe steht das Porträt des Rectors am Jesuitencollegium zu Antwerpen, Carl Scribani. In dem Kopfe liegt eine merkwürdige Energie des Verstandes, eine von der Last der Jahre ungebrochene Charakterfestigkeit. Auch die übrigen Porträts sind mehrentheils Arbeiten aus des Künstlers bester Zeit.

I. St. III. Nr. 16.

I. St. III. Nr. 19. 24.

I. St. III. Nr. 21.

I. St. III. Nr. 28.

Van Dyck hat keine eigentliche Schule gegründet, doch fand er zahlreiche Nachahmer. Bemerkenswerth unter denselben ist Adrian Hanneman (geb. 1610),

1. St. III. Nr. 3. von dem sich hier eine schöne Copie nach van Dyck befindet.

Einen entschiedenen Gegensatz zu van Dyck bildet sein Mitschüler Jacob Jordaens (1594—1678), der in der Darstellung einer gemeinen Wirklichkeit vortrefflich, auf anderen Gebieten jedoch durch Derbheit und Gemeinheit oft sehr widerwärtig ist. Zum Glück lernt man ihn hier nur von seiner guten Seite kennen, da die Sujets seiner hiesigen Bilder nicht im Widerspruch mit der Natur

1. St. VII. Nr. 47. seines Talentes stehen. Sein Jupiter und Mercur bei Philemon und Baucis hat allerdings wenig vom mythologischen Charakter, ist aber ein gut componirtes Bild mit

1. St. VII. Nr. 42. lebendig bewegten Figuren; sein grosses Bohnenfest, die von Uebermuth sprudelnde Darstellung einer lustigen Trinkgesellschaft, die wohl daran thäte, sich die im Hintergrunde angebrachte Aufschrift: „*Nil similus insano quam ebrius*“ zu Gemüthe zu führen. Die Ungebundenheit der Composition geht bis zum Aeussersten und findet die anstössigsten Details noch immer zulässig; durch das Ganze weht aber ein wirklicher Humor, eine Frische und Jovialität, denen man die Derbheiten am Ende nachsieht. Der Ausdruck jedes Kopfes ist bestimmt und scharf individualisirt, die Modellirung ausgezeichnet. Die grelle, rothbraune Färbung, die an vielen Bildern Jordan's stört, ist hier durch die künstliche Beleuchtung gerechtfertigt.

Andere Schüler Rubens sind Erasmus Quellinus (1607—1678), Theodor van Thulden (1607—1679), Cornelius Schut (geb. 1590), Abraham Diepenbeck (1607—1675) und Franz Leux (geb. 1620). Von

1. St. VII. Nr. 30. Quellinus findet man hier nur eine Farbenskizze, von

1. St. VII. Nr. 31. Thulden, nebst einem religiösen, ein allegorisches Gemälde von zierlicherer Formengebung als der Schule gewöhnlich eigen, von Schut eine wenig ansprechende Hero an

1. St. VI. Nr. 22. Leander's Leiche und ein Madonnenbild, dessen schönster Schmuck eine von Daniel Zegers gemalte Blumenguirlande ist. Von stärkerem geistigen Inhalt und grosser Gediegenheit der Ausführung ist Diepenbeck's allegorische

1. St. VII. Nr. 2. Darstellung der Nichtigkeit aller Dinge. In dem Ausdruck der Hauptfigur liegt etwas von Faust's verzweifelndem Ueberdruss. Den gleichen Vorwurf behandelt Leux

1. St. VII. Nr. 12.

in sehr verschiedener Fassung. Die Masse von Kostbarkeiten, Bildern, Nippsachen u. s. w., die auf einer reichverzierten Console umherliegen, machen den Eindruck eines Curiositätenkabinets, und zwar um so mehr, je fleissiger die Ausführung dieses Beiwerks ist. In einem Bildniss des Cardinal-Infanten Carl Ferdinand zeigt sich Leux als sehr geschickter, wenn auch etwas glatter Porträtmaler. I. St. V. Nr. 12.

Zwei bedeutende Künstler dieser Epoche sind Gerhard Honthorst (geb. 1592), in Italien Gherardo dalle notti genannt, und Justus Sustermans (1597—1681). Der Erstere eignete sich während seines Aufenthaltes in Italien die Weise des Caravaggio an und malte vornehmlich Nachtstücke mit greller, scharf einfallender Beleuchtung. Auch die wahllose Benützung von Naturmotiven hat er von seinem Vorbild angenommen, wie sein Christus vor Pilatus deutlich bekundet. Er bildete zahlreiche Schüler, die seine Manier fortpflanzten. — Sustermans blieb, obgleich er den grössten Theil seines langen Lebens in Italien, namentlich in Florenz zubrachte, in seinen Porträts der niederländischen Weise treu und leistete in diesem Fache höchst Erfreuliches. Das Belvedere bewahrt von ihm ein ausgezeichnet schönes weibliches Bildniss. I. St. VI. Nr. 46. I. St. VII. Nr. 44.

Während Rubens die grosse Mehrzahl der niederländischen Künstler an sich zog, trat in Holland ein Maler auf, der, im höchsten Grad selbstständig und eigenthümlich, einen sehr verschiedenen Weg einschlug. Paul Rembrandt van Ryn (1608—1660) war es, der den Wettkampf mit Rubens einzugehen wagte. — Der Sohn eines Müllers, war er für das väterliche Gewerbe bestimmt, doch seine ausserordentliche künstlerische Begabung offenbarte sich so mächtig, dass man sich entschloss, ihn bei einem in Leyden ansässigen Maler Namens J. van Swanenburg in die Lehre zu geben. Schon früh gelangte er zur Meisterschaft; sein Ruhm drang in die Ferne und verschaffte ihm ehrenvolle Aufträge von fremden Fürsten. Im Jahre 1634 heirathete er die Tochter einer wohlhabenden Familie; nach acht Jahren löste der Tod diese glückliche Ehe und für Rembrandt begann nun eine Reihe von Missgeschicken, die dadurch nicht erleichtert wurden, dass er sie zum Theil selbst verschuldet hatte. Der Ver-

einsamte suchte Zerstreuung ausserhalb seiner verödeten Häuslichkeit und vergeudete damit eine Zeit, die er köstlicher als tausend Andere hätte verwerthen können. Auch eine mit seinen Verhältnissen nicht vereinbare Leidenschaft nistete sich in seinem Herzen fest: die Sammelwuth. Obgleich sonst keineswegs zur Verschwendung geneigt, ja sehr eifrig auf Erwerb und Gewinn bedacht, fand er keinen Preis zu hoch, wenn es sich um den Ankauf eines Bildes, eines seltenen Kupferstiches, einer Antike handelte. Dadurch geriethen seine Vermögensverhältnisse in eine so heillose Verwirrung, dass endlich der Bankerott unvermeidlich war. Er erlebte den Schmerz, seine kostbaren Sammlungen um eine verhältnissmässig geringe Summe verschleudert zu sehen. Aber wie schwer ihn dies auch getroffen, gebrochen oder auch nur gebeugt hat es ihn nicht, seine schöpferische Kraft wurde davon nicht berührt. Er fand den Muth, ein neues Leben zu beginnen, in ungeschwächter Thätigkeit fortzuarbeiten, bis in seinem zweiundsechzigsten Jahre der Tod ihn abrief.

Eine ganze Welt liegt zwischen Rubens' und Rembrandt's Auffassung der Kunst. Nicht nur, dass Rembrandt, im Gegensatz zu jenem Maler strahlender Schönheit, poetisch verklärter Leidenschaft, religiöser Begeisterung und heiterer irdischer Pracht, seine Motive der ihn umgebenden Wirklichkeit entlehnt: selbst in dieser sucht er noch mit Vorliebe das Niedrige, Gemeine, Hässliche auf. Er, der Verehrer Raphael's, Giorgione's, Michelangelo's, der Antike! Wer vermag diesen Widerspruch zu lösen? Persönliche Verhältnisse mögen wol dabei mitgewirkt haben: von plebejischer Herkunft, Republikaner und Calvinist, empfand er vielleicht eine so zu sagen politische Abneigung vor einer Kunstrichtung, die vorzugsweise dem katholischen Cultus und fürstlicher Prachtliebe diente. Er mochte dass Grosse würdigen, das in ihr von Anderen hervorgebracht worden war, doch sich ihr anzuschliessen, widerstrebte dem innersten Zug seines Wesens. Durch ihn gelangte die dem christlichen Ideal entfremdete Kunst zu ihrem letzten Höhenpunkt, einem von der stärksten malerischen Empfindung und einer ungeheuren Technik getragenen Naturalismus. Wie seltsam aber!

Rembrandt, der Verächter aller Anmuth und Würde, ist gleichwol der Schöpfer einer neuen Schönheit und Poesie. Diese liegen bei ihm nicht in den Formen, nicht im Ausdruck, sondern in dem zauberischen Reiz des Colorits, der Beleuchtung. Diese letztere, im vollen Glanz, im Helldunkel, in den farbigen Reflexen und durchsichtigen Schatten gleich bewunderungswürdig, genügt allein, um die Stimmung des Malers mit ungeschwächter Kraft auf den Beschauer zu übertragen. Rembrandt hat die verschiedensten Kunstgattungen gepflegt, ohne die Eigenthümlichkeit seines selbstgeschaffenen Styls je zu verleugnen. Natürlich ist in seinen religiösen Compositionen die Gemeinheit seiner Auffassung am störendsten und doch fesseln auch sie den Blick mit dämonischer Macht, so rein und ursprünglich ist die malerische Empfindung, so unvergleichlich das Kunstvermögen, von dem sie Zeugniss geben. In seinen seltenen mythologischen Darstellungen ist er bald grotesk, bald märchenhaft phantastisch, mitunter wol auch parodistisch. Die seine Zeit beherrschende Vorliebe für mythologische Sujets forderte seinen cynischen Spott heraus. Ein vielgesuchter Porträtmaler, hat er auch in diesem Fache Ausserordentliches geleistet. Den grössten Meistern des Porträts möchte ich ihn jedoch nicht beizählen; ihm fehlt nicht nur, mit höchst seltenen Ausnahmen, der Adel ihrer Auffassung, sondern auch die Einfachheit, die nur das Wesentliche betont. Ihm ist es in seinen Porträts nicht sowol um die im Aeusseren das Innere wiedergebende Darstellung einer Persönlichkeit, als um Wunder des Lichtes, des Helldunkels und Colorits zu thun. Dieser subjective Drang macht sich in allen seinen Schöpfungen so vorwiegend, um nicht zu sagen ausschliesslich geltend, dass man ihn den Lyriker unter den Malern nennen möchte, unter denen Rubens der grösste Dramatiker ist.

Die kaiserliche Gallerie hat von Rembrandt zehn Bilder aufzuweisen, alle ohne Ausnahme von merkwürdiger Schönheit und des grossen Künstlers würdig, aber doch nicht von solcher Bedeutung, wie seine in den Gallerien Liechtenstein, Eszterházy und Schönborn befindlichen. Es sind ausschliesslich Porträts und Studienköpfe. Des Künst-

1. St. I. Nr. 42. 45. lers eigenes Porträt kommt zweimal vor. Rembrandt hat sich nicht nur sehr oft, man möchte meinen alljährlich, gemalt, sondern auch auf seinen Historienbildern nicht selten seine Züge angebracht. Besonderen Grund zu so grossem Wohlgefallen an seiner Person hatte er nicht, doch spricht aus den groben Zügen ein lebhafter Geist, eine trotzige Energie. Auch das mit unendlicher Liebe und Sorgfalt ausgeführte Porträt seiner Mutter, eines seiner Meisterwerke von schöner Schlichtheit der Auffassung und höchst meisterlichem Vortrag, befindet sich hier. Zwei andere Porträts zeigen die wunderbarste Ausbildung des Helldunkels; Nr. 41 wirkt überdies noch durch eine bei Rembrandt seltene Liebenswürdigkeit und Naivetät des Ausdrucks. Seine ganze phantastische Kraft offenbart sich in dem prachtvollen Bildniss eines geharnischten Jünglings, das in Bezug auf tiefe, leuchtende Farbengluth und grandiose Kühnheit der Behandlung, in der Fülle des Vorhandenen nur äusserst wenige Rivalen finden dürfte.

1. St. I. Nr. 39.

1. St. I. Nr. 7. 41.

Verschiedene Künstler haben sich unter Rembrandt oder nach ihm gebildet. Von Gerhard Dow, dem grössten unter ihnen, werde ich später ausführlich sprechen, bemerke jedoch schon hier, dass bei ihm nur die Kraft und Schönheit des Colorits an Rembrandt erinnern, während er in allen übrigen Punkten einen anderen Weg verfolgte. Andere Schüler Rembrandt's sind Govaert Flinck (1616—1660), von dem hier das Bildniss eines alten Mannes, Gerbrandt van den Eeckhout (1621—1674) und Samuel van Hoogstraeten (1627—1678). Van den Eeckhout, ein ausgezeichneter Künstler, der an Gluth und Tiefe der Farbe Rembrandt manchmal nahe kommt, ist in der Liechtenstein'schen Gallerie glänzender vertreten. — Von grosser Naturwahrheit und fast grotesker Lebendigkeit ist van Hoogstraeten's alter Jude am Fenster. Ein glücklicher Nachahmer Rembrandt's ist ferner der Deutsche Christoph Pauditz, von dem man hier unter Anderem zwei treffliche, wirksam beleuchtete Studienköpfe sieht.

1. St. I. Nr. 11.

2. St. I. Nr. 9.

1. St. VII. Nr. 11. 16.

Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts fand jene Richtung der Genremalerei, die sich mit Darstellungen aus dem Volksleben befasst, immer grössere Gunst und Pflege.

Die ersten Versuche dieser Art reichen in eine weit frühere Zeit zurück, und mit grösserem Recht als von Peter van Laer hätte diese Gattung ihren Namen von Peter Breughel d. ä. entlehnt. Es ging dem guten Bauernbreughel wie Christoph Columbus: die von ihm entdeckte Welt wurde nicht nach ihm getauft. Peter van Laer, im Jahre 1613 zu Laaren in Holland geboren, ging früh nach Italien, wo er den Naturalisten ihre Effecte ablauschte. Da er nun mit der genauen Kenntniss derselben ein reiches Compositionstalent und eine grosse Tüchtigkeit als Zeichner verband, fanden seine populären Scenen ungemeinen Beifall. Seiner verkrüppelten Gestalt wegen nannten ihn die Italiener Bamboccio und im Zusammenhang damit seine Bilder Bambocciaden. Es sind durchgängig lebhaft bewegte, mitunter wüste Scenen aus dem Leben der untersten Klassen, Bauern beim Tanz oder bei der Arbeit, Bettlerherbergen, Räuberhöhlen, die er mit grosser Wahrheit und Unmittelbarkeit darzustellen weiss. Das Belvedere besitzt eines seiner Hauptbilder, römische Bauern vor einer Schenke, ein durch geistvolle Erfindung und schöne Färbung ausgezeichnetes Werk, und ein kleineres Bild, ein Bauer mit einem Knaben und einem Pferde, in dem auch die Landschaft sehr geschickt behandelt ist. I. St. gr. C. Nr. 78. I. St. VI. Nr. 27.

Zugleich Landschafter und Genremaler, ohne jedoch in einem dieser Fächer über die Grenzen einer anständigen Mittelmässigkeit hinauszukommen, war David Teniers d. ä. (1582–1640). Man sieht es seiner meist harten Zeichnung, seinem trockenen Colorit nicht an, dass er längere Zeit hindurch in Rom den Unterricht Adam Elzheimer's genoss. Seine hier befindlichen Bilder, ausschliesslich Landschaften, theils mit biblischer, theils mit mythologischer Staffage, dürfte man immerhin unerwähnt lassen, wenn der Name seines genial begabten Sohnes David Teniers d. j. nicht den seinen vor der Vergessenheit schützte. Von diesem grössten Meister in der Darstellung des Lebens der unteren Stände hat das Belvedere nicht weniger als neunzehn fast ausnahmslos treffliche Arbeiten aufzuweisen. Dieser Reichthum erklärt sich durch den Umstand, dass Teniers d. j. Hofmaler des Erzherzogs Leopold Wilhelm und Director der Gallerie war, die nach

dem Tode dieses kunstliebenden Fürsten in den Besitz seines kaiserlichen Vetters überging. Im Jahre 1610 geboren, studirte er erst unter seinem Vater, überflügelte diesen aber so rasch, dass wir ihm schon im Jahre 1632 als selbstständigem und berühmtem Meister begegnen. Wenig später vermählte er sich mit einer Tochter Jan Breughels und lebte zu Brüssel in den angenehmsten Verhältnissen. Der Erzherzog-Statthalter überhäufte ihn mit Beweisen seiner Gunst, sein Talent und seine persönliche Liebenswürdigkeit verschafften ihm eine gesellige Stellung, wie sie keinem anderen Genremaler seiner Zeit zu Theil ward, sein Ruhm war ein europäischer und trotz seiner seltenen Leichtigkeit vermochte er kaum den Aufträgen zu genügen, die ihm von fremden Höfen zukamen. Es war ein wolkenloses, sonniges Künstlerleben, dem mit aller Fülle der Befriedigung auch eine nicht gewöhnliche Dauer beschieden ward. Erst im Jahre 1694 starb Teniers, einundachtzig Jahre alt und bis an's Ende in der Ausübung seiner Kunst unermüdet.

Wir finden hier Gelegenheit, Teniers, dessen Ruhm vornehmlich auf seinen Darstellungen bäuerlichen Treibens und lustigen Wirthshauslebens beruht, auch von anderen Seiten kennen zu lernen. Selbst eine auf der Bibel fussende
I. St. VI. Nr. 5. Composition fehlt nicht: das Opfer Abrahams. Die Auffassung ist freilich genrehaft genug, bedenkt man aber, wie ferne diese Richtung den künstlerischen Gewohnheiten Teniers lag, so muss man zugeben, dass er sich mit Ehren aus dem bedenklichen Handel zog. Jedenfalls that er besser, sich in den Grenzen einer allerdings etwas hausbackenen Schlichtheit zu halten, als nach einem grossen Styl zu streben, der unter seinen Händen höchst wahrscheinlich zur Phrase geworden wäre. — Da sämmtliche Bilder Teniers sich in demselben Saale (dem sechsten des ersten Stockwerks) befinden, werde ich bei Erwähnung der einzelnen bloss die betreffende Nummer anführen. Höchst interessant sind zwei Gemälde, die sich auch schon durch ihren Umfang auszeichnen; gewöhnlich beschränkt sich Teniers auf ein viel kleineres Format. Ich meine Nr. 34 und 51. Das erstere stellt die Gemäldegallerie des Erz-

herzogs Leopold Wilhelm vor, wie sie im Jahre 1656 zu Brüssel bestand; die meisten der auf diesem Bilde copirten Werke italienischer Meister sind noch heute Zierden des Belvedere. Im Vordergrund, von seinen Begleitern umgeben, steht der Erzherzog, ein auf einer Staffelei befindliches Bild betrachtend, ihm gegenüber Teniers selbst, eine sympathische Persönlichkeit mit geistvollem, heiter belebtem Antlitz. In der Haltung des fürstlichen Herrn liegt eine Ruhe und Vornehmheit, deren vollendete Darstellung bei einem Künstler, der sich meist ganz entgegengesetzte Aufgaben stellte, für einen Beweis seltener Vielseitigkeit gelten muss. Das Malerische der Anordnung, die harmonische Gesammthaltung bei der zierlichsten Behandlung der Details, ein Colorit, das, wenn auch kühler als gewöhnlich, durch Klarheit und schöne Verschmolzenheit anzieht, verleihen diesem Bilde einen köstlichen Werth. Noch bedeutender, ein Hauptwerk des Künstlers, ist Nr. 51, das ein Volksfest auf der Place des Sablons zu Brüssel vorstellt. In dem dichten Gedränge unterscheidet man den Erzherzog mit seinem Gefolge und im Vordergrunde Teniers mit seiner Familie. Jede Figur hat selbstständiges Leben, die zahlreichen Porträts sind höchst geistreich individualisirt, die Composition und Vertheilung des Lichtes mit bewundernswerther Einsicht abgewogen. — Zwei Porträts (Nr. 4 und Nr. 36), das erstere besonders schön, sind nicht nur an sich, sondern auch als Seltenheiten sehr werthvoll, da Teniers nur äusserst wenige Bildnisse gemalt hat. Mit Ausnahme einer kleinen Winterlandschaft, Nr. 32, in der Luft und Beleuchtung von unübertrefflicher Wahrheit sind, gehören seine übrigen Darstellungen dem Genre an, in dem er als Meister glänzt. Es sind Kirchweihfeste, Bauernhochzeiten, Tabagien, Scenen aus dem ländlichen Leben, alle mit so viel Geist und Humor erfunden, mit so erschöpfender Charakteristik dargestellt, dass trotz der häufig wiederkehrenden Sujets, jede Spur von Monotonie vermieden ist. Zu dem vollendetsten dieser Gattung gehören die Wurstmacherin, Nr. 10, eine Bauernstube, Nr. 42, ein Kirchweihfest, Nr. 16, so trefflich in der Gruppirung, wie im klaren, goldigen Ton, und Nr. 15, welches einen Alten vorstellt, der einer jungen Magd den

Hof macht, während seine eifersüchtige Ehehälfte ihn durch ein Guckfenster belauscht. Die naive Schalkhaftigkeit der Composition, die Virtuosität der Ausführung sind unbeschreiblich reizend. Das Bild trägt das Datum 1677: Teniers war demnach siebenundsechzig Jahre alt, als er es malte. Wer zweifelt noch an der unverwüstlichen Frische einer ächten Künstlernatur?

Eine ehrenvolle Stelle nach Teniers behauptet David Ryckaert (1615—1674), der Schüler seines wenig bekannten Vaters. Den genialen Humor, die unerschöpfliche Erfindungsgabe Teniers, besitzt er nicht, doch weiss er seine Figuren mit einer Naturwahrheit, einer Lebendigkeit des Ausdrucks auszustatten, die im Verein mit der klaren, schön abgewogenen Färbung in hohem Grade anziehen und fesseln. Meist beschränkt er sich auf die Darstellung von ländlichen Vorgängen; ein treffliches Exemplar dieser Art
I. St. VI. Nr. 24. ist sein hier befindlicher Jahrmarkt. Gelegentlich malt er auch Alchymisten, bei Kerzen- oder Lampenschein studirende Gelehrte, wobei er, wahrscheinlich von Rembrandt beeinflusst, sich den Reiz einer vermöge ihrer Abgeschlossenheit blendenden Beleuchtung nicht entgehen lässt. In dieser
E. II. Nr. 18. Weise ist sein schönes Bild eines alten Mannes am Studirtisch. Mitunter streift er wol auch, wie in seiner Schatz-
I. St. VI. Nr. 17. gräberin, in's Phantastische hinüber. Das letztere, sehr wirksam componirte Bild ist, was die Ausführung betrifft, eine seiner vorzüglichsten Arbeiten.

Ein holländischer Nachfolger Teniers, in Bezug auf Compositionstalent und malerische Begabung sein würdiger Nebenbuhler, ist Jan Steen (1636—1669), ein seltsamer Kauz, der, nicht zufrieden das lustige Wirthshausleben in seinen Bildern zu verherrlichen, aus Vorliebe für dasselbe zu Leyden eine Weinwirthschaft gründete. Man möchte darauf schwören, dass er selbst sein bester Kunde war. Er scheint sich vornehmlich durch Selbststudium gebildet zu haben, denn sein Lehrer Johann van Goyen, obgleich ein bedeutender Künstler, konnte ihm, da er selbst Landschafter war, zur Begründung seines eigenthümlichen Styles von geringem Nutzen sein. Was in seinen Bildern besonders auffällt, ist der Reichthum an novellistischen Zügen, die zu einem Ganzen zu verbinden der Phantasie des Be-

schauers überlassen bleibt, die geradezu geniale Individualisirung der Figuren und ihre vollkommene Hingebung an den Moment. Alle diese Eigenschaften finden sich in seiner Bauernhochzeit wieder, auf welcher ein Gast dem hässlichen alten Bräutigam, der die verschämt sich sträubende Braut fortführen will, hinter dessen Rücken Hörner macht, während die übrigen Gäste sich zu einer Katzenmusik anschicken. Auf einem anderen Bilde stellt er das Drunter und Drüber einer liederlichen Wirthschaft in höchst geistreicher und humoristischer Weise dar. Keck, ausgelassen, ja zügellos in der Erfindung, ist er gleichwol in der Ausführung von einem Fleiss und Gediegenheit, die man mit seiner zeitraubenden Lebensweise nicht in Einklang zu bringen vermag. Ein Zeichner ersten Ranges, ein Meister des Colorits, zählt er auch in Hinsicht auf das Technische zu den vorzüglichsten Künstlern der holländischen Schule. I. St. VI. Nr. [illegible] I. St. VII. Nr. 32.

Auch zwei Deutsche, die aus Lübeck gebürtigen Brüder van Ostade, müssen hier genannt werden, da sie sich in den Niederlanden das künstlerische Indigenat erwarben. Von dem älteren, Adrian van Ostade (1610 bis 1685), besitzt das Belvedere kein Originalbild, doch eine gute Copie nach ihm. Sein jüngerer Bruder und Schüler Isaak van Ostade (1617—1654) verfolgt nicht nur dieselbe Richtung, in der ein derber, oft burlesker Humor die Hauptrolle spielt; auch in der Feinheit der malerischen Empfindung, der Tiefe, Wärme und Klarheit der Färbung ist er sein ächter Blutsverwandter. Der Gegenstand, den man hier von ihm behandelt sieht, ist allerdings unerquicklich genug. Ein armer Teufel stöhnt unter den Händen des Dorfbarbiers, der ihm eben einen Zahn zieht; unter den Nebenpersonen bemerkt man einen zahnlosen Alten, der mit egoistischem Behagen der Operation zusieht, wohl wissend, dass er dergleichen nicht mehr zu befahren hat. Die Bewegung des Patienten ist von mitleiderregender Naturwahrheit, eben so charakteristisch die Betheiligung der übrigen Figuren an dem Vorgang; das Colorit ist von ungemeiner Schönheit. Auf die Ausführung des Details ist aller Fleiss eines Feinmalers verwendet. E. III. Nr. 25.

Während Teniers, die beiden Ostade, Jan Steen u. A. ähnliche Vorwürfe behandelten, bildete sich in der Genremalerei noch eine andere Richtung aus, die im Gegensatze zu jener sich vorzugsweise den Beziehungen eines gemüthlichen Familienlebens, der Darstellung einer traulich ausgeschmückten Häuslichkeit zuwandte. In diesem feineren Genre steht Holland an der Spitze; die grössten Meister, Terburg, Dow, Metzu, Franz Mieris gehören durch ihre Geburt und Bildung diesem Lande an. In kleinen Cabinetsbildern fassen sie die ganze Fülle ihres Talentes zusammen, der unbedeutendste Vorgang genügt ihnen, um darin eine Seite der Welt abzuspiegeln. Den ersten Rang unter ihnen nehmen Gerhard Terburg (1608—1681) und Gerhard Dow (1613—1680) ein. Was sie über alle ihre Mitstrebenden erhebt, ist nicht nur die bis zur höchsten Virtuosität ausgebildete Technik, sondern mehr noch die geistigen und gemüthlichen Bezüge, mit denen sie ihre Darstellungen ausstatten, während jene sich häufig mit dem rein Zuständlichen begnügen. Terburg erlernte die Malerei bei seinem Vater, ging später auf Reisen, die er bis Spanien ausdehnte und liess sich endlich in Deventer nieder. Der Eleganz seiner Figuren ist es anzumerken, dass der Künstler in der Fremde das Leben und die Eigenthümlichkeit der höheren Stände kennen lernte, die er denn auch mit einer gewissen Vorliebe darstellt. Einer schlichteren Sphäre gehört das Bild an, das wir hier von ihm sehen; es stellt eine junge Frau vor, die einem Kinde einen Apfel schält. Die nicht eben schönen Köpfe sprechen durch liebenswürdige Unbefangenheit des Ausdrucks an, die Touche ist von der höchsten Zartheit, der klare Silberton voll tiefer, kühler Harmonie. — Als Künstler ihm gleichstehend ist Gerhard Dow gleichwol wesentlich von ihm verschieden, nicht minder in der Wahl der Vorwürfe, die er vorzugsweise dem Leben der bürgerlichen Kreise entlehnt, als in Bezug auf die Färbung, deren Kraft, Gluth und Tiefe bei vollendeter Ausbildung des Helldunkels auf die Schule Rembrandt's zurückweist. Das Bild, das man hier von ihm sieht, steht meines Erachtens seinem berühmten Meisterwerk, die wassersüchtige Frau, im Louvre, nur in Betreff der hier fehlenden innigen Gemüthsbeziehungen,

1. St. gr. C. Nr. 16.

1. St. gr. C. Nr. 20.

aber weder in der charakteristischen Wahrheit des Ausdrucks, noch in dem wunderbaren Reiz der Farbe, der Kraft und Klarheit der herrlich abgestuften Beleuchtung, der zarten und geistreichen Pinselführung nach. Von gleicher, durch die feinste künstlerische Empfindung vor dem Gemeinen und Zufälligen geschirmter Naturwahrheit und gleicher Verschmolzenheit des Colorits ist sein zweites Bild, eine alte Frau, die einen Blumenstock am Fenster begiesst. 1. St. gr. C. Nr. 52.
Seiner unsäglich feinen Ausführung ist die Schärfe, die peinliche Sorgfalt anderer Feinmaler fremd, sein Vortrag bleibt frei und geistvoll, wenn er Bilder malt, die es an Treue und Präcision mit den besten Photographien aufnehmen können. Kein grösserer Künstler ist aus Rembrandt's Schule hervorgegangen, als dieser Kleinmeister.

Ein ausgezeichneter Schüler Gerhard Dow's ist Franz Mieris (1635—1681). Gleich diesem bestrebt er sich, in seine Darstellungen den Reiz einer bald launigen, bald rührenden Situation zu bringen, und wie sein Vorbild verliert er, bei staunenswerther Ausführung der Details, die Gesammthaltung nie aus den Augen. Ein Meister der Charakteristik, weiss er im geeigneten Falle auch tiefere Gefühlssaiten anzuklingen, wie z. B. hier auf dem Bilde, das 1. St. gr. C. Nr. 18.
den Besuch eines Arztes bei einer Kranken darstellt. Der leidensvolle und ergebene Ausdruck der jungen Frau, das stille Mitleid in den Zügen des Arztes stimmen zu wehmüthiger Theilnahme. In der Pracht der Farbe, der Klarheit des Helldunkels, dem eben so weichen als präcisen Vortrag kommt Mieris hier seinem Meister sehr nahe. Bei so vollendeter Technik muss die unrichtige Perspective, welche die Thür im Hintergrund im Verhältniss zur Distanz zu klein erscheinen lässt, doppelt Wunder nehmen.
Ein zweites Bild stellt einen Kaufladen vor; ein vornehmer Herr macht der hübschen Verkäuferin den Hof, während im Hintergrund ein Alter das Pärchen mit bedenklichen Blicken betrachtet; auf den Tischen sind kostbare Zeuge ausgebreitet, die des Künstlers Virtuosität in der Stoffmalerei glänzend bekunden. Die Figuren sind ungemein graziös und von einem der Situation vollkommen angemessenen Ausdruck, die Anordnung höchst geschmackvoll. Ohne Frage ist dieses Werk den Hauptbildern des 1. St. gr. C. Nr. 14.

Künstlers beizuzählen. — Nach Franz Mieris bildete sich sein Sohn Wilhelm (1662—1747), der ihn jedoch lange
I. St. gr. C. nicht erreicht. Seine hier befindlichen Arbeiten sind wenig
Nr. 13. 15. erfreulich, wenn auch von sehr präciser Ausführung. Sein
19. Colorit ist weit schwerer, die Zeichnung härter, der Ausdruck forcirt.

Einer etwas früheren Zeit gehört Gabriel Metzu (1635—1681) an. Er bildete sich vornehmlich nach Terburg. Meist gefällt er sich in der Darstellung vornehmen Lebens, steigt aber auch häufig in bürgerliche Kreise herab, wie hier in seiner mit dem feinsten Verständniss reizend
I. St. gr. C. gemalten Spitzenklöpplerin.
Nr. 9.

Gottfried Schalcken (1630—1706), durch seine Lehrer Samuel van Hoogstraeten und Gerhard Dow mit Rembrandt's Schule verknüpft, zeigt sich diesen treu, indem er eine blendende, meist künstliche Beleuchtung in
I. St. gr. C. seinen Bildern zur Hauptsache macht. Er ist vorwiegend
Nr. 11. 71. als geschickter Techniker zu schätzen, von Geist und Empfindung jedoch ist in seinen häufig leeren Köpfen gar wenig zu verspüren. — Adrian van der Werff (1659 bis 1722) ist eigentlich nicht dieser Malergruppe beizuzählen, da er vornehmlich als Historienmaler thätig war, doch reiht ihn die ausserordentliche Zartheit seiner Touche, der unbeschreibliche Fleiss der Ausführung gewissermassen den Feinmalern an. Man sieht hier von ihm ein männliches
I. St. gr. C. Porträt, an dem man die geschmackvolle Anordnung, das
Nr. 17. sehr zart verschmolzene Colorit bewundern muss, während man sich anderseits nicht darüber täuschen kann, dass hier die Eleganz bereits an Affectation, die Präcision an Geleecktheit streift.

Eine besondere Abtheilung der Genremalerei bilden die Darstellungen aus dem Soldatenleben, wie es sich in Wacht- und Lagerscenen, auf dem Marsche u. s. w. äus-
I. St. III. sert. Ein schönes Bild dieser Art ist eine Scene aus dem
Nr. 56. Bauernkrieg von Sebastian Vranck (geb. um 1573), der, wie ich glaube, die Priorität in diesem Fache ansprechen darf. An ihn schliesst sich Robert van Hoecke (geb. 1609), ein Künstler, der ausserdem in der Landschaft Ausgezeichnetes leistete. In dem Genre, das uns eben

beschäftigt, sieht man hier von ihm mehrere Bilder (einige im siebenten Saal des ersten Stockwerks, andere im dritten Zimmer des Erdgeschosses), die sich durch gute Gruppirung und sehr geschickte Ausführung auszeichnen. Ein ungemein treffliches Werk, plündernde Soldaten, rührt von einem Künstler her, von dessen Leben man nichts Näheres weiss, und dessen Werke in den Gallerien nur äusserst selten vorkommen. Sein Name ist A. Duc (nicht zu verwechseln mit Jean le Duc, der ähnliche Gegenstände malte). Ein seltsamer Widerspruch liegt zwischen der künstlerischen Vollendung dieses Malers, die eine bedeutende Zahl von Arbeiten voraussetzt, und der Seltenheit seiner Werke. Sein Wirken dürfte in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu verlegen sein. Andere Darstellungen dieser Art muss ich hier unerwähnt lassen. Auch von den zahlreichen Schlachtbildern kann ich nur die vorzüglichsten anführen. Ein Gefecht von Jesaias van de Velde (um 1630) lässt zugleich den bedeutenden Landschaftsmaler erkennen, ein Reiterangriff von seinem Schüler Palamedes Stevens (1607—1638) ist ungemein geistvoll componirt und reich an prächtigen, lebensfrischen Figuren. Es ist eine Freude, wie die Angreifenden heransprengen, so fest und sicher im Sattel, so leicht und energisch in der Bewegung. Die schöne, kräftige Färbung, die wirkungsreiche Beleuchtung geben das Mass für das Talent dieses Künstlers, den ein früher Tod hinwegraffte. Van der Meulen, der malende Historiograph Ludwig's XIV., ist in der Liechtenstein'schen Gallerie weit glänzender vertreten als hier. Andere Schlachtbilder sind von Nicolaus van Hoye (1660—1710), van Hugtenburg (1640—1733) und Peter van Bredael, dessen zwei Siege des Prinzen Eugen über die Türken zwar in der Auffassung sehr nüchtern, aber in der Ausführung nicht ohne Tüchtigkeit sind. Der Katalog gibt 1630 als das Geburtsjahr des Künstlers an; sicher waltet hier ein Irrthum ob. Wäre diese Angabe richtig, so hätte van Bredael die erwähnten Bilder als hoher Achtziger gemalt, da die Schlachten, die sie darstellen, in den Jahren 1616 und 1617 geschlagen wurden. — Philipp Wouverman,

I. St. gr. C. Nr. 38.

I. St. VII. Nr. 57.

I. St. VII. Nr. 54.

I. St. gr. C. Nr. 37.

der grosse Landschafts- und Schlachtenmaler, erscheint im Belvedere nur in der ersteren Eigenschaft; wir werden ihm später wieder begegnen.

Dass eine vorwiegend realistische Kunst wie die niederländische, in der Thier- und Blumenmalerei, im Stillleben u. s. w. Ausgezeichnetes leisten musste, braucht wol kaum bemerkt zu werden. Als Thiermaler wird Franz Snyders (1579—1657) nur von seinem Freunde Rubens übertroffen, der sich übrigens auch oft genug seiner Hand bediente. In seinen Jagdstücken zeigt er ein dem Rubens verwandtes leidenschaftliches Feuer. Sicher war dieser Meister von dem grössten Einfluss auf ihn, denn nicht bei seinen ursprünglichen Lehrern, Heinrich van Baalen und dem Höllenbreughel hat er diese Breite des Vortrags, diese intensive Kraft des Colorits erworben. Andere Bilder von ihm sind ein Paradies mit den verschiedensten Thiergattungen, Daniel in der Löwengrube und zwei Rehe von Hunden verfolgt (Erdg. III, Nr. 11). Ein kaum minder grosser Künstler ist Jean Fyt (1609—1661), der namentlich in der Darstellung der Hunde das Ausserordentliche leistet; das Wesen, die Physiognomie, der Charakter dieser Thiere kann nicht vollendeter wiedergegeben werden, als hier in seiner Ruhe der Diana. Höchst geschmackvoll componirt, ungemein schön in Färbung und Lichtwirkung ist sein Salon eines Jagdschlosses, worin sich verschiedene auf der Jagd erlegte Thiere, Früchte, eingekühlte Weinflaschen, ein Pfau und ein Jagdhund befinden. Auch sonst sind noch manche Meisterwerke dieses Faches hier vereinigt: ein todter Hase mit Geflügel und Jagdgeräth, von dem in solchen Darstellungen unvergleichlichen Jan Weenix (1641—1719), zwei riesige Marktbilder von Jacob van Es (lebte um 1620) mit von J. Jordaens gemalten Figuren, ein grosses Geflügelbild von Melchior Hondekoeter (1636—1695) und ein kleineres von demselben Künstler. Von den grossen Meistern der Thiermalerei fehlt dem Belvedere nur einer: Paul Potter; man muss sich mit zwei Copien nach ihm begnügen. Einer späteren Zeit gehören die Brüder Philipp Ferdinand und Johann Georg von Hamilton an, die als Hofmaler Kaiser Carl's VI. in Wien lebten. Die Bilder Philipp's (1660—1740) haben

I. St. I. Nr. 27. I. St. VI. Nr. 2 E. III. Nr. 5. E. II. Nr. 19. I. St. VI. Nr. 1. I. St. I. Nr. 20. I. St. gr. C. Nr. 3. I. St. I. Nr. 14. 15. I. St. I. Nr. 21. E. IV. Nr. 18. E. II. Nr. 25. 26. I. St. I. Nr. 13 17. u. s. w.

zwar einen etwas decorativen Charakter, dabei aber schätzenswerthe Vorzüge in Composition und Zeichnung; im Colorit erreicht er seine Vorgänger zwar lange nicht, verfällt aber wenigstens nie in's Bunte und Unwahre, wie sein jüngerer Bruder Johann Georg, dessen Gestütbild eben so anspruchsvoll als kalt in der Färbung ist. I. St. I. Nr. 22

Ein Cabinet des ersten Stockwerks, das weisse Cabinet genannt, enthält ausschliesslich Blumenstücke niederländischer Meister. In diesen oft bewunderungswürdigen Werken tritt die Liebe zur natürlichen Erscheinung mit voller Macht hervor und da in dem heiteren Blumenreich nur Schönes vorkommt, darf sie getrost die Wirklichkeit copiren, ohne Gefahr in unschöne Wahrheit zu verfallen. Ambrosius Breughel ist der Erste, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Blumenmalerei zu einem besonderen Genre erhob. In seinen Bildern stellt er sich Nr. 4. 5. 27. noch sehr anspruchslose Aufgaben, die er indessen mit schlichter Anmuth löst. Ihm jedoch weit überlegen, viel reicher in der Erfindung, geschmackvoller in der Anordnung und ein Meister in der Färbung ist sein Schüler Daniel Seghers (1590—1660), der als Jesuit im Ordenshause zu Antwerpen lebte und starb. Ihm genügen jene einfachen Darstellungen nicht; er malt grössere, sorgfältig durchcomponirte Bilder, auf denen seine geliebten Blumen meistens als Schmuck und Zierde religiöser Sujets dienen. Bald umgeben sie eine Nische, in der sich das Steinbild der heil. Jungfrau befindet, bald schlingen sie Nr. 9. sich in reichen Gewinden um ein die Madonna mit dem Nr. 10. Kinde und der heil. Anna vorstellendes Basrelief. Auf einem dritten, ähnlichen Bilde sind die Figuren von van Nr. 11. Dyck gemalt. Ausserordentlich schön, von reizender Gesammthaltung ist ferner ein das Porträt eines Jünglings umrahmender Blumenkranz; das kleine Brustbild selbst ist I. St. I. von Rembrandt's Hand und bei gewöhnlichen Formen von Nr. 43. gar liebenswürdigem Ausdruck. Der grösste Meister des Faches ist jedoch Johann David de Heem (1604 bis 1674). Ausser zwei Stillleben von reizendster Anordnung Nr. 18. 21. und erstaunlicher Naturwahrheit jedes Gegenstandes sieht man hier von ihm eines seiner Hauptbilder, das mit tech- Nr. 28. nischen Vorzügen seltener Art eine sinnige, poetische Com-

position verbindet. Blumen und Fruchtgewinde umgeben einen Kelch, über dem eine strahlende Hostie schwebt, oben auf jeder Seite befinden sich Aehren und Trauben zur Erinnerung an das im Sacramente des Abendmahles täglich
Nr. 24. sich erneuernde Wunder. Cornelius de Heem, Sohn
Nr. 14. 26. und Schüler des Vorigen, und Abraham Mignon folgen seiner Weise. An sie reiht sich, der Zeitfolge nach, die berühmte Blumenmalerin Rachel Ruysch (1664—1750),
Nr. 21. deren grosser Blumenstrauss mit vielen Insekten, daneben Pfirsiche und Trauben, ein Meisterwerk des Geschmacks und des Fleisses. In der Freiheit der Behandlung und in der Gesammthaltung wird sie jedoch von Johann van
Nr. 16. 17. Huysum (1682—1749) übertroffen; zudem ist seine Färbung von ungewöhnlichem Reiz, die duftige Farbenscala der Blumen, der matte Glanz des Marmors, der Schimmer des Goldes mit Virtuosität wiedergegeben.

Der ungeheuere Aufschwung der niederländischen Malerei im siebzehnten Jahrhundert musste auch die Landschaftsmalerei zu einer bis dahin ungeahnten Höhe erheben. Wie überall hängen auch in der Kunst die Wurzeln aller Erscheinungen untrennbar zusammen; jede einzelne Eroberung kommt der Gesammtheit zu Gute. Schon sehr frühe, lange bevor man daran dachte sie zur selbstständigen Gattung auszubilden, war in den Niederlanden ein bedeutendes Gewicht auf die Landschaft gelegt worden. Seit die Brüder van Eyck eine der Natur entlehnte Scenerie an die Stelle des Goldgrundes gesetzt hatten, bemühten sich ihre Nachfolger, die Landschaft auf ihren Heiligenbildern mit möglichster Sorgfalt auszuführen, so zwar, dass auf manchen derselben, z. B. den Gemälden Patenier's, die Figuren nur noch als Staffage erscheinen. Peter Breughel d. ä. malte bereits eigentliche Landschaftsbilder, die er mit Schnittern, Schlittschuhläufern, spielenden Kindern u. s. w. staffirte, dabei aber den Hauptaccent doch meist auf die Naturerscheinungen legte. Seine Leistungen, wie die seines Sohnes Johann habe ich an geeigneter Stelle besprochen. Für die Entwicklung der eigentlichen Landschaftsmalerei hat jedoch Roland Savery das Meiste gethan. Erst ihm gelang es, die Fülle von Motiven, die sich bei seinen Vorgängern oft wirr genug durcheinander drängen,

abzuklären und daraus ein harmonisches, stimmungsvolles Ganzes zu gestalten. Vor seinem Zeitgenossen David Vinckebooms (1578—1629) hat er ausser der poetischen Auffassung auch die freiere Behandlung und eine grössere Durchbildung voraus. Die Bilder des Letzteren sind in dem grünen Cabinet vereinigt (Nr. 55, 65, 70, 100). Es sind kleine Landschaften mit biblischer Staffage, mit grossem Fleiss ausgeführt, aber schwer und bunt in der Färbung.

Im siebzehnten Jahrhundert machte sich, von Nicolas Poussin, seinem Schwager Gaspard Dughet und Claude Gellée, nach seiner lothringischen Heimath le Lorrain genannt, zuerst geweckt, ein neues Element in der Landschaftsmalerei geltend. Sie wurde bestimmten Stylgesetzen unterworfen. Claude Lorrain übte mehr noch als die beiden Poussin auf seine Zeitgenossen eine Wirkung aus, der nur Wenige sich verschliessen konnten. Der Grundzug seines Wesens ist ein schönheittrunkener Idealismus, der, indem er die Erscheinung wiedergibt, sie erhöht und verklärt. Er ist der eigentliche Maler des Lichts. Alles in seinen Gemälden athmet festliche Ruhe, selige Heiterkeit; sie erschliessen dem Blick ein Feenland, aus dem das Trübe und Wirre verbannt ist. Diesem feierlich poetischen Charakter angemessen ist die Architektur, womit er seine Bilder schmückt. In diesen säulengetragenen Prachtbauten, die sich im Sonnenglanz am Meeresstrand erheben, erkennen wir die Wohnsitze eines Geschlechtes, dem der beengende Zwang und der Druck unserer Verhältnisse fremd ist, und die tiefste Befriedigung unseres Sinnes für Schönheit weckt in uns zugleich ein träumerisches Sehnen nach solchen idealen Zuständen. — Ich habe diese kurze Charakteristik des Meisters, von dem das Belvedere leider kein Werk besitzt, vorausgeschickt, um den Boden anzugeben, auf dem seine zahlreichen niederländischen Nachahmer fussen. Da auch Claude Lorrain's vorzüglichster Schüler, Hermann Swanevelt, der Gallerie fehlt, führe ich als die bedeutendsten niederländischen Künstler, die sich nach ihm bildeten, Wilhelm de Heusch, Jacob van Artois, Adam Pynacker, Hermann Saftleven oder Sachtleven und Friedrich Mou-

cheron an. Natürlich erwähne ich nur Solcher, von denen Arbeiten hier vorhanden. — Sonst vielfach von einander verschieden, stimmen sie in dem Bestreben überein, uns die von dem Gewöhnlichen und Zufälligen befreite Natur in ihrem Festgewande zu zeigen. Mit welchem Erfolg, beweist unter
1. St. II. Nr. 3. u. a. m. Anderem eine schöne Abendlandschaft von Wilhelm de Heusch (geb. 1638), in Claude Lorrain's warmem Goldton gehalten und von heller Klarheit der Luft. Aehnliche Vorzüge besitzt ein von wahrhaft magischem Glanz
1. St. II. Nr. 43. getränktes Bild von Pynacker (1621—1673). Ernster in der Auffassung, schlichter in der Färbung sind zwei
1. St. II. Nr. 2. 48. grosse Waldlandschaften von Jacob van Artois (1613
1. St. II. Nr. 20. bis 1660); auf einem dritten Bilde, einer Landschaft mit Thieren, ist besonders der Mittelgrund schön behandelt. — Eine eigenthümliche Erscheinung ist Hermann Saftleven (1609—1685). Er gefällt sich nicht in poetischen Erfindungen, noch macht er nach Claude's Beispiel die südliche Natur zum Gegenstand seiner Darstellungen, doch behandelt er seine einer nördlicheren Zone, meist den Ufern des Rheins entlehnten Motive in einer verwandten Weise und weiss seine Bilder in Duft und Licht zu tauchen. Der Rhein ist es, den er vor Allem liebt. Bald zeigt er uns den regen Verkehr auf dem majestätischen
1. St. gr. C. Nr. 81. 82. Strome, bald die schön geschwungenen Bergformen an seinem Ufer. Ein grösseres Bild von ihm ist eine Land-
1. St. II. Nr. 7. schaft, durch deren klare Lüfte die Strahlen der untergehenden Sonne zittern. Das Ganze ist von einem Glanz, einem Duft, einer Heiterkeit, die eine lichte Spur in der Seele des Beschauers zurücklassen. — Auf zwei Landschaften Friedrich Moucheron's, die gut componirt, aber zu kalt im Ton sind, nimmt die von Adrian van de Velde höchst geistreich erfundene Staffage zumeist das Interesse gefangen. — Von Lingelbach (1625—1687), einem Deutschen, der sich vornehmlich in Italien bildete und sich später in Amsterdam niederliess, sehen wir eine kleine sty-
1. St. gr. C. Nr. 80. lisirte Landschaft mit einem Seehafen, Schiffen und einem antiken Bogen; die Anordnung ist graziös und sinnig, die Färbung jedoch zu kühl für ein südliches Motiv. Ein Spätlingssohn dieser Richtung ist Franz van Bloemen (1656—1748), der, in Italien lebend, sich durch seine

schönen, klaren Fernen den Beinamen Orizonte erwarb. Seine hier befindlichen Bilder sind von ungleichem Werth, Nr. 23 entschieden das vorzüglichste. — Johann Griffier (1656 bis 1720), ein geschickter Nachahmer des Hermann Saftleven, nur lange nicht so klar und goldig im Ton, erscheint hier mit sehr ansprechenden, fleissig ausgeführten Ansichten vom Rhein. I. St. II. Nr. 22. 23. 24. I. St. gr. C. Nr. 76. 77

Gleichzeitig mit dem von den beiden Poussin und Claude Lorrain ausgegangenen Bestreben, das Ideal an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen, oder mindestens diese zu idealisiren, regte sich aber auch der in dem germanischen Wesen tief begründete Drang nach unmittelbarer Wahrheit, nach einfacher Darstellung der Natur in ihrem Alltagskleide. Die Landschaftsmaler dieser Zeit sondern sich in zwei Gruppen. Während die Einen sich in eine poetische Traumwelt versenken oder dem farbigen Glanz des Südens, seinen edlen Linien und grossartigen Formen, ihre Motive entlehnen, wenden sich die Anderen mit fast rührender Vorliebe ihrer heimischen Natur zu und finden in der Wiedergabe ihrer Eigenthümlichkeiten ein volles Genüge. Die Einfachheit ihrer Composition, die Consequenz, mit der sie nur Selbstgeschautes darstellen, die Vermeidung jeder nicht durch den Charakter des Vorwurfs bedingten Ausschmückung unterscheidet sie eben so sehr von den älteren, häufig phantastischen und überladenen Niederländern, wie von ihren in Italien, durch den Einfluss jener französischen Meister, gebildeten Kunstgenossen. Und so gross ist die Macht der Wahrheit, dass die einförmige Natur ihrer Heimath mit ihren Sandhügeln, lang gestreckten Wiesen, träge hinschleichenden Canälen und ihrem grauen Nebelhimmel in ihren Darstellungen Reiz, Leben und Interesse gewinnt. Mögen ihre Motive noch so prosaisch nüchtern scheinen, die Feinfühligkeit der Auffassung, die vollkommene Harmonie zwischen dem Wesen des Künstlers und dem seines Vorwurfs und die liebevolle Durchbildung des Einzelnen erheben ihre Bilder zu Kunstwerken, die mit stiller Macht zu unserem Gemüthe sprechen. Der Hauptgründer dieser Richtung ist Johann Wynants (1600 — 1677). Seltsamerweise kennt man weder den Lehrer, noch die näheren Lebensumstände dieses

ausgezeichneten Künstlers, dem unbedingte, rückhaltslose
1. St. II. Wahrhaftigkeit das oberste Gesetz war. Zwei Bilder von
Nr. 41. 55. ihm befinden sich hier: eine kleine Landschaft von unvergleichlich frischer Kühle des Tons und eine grosse Waldlandschaft, deren sanft abgetöntes Licht und mildes Grün das Herz wie die Augen erfrischen. Im Streben nach Wahrheit ihm verwandt, aber von minder heiterer Stimmung und eintöniger in der Färbung, ist Johann van Goyen (1596—1656). Charakteristisch für ihn ist eine flache
1. St. II. Landschaft, deren Staffage von Ph. Wouverman's Hand
Nr. [illegible] ist. — Derselben Richtung gehört auch Artus van der Neer (1619—1683) an, ein grosses, durchaus originelles Talent, ein unübertroffener Darsteller des Reizes stiller Mondnächte.
1. St. II. Ein solches Nachtstück sehen wir hier. Träumerische
Nr. [illegible] Ruhe liegt auf der Gegend, alle Gegenstände scheinen von einem geisterhaften Licht verklärt; wie sehnende Gedanken, die nicht zur Ruhe kommen, zittern die Mondstrahlen auf der stillen Wasserfläche. Im Silberschimmer des Lichts wie in der Durchsichtigkeit der Schatten ist hier Aus-
1. St. II. serordentliches geleistet. Auf einem zweiten Bilde van
Nr. [illegible] der Neer's, eine sumpfige Au mit reicher Staffage und einer Ortschaft im Hintergrunde vorstellend, ist die saftige, üppige Vegetation, die feuchte Luft der Niederung vollendet wiedergegeben.

Dem Laufe der Jahre folgend, sind wir nunmehr zu Jacob Ruisdael (1635—1687), wol dem grössten Landschaftsmaler aller Zeiten, gelangt. Ihm war es vorbehalten, die höchste Treue mit der höchsten Schönheit zu vereinen, die Poesie, die Claude Lorrain in die Natur hineintrug, in ihr selbst, in ihren schlichtesten Erscheinungen herauszufinden. Sein Lehrer ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, wahrscheinlich ist er der Schüler seines älteren, übrigens weit geringeren Bruders Salomon. Seiner nordischen Heimath treu, die er, wie ich glaube, nie verliess, malt er vorzugsweise stille Waldlandschaften, einsam abgeschlossene Gegenden, von denen das Treiben der Menschen entweder ganz ausgeschlossen ist, oder dem mächtigen Walten der Natur gegenüber fast unbemerkt verschwindet. Wenn Claude Lorrain antike Tempel, feenhafte Paläste zur Ausschmückung seiner Landschaften verwendet,

schmückt Ruisdael die seinen mit Denkmälern, die an den Ernst des Lebens und seine Vergänglichkeit erinnern. Bald ist es ein verödetes Kloster, bald ein verwilderter Kirchhof, die uns ihr *Memento mori* zurufen. Die frische Heiterkeit van Wynants', Albert Cuyp's Naturauffassung, das glanzvolle Spiel ihres Lichtes ist ihm fremd, sein Himmel meist umwölkt, der Charakter seiner Gegenden ernst, ja oft melancholisch. Aber die Melancholie, die aus ihnen spricht, ist eine edle, männliche, hoch genug geartet, um sich an dem ewig warmen Herzen der Natur über das Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit zu erheben. „Still und bewegt!" das ist die Stimmung, die aus seinen Bildern spricht. Das Belvedere besitzt deren drei vom köstlichsten Werthe; eines derselben namentlich gehört zu den Hauptzierden der kaiserlichen Gallerie und muss bei Aufzählung ihrer besten Schätze mit genannt werden. Das Motiv ist höchst einfach: eine flache Gegend, deren Einförmigkeit nur durch Baumgruppen unterbrochen wird; quer durch sie läuft ein Fussweg, den im Vordergrund ein Wässerchen durchschneidet, über ihn wölbt sich ein leicht umflorter Himmel, an dem hie und da eine Nebelwolke träumt. Ein so schlichter Vorwurf genügt Ruisdael, um den in der Natur lebenden Geist eine Stimme zu leihen und ein unübertroffenes Meisterwerk zu schaffen. — I. St. II. Nr. 6.

Die beiden anderen Bilder haben kleinere Dimensionen; das eine ist eine Waldlandschaft, das zweite stellt eine baumreiche Gegend mit einem Bache vor, den mehrere Personen auf einer Brücke überschreiten. Dämmerndes Licht ist darüber gebreitet und erweckt eine träumerische, ahnungsvolle Stimmung. Es ist die vollste Naturwahrheit, der wir auf Ruisdaels Bildern begegnen, aber jene Wahrheit, die sich nur dem Blicke des Genius erschliesst. I. St. II. Nr. 29. 30.

Ohne Ruisdaels Grossartigkeit und poetische Tiefe zu besitzen, kommt Meindert Hobbema (lebte um 1660) von allen Schülern Ruisdaels dem Meister am nächsten, ja in Bezug auf Kraft und Glanz der Färbung übertrifft er ihn vielleicht. Dagegen ist seine Auffassung nüchterner, seine Erfindungsgabe beschränkter. Seine Werke sind so selten, dass man, obgleich man das Jahr

seiner Geburt und seines Todes nicht kennt, annehmen
I. St. II. Nr. 57. muss, er sei jung gestorben. Ein sehr schönes Bild, welches man hier von ihm sieht, bezeichnet ihn als Meister in der Charakteristik der Baumformen und der Vertheilung des Lichtes. Auch die Staffage darin ist mit der grössten Geschicklichkeit behandelt.

Schliesslich sei noch jener Landschaftsmaler gedacht, die durch eine vorzugsweise ausgebildete Staffage sich bis zu einem gewissen Grade der Genre- und Thiermalerei näherten. Bald malten sie, dem Geschmack ihrer Zeit an bucolischer Poesie folgend, Hirtenbilder, meist in südlicher Scenerie, bald Jagdzüge, Reiterparthien und ähnliche Vergnügungen, womit die vornehme Welt sich den Naturgenuss zu würzen pflegt. In der ersteren Art hat Nicolaus van Berghem oder Berchem (1624—1683) höchst Erfreuliches geleistet. Das grüne Cabinet enthält eine ganze Reihe von Bildern dieses Künstlers, dessen Stärke jedoch mehr in der anmuthig idealisirten Landschaft als in den mitunter ziemlich conventionellen Figuren liegt. Das schönste Werk dieser Gattung ist eine kleine Landschaft mit den Ruinen eines Tempels von Adrian van de Velde (1639 bis 1672), der, ein Schüler Wynants, schon in früher Jugend sich zur Meisterschaft emporschwang. Sein früher Tod (er starb im dreiunddreissigsten Jahre) hat die Welt einer künstlerischen Kraft ersten Ranges beraubt. Wie tief und rein sein Naturgefühl, wie geistreich und vollendet seine Technik, zeigt das erwähnte Bild. — Auch Jacob van der Does (1623—1673) erscheint hier mit zwei italienischen Landschaften (gr. C. Nr. 50, VI. Nr. 25) von schöner Klarheit des Tons. Ein vorzüglicher Künst-
I. St. VI. Nr. 9. ler in diesem Fache ist auch Karel du Jardin, ein Schüler van Berchem's und de Potter's. Der grosse Meister A. Cuyp erscheint in der fürstl. Esterhazy'schen Gallerie mit ungleich grösserem Glanze als hier.

Wie bei diesen Malern heitere Ruhe, idyllischer Friede, so ist bei Philipp Wouverman (1620—1668) frische Lebensthätigkeit, ein oft bis zur Leidenschaft gesteigertes Vollgefühl der Kraft vorherrschend. In Darstellungen ruhiger Art besitzt er zugleich eine Eleganz und Anmuth, die seinen Darstellungen aus dem Treiben der vornehmen

Welt eine ausserordentliche Wahrheit und Sicherheit verleihen. Ein Schüler Wynant's erinnert er in der meisterhaften Behandlung der Lufttöne, der Vertheilung des Lichtes, an diesen Künstler; in Bezug auf die Figuren soll er sich nach van Laer gebildet haben; was ihn aber vor Allem auszeichnet, die dramatische Fülle und Bewegung seiner Compositionen, verdankt er einzig der guten Mutter Natur. Seine Virtuosität in der Darstellung heftig bewegter Scenen, zeigt sich hier in zwei Räuberanfällen, die das Gewaltsame, Leidenschaftliche des Moments ohne die geringste Uebertreibung vollkommen wiedergeben. Auf Nr. 63 wirkt zudem der düstere, unheimliche Ton des Bildes mächtig auf die Phantasie. Ein drittes Bild zeigt uns einen fröhlichen Jagdzug, der bei einer Brücke Halt macht. Hier wie in seiner prachtvollen Reitschule im Freien zeigt sich Wouverman zugleich als Pferdemaler ersten Ranges. Durch schöne Färbung und Beleuchtung ausgezeichnet ist endlich eine kleine Landschaft mit Schnittern.

I. St. gr. C. Nr. 63. 97.

I. St. gr. C. Nr. 99.

I. St. VI. Nr. 8.

I. St. II. Nr. 32.

Wie in der Landschaftsmalerei behaupten die Holländer in der Darstellung des Lebens der See den unbestrittenen Vorrang; die Kunst keines Landes kann in diesem Fache um den Preis mit ihnen ringen. Als seefahrende Nation mit den Reizen und Schrecken des Meeres vertraut, besitzen sie ein Verständniss ohne Gleichen für jede seiner eigenthümlichen Erscheinungen; ihr beständiger Verkehr mit dem Elemente macht es ihnen gleichsam zu einer zweiten Heimath, für deren Farben und Töne sie das Auge der Liebe haben. Man möchte sagen, die ganze Romantik ihres durch puritanische und republikanische Institutionen ernüchterten Lebens habe sich vornehmlich in das lebendige Gefühl für die erhabene Schönheit, die erschütternde Grösse des Meeres geflüchtet. Schon die früheren Meeresmaler, z. B. Adam Willaerts (geb. 1577), leisten Erfreuliches. Zur poetischen Auffassung seiner grösseren Nachfolger erhebt er sich freilich noch nicht, aber die Treue der Naturbeobachtung findet sich auch hier schon in dem Lufttön und der Bewegung der von einem starken Wind durchfurchten Wellen. Weit bedeutender ist übrigens Bonaventura Peters (1614—1652), ein Künstler, der,

I. St. gr. C. Nr. 33.

wäre ihm eine längere Lebensdauer gegönnt worden, bei vollendeter Reife, das Willkürliche, das sich bei ihm manchmal geltend macht, aus seinem Talent ausgeschieden und den höchsten Kranz errungen hätte. Er starb kaum achtunddreissig Jahre alt. Seine Darstellungen sind meist von düsterem, leidenschaftlichem Charakter: scheiternde Schiffe, die See in wildester Empörung, blutige Seekämpfe. Die Nachtseiten der Natur, die gewaltsam bewegten Momente des Lebens haben für ihn eine dämonische Anziehungskraft und immer wieder kommt er auf sie zurück. Seine Composition ist meist von tief poetischer Kraft, seine Färbung von herrlicher Klarheit, dagegen scheint die Feinheit seines Naturgefühls nicht selten durch eine ganz subjective Stimmung getrübt. Es ist ihm minder um die getreue Wiedergabe der natürlichen Erscheinung als um einen Ausdruck für seine leidenschaftliche Empfindung zu thun. Aber der Poet in ihm ist so mächtig, dass er einzelne Verstösse gegen die äussere Wahrheit vergessen macht; manche seiner Bilder wirken wie ein Byron'sches Gedicht. Seine Werke sind sehr selten geworden; durch einen besonders glücklichen Zufall sind sechs derselben hier vereinigt. Eines

1. St. II. Nr. 27. seiner Hauptbilder ist eine Galeere, im Moment an einer felsigen Küste zu scheitern. Verzweifelnd kämpft die Mannschaft mit dem entfesselten Element um ihr Leben; einige, die sich an den Mastbaum geklammert hatten, werden mit ihm in die dunkle Tiefe geschleudert. Auf einer Klippe am Ufer stehen Indianer. Gelänge es den Schiffbrüchigen sich an's Land zu retten, so wäre es nur, um in Feindeshand zu fallen; dieser Zug vollendet die finstere Tragik des Vorgangs. Der unheimlich düstere Ton, das Schäumen und Spritzen der vom Sturme gepeitschten Wellen, das Entsetzliche, Hoffnungslose des dargestellten Momentes sind von der grössten Gesammtwirkung. Durch Macht der

1. St. II. Nr. 36. Stimmung ausgezeichnet ist ferner seine See bei herannahendem Gewitter. In dem Luftton liegt jene bange Schwere und Schwüle, die gewaltigen Naturerschütterungen vorauszugehen pflegt; man sieht, der Moment ist nicht fern, in dem die schon jetzt leise durchwühlten Wellen das schöne Schiff, das stolz auf ihnen segelt, wüthend in den Abgrund reissen werden. Andere Bilder von B. Peters

befinden sich in den Räumen des Erdgeschosses. Das vorzüglichste derselben ist der Sturm türkischer Truppen auf eine am Meere gelegene venetianische Festung. Anordnung und Bewegung der Figuren zeigen den Meister in der Composition, der Ton ist von ungemeiner Klarheit. Mit B. Peters vertritt Ludolph Backhuysen (Wilhelm van de Velde fehlt dem Belvedere) in glänzender Weise diesen Zweig holländischer Kunst. Ursprünglich für den Handel bestimmt, widmete Backhuysen sich erst in seinem achtzehnten Jahre der Kunst und trat in A. van Everding's Schule. Ein ausserordentlich fleissiges Naturstudium unterstützte den Unterricht des Lehrers und das Talent des Kunstjüngers. Und nicht nur auf die wechselnde Physiognomie des Meeres, der Luftphänomene, Wolkenbildungen u. s. w. beschränkte sich dieses Studium: mit sichtlicher Vorliebe fasst Backhuysen die See in ihren Beziehungen zum menschlichen Verkehre auf und malt alles dazu Gehörige mit gleicher, das geringfügigste Detail berücksichtigender Wahrheit. Die reiche Erfindungsgabe, die mächtige Poesie B. Peters besitzt er nicht, ist aber dafür einfacher und minder von subjectiven Stimmungen beherrscht. Seine vorzüglichsten Bilder sind die, welche ein der Wirklichkeit entnommenes Motiv behandeln. Ein solches sehen wir hier: die Ansicht des von Schiffen wimmelnden Hafens von Amsterdam mit vielen Figuren, worunter auch der am Ufer zeichnende Künstler selbst. Es ist ein Hauptbild aus des Malers bester Zeit (vom Jahre 1674), gleich vorzüglich in der Composition, Färbung, Perspective und Lichtwirkung, und so präcis wie geistreich in der Ausführung. Von gleicher Naturwahrheit und trefflicher Durchbildung ist ein kleines Bild, die See bei heranahendem Gewitter. Auch eine von einem Fluss belebte Landschaft sieht man hier von ihm, die jedoch, ungeachtet der ungemein zarten Behandlung, mit seinen Marinebildern nicht gleichen Schritt hält. Bedeutende Seemaler, deren Wirken ungefähr in dieselbe Zeit fällt, sind endlich noch Johann van de Capelle und Simon de Vlieger. Von Beiden bewahrt das Belvedere je ein Bild.

I. St. II. Nr. 53.

I. St. II. Nr. 37.

I. St. II. Nr. 11.

I. St. II. Nr. 54. 58.

Hiemit sei diese Uebersicht der Kunstschätze des Belvedere geschlossen. Wenn auch die Rücksicht auf den mir

zugemessenen Raum mich nöthigte, manches einer Erwähnung werthes Bild unerwähnt zu lassen, so glaube ich doch keines, an das sich eine kunsthistorische Bedeutung knüpft, übergangen zu haben. Mein Hauptzweck bei dieser Darstellung war, meine Leser mit dem Entwicklungsgang der Kunst bekannt zu machen; ich konnte daher zunächst nur solchen Werken, die einen Einfluss darauf ausübten, eine eingehende Betrachtung zuwenden. In Bezug auf die Arbeiten, in denen jener Einfluss sich nur manifestirt, musste ich mich auf eine Auswahl beschränken. — Da die grossen Meister, namentlich die Italiener, im Belvedere keineswegs vollzählig sind, so waren in dieser Darstellung gewisse Lücken nicht zu vermeiden, doch wird sich mir im Verlaufe meiner Arbeit hinreichende Gelegenheit bieten, dieselben auszufüllen. Gar manchen Kunstgrössen, die man hier schmerzlich vermisst, werden wir in den Gallerien der Fürsten Eszterhazy und Liechtenstein begegnen.

Ich glaube keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich die modernen Bilder des Belvedere nicht in den Kreis der Besprechung ziehe. Nur das in sich Abgeschlossene, in sich Vollendete lässt sich mit historischem Bewusstsein auffassen, nicht das Trachten und Streben der noch in voller Gährung begriffenen Gegenwart. Bei dem ehrlichsten Wollen unbefangen und objectiv zu verfahren, würde jede Beleuchtung derselben einen polemischen Charakter annehmen, der dem Zwecke dieses Buches in keiner Weise entspräche. Wäre dieser allgemeine Grund nicht schon ausreichend, so würde in dem gegenwärtigen Falle ein äusserer Umstand mich das Schweigen dem Reden vorziehen lassen, ein Umstand, dessen ich nur ungern erwähne. Doch Wahrheit bleibt Wahrheit, wie unangenehm sie auch klinge, und so sei es denn offen ausgesprochen, dass in keiner nennenswerthen Gallerie die moderne Kunst so schwach, so über allen Ausdruck ungenügend vertreten ist, wie im Belvedere. Wo sind hier die Werke, nach welchen man die Bestrebungen der modernen Kunst bemessen könnte? Wo ist ein Werk auch nur eines jener Meister, die in der deutschen Kunst eine neue Aera begründeten? Dass in einer deutschen Gallerie, der Cornelius, Kaulbach, Schwind und Lessing fehlen, die grossen

französischen und belgischen Künstler der Neuzeit mit noch geringerer Wahrscheinlichkeit zu finden sein werden, versteht sich von selbst. Was gäbe es demnach hier hervorzuheben und an welchen Werken könnte man die verschiedenen Kunstrichtungen unserer Zeit, die Resultate, die sie erstrebte, die Hemmnisse, die sie noch zu beseitigen hat, nachweisen? — —

Privatgallerien.

Ausser seinem Belvedere hat Wien noch zwei Privatgallerien aufzuweisen, die an Reichthum und Grossartigkeit manche königliche übertreffen. Ich meine die Gallerien der Fürsten Liechtenstein und Eszterhazy. Vor Jahrhunderten begonnen, fortwährend durch neue Ankäufe vermehrt, als Theile des Majorats vor jeder Zersplitterung gesichert, sind sie im Laufe der Zeit zu einer Bedeutung gelangt, von der sich wol nur noch in England ähnliche Beispiele auffinden lassen. Indem die Besitzer mit dankenswerther Liberalität dem Publikum den Zutritt gestatteten, haben sie diese Gallerien gewissermassen zu öffentlichen gemacht, über deren Zusammensetzung man seine Meinung aussprechen, mit deren Vorzügen und Schwächen man die Freunde der Kunst bekannt machen darf, ohne dem Umstand, dass es sich hier um Privateigenthum handelt, allzu ängstliche Berücksichtigung zu schenken.

Beide Gallerien ergänzen einander in der erfreulichsten Weise. Wenn die des Fürsten Liechtenstein ihre Hauptstärke in den Niederländern hat, so besitzt dagegen ihre Nebenbuhlerin ausser einer überlegenen Anzahl von Bildern grosser italienischer Meister einen solchen Reichthum von Werken spanischer Kunst, wie er, Paris ausgenommen, diesseits der Pyrenäen vereint nicht wieder anzutreffen ist. —

In der Vorstadt Mariahilf, in einem Theil des fürstlichen Sommerpalastes befindet sich die Gallerie, die uns vorerst beschäftigen soll. Die Uebelstände, die jedem nur zufällig zur Aufbewahrung von Kunstwerken

benützten Bau ankleben, machen sich freilich auch hier fühlbar, indessen nicht in einem Masse, das geradezu störend wäre. Wenn ich bemerke, dass die Bilder nach Schulen geordnet sind, so gilt dies mehr von der Theorie als der Praxis. Die Gemälde werden nicht nur häufig umgehängt, sondern mitunter auch in eine Gesellschaft versetzt, in der man sie nun und nimmermehr suchen möchte. Die Brauchbarkeit des ohnehin nicht verlässlichen Katalogs wird dadurch noch mehr beeinträchtigt. Es ist aber doch immerhin ein Katalog und was ein solcher werth ist, erfährt man erst, wenn man sich, wie dies in manchen anderen Gallerien der Fall, ohne Compass, ohne Möglichkeit, einen Ueberblick zu gewinnen, herumtreiben muss. Dürftig, ungenügend ist jener Katalog allerdings, auch wird man in gar manchen Fällen wohl thun, den eigenen Augen mehr zu trauen als seinen Angaben, mindestens aber gewährt er eine Uebersicht der hier gesammelten Kunstschätze und erleichtert ihre Auffindung.

Von den zwölf Sälen des ersten Stockwerks sind vier ausschliesslich mit niederländischen Bildern geschmückt; nur ein schönes, männliches Porträt des Deutschen Johann Heinrich Roos macht hievon eine Ausnahme. Herren und Meister sind aber hier nicht wie gewöhnlich wo sie erscheinen, Rubens und van Dyck, sondern Rembrandt, der jüngere Teniers und die grossen Landschafter A. Cuyp, Jakob Ruisdael und Hobbema. Unter den neun Gemälden, welche die Gallerie von Rubens besitzt, ist nur eines, welches dem Glanz dieses Namens entspricht. Ich meine sein herrliches Bildniss des Erzherzogs Ferdinand, I. Nr. 7.
Statthalters der Niederlande, an dem das feine Verständniss der Formen, die blühende Klarheit des Fleischtons und die ruhig vornehme Repräsentation gleich bewundernswerth sind. Neben diesem hervorragenden Werke können zwei kleinere, ziemlich flüchtig behandelte Porträts kaum in Betracht kommen. Zwei Darstellungen der heil. Fa- IV. Nr. 43.
milie sind nicht geeignet, seinem Kranze ein neues Blatt 57.
beizufügen. Ungleich bedeutender ist sein Mutius Scävola IV. Nr. 56.
vor Porsenna. Einfach in der Composition, die nur wenige, aber trefflich charakterisirte Figuren in sich schliesst, wirkt das Bild durch die dramatische Bestimmtheit, mit der die

zu ihrem Höhepunkt gelangte Handlung ausgedrückt ist. Bei der Ausführung scheinen fremde Hände thätig gewesen zu sein; sie hat nichts von der Gluth und Pracht, die
IV. Nr. 3. 50. Rubens der Farbe einzuhauchen wusste. Ein paar Studien zu grösseren Gemälden sind als solche allerdings werthvoll, können aber doch nicht den Rang von Werken beanspruchen, in denen der Gedanke zu seinem vollen Ausdruck gelangt ist. Interessant ist, wie Rubens in einer
I. Nr. 17. schönen Copie nach Raphael bei dem liebevollsten Eingehen in die idealen Motive, in der Färbung seine niederländische Eigenthümlichkeit bewahrt.

Van Dyck hat hier entschiedenes Unglück. Nicht nur, dass die ihm zugeschriebenen Werke, wenn sie überhaupt alle von ihm sind, jedenfalls zu seinen schwächeren gehören: es muss sich auch noch fügen', dass ein hier van
III. Nr. 69. Dyck genanntes, ungemein schönes Bild nicht von ihm ist. Erwiesenermassen ist es eine Arbeit Gonzales de Cocques' (geb. 1618), der, ursprünglich ein Schüler David Ryckaerts, sich später nach van Dyck bildete. Wie Wenigen gelang es ihm, sich dessen Eleganz und harmonische Farbenstimmung anzueignen. Das in Rede stehende Bild ist vielleicht seine vollendetste Schöpfung. Es stellt eine Gesellschaft vor, die sich im Freien auf einer Terrasse mit Musik beschäftigt. Jede der geistvoll individualisirten Figuren ist ganz und gar bei der Sache, ohne dass dabei die Haltung, welche Erziehung und Gewohnheit Menschen aus den gebildeten Ständen zur zweiten Natur macht, ausser Acht gelassen wäre. Die Gruppirung ist ungezwungen und doch so wohl durchdacht, als hätte der Zufall mit künstlerischem Verstand hier gewaltet. In den nicht gerade schönen Porträtköpfen liegt ein Ausdruck von Verstand, Wohlwollen, heiterer Hingebung an die augenblickliche Beschäftigung, der für die Unregelmässigkeit oder Gewöhnlichkeit der Formen entschädigt. Mit diesen grossen Vorzügen vereinigt sich eine seltene Schönheit der Farbe und die graziöseste Behandlung des Details. Die Touche ist bei aller Feinheit breit und kräftig, ohne eine Spur von ängstlicher Geleecktheit. Zu beklagen ist, dass dieses schöne Bild in seinem oberen Theil bedeutend gelitten hat.

Wenn aber Rubens und van Dyck hier keineswegs in ihrer Grösse erscheinen, so ist Rembrandt's Theil um so glänzender; um das herrliche Werk, welches diese Gallerie von ihm besitzt, mögen selbst Amsterdam und der Haag sie beneiden. Schwerer und vielfach begründeter Tadel wurde und wird gegen dieses Bild erhoben; es ist II. Nr. 54.
keine Splitterrichterei, wenn man die ganz naturalistische Auffassung, die Abwesenheit aller religiösen Empfindung, den Mangel an edlen Formen daran rügt. Diese Anklagen sind nicht zu widerlegen, eben so wenig aber der überwältigende Eindruck hinwegzuleugnen, den das Bild trotz alledem und alledem macht. Gewiss! dieser Christus ist kein leidender Gott, dieser Pilatus in Pelz und Turban einfach nur das Porträt eines Amsterdamer Juden, keine Figur mehr als das Spiegelbild einer gemeinen Wirklichkeit; wer könnte das bestreiten? Aber die malerische Zusammenstellung ist von so wunderbarer Schönheit, die Illusion geht so weit, in der Beleuchtung, die sich von der auf dem Körper des Heilands concentrirten blendenden Lichtmasse bis zu dem dämmerigen Nebelflor des Hintergrundes abstuft, ist so Ausserordentliches geleistet, dass man, statt zu tadeln, nur noch anzustaunen und zu bewundern vermag. Vielleicht hat die Malerei nie einen grösseren Triumph gefeiert als hier, wo sie allein durch ihre Zaubermacht die Seele zwingt, an den Rausch der Sinne theilzunehmen. Noch zwei andere Hauptbilder Rembrandt's hat die Gallerie aufzuweisen. Das eine stellt zwei stu- IV. Nr. 74.
dirende Mönche vor, deren Zelle durch das hinter einem Vorhang befindliche Licht mit magischem Schimmer erfüllt wird; das zweite, Nr. 71 in demselben Saale, wirkt durch ein träumerisches Helldunkel von unbeschreiblicher Wärme und Klarheit. Auch drei Porträts findet man hier von ihm: sein eigenes, das einer jungen Frau, deren Lieb- II. Nr. 56.
reiz mit überraschender Zartheit wiedergegeben ist, und II. Nr. 46.
noch ein weibliches Porträt von minder bestechendem, aber II. Nr. 57.
nicht minder gediegenem Vortrag.

Mit Ausnahme einer Kreuzigung von Lucas van Leyden, dem man, ich weiss nicht warum, in der deutschen Schule einen Platz angewiesen hat, besitzt die Gallerie keine Werke älterer niederländischer Meister. In einem etwa

aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts herrührenden Bilde von Franz Floris zeigt sich bereits die entschiedene Nachahmung der Italiener, doch ohne den Geist, der die Formen mit idealem Leben durchdringt. Es stellt eine
II. Nr. 57. ruhende Diana vor, hinter ihr Nymphen, am Fussende ihres Lagers ein Neger, der ihr ein erlegtes Wild überbringt. Sonderbarerweise erscheint die keusche Göttin, die den Vorwitz des Aktäon so hart bestrafte, hier völlig unbekleidet. Nicht ohne eine gewisse conventionelle Anmuth, aber hart in den Umrissen und trocken in der Färbung, macht das Bild keinen sehr erfreulichen Eindruck.
III. Nr. 55. Eine Allegorie von Martin de Vos, einem Schüler des Floris, ist als Composition um nichts verständlicher und erquicklicher als Darstellungen dieser Art zu sein pflegen.
IV. Nr. 10. Ansprechender ist seine Anbetung der heil. drei Könige.

Von dem älteren Teniers sieht man nur zwei ziem-
IV. Nr. 19, 42. lich lahme Versuchungen des heil. Antonius; um so Schöneres aber von seinem Sohne, dem jüngeren David Te-
III. Nr. 23. niers. Höchst liebenswürdig ist des Letzteren Flucht nach Aegypten, die uns den Meister, der vorzugsweise lustige Zechgelage, schmauchende Bauern, musicirende Bauern zum Gegenstand seiner Darstellungen wählte, auf einem ihm so fremden Gebiete zeigt. Die Composition ist von der anmuthigsten Einfachheit und Naivetät. Engel, deren einer das Handwerksgeräth des heil. Joseph trägt, schreiten der kleinen Karavane voran; vorsorglich lenkt der Heilige das Thier, auf dem die Jungfrau, das Kind auf dem Schosse, reitet. Oben in den Wolken schweben Engel, die dem göttlichen Kinde das Sinnbild seines irdischen Berufes, das Kreuz, entgegen halten. In der thauigen Landschaft erhebt sich eine Statue des Apollo, am Wege liegen zwei arme Opfer der zu wahnsinniger Grausamkeit gesteigerten Furcht des Herodes. Kein Zug, der den Vorgang zu verlebendigen und zu charakterisiren im Stande wäre, ist vergessen, und mit einer Fülle von Geist vereint sich eine kindliche Frömmigkeit der Empfindung. Selbst die Farbe hat hier, ausser dem Reiz, den Teniers ihr immer einzuhauchen weiss, etwas eigenthümlich Keusches und Seelenvolles. — In seiner gewohnten Weise, und in dieser ein unübertroffenes Meisterwerk,

ist sein Dorfarzt. Hier zeigt es sich recht, dass man voll- IV. Nr. 70.
kommen naturwahr sein kann, ohne in's Gemeine zu verfallen, denn nicht in den Erscheinungen selbst, nur in der Auffassung derselben liegt die Gemeinheit. Der Gegenstand, den das Bild behandelt, könnte leicht abstossend wirken, aber der Kranke scheint so zuversichtlich auf baldige Genesung zu hoffen, der Dorfbarbier zeigt sich bei seiner Dienstleistung so gewissenhaft ernst beflissen, die übrigen Personen schenken dem Vorgang eine so theilnahmsvolle Aufmerksamkeit, dass man darüber die offene Wunde, den chirurgischen Apparat, mit einem Worte Alles, was stören könnte, vergisst. Zudem verleiht die ausserordentliche Vollendung des Beiwerks dem Bilde einen grossen Reiz. — Noch eines Bildes von Teniers habe ich zu erwähnen, aber werden zarte Ohren nicht vor dem Namen desselben erschrecken? Es ist — ich bitte tausendmal um Entschuldigung! — es ist ein Schweinestall. Al- IV. Nr. 39.
lerdings ist es ein wunderlicher Einfall, dergleichen zu malen, aber wie ist es gemalt! Jedes der Thiere eine in sich abgeschlossene Individualität! Ganz ergetzlich ist, wie sich in Bewegung und Gruppirung dieser unfläthigen Gesellschaft noch immer ein gewisses Liniengefühl ausspricht. Und diese Farbe, diese Beleuchtung! Die Sonne selbst, keine gemalte, scheint in diesen Schweinestall hinein. — Ein, übrigens vortreffliches Bild, die sieben Werke der Barm- IV. Nr. 41.
herzigkeit, wird hier dem Teniers zugeschrieben. Nach dem dunkleren, bräunlichen Ton und der grösseren Transparenz der Farbe zu schliessen, möchte ich es für das Werk eines holländischen Malers halten.

Neben Teniers, wenn er so glänzend wie hier auftritt, macht Adrian van Ostade, trotz seiner ungeheuren Technik, doch nur den Eindruck eines sehr grossen Talentes. Die Lust am Gemeinen tritt bei ihm in den Vordergrund. Sie äussert sich nicht nur in den Vorwürfen, die er wählt, sondern weit mehr noch in seiner Art sie zu behandeln, in den oft scheusslichen Formen seiner kurzen, breiten Figuren mit den karikirten Gesichtern, den Gurkennasen und der bestialischen Kinnbildung. Eines seiner I. Nr. 28.
Bilder entzieht sich durch die Ekelhaftigkeit des dargestellten Vorgangs jeder Beschreibung. Gemalt ist es aller-

dings mit der grössten Vollendung; das darüber gebreitete Helldunkel ist von staunenswerther Kraft und Klarheit. Seine ausserordentliche malerische Begabung macht sich auch in seinen übrigen Bildern geltend. Höchst meisterlich ist namentlich ein eben eine Feder schneidender Mann, der, ganz und gar bei der Sache, vor gespannter Aufmerksamkeit den Athem anzuhalten scheint. Isaac van Os-
II. Nr. 13. tade kommt in seinen zechenden Bauern dem warmen Goldton seines berühmten Bruders sehr nahe.

Hier begegnen wir auch einem in seiner Sphäre ausgezeichneten Maler, der im Belvedere fehlt: Adrian Brouwer (1608—1641). Ein Schüler des Franz Hals lernte er von diesem nebst dem Malen auch das Trinken und bereitete sich durch eine liederliche Lebensweise ein frühes Ende. Er malte nur Scenen aus dem niedrigsten Volksleben, Trinkgelage, Prügeleien u. dgl., aber das Talent, das er in solchen Darstellungen bewies, war gross genug, um selbst Rubens die lebhafteste Theilnahme ein-
III. Nr. 5. zuflössen. Die Bilder, welche die Gallerie von ihm besitzt,
37. 38. zeichnen sich durch Lebendigkeit der Auffassung, geistvolle Charakteristik und tiefen Schmelz der Färbung aus.

Zu den Zierden dieser Abtheilung gehören zwei Bilder
II. Nr. 12 Jan Steen's. Das eine ist gleichsam eine Illustration von Béranger's tiefphilosophischem Refrain:

„*Vivent les gueux!*
Ce sont des gens heureux!
Vivent les gueux!“

Der Anzug des in einer ärmlichen Stube vor einem höchst frugalen Mahle sitzenden Mannes besteht aus Lumpen und Flicken, seine ganze Umgebung verräth Mangel und Noth, aber die Sorge hat keine Macht über ihn, sie kann ihm nichts anhaben, und mit souveränem Selbstgefühl blickt er, ein Diogenes in seiner Tonne, dem Beschauer in's Auge. Je länger man das Bild betrachtet, um so tiefer fühlt man sich von dem Hauch einer genialen Kraft be-
IV. Nr. 61. rührt. Noch wichtiger ist das zweite Bild, eine Bauernbelustigung, in der sich Steen's reiche Erfindungsgabe glänzend bethätigt. Die Composition enthält eine Fülle geistvoll benützter Motive, von denen jedes einzelne schon ein ansprechendes Bild gäbe. Mit frischem Humor und grosser

künstlerischer Einsicht verflochten, bilden sie ein Ganzes von der siegreichsten Wirkung. Eines macht sich besonders hübsch und lustig: die zur näheren Besichtigung auf den Tisch gestellten jungen Katzen, nach denen die von einer Frau auf dem Schooss festgehaltene Katzenmutter ängstlich verlangt. Auch noch andere Thiere sind angebracht und so trefflich gelungen, als hätte der Künstler nie Anderes gemalt.

Eines von Jac. Jordaens' Bildern gehört gleichfalls dem Genre an; es ist eine seiner häufig wiederholten Darstellungen des Bauers, der nach Belieben kalt und warm bläst. Auffassung und Charakteristik sind voll derben Humors, die Ausführung sehr kräftig. Wie wenig er berufen war, mythologische Gegenstände zu behandeln, zeigt sein Meleager und Atalante. IV. Nr. 22. III. Nr. 56.

Zwei schöne Bilder von David Ryckaert seien der Aufmerksamkeit der Besucher empfohlen. Höchst ausgezeichnet durch lebendige Auffassung, Naturwahrheit und treffliche Behandlung ist namentlich der singende Mann. IV. Nr. 75.

Eine mit liebenswürdigem Humor componirte ländliche Festtafel von Jan Miense Molenaer (1625—1660) gibt einen sehr günstigen Begriff von diesem Maler, der, ohne sich einer bestimmten Schule anzuschliessen, hauptsächlich die Natur und seine eigene Empfindung zu Rathe zog. IV. Nr. 12.

Als Schüler oder Nachahmer Adrian von Ostade's sind Cornelius Dusart, A. Both, Hendrik, Rokes, Zorg genannt und Egbert van der Poel anzuführen. Von dem Erstgenannten sieht man hier ein mittelmässiges Bild, roth im Fleischton, schwer in den Schatten und von greller Absichtlichkeit des Ausdruckes. Andreas Both verwendet viel Fleiss und Geschicklichkeit darauf, Ekel zu erregen und erreicht glücklich diesen Zweck. Die beiden Andern überschreiten in ihren hier befindlichen Bildern den Kreis der Genremalerei. VI. Nr. 16. IV. Nr. 6.

Wenn man unter den holländischen Feinmalern zwei Grössen des Faches, Terburg und Franz Mieris vermisst, so bieten zwei vollendete Arbeiten von Gerhard Dow und ein allerliebstes Bild von Gabriel Metzu dafür Ersatz. Von Dow's zwei Darstellungen des heil. Antonius ist namentlich die eine ein Rembrandt *en miniature*. Wei- II. Nr. 47.

ter kann die Feinheit des Naturgefühls, die Magie der Beleuchtung, die Präcision des Blickes und der Hand nicht gehen. In seiner Art ist das Bild ein Wunderwerk. Metzu's
II. Nr. 7. Bild stellt eine Brautwerbung vor. Ein Herr kniet vor einer in einen Lehnstuhl sitzenden Dame und bietet ihr einen Ring dar; daneben steht ein Page, einen Becher mit Wein füllend, im Hintergrunde rechts eine Zofe. Von erheiternder Wirkung ist die gemessene Haltung der beiden Hauptfiguren, die sich selbst in diesem verhängnissvollen Moment nicht verleugnet. Ihr holländisches Blut bewahrt sie vor jedem heftigen Gefühlsausbruch. Die Malerei ist von seltener Schönheit, die Färbung mit der grössten Feinheit abgewogen, die Individualisirung der Personen meisterhaft. Noch andere Feinmaler sind Caspar Netscher, von
XIV. Nr. 7. dem manhier das reizende Porträt einer Geliebten Carls II. von England sieht (ein zweites ihm zugeschriebenes ist sicher unächt), Adrian van der Werff, sein Bruder Peter und Hermann van der Myn (geb. 1684). Adrian van der Werff erscheint hier mit einem guten weiblichen
VI. Nr. 3. Bildniss, einer sehr geleckten Susanna mit den Alten und
II. Nr. 48. einem vortrefflichen, ungewöhnlich breit und kräftig gemalten Porträt des Malers Denner. Einer ihm zugeschriebenen Grablegung Christi erwähne ich nicht, weil sie nur eine Copie, und zwar eine sehr mittelmässige, des in der Liechtenstein'schen Gallerie befindlichen, bekannten Bildes ist. Der Verfall der Schule, die geistlose Manierirtheit, zu welcher das Bestreben, um jeden Preis zierlich, gefällig, reizend zu erscheinen, endlich führte, tritt uns in Peter van
II. Nr. 37. der Werff's büssenden Magdalena und in Hermann van
III. Nr. 45. der Myn's Hagar in der Wüste deutlichst entgegen. Das letztere Bild ist von unglaublicher Verkehrtheit. Von Prachtgewändern umflossen, in kokett schmachtender Stellung sitzt die arme verstossene Magd in der Wüste, die ihrerseits ihrem Charakter eben so wenig treu bleibt, sondern einen wahren Luxus an Vegetation entfaltet. Die ganze Handlung ist dem Künstler nur ein Vorwand, Stoffe und Blumen zu malen. Man merkt es übrigens nicht blos der zierlichen, obschon etwas bunten Ausführung der letzteren an, dass van der Myn vornehmlich ein geschick-

ter Blumenmaler war; seine Art das Fleisch zu behandeln, bekundet es eben so deutlich.

Jean le Duc, Snayers, Palamedes Stevens und van der Meulen haben Darstellungen aus dem kriegerischen Leben geliefert; ich lasse sie unbesprochen, weil sie, wenn auch ihren Ursprung nicht verleugnend, nichtsdestoweniger hinter den Werken, welche andere Gallerien Wiens von diesen Künstlern aufzuweisen haben, zurückstehen. Hingegen wäre es Unrecht ein Bild Peter van Laer's (Bamboccio) zu übergehen, das in seiner kecken Manier, mit grosser Kenntniss des Effectes gemalt, in seinen lebendig charakterisirten Figuren so recht ein Stück südlichen Volkslebens bringt. III. Nr. 53.

Unter den Künstlern, welche ihren Ruhm zumeist ihren Leistungen im Porträt verdanken, steht Franz Hals (1584—1666) mit in der ersten Reihe. Der ältere Carl van Mander soll sein Lehrer gewesen sein, gewiss aber hat Rubens den entscheidendsten Einfluss auf ihn ausgeübt. Sein hier befindliches weibliches Porträt verräth ein gründliches Studium dieses Meisters. I. Nr. 5. Weit alterthümlicher erscheint sein Zeitgenosse J. G. Cuyp in seinen zwei Porträts, die nicht frei von einer gewissen Trockenheit sind. III. Nr. 48. 50. Sehr vorzügliche Arbeiten in diesem Fache besitzt die Gallerie von J. M. Mierevelt (1567—1651), dessen Familienporträt besonders hervorzuheben ist, von Franz Pourbus, Bartholomäus van der Helst und Ferdinand Bol. III. Nr. 9. Der Letztere ahmt hier Rembrandt's, seines Lehrers, klaren Goldton glücklich nach. II. Nr. 45. Bemerkenswerth ist ferner ein männliches Porträt von Aart de Gelder (1645—1721) durch edle Auffassung und tiefe Gluth der Farbe. IV. Nr. 77. — Ein männliches und ein weibliches Porträt von Philippe de Champagne geben in ihrer edlen Wahrheit und meisterhaften Durchbildung das Mass der Bedeutung dieses Künstlers.

Die Thiermalerei, dieser mit Vorliebe gepflegte Zweig niederländischer Kunst, ist zwar nicht durch zahlreiche, wol aber durch ausgezeichnete Werke vertreten. Zwei prachtvolle Bilder von F. Snyders sind des grossen Thiermalers würdig, dessen dramatische Compositionsgabe, stürmische Leidenschaft und Macht im Erfassen der augen- II. Nr. 21. 23.

blicklichen Bewegung vielfach an Rubens erinnern. Wie bei diesem ist bei Snyders Alles Leben, That, höchste Spannung aller Kräfte. — Melchior Hondekoeter ent-
II. Nr. 22. 55. faltet in zwei sehr schönen Geflügelbildern den ganzen Farbenreichthum seiner Palette und weiss trotz allen bunten Schillers dennoch harmonisch zu bleiben. Johann Weenix'
I. Nr. 24. Knabe mit einer wilden Gans sollte lieber heissen „wilde Gans mit einem Knaben", denn unstreitig ist sie die Hauptperson und in der That eine meisterliche Leistung. — Nicht mit diesen Grössen des Faches, doch nach ihnen verdient Carl Ruthard, ein Deutscher (zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts), genannt zu werden. Von den zwei Bildern, welche die Gallerie von ihm besitzt, ist das eine zur Zeit, da ich schreibe, nicht sichtbar (wie leider so manches andere), doch reicht das zweite,
IV. Nr. 15. ein Kampf zwischen Bären und Wölfen, hin, uns Achtung vor dem Künstler einzuflössen. Der Grimm der kämpfenden, der Schmerz der verwundeten Thiere sind mit ungewöhnlicher Kraft wiedergegeben. Nur die etwas schwere Färbung, namentlich des Hintergrundes, thut der Wirkung einigen Eintrag.

In der Darstellung zahmer Vierfüssler wird Paul Potter (1625—1654) von keinem anderen Maler erreicht. Ohne andere Unterweisung, als die ihm sein Vater, ein nicht eben bedeutender Künstler, gewähren konnte, ging er im Grunde nur bei seinem eigenen Genie in die Lehre. Seine Entwicklung war so unbegreiflich rasch, dass er im Alter von fünfzehn Jahren bereits Vollendetes leistete und trotz seines frühen Todes — er starb im dreissigsten Jahre — den Rang eines der grössten Thiermalers einnimmt, die je gelebt haben. Zwei seiner Meister-
II. Nr. 9. werke befinden sich hier: Kühe in einer Landschaft, von lebendigster Auffassung und so kräftiger Modellirung, dass die Formen geradezu plastisch hervortreten. Farbe und Beleuchtung sind von unübertrefflicher Wahrheit. Ein
IV. Nr. 47. zweites, etwas grösseres Bild mit ruhenden Schafen und Ziegen im Vordergrund, ist insoferne noch bedeutender, als die reichere Landschaft uns den Künstler auch von dieser Seite kennen lehrt. — Der Bedeutung Paul Potter's in seiner Sphäre nähert sich Philipp Wouverman in der

seinen. Gewiss war er ein leidenschaftlicher Reiter und Pferdeliebhaber, er kennt die Physiognomien und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser edlen Thiere wie kein Zweiter. Bald zeigt er sie uns im fröhlichen Jagdzug mit stolzem Bewusstsein elegante Cavaliere und III. Nr. 49.
schöne Damen tragend, bald bei der Tränke, bald werden III. Nr. 52.
sie von einem Rosskamm Käufern vorgeritten, kurz, keinen Moment in dem Leben seiner Lieblinge lässt er sich entgehen. Unter seinen hier befindlichen Bildern ist Nr. 49 im dritten Saal wol das wichtigste und vollendetste, höchst geistvoll componirt, trefflich bewegt, wunderbar klar und leuchtend in der Farbe. Von Jan Breughel (Sammetbreughel) sieht man ein Paradies und einen Einzug Noah's III. Nr. 16.
in die Arche. Von einem biblischen Charakter ist hier 24.
selbstverständlich nicht die Rede; es ist dem Künstler nur um die Darstellung aller erdenklichen Thierarten zu thun. Seine Farbe ist sehr klar, wenn auch nicht frei von Buntheit, die Zeichnung trefflich, der Fleiss der Ausführung staunenswerth.

Von den grossen niederländischen Landschaftern fehlt der Gallerie keiner. Bei der Aufzählung ihrer Schätze stehen die Arbeiten von Jacob Ruisdael, Albert Cuyp, Hobbema und J. Both mit in der vordersten Reihe. Wenn bei Ruisdael vornehmlich die Macht der Stimmung, sein tiefes, weihevolles Verständniss der Natur und ihres grossartigen Ernstes, dem gegenüber alles menschliche Treiben nur Spiel und Tand scheint, zur Bewunderung hinreisst, so übt A. Cuyp dagegen durch die Schlichtheit seiner Empfindung, dem Genüge, das er in der Darstellung traulich begrenzter Zustände findet und seinem ausserordentlichen Verständniss der Lichtwirkung einen eigenthümlichen Zauber aus. — Unter den Bildern, welche die Gallerie von J. Ruisdael besitzt, ist eines für ihn besonders charakteristisch, eine Waldgegend mit Sumpfvögeln, worin die Stille und Einsamkeit der sich selbst überlassenen Natur herrlich wiedergegeben ist. Minder poetisch, aber wahr und lebensfrisch, dass es eine Freude ist, erscheint A. Cuyp in seinen Bildern. Das eine, Nr. 1 im ersten Saal, ist im Grunde ein Familienporträt in landschaftlicher Umgebung; aber mit welcher sichtlichen Vor-

liebe ist diese behandelt! wie schön in den Linien, wie duftig im Nebelflor, der die Ferne verhüllt! Bezeichnender für ihn sind jedoch zwei kleinere Arbeiten, die gleichsam in einem Meer von Licht schwimmen, von dem sich die Staffage in kräftiger Körperlichkeit abhebt.

III. Nr. 71. 72.

II. Nr. 27. Hobbema's Hirschjagd zaubert die ganze Schönheit und Majestät des Waldes vor unser Auge. Die Virtuosität der Ausführung ist unvergleichlich, jedem Baum seine Physiognomie gewahrt. — In einer anderen Sphäre bewegt sich Jan Both, dessen Landschaft den Schmelz und Glanz südlicher Natur in edel geschwungenen Linien und goldigen Lufttinten wiedergibt. — An diese Meister der Landschaft reiht sich eine Schaar von Künstlern, die grösstentheils von ihnen Anregung und Richtung empfingen und deren vielfach treffliche Werke eben nur hinter dem Vollendetsten zurückstehen müssen. Künstler dieses zweiten, aber noch immer hohen Ranges sind: Everdingen, Nic. van Berghem, R. Vries, Fr. Moucheron, Verboom (von diesem ist eine schöne Waldlandschaft im ersten Saal Nr. 20) und noch manche Andere. Der Raum gestattet mir kein näheres Eingehen auf ihre Werke.

I. Nr. 9.

Nur wenige, aber treffliche Marinen von L. Backhuysen, Bonaventura Peters und Simon de Vlieger halten den Ruhm der holländischen Marinemalerei glänzend aufrecht. Vlieger's erwähnend, will ich nicht unterlassen, auch auf seine hier befindliche, schöne kleine Landschaft hinzuweisen, die ihm, der gewöhnlich nur Seestücke malt, so reizend gelang.

Einige Architekturbilder von Heinrich Steenwyck und Peter Neeffs beschliessen den Kreis der niederländischen Bilder. Des Erstgenannten Befreiung des heil. Petrus aus dem Gefängniss wirkt durch meisterhafte Linienperspective eben so sehr wie durch einen gewaltigen, kunstvoll abgetönten Lichteffect.

Französische Schule.

Den Schmuck dieser Abtheilung bilden die Landschaften Claude Lorrains, die ich weiter unten besprechen

werde; im Uebrigen ist sie, nebst der der deutschen, die schwächere Seite der Gallerie. Die berühmtesten Künstler der Schule, Nicolaus Poussin, Lesueur, Lebrun, fehlen zwar nicht, aber sie halten sich hier nicht auf der Höhe ihres Ruhmes. Es liegt eine weite Kluft zwischen Poussins im Belvedere befindlichem Meisterwerk: Titus in Jerusalem, und den Bildern, die man hier von ihm sieht. In ihrer Composition macht sich der berechnende Verstand zu ausschliesslich geltend, der Ausführung fehlt der malerische Reiz, den Figuren die sinnliche Belebung durch Farbe und Lichtwirkung. Nur eine edel gedachte Heim- V. Nr. 17.
suchung Mariä zeugt von wärmerer Empfindung; die übrigen haben etwas Starres, Statuarisches, dem Leben Entfremdetes. In ihnen liegen bereits alle Keime jener antikisirenden Richtung, die, ein Jahrhundert später, nach vielen Zwischenfällen, durch J. L. David zum Sieg gelangen wollte, um dann wieder dem resolutesten Naturalismus zu weichen. Sie selbst war eine Reaction gegen das eklektische Princip, das zu Poussin's Zeit die französische Schule beherrschte und als dessen Hauptvertreter Simon Vouet (1582—1641) betrachtet werden muss. Es ist bezeichend für die damaligen Kunstzustände Frankreichs, dass dieser Maler für eine Grösse ersten Ranges gelten konnte. Das Bild, das die Gallerie von ihm aufzuweisen V. Nr. 19.
hat, ist übrigens eines seiner besseren. Statt wie gewöhnlich Caravaggio, ahmt er hier die Bolognesen nach und befleisst sich nach ihrem Beispiel einer strengeren Zeichnung, einer naturgemässeren Vertheilung des Lichtes. Eine tiefere, geistige Bedeutung, Wahrheit und Poesie darf man bei ihm nicht suchen. Die Kränze, die seine Zeit ihm flocht, sind längst verwelkt; der einzige Ruhm, der ihm der Nachwelt gegenüber bleibt, ist, der Lehrer Mignard's, Lesueur's, Valentin's und Lebrun's gewesen zu sein. Selbst diese Lehrerschaft ist nur bedingt zu verstehen. Mignard ging nicht nur früh nach Italien: sein Heil lag grösstentheils darin, dass er sich vorwiegend dem Porträt zuwandte. Durch diese Beschäftigung zu bestandiger Beobachtung der Natur genöthigt, blieb er vor den manieristischen Ausschreitungen der Schule geschützt. In diesem Fache hat er Ausgezeichnetes geleistet. Idealen Aufgaben hingegen

zeigt er sich selten gewachsen; hier wird der Mangel an Phantasie, an innerer Gehobenheit fühlbar und meistens ist es nur die geschickte Mache, die unser Interesse in Anspruch nimmt. Einen Beweis dafür lie-
VI. Nr. 24. fert seine hier befindliche Muse Clio. — Eustache Lesueur (1617—1655), sein etwas jüngerer Schulgenosse, hat zwar Frankreich nie verlassen, aber auch dort Mittel und Wege zu einer von Vouet ganz unabhängigen Entwicklung gefunden. Er bildete sich hauptsächlich nach den in Paris befindlichen Bildern älterer italienischer Meister und den Zeichnungen nach der Antike, die der ihm befreundete Nicolaus Poussin ihm aus Rom zuschickte. Trotz seiner unleugbaren Schwäche im Colorit ist er einer der edelsten und liebenswürdigsten französischen Künstler, dem an Tiefe und Reinheit der religiösen Empfindung kein Anderer gleichkommt. Die Darstellung, die man hier von ihm sieht,
V. Nr. 25. eine auf Wolken ruhende weibliche Figur, steht im Widerspruch mit dem fast asketischen Zug seines Wesens und ist, weil nicht aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, auch eben nicht bedeutend. Keinem Maler liegt ein ähnlicher Vorwurf ferner als ihm: seine charakteristischen Gaben kann er dabei nicht verwerthen, und jene, die der Gegenstand erfordert, volles frisches Gefühl des Daseins, unbefangene Freude an der Schönheit der Erscheinung als solche, besitzt er nicht. — Valentin blieb seinem Lehrer insoferne treuer, als er sich, gleich diesem, während seines Aufenthaltes in Italien, wo er jung starb, Caravaggio zum Vorbild wählte, aber er that es in viel exclusiverer Weise und streifte mit dem Eifer eines Neophyten die Beschränkung und Mässigung ab, die Vouet doch immer für rathsam erachtete. Sein hier befindliches
V. Nr. 30. Bild, eine Mahlzeit vorstellend, zeigt ihn als Naturalisten vom reinsten Wasser und zugleich als sehr bedeutendes Talent. Der Ausdruck der Köpfe ist ungemein lebendig, die Färbung von intensiver Kraft. — Einen grösseren Einfluss auf die französische Kunst als die eben Genannten, übte jedoch ein anderer Schüler Vouet's, Charles Lebrun (1619—1690) aus, den die Natur ganz eigens zu Ludwig XIV. Hofmaler geschaffen zu haben scheint. In merkwürdiger Weise entsprach sein künstlerisches Naturell

dem Charakter der Regierung, die ihn mit Vorliebe beschäftigte. In Beiden vertritt prunkhafte Vornehmheit die Stelle wahrer Grösse, verschwenderische äussere Fülle muss den Mangel an starker Innerlichkeit verdecken. Für eine Weile gelang dies dem König wie dem Künstler; mit scheinbar berechtigtem Stolz mochte der eine auf seine Siege, der andere auf seine Bilder hinweisen. Schliesslich aber stellte sich die Wahrheit heraus: jene vielgefeierten Siege hatten Frankreich an den Rand des Verderbens geführt, diese vielgepriesenen Bilder die theatralische Pomphaftigkeit eingebürgert, die jede gesunde Entwicklung der französischen Kunst auf lange hinausschob. Nichtsdestoweniger war Lebrun ein grosses Talent; wie hätte er auch sonst einen so mächtigen Einfluss auf seine Zeit ausüben können? Er besitzt eine reiche, wenn auch nicht schwunghafte Erfindungsgabe, eine seltene Leichtigkeit der Darstellung, eine vornehme Anmuth bestechender Art und ein so schönes Colorit wie nur sehr wenige seiner Landsleute. Diese Eigenschaften sind es, die zweien seiner hier befindlichen Bilder, die Kriegserklärung an Holland und der endliche Friedensschluss, Werth verleihen. Die vielen allegorischen Zuthaten, die uns mindestens überflüssig scheinen, muss man dem herrschenden Zeitgeschmack zu Gute halten; man kann es um so leichter, als die Klarheit und Verständlichkeit der sehr tüchtigen Composition durch sie nicht beeinträchtigt wird. Die Figuren sind lebendig und gut bewegt, einzelne von wahrhaft aristokratischer Würde und Grazie. Minder bedeutend ist eine Apotheose seines königlichen Gönners. Ein Christus am Kreuz ermangelt allerdings der tieferen religiösen Empfindung, zeigt aber, besonders in seiner unheimlichen Beleuchtung, wie trefflich der Künstler sich auf die äussere Wirkung versteht. Zudem gibt ihm die durch Schreck und Entsetzen veranlasste heftige Bewegung der Figuren Gelegenheit, seine Tüchtigkeit als Zeichner zu bewähren.

V. Nr. 44. 46.

V. Nr. 21.

V. Nr. 29.

Die Nachfolger Lebruns, Laurent de Lahire, Peyron u. a. m., entwickeln so geringe Eigenthümlichkeit, dass eine detaillirte Anführung ihrer Werke mir nicht geboten scheint. Mit mehr oder weniger Geschick halten sie sich an ihr Vorbild, jeder Hauch geistiger Selbstän-

digkeit scheint von ihnen gewichen, sie sind einfach langweilig und gerne flüchtet man von ihnen weg zu zwei
V. Nr. 31. 32. brillant gemalten Schlachtgemälden Jaques Courtois' (Bourguignon), deren feurige Lebendigkeit man jener würdevollen Gespreiztheit gegenüber doppelt zu schätzen weiss.

Von späteren Künstlern ist der treffliche Porträtmaler
V. Nr. 3. Rigaud hervorzuheben. Ein Selbstporträt, charakteristisch in der Auffassung und von energischer Färbung, und
VI. Nr. 20. ein schönes Bildniss des Cardinals Fleury sind höchst verdienstlich, das letztere besonders ansprechend durch den Ausdruck geistiger Bedeutung und milden Wohlwollens in
VI. Nr. 19. den feinen, ächt französischen Zügen. — Ein Porträt der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans dürfte wol nur eine Copie sein, jedenfalls steht es an Schärfe der Charakteristik und Virtuosität des Vortrags hinter den beiden anderen bedeutend zurück. — Von J. B. Greuze
V. Nr. 4. (1726—1805) sieht man zwei Bilder. Das eine, hübsch erfunden und gruppirt, ist in der Farbe etwas trocken,
IV. Nr. 33. das zweite wärmer im Ton und im Ausdruck von jenem zarten, sentimentalen Reiz, den der Künstler in seinen Frauenköpfen zu legen wusste.

Interessant ist ein Bild Carle Vernet's, des berühmten Pferdemalers, das den Herzog Philipp von Orleans, den späteren Philippe Egalité, auf der Jagd vorstellt; schon als Sittenbild interessant, weil es, wahrscheinlich in den achtziger Jahren gemalt, die damals in den höchsten Ständen Frankreichs herrschende Anglomanie bekundet. Der Herzog, wie die Herren seines Gefolges, tragen den rothen Rock des fox-hunter und seltsam nimmt sich darauf der mächtige Ordensstern auf der Brust des Prinzen aus. Mit eigenthümlichen Empfindungen betrachtet man den Mann, der, dem Thron so nahe, Alles was in seiner Macht stand that, um ihn zu stürzen; man sinnt darüber nach, wie viel Mühe, Fleiss und Energie er daran wandte, das Beil zu schleifen, unter dem sein Haupt fallen sollte.

Ein Studienkopf von J. L. David verdient schon dieses berühmten Namens wegen Aufmerksamkeit und Beachtung. Streng in der Zeichnung, von ernster Vertiefung des Ausdrucks, hat das Bild überdies den Vorzug einer bei David nicht eben häufigen Wärme des Tons.

Wir sind nun zu den Landschaften gelangt, oder vielmehr zu Claude Lorrain, denn kein anderer französischer Landschaftsmaler kann sich ihm gegenüber behaupten. Meiner Ansicht nach tragen nicht alle Bilder, die hier mit seinem Namen bezeichnet sind, diesen mit Fug und Recht; einige sind aber unzweifelhaft ächt, ihre leuchtende Schönheit verbürgt ihren Ursprung. Solcher Art sind eine kleine, vom Abendlicht umflossene Landschaft mit einem Flusse und eine Brücke darüber, V. Nr. 12.
eine grössere Abendlandschaft und ein Seehafen bei Sonnen- V. Nr. 23.
aufgang mit antiken Ruinen im Vordergrund. V. Nr. 42.
Oft habe ich mich um das Geheimniss von Claude Lorrain's zauberischer Macht befragt; ich glaube, sie liegt darin, dass er sich weit mehr an unser Ahnungs- als an unser Erinnerungsvermögen wendet. Dieses ist begrenzt, jenem steht die Unermesslichkeit offen, die wahre Heimath der Seele. Wer sie uns erschliesst, dem folgen wir willig und glauben an die höhere, ewige Wahrheit dessen, was wir auf Erden niemals sahen. Ein solcher Magier ist Claude Lorrain, im Flug entführt er uns hoch über jede irdische Schranke und Trübung. Alles Dunkle und Feindliche, aller Kampf ist aus der Natur, die er darstellt, ausgeschieden; eine selige Ruhe, eine stille Sabbathfeier ist darüber gebreitet, die der wunderbare Glanz seines Lichtes noch erhöht, noch festlicher macht. Die Perle unter seinen hier vereinigten Bildern scheint mir Nr. 42, eine Composition, in der die Majestät des Meeres, die Trümmer gesunkener Grösse, der heitere Sonnenglanz sich zu einem tief poetischen Ganzen verbinden. — Strenger und ernster, aber von edler Führung der Linien und grossartigem Charakter ist eine Landschaft Gaspard Poussin's; leider hat sie, wie seine meisten Bilder, stark nachgedunkelt. — Erwähnenswerth ist ferner eine Marine bei Morgenbeleuchtung von A. Manglard, V. Nr. 45.
eine schöne, stimmungsvolle Landschaft von Joseph Ver- V. Nr. 5.
net (1714—1789), dem Haupte dieser in der französischen Kunst so wichtigen Künstlerfamilie, und ein treffliches kleines Bild von Hubert Robert (1733—1808). Noch andere Landschaften von de Marnes, Façin, Gourtes sind nicht wichtig genug, um lange dabei zu verweilen.

Spanische Schule.

Später als in Italien und dem germanischen Norden entwickelte sich die Kunst in Spanien. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erstehen namhafte Künstler wie Antonio Rincon (1446—1500), der Hofmaler Ferdinand's und Isabella's, und Juan de Spaña, die beide durch längeren Aufenthalt in Italien sich die dortige Kunstweise zu eigen machten. Eben dahin wandte sich die Mehrzahl ihrer Nachfolger und selbst bei den Künstlern, die Spanien nie verliessen, sind dennoch italienische Einflüsse nachzuweisen. Indessen waren es zumeist nur die reineren Formen und die Geheimnisse der Technik, die sie der fremden Kunst ablauschten; Gedanke und Empfindung blieben durchaus national. Ein Realismus, der in dem ernsten, wahrheitsliebenden Sinn des spanischen Volkes seine Wurzel hat, unterscheidet sie von den Italienern. Kein abstracter Schönheitsbegriff schwebt ihnen vor, in der Anordnung folgen sie statt bestimmten Stylgesetzen dem Impuls ihrer feurigen Phantasie, ihre Motive sind fast durchgängig der sie umgebenden Wirklichkeit entnommen. In Bezug auf diesen letzteren Punct stehen sie im entschiedenen Nachtheil gegen die Italiener, denn mag die spanische Nationalphysiognomie auch reiz- und ausdrucksvoll sein, so fehlt den Zügen doch jene classische Reinheit, jene Grossartigkeit, die uns an den Werken der Antike entzücken und die sich in verschiedenen Theilen Italiens, vor Allem in der Bevölkerung Rom's bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sind aber die Formen, welche den spanischen Künstlern zu Gebote standen nicht ideal, so ist es ihr Ausdruck um so mehr. Nirgends tritt die religiöse Empfindung mit solcher Inbrunst, solcher Alles besiegenden Kraft auf, die tiefe Herzensgluth einer der stärksten Leidenschaften fähigen Nation concentrirt sich hier in der Begeisterung für das Göttliche. Für jede Stufe derselben, von der still in sich versunkenen Andacht bis zum Taumel mystischer Verzückung, finden die Künstler den wahrsten, ergreifendsten Ausdruck. Sicher trug dieser vorherrschend religiöse Zug wesentlich dazu bei, die spanischen Künstler vor der flachen Nachahmungssucht zu schützen, an der die kurz

vorher so blühende Kunst anderer Länder traurig hinsiechte. Sie waren nicht blos darauf bedacht schöne Bilder zu malen, die Verherrlichung dessen, was ihnen als das Höchste galt, war ihr Hauptzweck, aller Rest nur Mittel ihn zu erreichen. Im innersten Wesen verschieden ist diese spanische Frömmigkeit von der sanften, schwärmerischen eines Francia, Perugino: es ist die Frömmigkeit eines Volkes, das für seinen Glauben jahrhundertelang in Waffen stand, dem Religion und Nationalität Eines geworden sind. Sie hat einen dunkleren Hintergrund, einen leidenschaftlicheren Schwung, einen heroischeren Charakter. — —

Diesem religiösen Grundzug gemäss, der die Gemüther und durch sie die Verhältnisse beherrschte, beschäftigte sich die spanische Kunst bis zu Ende des 16. Jahrhunderts ausschliesslich mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Erst der mächtige Einfluss, den Rubens und die Werke van Dyck's auf sie ausübten, erweiterte den engen Kreis. Diesen Einfluss hatte, abgesehen von dem durch ihn bewirkten ungeheueren Fortschritt in der Technik, noch den grossen Vortheil, der spanischen Kunst, die ohne ihn vielleicht in mönchischer Befangenheit verkümmert wäre, neue Lebensquellen zuzuführen. Man begann auch die profane Historienmalerei und das Genre zu berücksichtigen, es entstanden Werke wie Velasquez *cuadro de las lanzas*, sein *Baceo finto* und Murillo's köstliche Strassenbilder. Die religiöse Malerei blieb aber doch immer die Hauptsache, und die Unzahl reicher Kirchen und Klöster sorgte dafür, dass es den Künstlern an Beschäftigung daran nicht fehlte.

In verschiedenen Städten der pyrenäischen Halbinsel bildeten sich Schulen, von denen wol jede ihre Eigenthümlichkeit hatte, ohne dass jedoch zwischen ihnen eine so tiefgehende Verschiedenheit bestand, wie z. B. zwischen der venetianischen und umbrischen, den Bolognesen und Neapolitanern. Solche Schulen blühten zu Sevilla, Valencia, Toledo und Madrid. Wir wollen mit der ältesten und wichtigsten derselben, der von Sevilla, unsere Ueberschau beginnen.

Der Meister, der in dieser Gallerie die Reihe der sevillanischen Künstler eröffnet, ist Luis de Vargas (1502

bis 1568). In Italien unter Perin del Vaga gebildet, bewahrte er noch die Tradition der römischen Schule, als man in ihrer Heimath längst von ihr abgefallen war. Man
VIII. Nr. 21. sieht hier von ihm eine Madonna mit dem Kinde von eigenthümlicher Schönheit der Bildung und Grossartigkeit des Ausdrucks. Seine Farbe hat noch nicht den leuchtenden Glanz der späteren spanischen Coloristen, ist aber wahr und harmonisch. Wenn überhaupt von ihm, ist der
VII. Nr. 14. Christus auf dem Oelberg ein bedeutend schwächeres Werk. Aus der älteren sevillanischen Schule ist hier weiter nichts vorhanden; die neuere, welche die glänzendsten Namen aufzuweisen hat, beginnt mit Francisco Pacheco (1571—1654), einem Künstler, bei dem das Wissen das Talent überwog. Doch ist auch dieses nicht gering zu
VII. Nr. 24. schätzen und sein Moses an den Felsen schlagend ein achtunggebietendes Werk. Ein geistvoller Zug darin ist der Gegensatz zwischen dem dankend zum Himmel aufblickenden Propheten und dem Volke, das, angesichts des Wunders, nur an die Befriedigung seines sinnlichen Bedürfnisses denkt. Pacheco's hauptsächliche Bedeutung liegt jedoch in seiner Thätigkeit als Lehrer; anderer Maler nicht zu gedenken, empfing Velasquez von ihm die ersten Weihen der Kunst.

Ihren Zenith erreichte die sevillanische Schule um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Es ist eine seltsame Erscheinung, dass die Zeit des grössten politischen Verfalls die Glanzperiode der spanischen Kunst war. Wie beim allmäligen Absterben des Körpers das Blut sich mehr und mehr nach dem Herzen zurückzieht, war sie die letzte und herrlichste Lebensäusserung der Nation. Velasquez, Alonzo Cano, Zurbaran, Murillo traten auf und verliehen ihrer Heimath einen strahlenderen Ruhm als ihr vordem die Fülle irdischer Macht gewährt hatte. Alle herrlichen Gaben des spanischen Volkscharakters, die kraftvolle Ganzheit seines Empfindens, seine religiöse Begeisterung, seine heroische Hingebung an einen grossen Gedanken, sein Gefühl für Adel, Würde und Wahrheit flammte in den Werken dieser Auserwählten noch einmal auf, um der Nachwelt ein unsterbliches Zeugniss dessen, was Spanien einst war, zu hinterlassen. Ist es wahr — und wer könnte daran zwei-

feln? — dass der grösste Künstler nur der höchste Ausdruck des geistigen und Seelenlebens seiner Nation ist, so findet man den Stolz, mit dem die Spanier auf ihre Künstler hinweisen, vollkommen gerechtfertigt.

Leider ist in dieser an spanischen Bildern so reichen Sammlung Velasquez keineswegs genügend vertreten. Zwei der ihm zugeschriebenen Bilder sind sicher nicht von ihm, bei Nr. 14 (VIII. Saal) lassen sich mindestens Zweifel nicht unterdrücken, unzweifelhaft ächt ist nur das mit Nr. 30 bezeichnete männliche Porträt im siebenten Saale. Hier findet man jenes geniale Verständniss der Form und des inneren Lebens, die Naturwahrheit und den Adel der Auffassung, die sich bei Velasquez in so herzerquickender Weise vereinigen. Seine coloristische Begabung zeigt sich der van Dyck's verwandt; es ist derselbe warme, gelbliche Fleischton, dieselbe Meisterschaft, die mit den einfachsten Mitteln die wunderbarsten Wirkungen erzielt; dasselbe Verschmähen jedes Kokettirens mit der Farbe bei der vollendetsten Einsicht in alle ihre Geheimnisse. Noch manche andere Aehnlichkeit, selbst in ihren Lebensgängen, liesse sich bei diesen beiden Künstlern nachweisen. Wie van Dyck ward Velasquez durch die königliche Gunst verhindert, sich den höchsten Kunstzwecken so ausschliesslich zuzuwenden, wie er es in einer minder glänzenden aber freieren Stellung sicher gethan hätte; wie jenen kennt ihn die Welt hauptsächlich nur als einen der grössten Porträtmaler, während die wenigen Historienbilder, die man von ihm besitzt, beweisen, dass sein Beruf zu dieser höchsten Kunstgattung nicht minder genial war. Murillo, mochte er im Beginn seiner Laufbahn auch mit Hindernissen, mit Sorge und Armuth zu kämpfen haben, war dennoch glücklicher als er: der Segen der vollsten Entwicklung seiner Kräfte ward ihm gewährt, mit reichen Wucherzinsen hat er das ihm anvertraute Pfund verwerthet.

Einige kurze Angaben über das Leben dieses erlauchtesten Meisters spanischer Kunst mögen hier ihre Stelle finden.

Bartolomeo Esteban Murillo wurde im Jahre 1618 zu Sevilla geboren. Schon in den Knabenjahren trat er

in die Werkstätte Juan del Castillo's, der jedoch noch vor Ablauf der Lehrzeit nach Cadix übersiedelte; der angehende Kunstjünger war nun auf sich allein angewiesen. Durch seine Mittellosigkeit zum Erwerb gezwungen, malte er mit rastlosem Fleiss. Wenn kein Bilderhändler geneigt war sie ihm abzunehmen, bot er selbst seine Arbeiten auf dem öffentlichen Markte feil. Durch beständige Uebung erlangte er eine ausserordentliche Leichtigkeit und ein, zwar etwas manierirtes, aber ungemein bestechendes Colorit. Noch jetzt bewahrt Sevilla drei aus jener Zeit stammende Bilder.

Murillo zählte noch nicht vierundzwanzig Jahre, als ein wichtiges Ereigniss in sein Leben trat. Pedro Moya — bedeutend älter als er und gleichfalls ein Schüler del Castillo's — kehrte aus London, wo er die Werke van Dyck's studirt hatte, in die Heimath zurück und hielt sich einige Zeit in Sevilla auf. Durch ihn ward Murillo mit dieser neuen Kunstweise bekannt, von deren Reiz und Zauber hingerissen, er nur noch einen Wunsch, ein Ziel kannte: sie sich anzueignen. Es traf ihn hart, als Moya, dessen Reiseziel Granada war, nach kurzem Aufenthalt Sevilla verliess. Mächtig zog es dem jungen Künstler nach London. War auch van Dyck vor Kurzem gestorben, so befanden sich doch seine Bilder dort. Auch Italien schwebte ihm wie ein Land der Verheissung vor, aber ohne Geldmittel, ohne hilfreiche Freunde musste er den Gedanken an so weite und kostspielige Reisen aufgeben. Sein Ziel jedoch gab er darum nicht auf, er sann nur auf andere Mittel es zu erreichen. Mit fieberhafter Hast, ohne sich eine Stunde Ruhe zu gönnen, malte er eine Anzahl grosser Altarbilder und verkaufte sie an einen der Speculanten, welche die neue Welt mit den Erzeugnissen des Mutterlandes versahen. Der Erlös war nicht bedeutend, doch hinreichend um Murillo die Reise nach Madrid zu ermöglichen. Er schied von Sevilla, ohne einer Seele sein Vorhaben anzuvertrauen.

Kaum in der Residenz angekommen, stellte er sich Velasquez vor und bat ihn um seinen Beistand. Dieser, ein liebenswürdiger, neidloser Charakter, nahm sich seines jungen Landsmannes wohlwollend an; durch seine Für-

sprache erschlossen sich dem Fremden die in den verschiedenen königlichen Palästen und im Escurial befindlichen Bildersammlungen. Zwei Jahre brachte Murillo im eifrigen Studium der Werke Tizian's, Rubens', van Dyck's und Velasquez zu. Die Resultate, die er erlangte, geben das Mass für seinen glühenden Drang, seine eiserne Ausdauer.

Im Jahre 1645 kehrte er nach Sevilla zurück. Seine Abwesenheit war nicht bemerkt worden, doch schon nach einem Jahre flog sein Name von Mund zu Mund. Drei Bilder, welche er für das Franziskanerkloster dieser Stadt malte, erfüllten die Kenner wie die Menge mit Bewunderung. Sein Ruhm verbreitete sich über ganz Spanien, von allen Seiten kamen ihm Aufträge zu, die Tage der Sorgen waren vorüber. In dieser freien und glücklichen Lage war es ihm gegönnt, dem Zuge seines Herzens zu folgen und Donna Beatrix de Cabrera e Sotomayor als Braut heimzuführen.

Ceau-Bermudez führt in chronologischer Ordnung die Werke an, die im Lauf der Jahre aus Murillo's Händen hervorgingen. Da diese Aufzählung mit dem Zwecke dieses Buches nichts gemein hat, übergehe ich sie und bemerke nur, dass die Zahl seiner Bilder nicht minder erstaunlich ist als ihre Vollendung. Nahe an vierzig Jahren wirkte er in ununterbrochener Thätigkeit fort. Seine letzte Arbeit war eine Vermählung der heil. Catharina für das Capuzinerkloster in Cadix; er sollte sie nicht vollenden. Seine erschütterte Gesundheit zwang ihn zur Rückkehr nach Sevilla; beständig kränkelnd lebte er dort noch eine kurze Zeit. Die Religion und die Liebe zur Kunst blieben auch jetzt seine milden Trösterinnen. Oft verweilte er stundenlang in der Kirche Santa Cruz vor Pedro Campaña's Kreuzabnahme. Sein Zustand verschlimmerte sich; am 15. April 1682 verschied er in den Armen seines Freundes und Schülers Don Pedro Nunez. Seine irdischen Ueberreste wurden in einer Capelle der gedachten Kirche, unter jener Kreuzabnahme, bestattet.

Man kann sich einen einfacheren Lebensgang kaum denken. Keine überraschenden Ereignisse, keine bunten Wechselfälle unterbrechen seine ruhige Stätigkeit; er zählt

nicht nach Jahren, sondern nach künstlerischen Thaten. Alle Seelenkräfte sind auf ein einziges Ziel gerichtet, alle Leidenschaften in der Liebe zur Kunst aufgegangen. Wer will, diesem Beispiel gegenüber, noch behaupten, dass das Genie, um sich recht zu entfalten, ungeheuerer Schicksale, gewaltsamer Aufregungen, einer stürmischen und glühenden Atmosphäre bedürfe? Dieser Wahn hat der armen Charlotte Stieglitz den Dolch in die Hand gedrückt, ihr Opfertod hat aber keineswegs ihren Mann zum grossen Dichter gemacht, wie sie hoffte. Derselbe Wahn, der so manche Künstler und Poeten dem Ausserordentlichen nachjagen lässt, verhindert sie etwas Ordentliches zu werden. — Wie Goethe mochte Murillo, auf sein Leben zurückblickend, sagen: „Es ist nur Mühe und Arbeit gewesen." Ja! aber eine Arbeit, deren Ergebniss noch in fernen Jahrhunderten die Müden und Beladenen trösten, erquicken, in eine höhere Welt emporheben wird. —

Von den acht Bildern, welche hier Murillo's Namen tragen, muss man mehrere ausscheiden. Der mit Nr. 1 im siebenten Saale bezeichnete Bettlerknabe ist nur die etwas verkleinerte Copie eines im Louvre befindlichen
VIII. Nr. 7. Originals; der heil. Joseph mit dem Jesuskinde ist allerdings in seiner Art gemalt, aber doch nicht bedeutend
VIII. Nr. 8. genug, um von seiner Hand zu sein; das Bauernmädchen mit dem Spinnrocken nun gar von einer Härte der Zeichnung und des Colorits, die den entschiedensten Gegensatz
VIII. Nr. 7. zu seiner Manier bildet. Den Fandango endlich möchte ich für das Werk eines Niederländers halten, der mit spanischen Sitten vertraut, sie in seiner heimischen Kunstweise darstellte. Murillo wird, auch wenn er Niedriges behandelt, nie gemein, seine Seele ist ein Stern, dessen Glanz selbst von der Pfütze rein zurückgestrahlt wird. Nach Ausscheidung dieser vier apokryphen Bilder bleiben uns aber noch vier ächte, unzweifelhafte, vier Murillo's von solcher Schönheit und Vollendung, wie sie, ausser in Spanien und in Paris, kaum noch vorkommen.
VII. Nr. 23. Das Hauptwerk darunter ist eine heil. Maria mit dem Christuskinde, einem Engel und drei Missionären. Hier ist jene Höhe der Kunst erreicht, auf der Himmlisches und Irdisches ineinander fliessen. Ein übernatürliches Licht,

in dem alle Umrisse sanft verschwimmen, umgibt die obere Gruppe, Alles ist nur Farbe und duftiger Glanz. Die Madonna, eine Gestalt voll unergründlich ernsten Liebreizes, hält den Blick gesenkt; fromm und demüthig, eine reine Magd des Herrn, fühlt sie nichtsdestoweniger ihre Würde und die Hoheit ihres Berufes. Ihre Reinheit ist von der Unschuld der Madonnen van Eyck's, Hemling's, Perugino's grundverschieden, denn ein erhabenes Bewusstsein ist ihr beigegeben. Nichts kommt der Schönheit und Anmuth des Kindes gleicht, das einem der Missionäre ein Brod reicht. Es hat die ganze Naivetät seines Alters und zugleich den Charakter übermenschlicher Hoheit. Milde und Holdseligkeit machen dem liebevoll herabgebeugten Engel würdig diesem Kinde zu dienen. Mit gleicher Meisterschaft ist die untere Gruppe behandelt. Ich weiss nichts Ergreifenderes, als den Ausdruck von Dankbarkeit, Rührung, Liebe und Ehrfurcht in den genial individualisirten Männerköpfen. In ihm vereinigt sich die Zärtlichkeit, die gute Menschen für ein Kind empfinden, mit der inbrünstigen Verehrung, die der Gläubige seinem Gotte zollt. Kein Maler wird je den Adel, die Schönheit und die Wahrheit dieser Gestalten, den Zauber dieses *Helldunkels, den Reiz dieses Colorits überbieten. Einzelnes erinnert in seiner Vollendung an diesen oder jenen charakteristischen Vorzug grosser Meister, die wunderbare Beleuchtung an Correggio, der milde Glanz der Farbe an* van Dyck, die Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks an Domenichino; fasst man aber das Ganze zusammen, so fühlt man, dass nur Murillo allein es zu schaffen vermochte.

Von entzückender Vollendung ist ferner eine Madonna VIII. Nr. 11.
mit dem Kinde und zwei musicirenden Engeln, jede Figur darauf ein Ideal von Anmuth, frommer Liebe, holder Würde, die Farbe von jenem unbeschreiblichen keuschen Reiz, der wie ein Strahl von Oben alles Körperliche durchgeistigt.

Gegen eine heilige Familie lässt sich allerdings eine VII. Nr. 10.
gegründete Einwendung erheben, es fehlt ihr der Styl, in dem solche Gegenstände dargestellt sein wollen. Der Pflegevater Christi erscheint hier nur als wackerer Handwerker, die Jungfrau hat nichts, was sie von jeder andern jungen

schönen Mutter unterschiede, die mit liebevoller Aufmerksamkeit den Spielen ihres Kindes zusieht. Diesen Mangel einmal zugegeben ist man aber nichtsdestoweniger genöthigt das Werk zu bewundern. Es handelt sich nur darum, die Benennung des Bildes zu vergessen, um es als Meisterwerk anzuerkennen. Die lieblichste Familienscene entfaltet sich vor unserem Blicke, Alles darin gewinnt unsere menschliche Theilnahme. Die Köpfe sind von der reinsten Milde und Anmuth des Ausdruckes, die Bewegungen voll natürlicher Anmuth, alle Theile des Bildes harmonisch verschmolzen. Eine Flucht nach Egypten, auf der das Christuskind, insbesondere ganz und gar ungenügend ist, halte ich für eine schwache Copie. Sicher von der Hand des Meisters hingegen ist ein Kniestück, das einen Mann mit einem Spaten vorstellt. Ausserordentlich schön modellirt, zeigt es zugleich, wie Murillo bei der Darstellung einzelner Figuren durch energische Charakteristik, tiefe Sättigung der Farbe und die Kraft seines Helldunkels für den Reiz einer bewegteren Handlung Ersatz zu leisten versteht.

VII. Nr. 11.

Ein Zeitgenosse Murillo's, doch von diesem vollkommen unabhängig, war Francisco Zurbaran (1596—1662), ein Schüler des Juan de las Roelas. Man hat ihn den spanischen Caravaggio genannt, doch ähnelt er ihm nur in der virtuosen Anwendung der Lichteffecte. Seine Auffassung hat mit den zwischen Genialität und Cynismus schwankenden des Künstlers nichts gemein; seine Phantasie ist minder feurig, seine Empfindung tiefer, das religiöse Element, zu dem sich jener nur selten emporschwingt, sein eigentlichster Lebenshauch. Nie hat er, wie Caravaggio, Spielgelage, Conversationsstücke, oder wie Murillo und Velasquez Scenen aus dem Volksleben gemalt; dem Heiligen allein war seine Kunst geweiht. Eine unbefleckte Empfängniss, die man hier von ihm sieht, lässt ihm minder streng und düster als gewöhnlich erscheinen. Die Gestalt der Jungfrau ist von unbeschreiblich süsser Anmuth, ihr Antlitz strahlt Seligkeit. Eine weit hellere Färbung als er sonst anzuwenden pflegt, verstärkt die festliche Heiterkeit des Eindruckes. Ferner besitzt die Gallerie von ihm noch einen schönen Madonnenkopf und einen kräftig gemalten heil. Joseph.

VIII. Nr. 12. 3.

Pedro Moya's (1600—1666) berühmtes Selbstporträt ist zur Zeit der Gallerie entzogen. Ich habe schon früher berichtet, dass Moya sich in London nach van Dyck bildete. Wie sehr er dazu beitrug, den Styl des grossen Niederländers in Spanien einzubürgern, beweist ein Bild seines Schülers, Juan de Sevilla's, das durch seinen edeln und massvollen Realismus, wie durch Schönheit des Coloris das Interesse fesselt. VIII. Nr. 17.

Als ein höchst bedeutender Künstler stellt sich uns Alonzo Cano (1601—1667) in seinen hier befindlichen Bildern dar. Obgleich Granada seine Heimath war, gehört er als Schüler des Juan del Castillo zur Schule von Sevilla, zu deren ersten Meistern er zählt. Seinem lebhaften Geist schien das Studium einer Kunst nicht zu genügen, er war Maler, Bildhauer, Architekt. Wahrscheinlich ist es diese Vielseitigkeit der Talente, die ihm den Beinamen des spanischen Michelangelo verschafft hat; durch die Aehnlichkeit der künstlerischen Individualitäten ist er nicht motivirt, denn nicht Kühnheit, Energie und Grossartigkeit, sondern Milde, Anmuth, schwärmerische Begeisterung sind Cano's hervorstechende Eigenschaften. Sein heiliger Johannes auf Pathmos ist eine Schöpfung von seltenem Adel und Werth. Das Antlitz des Evangelisten ist himmelwärts gewendet, die Visionen der Apokalypse ziehen an seinem Blicke vorüber; dieser Welt entrückt, lebt er in einer höheren, die Ewigkeit hat für ihn begonnen. An Reinheit des Geschmacks, Strenge des Styls zeigt Cano sich den meisten Spaniern überlegen; im Faltenwurf, in der Kunst durch die Gewänder die Körperformen durchfühlen zu lassen, können nur die grössten Künstler der Schule mit ihm verglichen werden. In der Färbung hingegen steht er hinter manchen minder ausgezeichneten zurück; meistens fehlt seinem Colorit die Klarheit, der schöne Schmelz. Meistens, sage ich, denn manchmal überrascht er auch durch malerischen Reiz, so z. B. in dem Brustbild einer Nonne, das von grosser Wärme und Anmuth des Tons zeugt. In den Zügen, der leisen Neigung des Kopfes liegt ein wundersamer durch träumerische Schwermuth noch erhöhter Liebreiz. Auf einem *Noli me tangere* ist namentlich die heil. Magdalena VII. Nr. 28. VII. Nr. 25. VII. Nr. 8.

VIII. Nr. 8. von schöner Wirkung. Ein heil. Thomas, der ihm hier zugeschrieben wird, scheint mir für Cano zu roh naturalistisch.

An der Spitze der Schule von Valencia steht Vicente Joanès (1523—1579) fälschlich Juan de Juarez genannt. Früh nach Italien gekommen, studierte er dort unter Raphaels unmittelbaren Nachfolgern, Giulio Romano und Perin del Vaga, und in der That findet man bei ihm die Schönheit der Linien und Formen, die Strenge der Zeichnung, den Adel des Ausdruckes wieder, die der römischen Kunst während ihrer kurzen Blüthezeit eigen waren. Unzweifelhaft hat er jedoch auch florentinische Einflüsse erfahren; diese bekunden sich in einer gewissen Schärfe der Umrisse, der höchst sorgfältigen Ausführung des Details, des Haars und Bartes, und einer helleren, von Buntheit nicht freien Färbung. Man sieht hier von ihm
VIII. Nr. 23. einen die Hand zum Segen erhebenden Christus vom edelsten Charakter, im Ausdruck voll Grösse, Milde und Heiligkeit, trefflich in Zeichnung und Modellirung, im Colorit etwas hart und trocken. Gleichfalls ein Valencianer war Alonzo Sanchez Coello, der Hofmaler Philipp's II.
VII. Nr. 2. Sein Vorbild war Tizian; eine Anbetung der heil. drei Könige beweist, mit welchem glücklichen Erfolge er sich venetianische Elemente zu amalgamiren wusste.

Francisco Ribalta (1551—1628) verdankt seinen grossen Ruf wohl vornehmlich seiner Thätigkeit als Lehrer.
VIII. Nr. 24. In seinen zwei Bildern tritt er uns als ein sehr geschickter, doch keineswegs origineller Künstler entgegen, dem man in derselben Sphäre, wenn auch nicht auf derselben Rangstufe wie den Carracci's seinen Platz anweisen möchte. Ihre Vorzüge und Mängel sind auch die seinen: wie sie, nur in geringerem Masse, besitzt er richtige Einsicht in den Charakter eines Vorwurfes und künstlerische Abgewogenheit in der Darstellung desselben; gleich ihnen fehlt ihm die Naivetät, die Selbstständigkeit und Unmittelbarkeit der Empfindung. Ihm hat man hier Ribera (Spagnoletto) beigesellt. In der That genoss dieser in seiner ersten Jugend den Unterricht Ribalta's, dessen correcte Gemessenheit ihm jedoch so wenig behagte, dass er, kaum in Italien angelangt, alsbald der Schüler und fanatische

Anhänger des rückhaltslosen Naturalisten Caravaggio wurde. Meiner Ansicht nach gehört er Italien an, dem Lande, in dem er seine definitive Richtung und Ausbildung empfing. Von Ribera sieht man hier, nebst manchem Anderen, eines seiner Hauptbilder, das Martyrium des heil. Andreas. VII. Nr. 3. Der Ausdruck begeisterter Frömmigkeit und Hingebung ist ihm selten so rein und edel gelungen wie hier in dem Kopfe des Heiligen, die Formen sind reiner, als bei ihm meist vorkommt, Farbe und Licht von intensiver Kraft. Nach diesem vortrefflichen Werke verdient noch ein sehr schöner heil. Sebastian genannt zu werden. Denselben Gegenstand hat auch ein anderer Schüler Ribalta's, VIII. Nr. 9. Geronimo Espinosa, vorzüglich behandelt; Ausdruck und Bewegung sind von ergreifender Tiefe und Macht, die Färbung von düsterer Kraft. Mit Espinosa († 1680) ging der letzte bedeutende Künstler Valencia's zu Grabe.

Die Schule von Toledo, die durch den in Venedig gebildeten Griechen Domenico Theotocopuli, il Greco genannt, ihre Richtung erhielt, ist hier nur durch einen Maler, Pedro Orrente (1550—1644) vertreten. Sein Christus in Emaus erinnert durch die ganz genrehafte Auffassung, die Gluth des Colorits und den röthlichen Fleischton sehr lebhaft an ähnliche Darstellungen Jacopo Bassano's.

Wir haben uns nun mit der Schule von Madrid zu beschäftigen, der die Kunstliebe der letzten spanischen Könige aus dem Hause Habsburg, namentlich Philipp's IV., einen weiten Wirkungskreis bot.

Schon ihre Vorgänger hatten es an Interesse für die Kunst und Pflege derselben nicht fehlen lassen, wie die Berufung des Florentiners Bartolommeo Carduccio (in Spanien Carducho genannt). Derselbe, von dem Gefühl einer mehr als menschlichen Würde durchdrungene König glaubte sich nichts zu vergeben, indem er Alonzo Sanchez Coello seinen Privados beigesellte, und ihn, in noch existirenden Briefen, seinen geliebten Sohn nannte. — Von Vicente Carducho, Bartolommeo's Bruder, besitzt die Gallerie eine heil. Jungfrau mit dem Kinde und dem heil. Franciscus von nicht sehr glücklicher Anordnung (die Madonna scheint aus dem Baume herauszuwachsen), aber zart und innig im

Ausdruck und zudem sehr tüchtig mit grosser Präcision in der Detailausführung gemalt. Von ungleich grösserer Wichtigkeit als die Berufung der Italiener war die Uebersiedlung Velasquez' nach Madrid. Von mächtigem Einfluss auf sie war ferner die Verbreitung von Bildern Rubens' und van Dyck's. Wenn wir von Einem etwas lernen sollen, müssen wir vor Allem seine Sprache verstehen; nun war aber der grossartige Realismus der beiden Niederländer dem spanischen Geiste weit verwandter, viel homogener als die Idealität der Italiener. — Von einem der zahlreichen Schüler, die Velasquez gebildet hat, Nicolas de Villacis, ist hier eine Madonna mit dem Kinde und der heil. Theresia. Eine überaus liebliche, ernste Naivetät weht durch die ganze Darstellung, eine sanfte Frömmigkeit, die Alles in Liebe, Milde, Dank und Demuth auflöst. Besonders schön ist der Ausdruck der Heiligen, der ihr überschwängliches Glück den Eindruck eines Traumes zu machen scheint.

Andere bedeutende Maler der Schule sind: Antonio Pereda (1590—1669), dessen heil. Antonius mit dem Christuskinde von ungemeiner Tiefe im Ausdruck seliger Verzückung und voll Anmuth in den Einzelgestalten ist; Juan Carreño de Miranda (1614—1685), der hier mit einem heil. Dominicus, einer Gestalt voll geistiger Macht und innerer Gluth, höchst glänzend vertreten erscheint; Matea Cerezo, nach seinem ecce homo zu schliessen, ein begeisterter Anhänger van Dyck's. — Eine dem Toledaner Blas de Prado zugeschriebene Madonna mit dem Kinde halte ich gleichfalls für ein Werk der castilianischen Schule; keinesfalls gehört es jenem im Jahre 1593 verstorbenen Künstler an, wie schon der leichte, etwas flüchtige Vortrag deutlich genug bekundet. Uebrigens ein sehr schönes Bild (bis auf das nicht sonderlich gelungene Kind), in Gesichtsbildung und Ausdruck der Jungfrau einigermassen an Leonardo da Vinci und Luini mahnend. — Von Juan Antonio Escalante (1630—1670) eine Empfängniss Mariä, eben so erhöht im Ausdruck als zart in der Färbung, von Claudio Coello, († 1693) der, wie man sagt, aus Gram und Verdruss über Giordano's Berufung nach Madrid starb, eine geistig nicht

VII. Nr. 27.

VII. Nr. 7.

VII. Nr. 6.

eben sehr bedeutende aber gut gemalte heil. Familie und eine treffliche Copie nach Rubens (VIII. Nr. 25). Ein späterer Künstler ist Antonio Villadomat (1678 bis 1755). Man merkt es seinem hier befindlichen Bilde nicht an, dass es einer Zeit entstammt, in der bereits Oberflächlichkeit und Ueberladung an die Stelle der früheren Hingebung und grossartigen Schlichtheit getreten waren. Nur das minder warme, minder verschmolzene Colorit deutet auf den Rückschritt hin. VII. Nr. 18. VII. Nr. 9.

Unaufhaltsam brach der Verfall herein, die Kunstblüthe des Landes war dahin und die Berufung fremder Künstler nicht geeignet, sie wieder zu beleben. Nur ein origineller Künstler taucht noch auf: Francisco Goya (1744—1832), die einzige bedeutende künstlerische Individualität, welche Spanien seit dem Hinscheiden seiner edlen Meister hervorgebracht hat. Er verdankt seinen Ruhm hauptsächlich seinen satyrischen Lebensbildern, die an geistvoller Laune und genialem Humor ihm einen Platz neben Callot und Hogarth anweisen sollen. Er erscheint hier mit zwei Genrebildern, die bei kecker Flüchtigkeit der Mache, mehr gefegt als gemalt und röthlichbraun im Ton, aber von ungemeiner Wahrheit und Lebendigkeit sind.

Italienische Schulen.

Ein besonderes Interesse gewinnt diese reich ausgestattete Abtheilung noch durch den Umstand, dass sie Werke von Meistern, namentlich von älteren besitzt, welche in den übrigen Gallerien Wiens fehlen. Weder das Belvedere, noch die Liechtenstein'sche Sammlung besitzt ein Bild von Filippo Lippi, Carlo Crivelli, Gandenzio Ferrari, Pinturicchio. Der im Belvedere nur ungenügend vertretene Luini übt hier seinen ganzen Zauber aus, von Domenichino, dem schwer Vermissten, sieht man hier mehrere herrliche Werke. Freilich hat sich neben dem Vorzüglichen manches Unbedeutende eingeschlichen und wol auch mancher Irrthum; zu mehr als einem Bilde will der grosse Name, den es trägt, durchaus nicht passen und den Behauptungen des Katalogs ist in dieser Beziehung nicht immer Glauben

beizumessen. Doch wo ist die Gallerie, in der dergleichen nicht vorkäme? die nur Treffliches enthielte und die Richtigkeit der Benennungen mit selbstverleugnender Strenge überwachte? Es ist schon überaus viel, wenn das Gute entschieden überwiegt und manches, diesem oder jenem grossen Künstler fälschlich zugeschriebene Bild schön genug ist, den Irrthum einigermassen zu rechtfertigen. Das Erste ist hier entschieden der Fall, das Zweite kommt mehrmals vor.

Mit der venetianischen Schule beginnend, erwähne ich
IX. Nr. 30. zuerst eines Bildes von Carlo Crivelli, der, ein Zeitgenosse Bartolommeo Vivarino's, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte. Auf einem architektonisch verzierten Throne sitzt die Madonna, das halbbekleidete Kind auf dem Schooße haltend. Ihr Ausdruck ist mild und zart, die Gesichtsbildung erinnert, wie nicht selten bei den älteren Venetianern, an den germanischen Madonnentypus. Die Formengebung ist noch sehr schwach; die Hände mit den langen, überschlanken Fingern, die Unbeholfenheit in der Bewegung des Kindes, so wie die Goldverschwendung, würden auch ohne weitere Daten die Zeit errathen lassen, in der das Bild entstand. Ganz alterthümlich daran ist, dass auf dem starrenden Goldgewande der heil. Jungfrau das Muster en relief aufgesetzt ist. Die zarte, lichte Färbung steht an Glanz und Intensität dem Colorit der Vivarino's bedeutend nach. — Noch einigermassen mit dieser Richtung zusammenhängend ist Giov.
IX. Nr. 31. Bellini's Madonna mit dem Kinde und mehreren Heiligen, wahrscheinlich eine Jugendarbeit, in der man weder seinen Schönheitssinn, noch den Reiz seiner Farbe wieder-
XI. Nr. 1. findet. In seinem weiblichen Bildnisse erscheint diese Härte und Herbheit bereits gemildert. — Von Cima da
XI. Nr. 3. Conegliano finden wir eine Madonna, die bei ziemlich gewöhnlichen Formen durch gemüthstiefen Ausdruck anspricht, von Sebastian del Piombo ein meisterhaftes
XI. Nr. 30. Porträt des Cardinals Polus, von grossartig historischer Auffassung einer bedeutenden Persönlichkeit, streng und
IX. Nr. 33. edel im Vortrag, von Palma vecchio eine heilige Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes, die nicht eben zu seinem Besten gehört. Die drei Hauptmeister der

venetianischen Glanzperiode, Tizian, Veronese, Tintoretto sind nur unzulänglich vertreten, der Erstgenannte mit Bildern, denen gegenüber der Zweifel berechtigt ist (Nr. 6 im neunten Saal ist eine Copie des schönen Werkes im Belvedere), Veronese mit ein paar Studien und einer höchst profanen, dabei nicht einmal reizenden heil. Cäcilie, Tintoretto mit einer ziemlich indifferenten Ehebrecherin vor Christus und einem männlichen Bildniss. Domenico Robusti, ein Sohn des Tintoretto, hat hier ein ganz in der Weise seines Vaters und Lehrers, nur mit weniger Energie und geringerem Talent gemaltes Heiligenbild. Einige hübsche, kräftig beleuchtete Genrebilder von Jacopo Bassano, denen eine biblische Handlung als Vorwand dient, ein mit blühender Frische gemalter Frauenkopf von Paris Bordone, ein Porträt von Nogari, ein grosses, nicht eben erfreuliches Altarbild von Tiepolo (1692—1769), einige schöne Städteansichten von Antonio und Bernardo Bellotti und wir sind mit den venetianischen Bildern fertig. Ist aber der Reichthum an diesen nicht besonders erheblich, so besitzt die Gallerie dagegen ein treffliches Werk Andrea Mantegna's, des Gründers der paduanischen Schule. Mit der dramatischen Compositionsgabe, der scharfen Individualisirung, die ihm eigen sind, verbindet sich hier eine Ursprünglichkeit der Empfindung, eine Schönheit der Charaktere wie selten. Das Harte, Gewaltsame, das mitunter bei ihm vorkommt, ist vermieden, der Ausdruck eines heiligen Schmerzes eben so edel wie ergreifend. Das Porträtartige der Köpfe dient nur dazu, sie lebendiger zu machen, in dem Geiste, der sie beseelt, liegt ihre Idealität. Ganz herrlich ist namentlich die Frauengruppe im Vordergrunde und in dieser wieder das Vollendetste die heil. Magdalena, in deren Antlitz und Geberde ein mit Worten nicht zu schildernder Ausdruck von Jammer und Ergebung liegt. Die Färbung ist ungemein kräftig, der Ton bräunlich und warm, die Ausführung von staunenswerther Präcision.

X. Nr. 32.
X. Nr. 20.
IX. Nr. 2.
IX. Nr. 18. 21. 22.
IX. Nr. 34.
IX. Nr. 25.
IX. Nr. 30.
IX. Nr. 9.
X. Nr. 8. 14.
XI. Nr. 24.

Wir gehen nun zu den Florentinern über.

Wenn der Katalog ein im zwölften Saale mit Nr. 5 bezeichnetes Bild Gaddo Gaddi nennt, so waltet hier unverkennbar ein Irrthum vor. Gaddo Gaddi († 1312)

hat nur Mosaiken hinterlassen. Selbst wenn diese Thatsache nicht feststünde, wäre es noch immer unmöglich, das Entstehen des Bildes, in dem die Form bereits zur Anmuth, die Bewegung zur Freiheit durchgedrungen ist, in eine so frühe Zeit zu verlegen. Von wem es herrühren mag, weiss ich nicht anzugeben, dass aber weder Gaddo Gaddi noch dessen im Jahre 1300 geborner Sohn Taddeo, ein Schüler Giotto's, noch selbst Angiolo Gaddi, ein Sohn des Vorigen, Theil daran haben, lässt sich mit Bestimmt-

XI. Nr. 14. heit behaupten. — Eine heil. Familie mit dem heil. Laurentius von Filipp Lippi (1460—1505) hat in der symmetrischen Anordnung noch den alterthümlichen, feierlichen Charakter, während sich in den übrigens unschönen Köpfen eine entschieden realistische Auffassung bemerkbar macht. Doch hat diese etwas Trockenes und entbehrt jener Heiterkeit und Frische, die den Künstler sonst auszeichnen. Viel ansprechender und erfreulicher ist der Realismus, wie

XI. Nr. 15. er sich auf einem Bilde Ridolfo Ghirlandajo's entfaltet. Aus einer Malerfamilie hervorgegangen, deren grösste Zierde sein Vater Domenico war, studirte Ridolfo anfangs unter diesem, später unter Fra Bartolommeo. Bei diesem lernte er Raphael kennen und bald waren die beiden Jünglinge durch Freundschaft verbunden. Nach Rom berufen, lud Raphael ihn dringend ein, ihm dahin zu folgen und an den Arbeiten im Vatican theilzunehmen. Ridolfo leistete der Einladung keine Folge. Vielleicht that er wohl daran; sein starkes Naturell hätte fremde Anschauungen, mochten es auch die eines Raphael sein, schwerlich in sich aufzunehmen vermocht. Ein Schüler Fra Bartolommeo's, der vor Allem Reinheit und Würde des Styls anstrebte, blieb er dennoch dem realistischen Zuge seines Wesens treu und, da ihn ein lebhafter Geist, eine reiche und anmuthige Erfindungsgabe unterstützten, hat er auf diesem Wege ungemein Anziehendes geleistet. Das in Rede stehende Bild, die Geburt Christi, zeigt uns unten die das göttliche Kind anbetenden Hirten, oben eine Gruppe lobsingender Engel. Es ist keine Composition im grossen Styl, kein Werk, das die Seele auf den Schwingen des Ideals in eine höhere Welt emporträgt, wol aber lässt es sie innige Freude, holdes Genügen an dieser finden, indem es

den reinsten, menschlichen Empfindungen, der Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, einen durch Wahrheit ergreifenden Ausdruck leiht. Eine ganz vollendete Schöpfung ist z. B. der alte Hirt, der neben der Jungfrau kniend, mit einem Gemisch von rührender Freude und zärtlicher Ehrfurcht das Kind betrachtet. — Zwei Madonnen Fra Bartolommeo's waren eben nicht zu sehen.

Viermal begegnet man im Katalog dem Namen Leonardo da Vinci (1452—1519), doch findet sich's, dass höchstens eines der Bilder ihn mit Recht trägt. Jedenfalls XI. Nr. 4. ist das ihm hier zugeschriebene Porträt ein Werk von ungewöhnlicher Bedeutung und fesselt durch den Ausdruck ruhiger Kraft und Hoheit, wie durch das tiefe Verständniss der Form und den seelenvollen Reiz des Vortrags. Zwei Madonnenbilder in demselben Saale wird Niemand für ächt Nr. 23. 32. halten, der jemals ein authentisches Werk Leonardo's gesehen hat. Gewaltsam in der Bewegung des Kindes, unschön in den Linien, erinnern sie nicht entfernt an den Meister, dessen eigenthümlichster Vorzug in dem Adel, der Milde und Anmuth seiner Gestalten liegt. Begreiflicher ist, dass man ein erwiesenermassen von Bernardino Luini herrührendes Werk dem Leonardo zuschreibt; das Bild ist in der That schön genug, um diese Verwechslung zu rechtfertigen. Auffassung und Empfindung ist der des grossen Florentiners innerlichst verwandt; selbst die Gesichtsbildung, in der sich allerdings derselbe Typus wiederholt, eine Reminiscenz da Vinci'scher Motive. Keine Schilderung kann von der Schönheit dieser Composition, dem süssen Adel im Ausdruck der Köpfe, der Grösse und Milde der Charaktere einen mehr als annähernden Begriff geben. — Die vier in Aussicht gestellten Bilder Leonardo's schmelzen demnach im glücklichsten Falle auf eines zusammen, aber bei der grossen Seltenheit seiner Werke ist auch schon eines ein köstlicher Besitz. Er hat keine seiner wunderbar reichen Begabung und seiner langen Lebensdauer entsprechende Anzahl von Bildern hinterlassen. Man möchte die wissenschaftlichen Arbeiten verwünschen, die ihn von seinem wahrhaften Berufe abzogen. Was hatte er sich mit technischen Problemen, Kriegsbaukunst, Canalisation u. s. w. zu befassen? Warum überliess er nicht Anderen, was sie

eben auch zu Stande gebracht hätten, um Werke zu schaffen, wie er nur allein sie hervorbringen konnte? — Dazu kommt noch, dass ein böses Geschick seine Schöpfungen verfolgte. Eine kolossale Reiterstatue, von Lodovico Sforza bei ihm bestellt, auf die er jahrelange Mühe verwendet hatte, konnte wegen Mangel an Geld nicht sogleich in Bronze ausgeführt werden. Später, bei der Einnahme von Mailand durch die Franzosen (1499), diente das Modell den gascognischen Armbrustschützen als Zielscheibe. Der grosse Carton, den Leonardo mit Michelangelo wetteifernd, für den Sitzungssaal der Signoria in Florenz ausführte — nach dem Zeugniss der Zeitgenossen ein Wunder der Kunst — ist spurlos verschwunden. Sein berühmtes Abendmahl in der Kirche Santa Maria delle Grazie zu Mailand geht, nachdem es durch die Elemente wie durch Menschenhände die schmachvollste Unbill erfuhr, rasch der Zerstörung entgegen. Wie hoch aber muss ein Künstler stehen, um, wenn der Unverstand des Zufalls einen Stein nach dem andern aus seiner Krone brach, von der Nachwelt dennoch als einer der Grössten aller Zeiten bewundert zu werden!

In demselben Saale begegnen wir seinen zwei bedeutendsten Schülern, den Lombarden Luini und Cesare da Sesto, auch da Milano genannt. Der herrlichen Schöpfung des Ersteren, die hier für ein Werk Leonardo's gilt, habe ich so eben gedacht; ausserdem sieht man hier von
XI. Nr. 10. ihm noch eine Madonna mit dem Kinde, der heil. Elisabeth und dem kleinen Johannes, und eine heil. Catharina. Die grössere Composition ist von wundersamem Reiz der Linien und des Ausdrucks, die heil. Elisabeth namentlich ein Meisterwerk. In ihrer anmuthsvollen Würde, dem holdseligen Ernst der alternden Frau spiegelt sich jene Schönheit, die mit den Jahren nicht verschwindet. Auch bei
XI. Nr. 19. der heil. Catharina begegnen wir der schwungvollen Auffassung eines erhöhten Seelenlebens; die Gestalt erscheint jedoch etwas gedrückt, die Farbe minder durchgeistigt. — Cesare da Sesto's Johannes der Evangelist macht trotz der vorzüglichen Ausführung nicht den günstigen Eindruck, wie andere Arbeiten dieses trefflichen Malers. Seine selbstbewusste Begeisterung ist zu anspruchsvoll.

Zwei heil. Familien von Andrea del Sarto scheinen mir zweifelhaft; die eine ist jedenfalls nur eine Copie seines berühmten Bildes in Madrid. Ferner sieht man noch von ihm ein grösseres Bild, die Madonna mit den Heiligen Sebastian und Rochus, ein gutes Bild, aber für ihn doch nicht bedeutend genug. Seiner Eigenthümlichkeit, namentlich seiner coloristischen Ueberlegenheit entsprechender ist ein Madonnenbild. Denselben Vorwurf sehen wir von G. Bugiardini (1481—1556) mit grosser Zartheit und Innigkeit behandelt. XII. Nr. 30. XII. Nr. 10. XI. Nr. 9. XI. Nr. 43. XI. Nr. 37.

Aus der späteren florentinischen Schule hat die Gallerie Bilder von Angiolo und Alessandro Allori, Matteo Rosselli, Carlo Dolci, Cigoli und Furini aufzuweisen, darunter manches Gute, aber nichts sonderlich Bemerkenswerthes.

Zwei umbrische Künstler, Perugino und sein Schüler Bernardino di Betto, Pinturicchio genannt (1454 bis 1513), führen uns in eine frühere Zeit zurück. Von dem Ersteren sehen wir das Porträt eines jungen Mannes, in dem man die Züge Raphaels erkennen will, und eine heil. Catharina. Ich kann mich nicht überreden, dass das letztere Bild wirklich von ihm sei. Allerdings war die Einsicht Perugino's in den Bau des menschlichen Körpers mangelhaft, darum vermeidet er auch, wenn er irgend kann, jede lebhaftere Bewegung. Für die ruhigen Zustände jedoch, die er vorzugsweise darstellt, reicht seine Kenntniss vollkommen aus; seine Motive sind nicht zahlreich, aber er weiss sie trefflich anzuwenden. Eine Figur, gleich dieser, die wie mit zusammengebundenen Füssen dasteht und das Buch so ungeschickt hält, dass sie nicht nur unmöglich darin lesen könnte, sondern dass es ihr auch alsbald aus der Hand fallen müsste, kommt bei ihm nicht vor. — Eine merkwürdige Composition ist Pinturicchio's Titus Sempronius, im Begriffe eine Schlange zu tödten. Ganz Milde, Sanftmuth, Schwärmerei, sieht er aus, als wenn er keine Fliege um's Leben bringen könnte und in dem seltsamsten Widerspruch steht der elegische Ausdruck des gedankenvoll geneigten Hauptes zu dem Werk, das er vollbringt. Aus seinem ganzen Wesen spricht, statt der hier erforderlichen Befähigung zur That, nur XI. Nr. 27.

Wehmuth und stille Insichversunkenheit. Deutlich tritt in diesem Bilde die, freilich mit ihren Vorzügen zusammenhängende Schwäche der Schule hervor, die sie von der Historienmalerei im grossen Styl ausschliessen musste. Dass Raphael aus ihr hervorging, ist kein Gegenbeweis; er war eben Raphael.

Die innere Verwandtschaft zwischen der umbrischen und der älteren bolognesischen Schule vermittelt den Uebergang zu dieser. Aus ihr findet man von Fr. Francia
XI. Nr. 55. eine heil. Jungfrau mit dem Kinde und zwei Engeln von reinster Schönheit und schwärmerisch sehnsüchtigem Ausdruck in der Färbung, von geheimnissvollem Glanz durch-
XI. Nr. 47. drungen. Eine zweite Madonna ist nicht minder fromm und innig, aber minder schön. Auch drei Schüler Francia's lernt man hier kennen: Cotignola, Timoteo della Vite und Innocente da Imola. Des Erstge-
XI. Nr. 30. nannten Grablegung zeigt ein treues Festhalten an den alterthümlichen Styl; die Composition ist von tief religiösem Ernst durchdrungen, die Formengebung dürftig, das Colorit dunkler und schwermüthiger als bei Francia. Innocente da Imola und Timoteo della Vite schlugen später andere Wege ein und traten zur römischen Schule über.
XI. Nr. 22. Ein schönes Madonnenbild von della Vite bekundet ein so inniges Anschmiegen an Raphael, eine so begeisterte Hingebung an sein Ideal, dass man es für eine treffliche Copie nach ihm zu halten versucht wäre. Minder glück-
XI. Nr. 21. lich ist Innocente da Imola in seiner Vermählung der heil. Catharina, auf der die Jungfrau etwas Starres, Lebloses und zum Ueberfluss einen schielenden Blick hat.

Von den zwei Bildern, die hier Raphael genannt
XI. Nr. 17. sind, ist das eine sicher unächt. Der Kopf der Madonna hat allerdings Aehnlichkeit mit dem in Raphael's Jugendwerken häufig vorkommenden Typus, ist aber keineswegs von seinem Geiste beseelt; am allerwenigsten kann der kleine Johannes, der, auf das schlafende Christuskind hinzeigend, mit unangenehmer Lebendigkeit aus dem Bilde herauslacht, sein Werk sein. Wer kennt nicht den erhabenen Ausdruck, den Raphael auch in seine Kinder-
XI. Nr. 58. köpfe zu legen weiss? — Das kleinere Bild, in Auffassung, Empfindung und Formen der Madonna im Grünen

verwandt, ist in seinem unteren Theil unvollendet geblieben und gewährt einen Einblick in Raphael's Verfahren. Sein Werth ist vor Allem der einer theuren Reliquie. — Auch einem reichbegabten, zu wenig bekannten Schüler des Meisters von Urbino begegnen wir hier: Andrea Sabbatini, da Salerno genannt († 1543). Der edle, milde Sinn, der aus seinem Tode der heil. Jungfrau IX. Nr. 36.
spricht, der charakteristische Ausdruck der Köpfe, die Schlichtheit und Anmuth der Bewegungen erklären Raphael's Vorliebe für diesen Schüler, den er nur ungern entliess, als Privatverhältnisse Sabbatini's Rückkehr in die Heimath geboten. Die Färbung ist etwas schwach, doch zart und ansprechend. — Andere Bilder aus der römischen Schule sind eine keineswegs anziehende halbnackte weibliche Figur von Giulio Romano, eine sehr schwerfällige mythologische Composition von Arpino, endlich nicht gerade erhebliche Arbeiten von Baroccio, Domenico Feti und Gian Francesco Romanelli. Der historischen Treue wegen sei bemerkt, dass des Letzteren angebliches Porträt der Madame de Montespan entweder nicht von ihm, oder nicht das Porträt der berühmten Favorite sein kann. Romanelli starb im Jahre 1662, also bevor der Stern der Montespan aufgegangen war.

XII. Nr. 18.

XII. Nr. 22.

X. Nr. 41.

Des ungeheuren Einflusses, den Leonardo da Vinci's langer Aufenthalt in Mailand auf die lombardischen Maler ausübte, habe ich schon früher erwähnt; er erstreckte sich auch auf solche Künstler, die, wie Gaudenzio Ferrari (1484—1549), nicht zu Leonardo's eigentlichen Schülern zählen. Man erkennt diesen Einfluss in einem Bilde Ferrari's, das die heilige Jungfrau mit dem Kinde und einem XI. Nr. 45.
Mönche darstellt. Nicht die beiden heiligen Personen sind der Glanzpunkt des Bildes, — die Madonna hat einen etwas verdriesslichen Ausdruck, der kleine Christus ist nicht sonderlich bedeutend, — sondern der Mönch, in dessen blassen Zügen eine ganze Welt von Empfindungen liegt, alle Strenge der Askese, alle Seligkeit des Aufgehens in einer göttlichen Liebe. In herrlicher Weise vereinigt sich in dieser Gestalt der Tiefblick des Denkers mit der Frömmigkeit Perugino's, dessen Schüler Ferrari längere Zeit war.

An die mailändische Schule schliesst sich die von Parma. Nur eine kurze Blüthe war ihr beschieden; all ihr Glanz beruht fast ausschliesslich auf dem Namen Correggio, aber wie entzückend war diese Blüthe, wie leuchtend dieser Glanz! Correggio lässt sich, meiner Empfindung nach, mit keinem anderen Maler vergleichen; auf ihn passt Shakespeare's Wort: „Ich bin ich selbst allein.“ Im Ausdruck eines bis zur mystischen Verzückung gesteigerten Gefühlslebens steht er einzig und unerreicht da; an zauberischem Reiz der Formen (ich sage Reiz, nicht Schönheit), malerischer Vollendung hat ihn Keiner übertroffen. — Die Gallerie besitzt von ihm nebst mehXI. Nr. 53. reren Studien zu grösseren Compositionen, eine Madonna von der heitersten, süssesten Milde des Ausdrucks, und XI. Nr. 52. sein Selbstporträt, über dessen edle, von einer leisen Schwermuth vergeistigten Züge das Spiel der Lichter und Schatten einen unsäglichen Reiz ergiesst. — Anmuthig in den Formen und von schöner Wärme des Tons ist Lelio XI. Nr. 34. Orsi's Venus mit Amor. — Den Abweg, auf den die XI. Nr. 51. Schule gerieth, bezeichnet eine heil. Familie von Parmigiinino nur zu deutlich. Hier ist die Zierlichkeit bereits zur Geziertheit, die Lebendigkeit des Ausdrucks zur anwidernden Koketterie geworden. In der Technik jedoch ist das Bild nicht ohne Verdienst, die Ausführung sehr präcis, die Färbung fein abgestuft.

Die Kennzeichen der Ferraresen, eine gewisse Tüchtigkeit und Einfachheit bei unerquicklicher Schärfe der Umrisse und etwas buntem Colorit, finden sich auch in XI. Nr. 54. den Bildern Garofalo's, eigentlich Benvenuto Tisio (1481 57. bis 1559), wieder. Merkwürdig ist bei Nr. 57, wie das dem Raphael entlehnte Motiv einen ganz anderen Charakter erhält; die erhabene Demuth Raphael'scher Madonnen wird hier zur stolzen, selbstbewussten. — Von lieblicher Naivetät und zierlicher Ausführung ist eine figurenreiche Composition des weniger bekannten Scarsel-IX. Nr. 10. lino da Ferrara, die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, in der, während die Jungfrau mit dem Kinde beschäftigt ist, ein Engel im Vordergrunde ihre Wäsche ausbessert.

Glänzender als durch die Carracci selbst, von denen hier kein Hauptbild vorhanden, ist die von ihnen gegründete

spätere bolognesische Schule durch ihre Anhänger vertreten, unter denen, hier wie überall, wo er neben seinen Schulgenossen erscheint, Dominichino (1591—1641) der Preis gebührt. Wie kein anderer Künstler seiner Zeit hat er sich eine edle Wahrhaftigkeit, eine liebevolle Hingebung an die Natur bewahrt; nur bei ihm findet sich noch die Tiefe und Ursprünglichkeit der Empfindung, die fast bei allen übrigen einem koketten Spiel mit schönen Formen und bestechenden Lichteffecten hatte weichen müssen. Sein Leben war kein glückliches. Neid und Missgunst verfolgten ihn, sein Bestes ward bekrittelt, der Kranz, den er verdiente, Unwürdigen gereicht. Endlich schienen bessere Tage für ihn anzubrechen; er ward nach Neapel berufen, um bei der Ausschmückung des Domes thätig zu sein. Der ganze, leidenschaftliche Hass der neapolitanischen Maler, die keinen Fremden neben sich dulden wollten, und dem bereits Annibal Carracci hatte weichen müssen, wandte sich gegen ihn und bereitete ihm zahllose Widerwärtigkeiten. Er starb noch nicht fünfzig Jahre alt, wie man vermuthet an Gift, das seine Rivalen ihm reichten.

Mehrere vorzügliche Arbeiten Dominichino's sind hier vereinigt: ein David mit dem Haupte Goliath's, grossartig im Ausdruck und Bewegung, von herrlicher Kraft der Modellirung und Farbe; ein Loth mit seinen Töchtern, dessen rythmische Anordnung, reine Formen und reizvolle Ausführung der weiblichen Figuren über das höchst widrige Sujet glücklich hinweghelfen; zwei virtuos gemalte Heiligenbilder und ein prachtvolles, des grössten Meisters würdiges Porträt des Cardinals Ludovisi, grandios in der Auffassung und von feinster Durchbildung. — Auch von Guercino sieht man hier sehr Schönes: eine heil. Familie, von einem Adel, einer Wärme und Innigkeit, wie er sie nicht oft entwickelt, eine Ruhe auf der Flucht, trefflich beleuchtet und gruppirt und einen im Ausdruck bedeutenden Christuskopf. — Mehreres von Guido Reni, darunter eine sehr liebliche Anbetung der Hirten, einfacher und anspruchloser als meist; ein Christus am Kreuz, von stimmungsvollem Ernst, eine grössere Composition von etwas schwerer Färbung und ganz modernem Ausdruck, aber nicht ohne treffliche Details, und eine Lucretia, deren

XI. Nr. 12

XI. Nr. 32

XI. Nr. 1
40.

XI. Nr. 3

XI. Nr. 1

XII. Nr
15.

XII. Nr
14.

XII. Nr
13.

IX. Nr.

X. Nr. 4

X. Nr. 1

Schönheit im Ausdruck und Bewegung durch den bei Guido Reni so häufig vorkommenden grünlichen Fleischton arg beeinträchtigt wird. Man denkt unwillkürlich an eine Grünspanvergiftung. — Albani erscheint mit mehXI. Nr. 20. reren mythologischen Darstellungen, worunter eine Galathea durch heitere Anmuth und Klarheit des Colorits besonders anspricht. — Schidone, der trotz seiner vielfachen späteren Wandlungen als Schüler des Annibale Carracci zu den Bolognesen gezählt zu werden pflegt, werden wir in der Liechtenstein'schen Gallerie von einer viel vortheilhafteren Seite kennen lernen, als hier in seinem XII. Nr. David, bei dem ihm die vulgären Formen und gewaltsamen 25. Lichteffecte der neapolitanischen Naturalisten als Muster vorschwebten.

An der Spitze dieser letzteren steht Caravaggio X. Nr. 4. mit einem höchst energisch gemalten Selbstporträt und einem Conversationsstück (XI. Nr. 48) von eigenthümlicher Grossartigkeit der Formen, die zu dem unbedeutenden Gegenstand nicht recht passen will. Ausserdem noch Bilder von Manfredi, Preti, Vaccaro, B. Strozzi. — Salvator Rosa, der Schöpfer eines selbstständigen Styls, gehört nicht mit zur Schule. Man sieht hier zwei schöne IX. Nr. 3. 4. Landschaften von ihm, in denen jedoch seine charakteristischen Vorzüge nicht so entschieden hervortreten, wie z. B. in seinen im Belvedere befindlichen Bildern. — ErX. Nr. 34. wähnenswerth ist endlich noch eine Flucht nach Aegypten von Luca Giordano, die voll Talent und Leichtigkeit in der Darstellung, die grossen Naturanlagen verräth, deren edlere Ausbildung durch Leichtsinn und handwerksmässige Hast des Producirens unmöglich gemacht wurde.

Altdeutsche und altniederländische Schule.

An Zahl wie an Wichtigkeit der darin enthaltenen Kunstwerke steht diese Abtheilung hinter der niederländischen, spanischen, italienischen sehr beträchtlich zurück. Nicht als ob es ihr an ausgezeichneten Werken gänzlich fehlte; doch ist die Zahl derselben gering und daneben eine Masse von verstimmenden Mittelmässigkeiten aufge-

häuft. Hiezu gesellen sich noch auffallende Unrichtigkeiten in der Benennung der Bilder und eine so planlose, willkürliche Zusammenstellung oder vielmehr Zerstreuung derselben wie in keiner anderen Abtheilung. Die allerwenigsten haben die Stelle, die der Katalog ihnen anweist, behauptet. Ein in den Rahmen gesteckter Zettel gibt zwar allerdings an, wohin sie eigentlich gehören, doch an gewissen Punkten könnte nur ein Falkenauge die mit Bleistift geschriebene Weisung entziffern. Gemälde, die man im dreizehnten oder vierzehnten Zimmer zu finden glaubt, sind in einem nicht mehr zur Gallerie gehörigen Saale untergebracht und zwar in buntester Reihe, ohne Rücksicht auf Zeit, Schule, ach! oder auch nur Licht! Auch die meisten anderen Bilder haben in den im Erdgeschoss gelegenen Räumen eine ungenügende Beleuchtung und einen ungünstigen Standpunkt. Als wäre es daran noch nicht genug, hat man eines der werthvollsten, die Kreuzabnahme von Matthäus Grunewald (hier fälschlich Schäuffelein genannt), durch ein davor gestelltes plastisches Werk der Betrachtung beinahe entzogen. Sichtlich ist diese Abtheilung das Stiefkind der Gallerie. Angesichts der in ihr herrschenden Unordnung muss ich die bisherige Bezeichnung der Bilder mit Nummern aufgeben; sie wäre vollkommen nutzlos. Anderswo werden meine, dem Katalog folgenden Angaben nur ausnahmsweise mit dem Factum nicht zusammenstimmen; hier aber ist die Ausnahme zur Regel geworden und eine so rastlose Bilderwanderung im Gange, dass die heute richtige Angabe vielleicht schon morgen falsch wäre. In diesem Fall ist es mir unmöglich, dem Besucher die eigene Mühewaltung zu ersparen.

Nicht ohne Verwunderung sieht man hier ein allerdings schönes, aber sicher aus späterer Zeit stammendes Bild, eine Kreuzabnahme, dem Hubert van Eyck zugeschrieben, von dem, wie bekannt, nur an vier Orten (in Gent, Madrid, Neapel und Berlin) historisch beglaubigte Werke existiren. Hat aber dieses Bild, das aus der Schule Johann van Eyck's herrühren dürfte, auch keinen Anspruch auf Aechtheit, so ist es nichtsdestoweniger ein bedeutendes Werk von tief religiösem Charakter, voll Wahrheit und Ausdruck in den Köpfen, höchst sorgfältig

in der Ausführung, die in gewissen Details, z. B. in der Behandlung des Haares, von ausnehmender Genauigkeit und Präcision ist. — Ausser diesem enthält die Abtheilung nur noch ein altniederländisches Bild, eine Kreuzigung von Lucas van Leyden, dem talentvollen *enfant terrible* des edlen Realismus der van Eyck's. Eine geistreiche, trotz des grossen Figurenreichthums klare Gruppirung und ein lebendiger Ausdruck des Schmerzes sind die Vorzüge dieses Bildes; die Köpfe sind jedoch fast durchgängig sehr hässlich, die Figuren breit und schwerfällig.

Der Kreuzabnahme von Matthäus Grunewald habe ich vorhin erwähnt. Ein Hauptbild des Künstlers, vereinigt sie seine Vorzüge: strenge Symmetrie der Anordnung mit schöner Freiheit der Bewegung, Naturwahrheit mit Würde des Ausdrucks, meisterhafte Zeichnung mit tiefer Kraft der Färbung. Auffallend, weil in deutschen Bildern jener Zeit sehr selten, ist die Anmuth seiner Frauengestalten, z. B. der heil. Magdalena, die, seitwärts kniend, mit einer Geberde voll unsäglicher Demuth, Liebe und Trauer die Hand des Erlösers an ihre Lippen drückt. Auch die schwarzgekleidete Stifterin ist eine von zartem Liebreiz umhauchte Gestalt. Dieser gegenüber, wahrscheinlich mit ihr an der frommen Stiftung betheiligt, steht ein Bischof im vollen Ornat, dessen kleinstes Detail eine ungemein sorgfältige Ausführung wiedergibt. Der Kopf des Kirchenfürsten ist von merkwürdiger Kraft der Charakteristik. In manchen Punkten, dem breiteren, edleren Faltenwurf, der weicheren Verschmolzenheit des Colorits, zeigt Grunewald in diesem Bilde sich seinem grossen Mitstrebenden, Albrecht Dürer, überlegen. — Von diesem befindet sich hier eine Kreuzigung, deren Hauptvorzug in ihrem dramatischen Leben liegt. — Alles auf dem Bilde ist Affect, Handlung und Bewegung, ohne dass der erschütternde Vorgang dadurch von seinem Ernst verlöre. In der Mitte des Vordergrundes, nach dem Kreuze hinschreitend, erblickt man die heil. Jungfrau und Johannes, keineswegs schöne, ja nicht einmal edle Gestalten, von langgestreckten Formen, mit plumpen Extremitäten, aber mächtig durch den Ausdruck eines namenlosen, verhaltenen Schmerzes; rechts trauernde Frauen, links Kriegs-

knechte, im Zeitcostüm, die um das Gewand des Herrn würfeln, während ein beturbanter Reiter ihm den Speer in die Seite stösst. Hinter dem Kreuz eine lebhaft bewegte Gruppe von Zuschauern. Die Ahnung eines hier verübten ungeheuren Frevels scheint durch die Gemüther zu gehen, Mienen und Geberden drücken Mitleid und Entsetzen aus. Die Ausführung steht nicht auf der Höhe der Empfindung: kein Zug von Schönheit mildert die herbe Wahrheit der Charaktere, die Formen sind im hohen Grade ungefällig und erscheinen durch den verkümmerten Wurf der Gewänder noch dürftiger. Das Colorit ist gedämpfter, einförmiger als es bei Dürer vorzukommen pflegt. — Ungemein Schönes besitzt die Gallerie von Lucas Kranach. In seiner Ehebrecherin vor Christus ist der Ausdruck von Schmerz, Beschämung und Rührung in dem Kopfe der Sünderin vortrefflich gelungen, Christus selbst, wenn auch ohne die erhabene Ruhe moralischer Ueberlegenheit, edel und würdig in seiner Widerlegung der Pharisäer. Diese sind übrigens das Vollendetste in dem Bilde; der im Vordergrunde Stehende, der bereits einen Stein ergriffen hat, geradezu ein Meisterwerk der Charakteristik. Man erschrickt vor der Bornirtheit, Gemeinheit und Bestialität, die in den Formen wie in dem Ausdruck dieses Kopfes liegt. Von solcher psychologischer Schärfe ist in Kranach's Herodias freilich nichts zu verspüren. Unschuldig, harmlos wie sie hier erscheint, wäre es ihr gewiss nie eingefallen, das Haupt des Täufers zu verlangen; andere Wünsche wären dem schönen Kinde, das, nach dem reichen Anzug zu schliessen, sich gerne putzt und schmückt, unendlich näher gelegen. Aber ihre Jugendblüthe ist so hold, ihre naive Anmuth so einschmeichelnd, dass man sich gerne damit bescheidet, in dem Ganzen nur das Porträt eines zarten deutschen Jungfräuleins zu sehen. Das blühend heitere Colorit passt zu der kindlichen Rundung und Weichheit der Formen; alles Detail, der Kopfputz, der reiche Goldschmuck u. s. w., ist mit der äussersten Sorgfalt und Feinheit ausgeführt. — Zwei Bildnisse von Hans Holbein gehören ohne Zweifel seiner früheren Zeit an und haben noch wenig von der Eleganz des Vortrags, zu der er später gelangte. Ein männliches Porträt in

ganzer Figur von Christoph Amberger zeichnet sich durch geistvolle Auffassung und tiefe Sättigung der Farbe aus; das weibliche ist schwächer.

Eine im Katalog mit Nr. 8 Zimmer XIII angeführte Ruhe auf der Flucht von A. Elzheimer konnte ich in diesem Wirrsal nicht herausfinden, weiss daher in Bezug auf diesen Meister nur von einer schönen Landschaft, die übrigens auch ihre Stelle verändert hat, zu berichten. Die Dimensionen derselben sind von einer bei ihm selten vorkommenden Grösse, die Empfindung eben so zart, die Ausführung eben so fein wie auf seinen kleineren Bildern. Es stellt eine von Teichen durchschnittene, waldige Gegend mit badenden Frauen und weidenden Thieren vor; doch ist die Staffage hier nur oberflächlich behandelt und der ganze Accent auf die Landschaft gelegt, die durch ihre schattige Kühle und Frische wie durch das Träumerische der Stimmung einen eigenthümlich poetischen Eindruck macht. Im Ton ist das Bild heller als gewöhnlich.

Sehr misslich nimmt sich neben Elzheimer, diesem ächten Künstler, sein Zeitgenosse Rottenhammer aus. Er bezeichnet den Beginn einer Periode, in der nur noch im Porträt hie und da Erfreuliches geleistet wurde, während in der Historienmalerei innere Leere und Kälte und äussere Gespreiztheit immer tiefer einrissen. Ein Blick auf die Bilder Rottenhammer's, Frank's, Platzer's (1704—1767), des unerträglichen Manieristen, wird diese Behauptung rechtfertigen. Eine edlere Auffassung, ein klareres Bewusstsein dessen, was Noth thut, findet sich fast nur in einer Madonna von R. Mengs, in der aber auch die Kraft nicht gleichen Schritt mit dem Willen hält. — Noch einer, wenn auch nicht imponirenden, doch mindestens von dem grossen handwerksmässigen Haufen verschiedenen Erscheinung begegnen wir in Angelica Kauffmann (1742—1808). Ihr hier befindlicher Pyrrhus als Kind zu König Glaucias gebracht, ist für die Weise der Künstlerin sehr bezeichnend. Der grosse Ruf, den sie erwarb, hat seine Begründung nicht sowol in der Stärke ihres Talents, als in dessen innerem Zusammenhang mit der eben herrschenden Geschmacksrichtung. Man vergesse nicht, dass sie in einer Zeit lebte, in der Sentimentalität und Schön-

seligkeit an der Tagesordnung waren und die Kunst wie die Literatur ganz und gar durchdrungen hatten. Angelica Kauffmann brauchte nur dem Zuge ihrer Natur zu folgen, um des Beifalls gewiss zu sein. Dabei war sie unstreitig eine geschickte Malerin. Schon in früher Jugend von ihrem Vater nach Italien geführt, hatte sie den Meistern dieses Landes — meines Dafürhaltens besonders Guido Reni — ein eifriges Studium gewidmet und sich eine bedeutende Technik erworben. Sinn für Anmuth und eine leichte, wenn auch nicht reiche Erfindungsgabe, hatte ihr die Natur verliehen; da sich mit dieser Gabe nun auch ein sehr gefälliges, ansprechendes Colorit verband, ist die Anerkennung, die ihre Bilder fanden, wol erklärlich. Als sie, hochbetagt und hochgeehrt, in Rom starb, betheiligte sich die ganze Stadt an ihrer, von Canova selbst veranstalteten Leichenfeier. Seltsamer Weise fühlte sie sich am meisten zu antiken Stoffen hingezogen, mit denen jenes sentimentale Element sich am wenigsten verträgt. Hiezu kommt noch, dass ihr, wie den meisten Malern jener Zeit, das Verständniss des Faltenwurfes gänzlich fehlte, und ihre Draperien meistens das Ansehen nasser Lappen haben. Wir werden sie übrigens als Porträtmalerin von einer günstigeren Seite kennen lernen.

Ich erwähnte vorhin, dass während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts fast nur das Porträt sich noch auf einer gewissen Höhe erhielt; die hier befindlichen Bildnisse von F. H. Roos, Kupetzky, Naumann und Seybold bestätigen dies. Die Perle dieser Gattung ist jedoch ein prachtvolles Porträt des Grafen Ludwig von Zinzendorf von Balthasar Denner. Statt wie gewöhnlich die Natur mit sclavischer Pünktlichkeit, mit schier grauenerweckender Treue zu copiren, hat er sie hier edler und freier aufgefasst und ein wahrhaftes Charakterbild geschaffen. Klarheit, Friede und Milde, ein stilles Siegesbewusstsein spricht aus den Zügen des merkwürdigen Mannes; man fühlt, dass man hier einem Helden gegenüber steht, der die Welt überwand. Der schwärmerische, seelenvolle Blick lässt die tiefste Liebesfülle ahnen, während der feste Schluss der schmalen Lippen zugleich jene Energie verräth, deren es bedarf, um im eigenen Schwunge

Andere mit sich fortzureissen. — Von eben so gründlichem Verständniss der Form zeugend, wie alle Bilder Denner's, zeichnet sich dies noch durch eine wärmere, weicher verschmolzene Färbung aus. — Bemerkenswerth, wenn auch mit diesem nicht zu vergleichen, ist Angelica Kauffmann's Porträt einer Dame am Putztisch, von einem bei ihr ganz ungewohnten sinnlich leidenschaftlichen Ausdruck und von verhältnissmässig kräftiger Färbung, und die Arbeiten zweier mir unbekannter Künstler, Tont und Oelenhainz, die sich nach den Niederländern gebildet zu haben scheinen.

Die Landschaften mit Thierstaffage von J. H. Roos sind fast das einzige Erfreuliche, was diese Abtheilung an ähnlichen Naturschilderungen bietet. Eine Landschaft des zu seiner Zeit so berühmten Philipp Hackert (1737—1807) ist zwar minder decorativ als gewöhnlich, aber noch immer nüchtern und prosaisch genug.

Zum Schlusse sei noch der Arbeiten zweier englischer Künstler, Sir Josua Reynolds' und Benjamin West's, gedacht. Von dem Ersteren (1723—1792), dessen Bedeutung vorzüglich im Porträt liegt, sieht man hier ein Bildniss des Admirals Hughes von grosser Eigenthümlichkeit des Vortrags und lebensvoller Frische des Colorits; von Benjamin West (1738—1820) eine historische Composition, die den Tod des Generals Wolf zum Gegenstand hat, eine verkleinerte Wiederholung seines bekannten Bildes in der Grosvenor-Gallery. Der tödtlich verwundete General ist von den Seinen umgeben, die, Bestürzung und Trauer in den Geberden, sich zu ihm herandrängen; im Vordergrunde kauert ein Indianer, mit gespannter Aufmerksamkeit den weissen Mann betrachtend, der so muthig wie irgend einer seines Stammes dem Tode in's Auge blickt. Die Gruppirung ist geistvoll, der Ausdruck lebendig, aber die Figuren, den sterbenden Feldherrn nicht ausgenommen, sind alle so überaus jugendlich, dass man ein Cadettencorps vor sich zu sehen glaubt. Im Colorit zeigt sich West nicht sonderlich stark, am wenigsten ist es ihm gelungen, den nicht zu beseitigenden Uebelstand der vielen rothen Uniformen glücklich zu verdecken.

Die fürstl. Liechtenstein'sche Gallerie.

Ein von Gärten umgebener Sommerpalast, dessen architektonische Verhältnisse einen würdigen und imposanten Eindruck machen, umschliesst die im Besitze dieser fürstlichen Familie befindlichen Kunstschätze. Auf einer prachtvollen Marmortreppe, der schönsten Wiens, gelangt man in eine grosse mit Fresken geschmückte Halle, die in die sechs Säle des ersten Stockwerks führt; im zweiten Stockwerk beträgt die Zahl der natürlich kleineren Zimmer mehr als das Doppelte. An sechzehnhundert Gemälde sind in diesen Räumen aufbewahrt, darunter freilich auch viele, deren Abwesenheit keineswegs zu beklagen wäre. Mit gutem Gewissen darf man behaupten, dass mehr als ein Drittel der hier vereinigten Bilder theils aus apokryphen, theils aus schwächeren Werken berühmter Künstler, theils aus Arbeiten besteht, die in Bezug auf den Namen ihres Urhebers wie ihrem Werthe vollkommen unbedeutend sind. Es wäre ein wesentlicher Gewinn für die an Meisterwerken reiche Sammlung, wenn sie von diesem ihrer nicht würdigen Ballast befreit würde. Ich weiss, dass das Majoratsgesetz eine solche Sichtung nicht gestattet; jedes einmal der Sammlung einverleibte Bild muss in ihr verbleiben. Wir aber mögen uns getrost über diese Vorschrift hinwegsetzen, und, jene wünschenswerthe Ausscheidung im Gedanken vollführend, nur bei dem wirklich Beachtenswerten verweilen.

Auffallend ist in dieser Gallerie die äusserst ungleichmässige Vertretung der verschiedenen Schulen. Während sie, was die Niederländer betrifft, nur sehr wenigen Museen nachsteht, besitzt sie eine verhältnissmässig geringe Zahl

italienischer Bilder, darunter, allerdings, neben ganz indifferenten, Werke von den grössten Meistern und vom köstlichsten Werthe. Aehnlich verhält es sich mit Bildern altdeutscher Kunst. Die französische ist durch kein Hauptwerk repräsentirt, die spanische geht nahezu leer aus. Wenn die Liechtenstein'sche Gallerie dennoch mit Recht zu den berühmtesten zählt, so hat sie es vor Allem ihren Rubens, van Dyck, Rembrandt und Ruisdael zu danken.

Gut beleuchtet und im Ganzen zweckmässig geordnet, haben die im ersten Stockwerk befindlichen Gemälde eine angemessene Stätte. Anders verhält es sich mit dem zweiten Stockwerk; alle Uebelstände eines nicht ursprünglich zur Aufnahme von Kunstwerken bestimmten Baues treten hier schreiend hervor. Die niedrigen Fenster geben nicht das erforderliche Licht, namentlich kommen die in der Höhe hängenden Bilder dabei übel weg. Der Raum reicht nirgends aus; mitunter sind kostbare Werke in eine dunkle Fensterecke verwiesen oder an einem Fensterpfeiler befestigt, wo kein Lichtstrahl sie je erreicht. Auch die unverhältnissmässige Tiefe der Cabinete ist für kleinere Bilder eine wahre Tarnkappe. — Zum Theil eine Folge des Mangels an Raum ist das Durcheinander, in dem hier die Schulen vermengt sind; im zweiten Saale des zweiten Stockwerks z. B. hängt ein Perin del Vaga zwischen zwei grossen Porträts von Madame Lebrun, Guido Reni und Rubens, A. Carracci und G. Metsu sind zusammengesellt, sie mögen sehen wie sich vertragen. Eine gründliche Abhilfe ist hier der räumlichen Beschränkungen wegen vielleicht schwer, doch immerhin könnte etwas geschehen, um Plan, Ordnung und Logik in das Ganze zu bringen. Schreiender als alle anderen Uebelstände ist der Mangel an einem Katalog; es scheint fast unglaublich, dass diese reiche, wahrhaft königliche Sammlung nicht einmal katalogisirt ist. Hier wäre die Abhilfe leicht und nichts dazu erforderlich als der gute Wille, die richtige Würdigung des eigenen köstlichen Besitzes. Der Herr Galleriedirector versichert allerdings, es werde im fürstl. Archiv ein Inventarium der Bilder aufbewahrt, für den Besucher jedoch, dem dieses Document nicht zu Gesichte kommt, ist dies ein schwacher Trost, wenn er sich mit Noth und Mühe

und ungeheurem Zeitaufwand in diesem Labyrinth zurechtfinden muss. Nur der, mitunter corrumpirte Name des Künstlers — Barozi statt Baroccio, Thiorini statt Tiarini u. s. f. — ist auf den Bildern angegeben; jede andere Angabe fehlt. Bei manchen Gemälden, vorzüglich den allegorischen und vielen mythologischen Darstellungen, ist es ganz unmöglich, über ihren Gegenstand in's Reine zu kommen. Endlich ist es, ohne irgend welchen Anhaltspunkt, fast unvermeidlich, trotz aller daran gewandter Zeit und Mühe, in dieser Masse von Bildern dennoch Werthvolles zu übersehen.

In Ermanglung eines Katalogs und folglich auch einer Numerirung, auf die ich mich bei Anführung der einzelnen Gemälde beziehen könnte, bleibt mir nichts übrig, als die Säle der Reihe nach zu durchwandern und in jedem derselben die vorzüglichsten Werke zu bezeichnen. Dass dieses Verfahren eine ermüdende Einförmigkeit und Trockenheit mit sich bringt, kann ich mir nicht verhehlen, allein ich sehe keinen anderen Ausweg. Wollte ich die Eintheilung in Schulen beibehalten, so müsste ich zu endlosen Weitschweifigkeiten meine Zuflucht nehmen, um dem Leser begreiflich zu machen, wo er das eben in Rede stehende Bild zu suchen habe. — Meine Absicht, Minderbedeutendes unerwähnt zu lassen, habe ich bereits ausgesprochen. Im Hinblick auf den mir zugemessenen Raum muss ich mich selbst den grossen Meistern gegenüber auf eine Auswahl unter ihren Werken beschränken. Die etwaigen Lücken meiner Darstellung bitte ich den Leser mit den unzähligen Schwierigkeiten zu entschuldigen, mit denen ich hier zu kämpfen hatte.

Erstes Stockwerk.

Saal I.

Raphael. Zwei Bilder werden ihm hier zugeschrieben, eine heil. Familie und ein männliches Porträt. Die Unächtheit des ersteren ist so bestimmt nachgewiesen, dass ich mich nicht weiter damit zu beschäftigen brauche, das zweite dürfte eine Jugendarbeit des grossen Meisters sein.

Etwas scharf in den Umrissen, etwas trocken in der Farbe, im Ausdruck befangen und von beinahe ängstlichem Fleiss der Ausführung, dürfte es in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Florenz entstanden sein. Wie fast durchgängig in Raphael's frühesten Porträts, ist auch hier dem Bestreben, das Urbild vollkommen getreu wiederzugeben, die Freiheit der Auffassung und Bewegung geopfert.

Correggio. Venus mit dem schlafenden Amor und zwei Genien. Diesem Bilde gegenüber ist kein Zweifel möglich: jeder Zug darin verkündet triumphirend den Namen Correggio's, seine ganze süsse Holdseligkeit ist hier entfaltet. Die Köpfe haben den ihm eigenthümlichen Typus, mit dem etwas breiten Raum zwischen den Augen, den leicht nach aufwärts gezogenen Mundwinkeln, dem reizend sentimentalen Kinn. In ihrem Ausdruck liegt die sonnige Heiterkeit des Olymps, ein, ich möchte sagen, extatisches Lebensgefühl. Und dieses Colorit, dieses Spiel des Lichtes, dieses Helldunkel! wenn man es entzückend, bezaubernd nennt, lässt man ihm noch kaum sein Recht widerfahren. Das bevorzugte Dresden ausgenommen, hat meines Wissens keine deutsche Gallerie einen Correggio von solchem Umfang, solcher Schönheit und den Künstler charakterisirender Bedeutung aufzuweisen.

Giorgione. Ein weibliches Porträt, eben so herrlich im Colorit wie edel in der Haltung, im Ausdruck von jener schwermüthigen Gluth, die Giorgione kennzeichnet, in der Ausführung des Details, z. B. der Löckchen im Nacken, von so liebevollem Fleiss, dass man meinen möchte, der Künstler habe hier seinem Herzen ein Genüge thun wollen.

Leonardo da Vinci. Christus mit der Dornenkrone. Historisch beglaubigte Bilder Leonardo's sind sehr selten; ob das hier nach ihm genannte wirklich sein Werk sei, wage ich nicht zu entscheiden. Seiner Schule entstammt es gewiss. Es zeigt dieselbe edle Auffassung und Einfachheit in der Behandlung, wie das in der Nähe befindliche grössere Christusbild seines Schülers Cesare da Sesto. Auch den gelblichen Fleischton und die fein empfundene Modellirung der Hände haben beide Bilder mit einander gemein.

Michelangelo da Caravaggio. Eine Lautenspielerin. In einem gewissen Sinne möchte man dies Bild ein Unicum nennen: von dem Gewaltsamen, Abenteuerlichen, Bizarren, in dem sich Caravaggio gewöhnlich gefällt, ist hier keine Spur zu finden; Anmuth, Harmonie und Unbefangenheit sind an ihre Stelle getreten. Die Stellung, namentlich die Wendung des sanft geneigten Hauptes, ist voll natürlicher Grazie, der Ausdruck der ganz in ihr Spiel Vertieften schlicht und liebenswürdig. Auch in der Beleuchtung hat der Künstler seine sonstige Schärfe und Grellheit vermieden. Im breiten, ruhigen Strom ergiesst sich das Licht und bringt, wo es hinfällt, wunderbare Reflexe hervor.

Guido Reni. Eine sehr grosse Anbetung der Hirten, auf der das Licht, von dem göttlichen Kinde ausgehend, mit grosser Virtuosität bis in den dämmerigen Hintergrund abgetönt ist. Die Madonna selbst ist zart, schön und mild, die Gruppe der Hirten reich an trefflichen Charakterköpfen, in Stellung und Bewegung jedoch das Absichtliche, Theatralische nicht immer vermieden. — Venus mit zwei Amorinen, von denen einer einen Satyr zurückweist. Wenn das Motiv der Liebesgöttin an Tizian erinnert, so kann man der Farbe dies auch nicht im Entferntesten nachrühmen. Noch schwächer in dieser Beziehung ist eine übrigens durch Reinheit der Formen und geschmackvolle Anordnung ansprechende *carità romana*.

Guercino. Der heil. Hieronymus wird durch die Posaune des Engels aus dem Schlummer geweckt. Sehr lebendig in der Bewegung und von kräftigem Colorit.

Sassoferrato. Eine Madonna in einen blauen Schleier gehüllt. Vielleicht die bedeutendste Leistung dieses frommen, milden, aber etwas schwächlichen Meisters. Mir wenigstens ist von ihm kein Bild bekannt, in dem die Auffassung von solchem Ernst, die Empfindung von solcher Energie, die Färbung von solcher Tiefe und Wärme wäre.

Dominichino. Eine verkleinerte Wiederholung, vielleicht auch nur Copie, seiner berühmten Sibylle.

Andrea del Sarto. Heilige Familie mit dem kleinen Johannes. Wenn überhaupt von ihm, keine seiner vorzüglicheren Arbeiten.

Massimo Stanzioni (1585—1656). Madonna mit dem Kinde. Die Jungfrau selbst schön und würdig, während die gemeinen Formen des Kindes die neapolitanische Schule erkennen lassen.

Bemerkenswerth sind ferner noch eine in der Auffassung eigenthümliche Herodias des Sienesen Beccafumi (Meccherino genannt) und ein wirksam beleuchteter David von Ferrobosco.

Saal II.

Perugino. Madonna mit dem von einem Engel gestützten Kinde in einer Landschaft. Eine Composition voll liebenswürdiger Naivetät und Anmuth. Die Milde und Demuth im Ausdruck der Köpfe, der traulich beschränkte Charakter der Zustände, die Landschaft, in der Thiere weiden — diese sind allerdings etwas steif ausgefallen — haben eine gewisse Verwandtschaft mit der Auffassung mancher älteren deutschen Meister, denen der Italiener, was die Zierlichkeit der Formen betrifft, freilich sehr überlegen ist. Man möchte den Künstler um die Stimmung beneiden, in der er dieses Bild malte.

Moretto da Brescia. Heilige Familie. Durch Adel des Styls und der Charaktere seiner würdig, aber gegenwärtig in einem Zustand, der eine Restaurirung dringend nothwendig macht.

Giorgione. Ein männliches Porträt von so bewundernswerther Vollendung, dass man, um ein würdiges Gegenstück dazu zu finden, zu seinem weiblichen Porträt im ersten Saale zurückkehren [illegible].

Caravaggio. Eine sterbende Lucretia von mächtigem Ausdruck des Schmerzes, in seiner gewohnten Weise mit Anwendung scharfer Contraste gemalt.

Carlo Dolci. Eine sehr schön gemalte Madonna, in Ausdruck und Charakter mit den zahllosen Madonnenbildern dieses Künstlers ganz übereinstimmend. Ansprechend und von einer bei ihm seltenen Unbefangenheit ist das Porträt eines jungen Mädchens.

Guido Reni. Das Christuskind auf dem Kreuze schlummernd. Schön modellirt und nicht ohne Wärme des Fleischtons. Zwei symbolische Darstellungen (des Glaubens?) sind

von ganz oberflächlicher Empfindung und bei einer gewissen conventionellen Anmuth leer in den Formen. — St. Hieronymus in einer Höhle schreibend. Der Heilige selbst ist nicht von sonderlicher Bedeutung, der Engel hingegen eine der schönsten Gestalten Guido Reni's.

Albani. Eine Venus meretrix und, wenn ich nicht irre, eine Venus, die sich bemüht, durch ihre Liebkosungen den herben Jünglingstrotz des Adonis zu brechen. Beide Bilder höchst zierlich in den Formen, von klarem, heiterm Colorit.

Guercino. Der heilige Joseph in einem Buche lesend. Im Motiv des Kopfes ziemlich gewöhnlich aber wirksam durch einen gewaltigen blendenden Lichteffect.

Die auf Tizians Rechnung gesetzten Bilder sind sicher unächt; kein Funke seines Geistes und seiner Grösse findet sich in ihnen. — Nicht grösseren Anspruch auf Aechtheit haben die dem Andrea del Sarto zugeschriebenen Arbeiten.

Saal III.

Hier ist Rubens Alleinherrscher. Der lange, in Galerieform gebaute Saal enthält ausser seinen Darstellungen aus dem Leben des Decius kein anderes Bild. Die gewaltige Tragödie zerfällt in sechs Acte. Räumlicher Bedingungen wegen sind diese nicht nach ihrer natürlichen Reihenfolge geordnet; es scheint mir daher zweckmässig, diese hier herzustellen. Auf dem ersten Bilde sehen wir die Auguren aus dem Flug der Vögel, den Eingeweiden der Opferthiere den Preis verkünden, um den die Götter Rom den Sieg verheissen; auf dem zweiten spricht Decius zum Heere, um es zum Kampfe gegen Latium zu entflammen; das dritte zeigt uns den Helden, wie er die Todesweihe empfängt; das vierte stellt ihn in dem Moment dar, in dem er zum letzten Ritte sein Ross besteigt; das fünfte versetzt uns in die Schlacht, in deren blutigem Getümmel er sein Schicksal erfüllt; das sechste endlich lässt uns dem Triumphe beiwohnen, den Rom dem todten Sieger bereitet. — Meines Erachtens ist dieser Cyclus das Vollendetste, das Rubens auf dem Gebiete der profanen Historienmalerei geschaffen hat. Durch das Ganze geht eine Grösse des Gedankens, eine Energie der Empfindung, eine tragische Macht, die

uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Jedes einzelne dieser Bilder hat in sich seinen Schwerpunkt, und dennoch schliesst sich das folgende mit innerer Nothwendigkeit ihm an, so wahrhaft organisch ist der Entwurf und Aufbau dieses durch Farben sprechenden Gedichtes. Die willkürlichen allegorischen Zuthaten und Ausschmückungen, die Rubens sonst so gerne anzubringen pflegt, sind hier weggelassen, nur Geschichte und Poesie erheben ihre gewaltige Stimme. Die Gestalten sind zwar nicht antiken Motiven nachgebildet, wol aber von antikem Geiste durchdrungen: auf sich beruhend, voll männlich-ernster Selbstbestimmung und heroischer Ergebung. Ueber alles Lob erhaben ist die Weisheit, mit der, nach der geistvollsten Exposition, die Handlung ihrem Höhenpunkt zugeführt wird, bis sie endlich im Triumph des todten Helden ihren versöhnenden Abschluss findet. Man fühlt:

„Dass so zu leben und auch so zu sterben
Das Höchste sei, was kann ein Mensch erwerben?“ — —

Dichterische Schöpfungen ersten Ranges, sind die Bilder zugleich Meisterwerke der Kunst. Bewegung, Anordnung, Farbe von der merkwürdigsten Kraft der Stimmung. So düster grossartig die Todesweihe, so voll wilder Aufregung und stürmischer Leidenschaft die Schlachtscene, so reich, bewegt und glänzend ist die Darstellung des Sieges- und Trauerfestes. Wozu diente es, einzelne Figuren oder Gruppen hervorzuheben? Wie herrlich sie sein mögen, ihr Hauptvorzug liegt darin, dass sie zur harmonischen Abrundung des grossen Grundgedankens dienen.

Saal IV.

Nebst andern, zum Theil trefflichen Werken enthält dieser Saal eine bedeutende Anzahl von Bildern van Dyck's, vornehmlich Porträts, unter welchen einige seiner vollendetsten. Ich wende mich jedoch zuerst zu seinen religiösen Compositionen, um der höheren Kunstgattung ihr Recht widerfahren zu lassen. Das grössere Publicum sieht in van Dyck nur einen der genialsten Porträtmaler; das ist er allerdings, aber er ist noch mehr: nämlich ein grosser Historienmaler. Wahr ist es, dass er sich gewöhnlich in einem engeren Kreis bewegt, von dem leidenschaftliche

Bewegung und Handlung ausgeschlossen sind; aber in der Darstellung edlen Schmerzes, erhabener Wehmuth, trauernder Liebe kommt ihm nicht leicht ein Anderer gleich. Zu seinen Hauptwerken in dieser Sphäre gehört ein todter Christus von den Seinen umgeben. In einer kühnen und meisterhaften Verkürzung liegt die Leiche des Erlösers hingestreckt; mit dem Ausdruck namenlosen Schmerzes und namenloser Liebe über ihn gebeugt, schliesst ihm die Jungfrau die gebrochenen Augen. In den Umstehenden, unter welchen Johannes, Magdalena und Joseph von Arimathea bedeutsam hervortreten, spiegelt sich dasselbe Leid in fein charakterisirten Abstufungen. Die Charaktere sind von solchem Adel, solcher Milde und Reinheit, dass sie nicht erst des Hintergrundes religiöser Vorstellungen bedürfen, um ergreifend und erhebend zu wirken. — Sehr schön in Auffassung und Haltung ist ferner eine Madonna mit dem Kinde. Aufwärts blickend, scheint sie den Chören der Engel zu lauschen. Minder bedeutend scheint mir ein heil. Hieronymus.

Unter van Dyck's zahlreichen Porträts hebe ich nur diejenigen hervor, in denen das Höchste in diesem Fache erreicht ist. Solcher Art sind das Porträt eines blonden jungen Mannes im Harnisch, das einer niederländischen Dame, Maria Louisa de Tassis, und das eines Mannes im rothen Unterkleid mit pelzverbrämtem Ueberwurf. Das ersterwähnte wird unbegreiflicherweise noch immer für das Porträt Wallensteins ausgegeben, obgleich es mit den authentischen Bildnissen des berühmten Feldherrn nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Zudem ist das Werk vom Jahre 1624 datirt; Wallenstein stand damals bereits in den Vierzigen, während der hier Dargestellte im frischesten Glanz der Jugend prangt. Geniale Auffassung, wunderbare Schönheit der Modellirung, Carnation und Beleuchtung weisen diesem Bilde selbst unter van Dyck's Werken eine bevorzugte Stelle an. Von gleichem Rang ist das Porträt jener schönen Antwerpnerin, die hier Fürstin von Taxis genannt wird. Wenn auch nicht von so hoher Abkunft, ist sie darum nicht weniger ein Inbegriff holden Reizes und vornehmer Grazie. Von ganz grossartigem Charakter endlich ist das Kniestück, auf dem der oben beschriebene ältere Mann,

ein Jude, in einem Lehnstuhl sitzend, sinnend vor sich hinblickt. Obgleich in einem Moment vollkommener Ruhe dargestellt, ist der Ausdruck des Kopfes von einer Energie, einer leidenschaftlichen Kraft, die zu der bequem nachlässigen Stellung den wirksamsten Gegensatz bildet. Er ist zugleich ein Typus und ein Individuum. Eine ausserordentliche Macht der Stimmung liegt ferner in dem Colorit, dessen Tiefe und Intensität mächtig zur Charakteristik beiträgt.

Bartholomäus van der Helst (1613—1670). Ein ungemein schönes Porträt in ganzer Figur, das sich selbst neben van Dyck's Meisterwerken glorreich behauptet. Am Eingang eines Gärtchens von holländisch-chinesischer Zierlichkeit steht ein Mann, dem Beschauer *en face* zugewendet, in einer eben so behaglichen als das Gefühl seiner Wichtigkeit ausdrückenden Stellung. Ein Anflug von militärischer Haltung gibt ihm das Ansehen eines höheren Officiers im Dienst der hochmögenden Republik; sein Ausdruck sagt uns, dass er mit keinem Fürsten tauschen möchte. Aber sein Selbstgefühl ist so naiv und mit solcher Jovialität gepaart, dass man den Mann ordentlich liebgewinnt. Die Ausführung ist höchst meisterlich, der bräunliche Ton des Bildes von seltener Wärme und Klarheit.

Rubens. Christus am Kreuz, an dessen Fuss der heil. Franciscus in schwärmerischer Verzückung betet; ein düsterer Gewitterhimmel überwölbt die schauerlich öde Landschaft. Das inbrünstige Weh des Heiligen, die Trauer der Natur klingen in einem gewaltigen Accord zusammen. — Ausserdem eine kleine Kreuzabnahme von grosser Schönheit in der Composition.

Honthorst. Christus als Kind im Tempel lehrend. Mehr als durch die ziemlich gewöhnlichen Charaktere, durch schlagende Beleuchtung wirksam.

Jordaens. Eine seiner oft wiederholten Darstellungen im niedrigen Genre, gemein, theilweise carikirt in den Formen, aber von derber komischer Kraft. Im Ton ungewöhnlich kühl für Jordaens, dessen meiste Bilder von den Reflexen eines Glühofens beleuchtet scheinen.

Nebst manchem Anderen enthält dieser Saal noch sehr vorzügliche Porträts von Fr. Porbus, Ferdinand Bol und van Linl.

Saal V.

Rubens. Die Auffindung Mosis. Mit einer Kühnheit, die in seiner schwellenden Lebensfülle begründet ist, hat Rubens den biblischen Stoff hier ganz wie einen mythologischen behandelt. Die schönen nackten Frauen gleichen Töchtern des Olymps, der kleine Moses einem Herkules in der Wiege, um so mehr als sich um den Korb, in dem er liegt, eine Schlange ringelt. Verzichtet man jedoch auf die angemessene religiöse Haltung, so ist das Bild der höchsten Bewunderung würdig. Die Grossartigkeit und Fülle der Formen beeinträchtigt nicht ihre Schönheit, die Bewegungen sind lebendig ohne gewaltsam zu sein, die Landschaft mit dem als Fontaine dienenden Isisbild von phantastischem Reiz. — Andere Hauptbilder des Meisters sind: eine prachtvolle Himmelfahrt Mariä, — als Altarbild für einen viel höheren Standpunkt bestimmt, — voll begeisterter Kraft im Aufwärtsstreben, mit herrlichen Köpfen in der unteren Gruppe und von leuchtendem Glanz der Farbe; eine Wiederholung des in Dresden befindlichen Porträts seiner Söhne, an Vollendung diesem gleichstehend; eine mythologische Darstellung, die, wenn auch etwas schwer in den Formen, durch Schönheit der Farbe und leidenschaftliche Bewegung die Aufmerksamkeit fesselt.

Rembrandt. Sein eigenes Porträt; ferner das eines jungen Mannes im reichgestickten Sammtmantel, mit einem Hut, dessen Feder mit einer Diamantagraffe befestigt ist. Das Letztere, im Ganzen ein wunderbares Werk, erhält durch das zauberische Helldunkel, in dem sich der obere Theil des Gesichtes befindet, noch einen besonderen, unbeschreiblichen Reiz.

Gerhard Dow. Ein männliches Porträt, wenig unter Lebensgrösse, daher ein Curiosum unter den Werken des grossen Kleinmeisters. Die Auffassung ist geistvoll und charakteristisch, die Ausführung von der ihn kennzeichnenden Feinheit und Präcision. Seiner coloristischen Bedeutung wird man inne, wenn man sein Porträt mit dem in der Nähe hängenden, übrigens sehr vorzüglichen, Denner's vergleicht. Wie weit steht dieser in Bezug auf Schmelz und Harmonie des Tones hinter dem holländischen Meister zurück!

Wohl zu beachten sind in diesem Saale noch die zum Theil trefflichen Arbeiten von Grebber, de Keyser, d. ä. van Vliet (meist Nachahmer Rembrandt's) und Sponck. Des Letzteren Porträt eines Malers ist von einem an van Dyck erinnernden Adel der Auffassung und Haltung.

Saal VI.

Rembrandt. Diana und Endymion. Als Composition über allen Ausdruck grotesk, als Malerei über alle Beschreibung herrlich, zeigt dieses Bild eben so sehr Rembrandt's vollendete Meisterschaft wie seinen cynischen Trotz gegen jede ideale Anschauung. Ja! Trotz gegen die Idealisten und Eklektiker war es, der ihn seinem Endymion die Plumpheit eines Bauernlümmels, der Göttin die phlegmatische Schwerfälligkeit einer holländischen Bürgersfrau geben liess. Hier wie auf dem bekannten Dresdner Ganymed macht er sich über die zu seiner Zeit so überaus beliebten mythologischen Darstellungen lustig. Zugleich nimmt er jedoch die Gelegenheit wahr, die ganze Magie seiner Palette zu entfalten. Durch das Colorit allein, den blendenden Glanz des Lichtes, das zarteste, duftigste Helldunkel weiss er zur Bewunderung hinzureissen. Man vergisst die Gemeinheit der Motive über dem unwiderstehlichen, ich möchte sagen bethörenden Reiz, den Licht und Farbe über das Ganze ergiessen. — Auch zwei seiner schönsten Porträts, ungewöhnlich edel in der Auffassung, befinden sich in demselben Saale.

Bartholomäus van der Helst. Das Brustbild eines reichgekleideten jungen Mannes, sehr liebenswürdig und seelenvoll im Ausdruck. Der schöne Kopf ist mit bewunderungswerther Weichheit gemalt, die Behandlung des herabwallenden Haares, des weissen Spitzenkragens, der Stoffe von höchster Vollendung.

Rubens. Kleines Bacchanal; in seiner Art eben so herrlich wie das grosse Venusfest im Belvedere. Eine glühende, schon durch ihren stürmischen Schwung über die Gemeinheit erhabene Sinnlichkeit durchdringt die ganze Composition; einzelne Figuren, wie das säugende Satyrweib im Vordergrund, sind lebensprühende Symbole des Naturdienstes, der hier gefeiert wird.

Bernhard van Orley. Ein sehr schönes, in italienischer Weise gemaltes, weibliches Porträt. — Von van Orley's Schüler, Michel Coxcie (1497—1592), ein das Kreuz tragender Christus, etwas hart und trocken, aber trefflich gezeichnet und ergreifend im Ausdruck eines tief in die Seele schneidenden Schmerzes.

Gerhard Terburg. Zwei Cabinetstücke von höchst zierlicher und geschmackvoller Ausführung.

Unter diese Niederländer hat sich auch ein deutscher Künstler des sechzehnten Jahrhunderts verirrt: Georg Pens. Sein Porträt eines Theologen zeichnet sich durch würdige Haltung und Kraft der Farbe aus. Die ungemein schön bewegten und gemalten Hände schon allein verdienten ein Gegenstand des Studiums für viele unserer modernen Künstler zu sein.

Zweites Stockwerk.

Zimmer I.

Der Hauptreichthum dieses Zimmers besteht in Landschaften, zum Theil von Meistern ersten Ranges, wie J. Both und A. Cuyp, zum Theil von Künstlern, die neben jenen Grössen noch immer eine ehrenvolle Stellung einnehmen, wie Fr. Moucheron, J. van Kessel, H. Mommers u. A. m. Mit wenigen Ausnahmen enthält das Zimmer nur niederländische Werke, darunter manche von Künstlern, denen wir bisher noch nicht begegnet sind, wie z. B. Theodor Rombouts (1597—1637). In Abraham Jansen's Schule gebildet, ging er später nach Italien, blieb aber auch dort dem Realismus seiner Heimath treu, wie hier sein sterbender Seneca deutlich bekundet. Der Philosoph, dem eben die Adern geöffnet werden, steht — kein sehr glücklicher Gedanke — in einem grossen Waschbecken von Messing; rechts von ihm ein Jüngling, der die letzten Worte des Sterbenden niederschreibt, im Hintergrund zwei Kriegsknechte. Der Ausdruck der Hauptfigur ist, wenn auch nicht grossartig, doch würdig und angemessen, die Zeichnung des nackten Körpers von strenger Richtigkeit, das Colorit kräftig, aber etwas schwer.

Albani. Leda mit dem Schwan. Gefällige, doch ziemlich unbedeutende Formen und ihnen entsprechender Ausdruck.

A. Elzheimer. Ein Engel, den Hirten die Geburt des Heilands verkündigend, und die Hirten in Anbetung vor dem göttlichen Kinde. Trotz einzelner zu gewaltsam bewegten Figuren, wie z. B. der Engel auf dem ersteren Bild, mit seiner gewohnten Anmuth componirt, in der Färbung aber etwas grell und bunt.

Peter van Slingelandt (1640—1691). Ein Mann an einem Tische sitzend und Geldstücke zählend, daneben eine Frau im goldbraunen Kleid. Die zierliche Anordnung, der unsägliche Fleiss der Ausführung lassen auf den ersten Blick den Schüler Gerhard Dow's erkennen; es gibt aber in der Kunst etwas Unlehr- und Unlernbares. Dieses kann nur geweckt, nicht erworben werden. Die geistige Macht, womit Dow uns die Beziehungen seiner Figuren zu einander klar macht, die Unmittelbarkeit, womit er sie ausstattet, die Kraft der Stimmung, die er in die Farbe zu legen weiss, sind ungeachtet allen Fleisses und aller unleugbaren Geschicklichkeit hier lange nicht erreicht.

Fr. Mieris. Das kleine Bild, das mit diesem berühmten Namen bezeichnet ist, hängt in einer dunklen Fensterecke und überdies viel zu hoch, eine eigentliche Beurtheilung desselben ist daher kaum möglich. Da sich nun nicht wol annehmen lässt, dass man dem Werke eines so ausgezeichneten Künstlers einen so höchst ungünstigen Platz angewiesen habe, so vermuthe ich, es dürfte hier von seinem gleichnamigen Enkel, einem Sohne Wilhelm Mieris, die Rede sein. Dieser Letztere, nur ein schwacher Abglanz seines Vaters, ist hier mit ungewöhnlichem Glücke repräsentirt, seine Harfenspielerin minder hart in der Zeichnung, minder trocken in der Farbe als meist. Das Motiv des Kopfes und der Bewegung ist nicht ohne Anmuth, die Stoffmalerei, unter Anderem der Flaumbesatz des Kleides, geradezu vortrefflich.

Jean le Duc oder le Ducq (1636—1671). Eine Scene auf einem Schlachtfelde, wahrscheinlich bei der Reserve. In der Auffassung unterscheidet es sich in ähnlichen Darstellungen sehr wesentlich von Palamedes Stevens,

von dem ein Reiterangriff sich eben hier befindet. Le Duc ist genrehafter, prosaischer, seine Figuren haben nicht das Cavaliermässige des Palamedes, das Leben des Soldaten ist ihm nicht sowol ein kühnes Spiel, bei dem das Höchste eingesetzt wird, um das Höchste zu gewinnen, als ein handwerksmässig betriebener Beruf; aber was ihm an poetischer Erhöhung, an rascher Leidenschaftlichkeit fehlt, ersetzt er durch vollendete Naturwahrheit und scharfe, mitunter komische Charakteristik. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, der hier an der Spitze einer Abtheilung marschirende Officier eine ganz köstliche Figur. An Reiz, doch nicht an Wahrheit des Colorits, steht er Palamedes nach.

Ph. Wouverman. Landsknechte, die in einer Schenke Halt machen. In seiner geistreichen Weise, leicht, frei und geschmackvoll ausgeführt.

Johann Lingelbach (1625—1687), ein Deutscher, der nach längerem Aufenthalte in Italien sich in Amsterdam niederliess und hauptsächlich Philipp Wouverman sich zum Vorbild nahm. Von ihm sieht man hier Bewaffnete in einem Hinterhalt, meist gut charakterisirte und bewegte Figuren, auf trefflich gezeichneten Pferden. Wouverman's schöne Verschmolzenheit des Colorits hat er sich jedoch nicht zu eigen gemacht; das seine ist etwas räucherig und in der Carnation von einem unangenehmen Braunroth.

Cornelis (hier fälschlich J.) de Wael (geb. 1594). Vagabunden beim Kartenspiel. Vorwurf und kecke Virtuosität des Vortrags bezeichnen diesen weniger bekannten Künstler als einen Vorgänger des neunzehn Jahre später gebornen Peter van Laer. Von besonderer Schönheit ist auf dem Bilde die effectvolle Vertheilung des Lichtes.

Die Zahl der Landschaften ist zu gross, um das Hervorheben der einzelnen zu ermöglichen; nur des besonders Werthvollen sei hier gedacht. Dahin gehört: ein herrliches Bild von J. Both, rechts eine Baumgruppe, durch die ein Weg führt, links Berge, im Hintergrunde Wasser, Alles von dem goldigen Hauch des Herbstes durchwärmt und darüber hin ein Himmel von seltener Klarheit des Tons; von A. Cuyp eine bebaute Gegend mit drei Figuren und weidenden Thieren, worauf namentlich der durch das Gewölk brechende Lichtschimmer meisterhaft ausgeführt ist.

Auch A. Cuyp's Vater, J. G. Cuyp, hat hier ein gutes Bild: ein Schloss am Meere, bescheiden in der Färbung, aber trefflich in der Luftperspective. Beachtenswerthe Arbeiten sind endlich noch Fr. Moucheron's Waldlandschaft mit einem in kleinen Cascaden herabstürzenden Giessbach, Verschuring's (1627—1690) sehr lebendige, im Ton ungewöhnlich klare Jagdpartie, eine italienische Landschaft von H. Mommers (1623—1697) und ein durch schöne Behandlung des Mittelgrundes ausgezeichnetes Bild von Peter Laetmann (geb. 1562), einem Nachahmer A. Elzheimer's.

Zimmer II.

Perin del Vaga (1500—1547), Schüler Raphael's. Die heil. Familie mit einem greisen Heiligen und zwei musicirenden Engeln. Stylgemäss in der Composition, von grosser Reinheit in den Formen, in den Köpfen abgeschwächte Raphael'sche Motive. Die malerische Wirkung ist durch die gänzliche Verblasstheit der Farben nahezu aufgehoben.

R. Menge. Anbetung der Hirten. Ein schönes Bild dieses Künstlers, dessen Schicksal es scheint, über- oder unterschätzt, statt nach Verdienst gewürdigt zu werden. Gewiss war es eine Ueberschwänglichkeit, wenn Winkelmann ihn den grössten Maler nicht nur seines, sondern auch der kommenden Jahrhunderte nannte. Die Nachwelt hat Recht, dieses Urtheil nicht zu ratificiren, Unrecht aber, wenn sie die Bedeutung des Künstlers verkennt, der in der schlimmsten Zeit den Glauben an die Würde und Heiligkeit der Kunst in seiner Seele bewahrte.

Guido Reni. David mit dem Haupte Goliath's. Schön beleuchtet, kräftig modellirt und in dem energischen Ton seiner früheren Zeit gehalten.

D. Ryckaert. Anbetung der Hirten. Eine entschieden realistische Darstellung und dennoch voll schlichter Würde in manchen Figuren, vornehmlich der heil. Jungfrau; in der anbetenden Gruppe ist insbesondere eine alte Frau hervorzuheben, die mit zärtlicher Ehrfurcht die Arme nach dem Kinde ausstreckt. Das Colorit etwas kühl, wie gewöhnlich bei Ryckaert, aber wahr und kräftig.

Rubens. Perseus befreit die Andromeda. Ausserordentlich schön in der Carnation, etwas überladen in den Formen.

Elisabeth Lebrun (1755—1842). Die Porträts zweier Damen, von denen die eine durch Geburt, die andere durch Heirath diesem fürstlichen Hause angehörte. Eine Zeitgenossin der Angelica Kauffmann und gleichfalls bis zu einem gewissen Grade von der falschen Idealität der herrschenden Geschmacksrichtung angekränkelt, steht die französische Künstlerin dennoch entschieden über der deutschen. Ihre Formengebung ist bestimmter, ihr Colorit kräftiger, die Auffassung von schärferer Charakteristik. Freilich ist und bleibt es eine eigenthümliche Idee, die darzustellenden Persönlichkeiten von ihrem natürlichen Boden loszulösen, um sie auf einen phantastischen zu versetzen, die eine der schönen Fürstinnen durch die Lüfte schweben, die andere am Meeresstrande ossianisch träumen zu lassen; aber diese allgemeine Geschmacksverirrung ihrer Zeit darf der Künstlerin nicht besonders angerechnet werden. Jene falsche Idealität beschränkt sich bei ihr zumeist auf die Anordnung, die Individualisirung der Figuren leidet nicht darunter. So ist z. B. der Charakter der beiden Köpfe sehr verschieden: seelenvoll, tief und still glühend der Ausdruck der schwebenden, heiter, witzig, leise ironisch der Ausdruck der sitzenden Dame. Das aristokratische Gepräge ist Beiden gemein und nimmt sich freilich in ihrer *soi-disant* poetischen Umgebung wunderlich genug aus. Von auffallender Schönheit ist der klare, sonnige Lufton des grösseren Bildes.

Quirin von Breckelencamp. Marktscene. Ein kleines, durch Naturwahrheit und gemüthliche Auffassung höchst ansprechendes Bild, einfach und gediegen im Vortrag.

Michel Muscher (1645—1705). Ein Raucher. Eine der seltenen Arbeiten aus späterer Zeit, in denen man noch wirkliches Eingehen auf den Gegenstand und humoristische Auffassung findet.

„Hält der Eine die Pfeife im Mund,
Blickend nach seinem Rauche,
Selig, als ob er am Erdenrund
Weiter vom Glücke nichts brauche!“

Mit dem in diesem Veroon Lemna's geschilderten Ausdruck sitzt der Raucher im Vordergrund, weltvergessen, in einem Traumlande wandelnd; hinter ihm umarmt sich ein zärtliches Paar, — was kümmert's ihn? er hat seine Pfeife! — Die Schönheit der malerischen Ausführung, besonders die Durchsichtigkeit des Helldunkels, bezeugen, dass Mucher nicht umsonst Adrian van Ostade's Unterricht genoss.

P. Plot, wahrscheinlich auch ein Schüler, jedenfalls ein Nachahmer A. van Ostade's, dessen Wärme im Colorit er hier in seinem Bauerntanz zwar nicht erreicht, während er in den Figuren eine jenem nahe kommende komische Kraft entwickelt.

G. Metsu. Ein Liebespaar, daneben eine Alte. Eben so zart in der Ausführung, wie derb sinnlich in der Auffassung, im Ton minder warm und verschmolzen als gewöhnlich.

Garofalo. St. Christoph mit dem Christuskinde. Die Zeichnung präcis bis zur Schärfe, das Colorit, z. B. im leuchtenden Roth des Mantels, von ungemeiner Intensität.

Bourguignon. Truppen auf dem Marsche. Eine geistreiche, lebendige Composition mit trefflich gemalten Pferden, schönen Lichteffecten und geschickter Behandlung des Landschaftlichen.

Auch in diesem Zimmer befindet sich eine ansehnliche Zahl von Landschaften, darunter Arbeiten von L. Carracci, P. Poussin und F. Asselyn. Die Bilder der beiden Ersteren haben so stark nachgedunkelt, dass ein Theil ihres malerischen Reizes verloren ging, doch bietet der grossartige Ernst der Empfindung, die Reinheit der Linien dafür theilweisen Ersatz. Nicht sowol durch diese als durch das poetische Element der Farbe wirkt die von warmen Strahlen umzitterte Landschaft Asselyn's. Nicht zu übersehen sind vier kleine mit reizender Zierlichkeit ausgeführte Bilder von Lucas van Valkenburg, dem Nachahmer Jan Breughel's. Noch mit dessen Schule zusammenhängend, erscheint ein viel späterer Künstler, der gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Böhmen geborne Johann Jakob Hartmann, in seinen zwei Darstellungen von Volksfesten im Freien. Die schier zahllosen Figürchen sind

nicht ohne Eleganz und meist sehr glücklich bewegt, der Fleiss der Ausführung erstaunlich, das Colorit jedoch etwas kalt und bunt.

Zimmer III.

Guercino. Unter mehreren bedeutenden Arbeiten dieses Künstlers, die hier vereinigt sind, leuchtet sein heil. Johannes der Evangelist als die vorzüglichste hervor. Aus dem edlen Antlitz des Heiligen spricht tiefe Begeisterung, in seiner Geberde und Bewegung liegt eine Guercino nicht gerade kennzeichnende Unmittelbarkeit der Empfindung. Das Colorit ist im Fleischton wie in der Gewandung von ungemeiner Kraft, Intensität und harmonischer Schönheit. Wenn ich nicht sehr irre, kann keines der in Wien befindlichen Bilder Guerino's diesem den Rang streitig machen. Treffliche Arbeiten von ihm sind ferner noch ein Loth mit seinen Töchtern und eine edel-schöne Madonna mit dem Kinde.

B. Schidone. Johannes der Täufer. Ein ungemein schönes Werk dieses ungleichen und wandelbaren Künstlers, der, zwischen den äussersten Gegensätzen schwankend, seine Inspirationen heute bei Correggio, morgen bei den neapolitanischen Naturalisten suchte. Auf dem in Rede stehenden Bilde versenkt er sich mit fast weiblicher Hingebung und Feinfühligkeit in die Weise des grossen Meisters von Parma. Das Motiv, wie der schwärmerische Ausdruck des Kopfes, die Schönheit der blühenden Jünglingsgestalt, ihre plastische Modellirung und die Magie des Helldunkels erinnern an Correggio wie eine getreue Copie an das Original.

Manfredi. Gefangennehmung Christi. Roh in der Mache, vielfach gemein in den Motiven, aber von energischer Empfindung, namentlich in der Geberde des Heilands.

Carl Screta (1604—1674). Man erweist diesem Künstler nur sein Recht und thut seinen Mitstrebenden kein Unrecht, wenn man ihn das einzige grosse und wahrhafte Talent der späteren Prager Schule nennt. Man weiss nicht, von wem er die erste Anleitung empfing; bekannt ist nur, dass er frühe nach Italien zog, um sich dort auszubilden. Der Umstand, dass er sich in diesem Lande

keiner der Tagesberühmtheiten anschloss, weder diesen noch jenen Modemaler nachahmte, ist bezeichnend für die Stärke seines Naturells und die Richtigkeit seines Gefühls. Selbst den älteren Meistern gegenüber, deren Werke er unverkennbar mit Weihe und Verständniss studirte, bewahrte er seine Selbstständigkeit. Er eignete sich ihre geläuterten Kunstformen an, aber der Geist, womit er diese belebte, war sein eigener. — Wenn Screta's Ruhm nicht so verbreitet ist wie ihm gebührte, liegt der Grund darin, dass seine Bilder meist in seiner Heimath blieben. So viel mir erinnerlich ist, besitzt ausser Prag nur noch Dresden Werke von ihm; das Belvedere, sonst so reich an Bildern aus der späteren böhmischen Schule, hat keines aufzuweisen. Doppelt erfreulich ist es daher, einer Arbeit dieses wahrhaften Künstlers hier zu begegnen. Seine Vermählung der heil. Catharina ist von einer Schönheit der Motive, einer Hoheit und Milde des Ausdrucks, einer künstlerischen Durchbildung, die man erst recht würdigen lernt, wenn man dies Werk mit den Arbeiten der gleichzeitigen italienischen und deutschen Manieristen vergleicht.

Padovanino. Venus und Adonis. Besser als die ziemlich unbedeutende Göttin ist dem Künstler der schöne Jäger gerathen, der sich übrigens, ein ächter Sportsmann, während sie sich zärtlich um ihn bemüht, nur mit seinem Hunde beschäftigt. Ein sehr ansprechendes Colorit macht die etwas flaue Zeichnung vergessen.

Pietro da Cortona. Ein Taufact, eine Schlachtscene, in der eine Amazone die Hauptfigur ist, und ein Raub der Sabinerinnen, sämmtlich von grossem Geschick in der Gruppirung, blühender Färbung, aber ohne eine Spur jener Vertiefung in den Gegenstand, die einem Kunstwerk allein die rechte Weihe gibt.

Nicolas Poussin. Dankopfer des Noah. Eine mit künstlerischem Bedacht abgewogene Composition, in der auch die Köpfe bestimmter individualisirt sind als bei Poussin gewöhnlich vorkommt; meist pflegt er den Ausdruck nur in die Bewegung seiner Figuren und in die Anordnung des Ganzen zu legen.

Ein durch würdevolle Bewegung, schöne Führung der Linien und klares Colorit ausgezeichnetes Bild wird als aus Domenichino's Schule herrührend bezeichnet.

Noch zu erwähnen sind das sehr tüchtige Porträt eines venetianischen Gesandten von T. Tinelli und eine flüchtig aber breit und kräftig gemalte Landschaft mit Thieren von Rosa da Tivoli (Philipp Roos).

Zimmer IV.

Ridolfo Ghirlandajo. Vermählung der heil. Catharina. Zarte und liebenswürdige Charaktere, besonders schön der Ausdruck von Demuth und Rührung im Antlitz der fast kindlichen Heiligen, das Helldunkel sehr geschickt behandelt. Unter diesem Bilde befindet sich eine heil. Familie aus der Schule des A. del Sarto, die manchem fälschlich auf seine eigene Rechnung gesetzten Werke unbedingt vorzuziehen ist.

Francesco Francia. Madonna mit dem Kinde. Von jener hohen Reinheit und Würde, die seine Madonnen, trotz der beständigen Wiederkehr desselben Motivs, so überaus rührend und anziehend macht. Hier ist zudem das Kind von wunderbar majestätischem und mildem Ernst. — Eine Restaurirung dieses herrlichen Werkes wäre dringend nothwendig; es ist nicht nur mit kleinen Rissen überdeckt, sondern es ist auch schon an einzelnen Stellen die Farbe herabgefallen.

Juan de la Roelas (1558—1625), einer der Begründer der Schule von Sevilla, der sich in Italien bildete. Sein hier befindlicher betender Mönch ist von tiefer Kraft der Farbe und von einer bei spanischen Malern nicht eben häufigen Strenge der Zeichnung.

Polidoro da Caravaggio, eigentlich Caldara (1495 bis 1543). Gleich seinem Heimathgenossen Michelangelo da Caravaggio aus der untersten Volksklasse hervorgegangen, ward er sich seines Talentes erst spät bewusst; dann aber äusserte es sich in so unzweifelhafter Weise, dass Raphael ihn der Aufnahme unter seine Schüler würdig hielt. Edle Gaben waren ihm geworden: ein reiches Compositionstalent, lebendige Empfindung für Schönheit und Anmuth der Formen, aber Eines hatte ihm die launenhafte Natur versagt: den Sinn für die Farbe. Auch pflegt er ihr gewöhnlich aus dem Wege zu gehen; seine bedeutendsten Werke sind *allo sgraffitto*, andere Grau in Grau aus-

geführt. Letzterer Art ist auch das Bild, dem wir hier begegnen, eine heil. Familie mit der heil. Elisabeth, dem kleinen Johannes und einem blumenstreuenden Engel, das Ganze von einer solchen Schönheit der Linien, der Bewegung und des Ausdrucks, dass man die Farbe kaum vermisst.

Camillo Procaccini (lebte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu Mailand). Vermählung der heil. Catharina. Ein Nachklang aus besserer Zeit, ein holdes Nachempfinden der Anmuth und Schönheit Correggio's.

D. Voltera, eigentlich Ricciarelli, ein Schüler Michelangelo's. Heilige Familie mit Anna, Elisabeth und Johannes. Eine tüchtige, stylgemässe Composition, in den Köpfen jedoch ohne Reiz, der hier mit Absicht, wie es scheint, dem nicht sonderlich erfolgreichen Streben nach Grossartigkeit geopfert ist. Ausserdem haben die Figuren etwas Schweres, Gedrücktes, und das Colorit eine gewisse Eintönigkeit.

Sebastian del Piombo. Der junge Tobias mit dem Engel. Lebendig in der Bewegung und von schöner Wärme der Färbung. Nicht wohl begreifen lässt sich, warum der auf Freiersfüssen gehende Tobias hier als Knabe dargestellt ist.

Velasquez (?). Kopf einer alten Frau. Jedenfalls ein nicht zu übersehendes Werk, wenn auch die Schärfe in der Ausführung, die fast grauenhafte Naturwahrheit, mit der einzelne Theile, wie z. B. die Lippen, behandelt sind, nicht gerade auf Velasquez hinweisen.

Annibale Caracci. Madonna mit dem Kinde. Die Madonna selbst edel und würdig, das pausbackige Kind hingegen von einer bei Carracci befremdenden realistischen Derbheit.

A. Carracci (Agostino, Annibale oder Antonio?). Eine Madonna in der Herrlichkeit mit der heil. Catharina und ein heil. Franciscus in seiner Zelle. Der Kopf des Letzteren ist von solcher Tiefe und Innerlichkeit des Ausdrucks, dass man das Werk wol dem Agostino zuschreiben möchte. Verschwommener, allgemeiner sind die Charaktere auf dem grösseren Bilde, dessen Ausführung jedoch eine sehr geschickte Hand bekundet; so z. B. das überirdische Licht,

das den oberen Theil des Bildes durchfluthend, auf dem gelben Gewand des Engels links prachtvolle Reflexe hervorbringt.

Carlo Loth (1632—1698), ein Deutscher, der in Venedig lebend, sich die Kunstweise der damaligen Zeit aneignete und sich dasjenige erwarb, was noch allein dort zu erwerben war: eine bedeutende coloristische Ausbildung. Wenn auch kein höheres geistiges Verdienst, hat sein hier befindlicher todter Christus immerhin das einer tüchtigen Modellirung und wirksamen Beleuchtung.

A. Mantegna. Männliches Porträt. „Die Wahrheit, nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit!“ möchte man beim Anblick dieses ganz von vorne genommenen Kopfes ausrufen, in dessen herben, unschönen Formen eine überraschende Kraft der Charakteristik liegt. Das spricht allerdings für Mantegna; in der Färbung jedoch ist das Bild von seinen im Belvedere und in der Eszterhazy'schen Gallerie befindlichen Werken so grundverschieden, dass man sich dennoch eines Zweifels nicht erwehren kann. Wie dem auch sei, die Schöpfung eines bedeutenden Künstlers ist es gewiss.

Moretto da Brescia. Männliches Brustbild. Ob Porträt oder Studie zu einer grösseren Composition, lässt sich nicht entscheiden. Frei und natürlich in der Stellung, voll edler Ruhe und geistiger Bedeutung im Ausdruck, erfreut das Bild zugleich durch seine harmonische, wenn auch, im Vergleich mit anderen Venetianern, etwas kühle Färbung.

Caravaggio. Männlicher Studienkopf. Breit und keck gemalt, von merkwürdiger Kraft des Colorits, aber gemein in den Formen und von unangenehmer Lebendigkeit des Ausdrucks.

Nicht ohne Verdienst sind die Arbeiten zweier wenig bekannter Künstler Londoni und Zuccherelli. Ueber den Ersteren weiss ich keine Daten anzugeben; nach der naturalistischen Auffassung, dem pastosen Auftrag und dem kräftigen Colorit zu schliessen, dürfte er der venetianischen Schule angehören. — Zuccherelli (zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Toscana geboren) zeigt sich in seinem Scheuerbild als Nachahmer der Niederländer, deren warmen

Ton und Naturwahrheit des Details, er nicht ohne Glück anstrebt.

Zimmer V.

Carlo Dolci. *Ecce homo.* Von energischerem Ausdruck als meist und schöner Bildung der Formen.

Antonio Canale, Canaletto genannt, der Oheim und Lehrer jenes unter demselben Namen bekannten Bernardino Bellotti, dem wir schon früher begegnet sind. Unter den zahlreichen Werken, welche die Liechtenstein'sche Gallerie von diesem vorzüglichen Künstler besitzt, sind die in diesem Saale befindlichen vier grösseren Ansichten von Venedig ohne Frage die bedeutendsten.

Angiolo Bronzino. Sehr saubere Ausführung, das Colorit gefällig und conventionell, die Charaktere unbedeutend.

N. Poussin. Eine grössere und eine kleinere heil. Familie, beide von ausnahmsweiser Frische und Heiterkeit des Colorits und ungewöhnlichem Reiz der Darstellung. Die Kenntniss der Antike, die, zu ausschliesslich hervorgehoben, seinen Figuren oft etwas Statuarisches gibt, verräth sich hier nur durch den Adel der Formen und, namentlich auf dem kleineren Bilde, durch den prachtvollen Wurf der Gewänder.

Domenico Feti. Die Verläugnung Petri. Genrehaft aufgefasst, aber von ungemeiner Lebendigkeit und Bestimmtheit der Charaktere, in der Ausführung sehr fleissig und zierlich.

Paolo Veronese. Von den ihm hier zugeschriebenen Bildern dürfte nur eines, eine Madonna mit der heil. Agnes, mit Recht seinen Namen tragen, ohne übrigens den Glanz desselben sonderlich zu erhöhen. Ein kleines Bild, die Vermählung der heil. Catharina, ist sicher nicht von ihm. Man frage sich, ob die Engelsköpfe, die rückwärts an die Wand geklebt scheinen, dem grossen Meister von Verona ihren Ursprung verdanken können. Auch eine grössere Darstellung desselben Vorgangs ist höchst wahrscheinlich unächt, und, wenn dennoch von ihm, ein ungewöhnlich schwaches Werk. — Aehnliches gilt von einem *santa conversazione* Palma vecchio's. Möglich, dass sie

von ihm ist, vielleicht ein Jugendwerk, vielleicht das Werk einer schwächeren Stunde, sicherlich aber nicht geeignet, von der Anmuth seiner Typen und dem goldigen Hauch, der bei ihm wie ein Sonnenstrahl die Localtöne durchleuchtet, einen richtigen Begriff zu geben.

Sassoferrato. Zwei Marienbilder; in den zarten, länglichen Gesichtsformen, dem milden, etwas schwächlichen Ausdruck, der anmuthigen Neigung des Kopfes, in der Stellung der Hände und dem schüchternen Colorit nicht nur einander, sondern auch den schier unzähligen Madonnenbildern ähnlich, die sich in sämmtlichen Gallerien Europa's von ihm vorfinden. Das einzige mir bekannte Werk, in dem er seine sentimentale Befangenheit abstreift, ist jene schöne Madonna im blauen Schleier, welche sich im ersten Saale des ersten Stockwerks befindet.

B. Murillo. Hirt mit einem Hunde. Höchst anziehend durch den Reiz der Färbung und des unbefangensten Sichgehenlassens; der Hundekopf mit den treuherzig blickenden Augen meisterlich gemalt.

Giulio Cesare Procaccini (1548—1626). Musicirende Engel in den Wolken. In Styl und Behandlung dem im vierten Zimmer befindlichen Bilde seines Bruders Camillo verwandt und wie dieses, nur mit geringerem Erfolg, ein eifriges Studium Correggio's bekundend.

Guercino. Himmelfahrt Mariä. Bemerkenswerth durch Kraft und Intensität des Colorits.

Palma giovine. Eine *santa conversazione*. Edel in den Charakteren, von schöner Farbenstimmung und Beleuchtung, gibt dies Bild einen Massstab für das allzu oft missbrauchte Talent dieses Künstlers.

Innocente da Imola. Vermählung der heil. Catharina. Gewissermassen ein Compromiss zwischen dem vorwiegend religiösen Charakter der umbrischen Schule und dem die Schönheit als höchstes Gesetz aufstellenden Styl Raphael's; in der stillen Innigkeit des Ausdrucks an jene mahnend, in der reizenden Bildung der Formen, der freieren Bewegung dem neuen Kunstzweig folgend, ist dies Bild Imola's dem in der Eszterhazy'schen Gallerie befindlichen weit überlegen.

Pontormo eigentlich Giacomo Carrucci (1493 bis 1558). Eine *carità romana*. Die Hauptfigur von eigenthümlicher Schönheit und grossartig ernstem Ausdruck, die peinliche Symmetrie der Anordnung, welche die vier Kinderköpfe ein regelrechtes Quadrat bilden lässt, so geschmacklos als möglich. In Bezug auf das Colorit erweist sich Pontormo als der würdige Schüler del Sarto's und den meisten Florentinern überlegen.

Raffaellino del Garbo (1476—1524), ein Schüler Filippino Lippi's. Madonna mit dem Kinde. Die Anordnung, zumal der den Hintergrund bildende rothe Teppich hinter dem Thron der Jungfrau, noch im alterthümlichen Geschmack, die Figuren sehr zierlich und anmuthig, der Ausdruck der Köpfe ungemein liebenswürdig.

Bagnacavallo, eigentlich Bartolommeo Ramenghi, ursprünglich ein Schüler Fr. Francia's, später ein Anhänger Raphael's. Heilige Familie. Ohne grosse innere Tiefe, aber edel in den Formen und von schöner kräftiger Färbung.

Tizian. Eine höchst geistvoll und lebendig componirte Skizze zu einem Schlachtbild. Auch zwei grössere Landschaften werden ihm hier zugeschrieben, zeigen aber bei allerdings grossartigem Naturgefühl und edler Führung der Linien zu wenig von seiner coloristischen Eigenthümlichkeit, um jeden Zweifel an ihrer Aechtheit zu beseitigen.

Fr. Gessi (1588—1649), Schüler Guido Reni's. Eine Heilige. Ganz in der Weise seines Meisters, der einem allgemeinen Schönheitsbegriff das individuelle Leben zu opfern pflegte, übrigens von geschickter, ja brillanter Ausführung.

Salvator Rosa. Gegend am Meere. Eine der wenigen Landschaften des Künstlers, in denen es ihm einfach um die Wiedergabe eines bestimmten Naturbildes, nicht um den Ausdruck seiner subjectiven Stimmung zu thun ist, und zugleich ein Beweis, dass er des phantastischen Elementes nicht bedarf, um als Landschafter eine tiefe und poetische Wirkung hervorzubringen.

Tempesta, eigentlich Peter Molyn (1637—1761). Ein Niederländer, Schüler seines Vaters, erwarb er sich während seines langen Aufenthaltes in Italien und durch treffliche Sturmbilder den Beinamen Tempesta. Seine hier

befindlichen Landschaften bekunden ein reiches Compositionstalent, sind aber von trüber und schwerer Färbung.

Joseph Vernet. Zwei schöne, sichtlich nach niederländischen Vorbildern gemalte Marinen.

Zimmer VI.

Dieses und die zwei anstossenden Zimmer enthalten mit ganz geringen Ausnahmen nur niederländische Genre- und Landschaftsbilder. In beiden Fächern ist der Reichthum der Gallerie ungemein gross. Ein detaillirtes Eingehen auf die einzelnen Gemälde würde nicht nur viel zu weit führen, sondern überdies von geringem Nutzen sein, da die, dem engen Kreise des Alltaglebens entnommenen Darstellungen durchaus keines Commentars bedürfen und die Weise der meisten niederländischen Maler dem Wesen nach keine Veränderung zeigt, wenn auch natürlich einige ihrer Werke von grösserer, andere von geringerer Vollendung sind. Wo diese in solcher Masse auftreten wie hier, muss man, wenn man nicht Folianten füllen will, sich damit begnügen, sie im Allgemeinen namhaft zu machen. Ich glaube um so mehr mich darauf beschränken zu dürfen, als ich schon früher Gelegenheit fand, die bedeutendsten Künstler im Genre und der Landschaft zu charakterisiren. Ich gebe daher zunächst, gewissermassen als Nothbehelf für den fehlenden Katalog, nur ein übersichtliches Verzeichniss der hier gesammelten Bilder, um dem Besucher das Auffinden derselben zu erleichtern.

D. Teniers d. j. Verschiedene kleinere Bilder, die durchgängig höchst einfache Vorgänge, mitunter nur Zustände behandeln; ein Bauer und eine Bäuerin, ein Alter mit einem Krug in der Hand u. s. w. Was sie zu Kunstwerken erhebt, ist die frische Naivetät der Empfindung und die, bei scheinbar nur andeutender Flüchtigkeit, ächt künstlerische Behandlung. — Gerhard Dow. Zwei mit Seifenblasen spielende Knaben, von herrlicher Durchsichtigkeit des Helldunkels. — Peter van Laer. Bettelnde Vagabunden in einem Schlosshof, Landschaft mit Kindern und weidenden Thieren. — Franz Hals. Ein Herr und eine Dame beim Schachspiel, daneben ein Zuschauer, von sehr schön verschmolzenem Vortrag; minder bedeutend: ein lust-

wandelndes Paar. — Adrian Brouwer. Verschiedene niedrig-komische Darstellungen, darunter eine Zahnoperation, worauf die augenblicklichen Empfindungen der Personen sehr drastisch ausgedrückt sind. — Joseph Craesbeke. Verwandtes, aber wenn möglich noch gemeiner und cynischer aufgefasst, z. B. das Bild, auf dem eine scheussliche Alte mit einem angetrunkenen Bauer kokettirt. Minder warm im Ton als Brouwer, aber klar und harmonisch in seiner kühleren Farbenscala. — C. Netscher. Satyr mit einer Nymphe. Mit grosser Feinheit und Eleganz gemalt, aber poesielos in der Auffassung und ordinär sinnlich im Ausdruck. — Cornelius Bega. Zärtliches Paar, von ungemeiner Weichheit des Vortrags, leider auf einem höchst ungünstigen Standpunkt. — Ph. Wouverman. Reisende, von Räubern angefallen. Eine Composition voll kühner, leidenschaftlicher Bewegung, mit allem Zauber seines Pinsels ausgeführt. Ausserdem noch ein kleines Jagdbild und mehrere Landschaften, worunter namentlich eine, mit Badenden und Pferden im Vordergrund, im Mittelgrund eine Brücke, über die ein bepackter Esel getrieben wird, von vorzüglicher Schönheit ist. — A. Duc. Soldaten beim Spiel, von einer an Palamedes erinnernden Eleganz der Mache. — J. Ruisdael. Waldlandschaft. Im Vordergrund Hirten, die an einem von rechts herabfliessenden Bach ihr Vieh tränken, im Mittelgrund eine von Bäumen umschlossene Waldwiese. Das bräunliche Laub und der leicht umwölkte Himmel geben der Landschaft einen herbstlichen, sanft melancholischen Charakter. Ein Hauptbild des Meisters. — H. Saftleven. Scene vor einem Wirthshaus, worin sich der treffliche Landschafter auch als geschickter Thiermaler bewährt. Sehr wirksam beleuchtet. — Poelenburg. Auffindung Mosis, in einer sehr zierlichen Landschaft. Auch von Swanevelt, Pynacker, Nicolaus van Berghem, van der Neer u. A. sind mehr oder minder vorzügliche Arbeiten hier vereinigt; desgleichen Thierbilder von Willem Romeyn und dem berühmten Schafmaler Jacob van der Does. — Sehr reich ist dieses Zimmer ferner an, zum Theil prachtvollen Marinen von Willem van de Velde, Bonaventura Peters und Willaerts. Schon der Seltenheit wegen

höchst interessant ist eine Marine von Rembrandt. — Das einzige nicht niederländische Bild ist ein Porträt von Angelica Kauffmann, von anmuthiger Frische des Colorits, zugleich aber von jenem sentimentalen Ausdruck, den sie, er mag noch so wenig zu dem Charakter des Kopfes passen, ihren Porträts wie ihren Phantasiegestalten zu geben pflegt.

Zimmer VII.

D. Teniers d. j. Mehrere Bilder von ausgezeichneter Schönheit, darunter ein grösseres: Soldaten in einer Halle beim Spiel, höchst geistreich in der Anordnung, überaus reizend in der fein abgewogenen Gesammthaltung; eine sehr possierliche Affengesellschaft, eine Wirthshausscene, Kartenspieler, eine Versuchung des heil. Antonius, voll ergötzlicher Phantastik, ein Besuch im Stalle, der auch in der Darstellung von Thieren das lebendigste Naturgefühl bewährt, u. a. m. — Auch ein Hauptbild A. van Ostade's befindet sich in diesem Zimmer, ein Bauerntanz, zu dem ein Dudelsackpfeifer aufspielt. Die schwerfällige Lustigkeit der freilich an die Caricatur streifenden Figuren hat etwas ungemein Drolliges, das Colorit eine Klarheit und Wärme, die von keinem seiner zahlreichen Nachahmer erreicht wurde. — D. Ryckaert. Ein Concert. Gut gruppirt, von schlichter Anmuth der Empfindung, in seinem klaren, kühlen Ton sehr fleissig ausgeführt. — Schalken. Ein männliches und ein weibliches Porträt, von sehr zarter Touche. — Torenvliet. Mehrere kleinere Bilder, unter denen ein Mann, der sich in einen Spiegel betrachtet, besonders hervorzuheben ist. — A. van der Werff. Grablegung Christi. Von unbeschreiblich feiner und zarter Ausführung, höchst wirksam beleuchtet, das Colorit glänzend aber kalt, kalt wie die Empfindung. Jede der Figuren weiss, dass sie etwas vorstellen soll, von innerer Hingegebung, wahrhaftem Ergriffensein, ist bei ihnen nicht die Rede. Der Ruf dieses in Kupferstich vielverbreiteten Bildes erklärt sich zum Theil durch manche unbestrittenen Vorzüge, die geschickte Anordnung, die Kenntniss des Lichteffects, mehr aber noch dadurch, dass ein elegantes, gefälliges Wesen auf viel allgemeinere Sympathien rechnen darf,

als Tiefe und Wahrheit. — Van Doufen. Susanna [illegible] den beiden Alten. Sehr zierlich in der Weise van der Werff's ausgeführt. — Ph. Wouverman. Ein brillant gemaltes Reitertreffen. A. Duc. Ein schlafender Officier, dem eine Frau die Taschen durchsucht, während im Hintergrund sein Camerad mit einem Mädchen scherzt. Von lebendiger Charakteristik, ausserordentlich schöner Färbung und Gesammtstimmung, eines der trefflichsten Bilder des nur selten vorkommenden Künstlers. — Eine Zigeunerwirthschaft von P. van Laer erwähne ich nur, um mir die Frage zu erlauben, warum man dem Werke eines in seiner Sphäre so vorzüglichen Malers einen Platz angewiesen hat, in dessen geheimnissvollem Dunkel (zudem ist das Bild selbst sehr dunkel gehalten oder hat nachgedunkelt) man kaum den Gegenstand unterscheiden, geschweige denn eine malerische Wirkung empfangen kann.

Ein herrlicher Schmuck dieses Zimmers ist eine Marine von J. Ruisdael. Er erscheint in diesem Fache eben so vollendet als in seinen Landschaften; wie in diesen bethätigt sich auch hier sein Sinn für die Erhabenheit der Natur, sein seelenvolles Verständniss ihrer Poesie. Das mit grossartiger Einfachheit componirte Bild stellt die See im ruhigen Zustand unter einem nur von leichten Dünsten umflorten Himmel dar; stattliche Schiffe ziehen ihre Bahn, der Ferne zustrebend, in die sich unser Blick verliert. Eine wunderbar feierliche Stimmung durchdringt das Bild; erst nach und nach gelangt man dazu, sich über das Einzelne Rechenschaft zu geben, die Meisterschaft zu würdigen, mit der die Bewegung der leicht gekräuselten Wellen, die Nässe des Wassers, die Lichtreflexe auf seiner Oberfläche wiedergegeben sind. — Die Marinen von L. Backhuysen befriedigen allerdings die Erwartungen, die sich an seinen Namen knüpfen, stehen aber doch nicht auf derselben Stufe mit seinen im Belvedere befindlichen Meisterwerken. — Unter den Landschaften ist besonders Saftlevens Augegend mit einem zwischen bewaldeten Ufern sich windenden Fluss von schöner Stimmung und Färbung. Besondere Erwähnung verdient noch eine Winterlandschaft von Molenaer. — Reizende Blumenbilder von Jan van Huysum und Rachel Ruysch und ein gutes Frucht-

stück von A. Mignon repräsentiren diesen Zweig niederländischer Kunst.

Zimmer VIII.

Vor Allem fallen hier zwei Bilder Gerbrandt van den Eckhoute in die Augen, in denen er, was Gluth und Schönheit der Farbe, Kraft des Helldunkels, malerische Vollendung betrifft, seinem Lehrer Rembrandt sehr nahe kommt. Das eine der Gemälde stellt einen König bei der Jagdtafel vor, den Gegenstand des zweiten vermag ich nicht zu enträthseln. Ein Mann, wenn ich nicht irre, in altpolnischer Tracht, die allerdings der orientalischen vielfach gleicht, sitzt im Vordergrund in einem Armstuhl und hält einen Brief mit der Aufschrift: *Serenis. et potentiss. Principi Sultano Mehemet Han, Imperatori Asiae, Turcarum et Greciae, et amico nostro honorato.* Auf einem Tische, einer Art Schaubühne, nebenan befinden sich eine Menge kleiner Figuren in langen weissen orientalischen Gewändern, unter ihnen auch der im Vordergrunde sitzende Mann, vielleicht ein Gesandter bei der hohen Pforte. Nach den Bücklingen und feierlichen Geberden zu schliessen, ist eben eine grosse Staatsaction im Gange. Gleichsam spielend sind hier die schwierigsten coloristischen Probleme gelöst, so z. B. das in der Kleidung des Sitzenden vorherrschende Gelb (sein Unterkleid, das Futter seines Ueberwurfs, seine Stiefel sind gelb) so fein abgetönt, die Monotonie durch so blendende Streiflichter gebrochen, dass man vor einem Werke Rembrandt's selber zu stehen glaubt. — Elzheimer. Ein Nachtstück, dessen Gegenstand zu errathen ich gleichfalls Scharfsinnigeren überlasse. Eine Fackel in der Hand schreitet eine weibliche Gestalt durch das Dickicht, sie scheint etwas zu suchen; hinter ihr, im Schatten verschwindend, Männer, die ihr folgen. Das Bild hat so stark nachgedunkelt, dass der Lichteffect im Vordergrund jetzt zu grell scheint. — F. Bol. Heilige Familie, so ganz im niederländischen Geist aufgefasst, dass man das Bild eben auch für das Porträt einer Amsterdamer Bürgerfamilie halten könnte. Im Ton schwerer als gewöhnlich. — Plot. Christus bei Maria und Martha, richtiger ein Stillleben. Die sehr unbedeutenden Figürchen sind ganz in den Hintergrund zu-

rückgedrängt, während sich vorne auf einem Tische die schönsten Früchte und Gefässe breitmachen. Uebermalte man die Gruppe, so wäre es ein allerliebstes Frühstückbild. — Genrebilder von Brackenburg und Dusart, ein kleines Bild von Karl van Moor (1656—1738), von auffallender Schönheit des Tons und der Haltung. — Im Landschaftsfache nebst zwei tief poetischen Werken Ruisdael's sehr vorzügliche Arbeiten von A. Cuyp und Alsloot.

Zimmer IX.

In diesem befinden sich mit alleiniger Ausnahme eines, — durch unpassende Aufstellung schwer sichtbaren — Gemäldes von Domenico Ghirlandajo (1449—1495) ausschliesslich Bilder aus der altdeutschen und altniederländischen Schule, darunter nicht wenige von berühmten Meistern, zum Theil von solchen, denen man, wie z. B. Altdorfer, in keiner anderen Gallerie Wiens begegnet. Die Zahl der letzteren vermehrt sich beträchtlich, wenn man die häufig ganz unrichtigen Bemerkungen, die hier gang und gäbe sind, beseitigend, wie Waagen in seinem Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen es gethan hat, die Kunstwerke ihren wirklichen Urhebern zurückgibt. — Nicht der Wunsch mit glänzenden Namen zu prunken, hat hier die vielen Unrichtigkeiten veranlasst, denn nicht nur sind Gemälde, deren Schöpfer neuere Forschungen nachgewiesen haben, hier als von unbekannter Hand herrührend angeführt, sondern auch manche von Künstlern, denen schon ihre Seltenheit ein besonderes Interesse verleiht, werden oft nicht minder vorzüglichen, aber ungleich häufiger vorkommenden Malern zugeschrieben. Wenn die Katalogisirung, die ich im Eingang dieses Abschnittes gewiss mit Recht ein dringendes Bedürfniss nannte, über kurz oder lang stattfindet, muss ihr, soll sie ausser der leichteren Uebersicht noch anderen wesentlicheren Nutzen bringen, eine gründliche kunsthistorische Kritik und Durchforschung der in dieser Gallerie und namentlich in diesem Saale bewahrten Gemälde vorangehen.

Von den hier Johann van Eyck genannten Bildern scheint mir nur eine kleine, in drei Theile getrennte An-

betung der heil. drei Könige keinen Zweifel zuzulassen. In Formen und Gesichtsbildung haben die Figuren den wundersamen Reiz, der van Eyck eigenthümlich ist. Der vollkommensten Naturwahrheit beflissen, bleibt er dennoch immer schön und würdig; durch die dichterische Macht seiner Empfindung erhebt er die zufällige Wirklichkeit zu einer höheren, ewigen Wahrheit. Auch in dem, selbst in den tiefsten Tönen Licht ausstrahlenden Colorit findet man ihn wieder. Eine grössere Darstellung desselben Gegenstandes ist, wenn auch ein vorzügliches Werk, doch nicht von seiner Innigkeit der Empfindung und seiner unvergleichlichen Farbenpracht. Composition und Anordnung sind allerdings ganz in seinem Geiste und zeigen das bestimmteste Eingehen auf seine Motive, besonders gilt dies von der sehr reichen, mit antiker Architektur geschmückten Landschaft.

Hans Hemling oder Memling. Zwei kleine, mit miniaturartiger Sauberkeit ausgeführte Porträts und eine Madonna mit dem Kinde, hier fälschlich dem Lucas Kranach zugeschrieben. Man begreift diesen Irrthum umsoweniger, als gerade Kranach's so leicht erkennbare Manier die Möglichkeit einer solchen Verwechslung auszuschliessen scheint. Der leider stark beschädigte Kopf der Jungfrau ist von tiefer Milde und Zartheit, die Durchbildung der Hände ungemein schön, das Kind in seiner unschuldigen Munterkeit höchst liebenswürdig. Kraft und Schönheit der Farbe bekunden den Meister, den Fleiss der Ausführung unter Anderem die grau in grau gemalten biblischen Darstellungen an den Kapitälern der die Gruppe einrahmenden Architektur. — Ein ebenfalls Memling genannter Christuskopf dürfte schwerlich auf seine Rechnung zu setzen sein.

J. van Mecheln. Jedenfalls liegt dieser Bezeichnung ein Irrthum zu Grunde. Allerdings kommt in der Kunstgeschichte ein Johann de Mechlinn vor, jedoch nur als Stifter eines jetzt in der Münchner Pinakothek befindlichen Bildes von dem Künstler, den man, da man seinen Namen nicht kennt, nach seinem Hauptwerk, den Meister der Lyversberg'schen Passion zu nennen pflegt. Man weiss von ihm nur, dass er in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts

lebte. In München wird er nach dem Vorgang der Brüder Boisserée, Isaak van Meckenen genannt, sicher mit Unrecht, da es urkundlich festgestellt ist, dass der Träger dieses Namens kein Maler, sondern Goldschmied und Kupferstecher war. — Die zwei hier J. van Mecheln genannten Bilder zeigen überdies eine so verschiedene Technik, dass man sie nicht einmal derselben Hand zuschreiben kann. Das eine, die Geburt Christi mit drei anbetenden Engeln, gehört höchst wahrscheinlich einer früheren Zeit an. Die Formen sind dürftig, die Bewegungen steif, die Hände schlecht gezeichnet, die Finger der Jungfrau z. B. wie von der Gicht verkrümmt, die Köpfe hingegen nicht ohne Lieblichkeit und ungemein gelungen der Ausdruck von Liebe und Ehrfurcht in den um das Kind gereihten Engeln. Das zweite Bild stellt den festlichen Empfang des mit dem Haupte Goliaths heimkehrenden David vor, im Mittelgrund seinen Kampf mit dem Riesen. In der Zeichnung der sehr realistisch aufgefassten Figuren ist dieses Bild dem ersteren überlegen, an Sinn für Anmuth, oder wenn man lieber will, Ahnung derselben, und poetischer Empfindung, steht es aber unter ihm.

T. van Haarlem (?). Wahrscheinlich ist damit Dierick van Haarlem gemeint, der zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts geboren, sich in der Schule der van Eyck's bildete. Das hier nach ihm genannte Werk besteht aus drei Theilen. Das Mittelbild stellt das Martyrium einer heiligen Jungfrau vor, neben der ein bereits Enthaupteter auf dem Boden liegt, ringsumher Kriegsvolk, zum Theil auf vortrefflich gelungenen Pferden, oben in den Lüften ein Engel. Auf dem einen Flügel befinden sich zwei Heilige, auf dem anderen ein Betender, hinter dem ein Engel steht, während ein im Vordergrunde kauernder Mann mit dem Ausdruck arglistiger Bosheit auf den Frommen hinzeigt. Im Gegensatz zu den zart empfundenen weiblichen und Engelgestalten sind die ganz porträthaften männlichen Köpfe von entschiedener Hässlichkeit, eine grossartige Kraft der Charakteristik ist aber auch ihnen eigen. Auffallend ist der vergleichsweise freie und edle Fall der Gewänder, namentlich an dem weissgekleideten Engel. In der Färbung herrscht jener tiefere, bräunliche Ton vor, durch den sich

die holländische Schule, trotz ihres Ausgangs von der van Eyck's, schon frühe von der flandrischen unterschied.

Quintin Messys. St. Hieronymus in einer Landschaft; das Crucifix, vor dem der Heilige betet, lehnt bedeutungsvoll an den Trümmern antiker Sculpturen, neben ihm ruht sein Löwe. Von tiefer Kraft des Ausdrucks und der Farbe, die Landschaft meisterhaft ausgeführt.

Herri de Bles. Eine reich staffirte Landschaft. Im Vordergrund rechts ein Schmelzwerk mit Arbeitern, links Wanderer, im Mittelgrund ein in abenteuerlichen Formen aufgethürmtes Felsgebirg, im Fond eine Flussgegend. Die Composition etwas überladen, die Ausführung sehr fleissig und zierlich, die Färbung in einem an Patinier erinnernden bläulich grünen Ton. — Noch ein anderes hier als unbekannt angegebenes Bild wird Herri de Bles zugesprochen. Es ist eine heil. Familie mit zwei Engeln, von denen einer auf der Laute spielt. Die Charaktere sind von der holdseligsten Anmuth und Heiterkeit, die Pinselführung sehr zart, der Fleiss in der Ausführung des reichen Goldschmuckes auf der Brust der Madonna, des Teppichs hinter ihr u. s. w., staunenswerth.

Lucas van Leyden. Zwei heil. Anachoreten in einer Landschaft. Die letztere ist mit solcher Vorliebe und solcher Meisterschaft ausgeführt, dass die darin befindlichen Figuren fast nur den Eindruck einer gut behandelten Staffage machen. Von demselben Künstler ist auch eine Geburt Christi mit drei anbetenden Engeln, links und rechts, in den beiden Ecken des Bildes, Kindergruppen, die ganz genrehaft aufgefasst, ja theilweise carikirt, in keinerlei Beziehung zu dem Hauptvorgang stehen. Die an sich nicht gerade schönen Köpfe der heiligen Personen gewinnen keineswegs durch die Verkürzung, in der sie sich uns zeigen, im Ausdrucke jedoch sind sie zarter und inniger, als es die Weise des Künstlers mit sich bringt. Ein Hauptreiz des Bildes liegt in seiner wirksam abgestuften künstlichen Beleuchtung.

Schoorel. „Lasset die Kleinen zu mir kommen". Stylgemässe, durch italienische Vorbilder bestimmte Composition, in der Färbung um so viel schwächer als Schoo-

reel zu sein pflegt, dass man Bedenken tragen darf, ihm dies Bild wirklich zuzuschreiben.

Eine glänzende Stellung nimmt in diesem Saale Peter Breughel (Bauernbreughel genannt) ein. Kein anderer Künstler erscheint hier mit einer solchen Anzahl von ausgezeichneten Werken. Da ist ein mit seltener Energie gemaltes kleines männliches Porträt, verschiedene Landschaften, unter welchen eine mit Schnittern und eine mit Schlittschuhläufern, eben so trefflich im Ton als lebendig und meisterhaft in der Staffage sind, eine Predigt Johannes, ein durch Wahrheit der Bewegung ausgezeichneter Zug von Blinden, die tappend ihren Weg suchen, während die Vordermänner bereits hinkollern, eine Bauersfrau, die von maraudirenden Soldaten misshandelt wird. Das bedeutendste seiner Werke ist jedoch ein Todtentanz voll phantastischer Schrecken und furchtbar einschneidender Ironie, ein grässlicher Triumph des Todes über allen Glanz, alle Kraft, alle Schönheit der Erde. Mit verzweifelnder Geberde sinkt im Vordergrund ein König in vollem Waffenschmucke hin, Gerippe führen einen mit Todtenschädeln beladenen Wagen, der eben daran ist, über eine am Boden liegende Frau hinwegzurollen. Ein Hund beschnuppert eine Leiche, den Degen in der Faust stürzt ein Jüngling hin, eine gedeckte Tafel steht verödet da. Nur ein im Vordergrunde links sitzendes Liebespaar scheint, in sich versunken, von dem Entsetzen ringsum nichts zu ahnen, doch schon holt ein hinter ihnen stehendes Gerippe zum Streich gegen sie aus. Die realistische Behandlung dieser wüsten Phantasmagorien vermehrt noch ihre erschütternde Wirkung. Sehr bezweifeln möchte ich, dass ein hier bloss Breughel genannter Bauerntanz (die Weglassung des Vornamens ist ein in dieser Gallerie häufig vorkommender Missbrauch) demselben Künstler angehört; die Composition hat allerdings etwas von seiner derben Komik, die Farbe scheint mir jedoch für ihn zu bunt und die Haltung zu unruhig.

Erwähne ich noch zweier Landschaften von R. Savery und eines sehr zierlich ausgeführten, im Ton etwas kalten Bildes von Jan Breughel, so glaube ich keinen erheblichen Meister der niederländischen Schule übersehen zu haben.

Unter den als unbekannt angeführten Bildern scheinen einige aus sehr früher Zeit zu stammen, so z. B. zwei höchst primitive Compositionen auf Goldgrund (auf der einen werden zwei Wanderer aus einer Stadt verjagt, auf der zweiten wird ein Verbrecher vom Teufel durch die Luft geführt) und vier kleine Bilder, welche die Verkündigung, die Heimsuchung Mariä, die Geburt Christi und die Anbetung der heil. drei Könige vorstellen. Zu dem Grund, den Heiligenscheinen und theilweise zu den Gewändern ist Gold verwendet. Die Zeichnung ist unbeholfen, der Fleischton in den Männerköpfen ein schweres Rothbraun, der Ausdruck schlicht und mild. Die anderen Bilder bekunden einen sehr erheblichen Fortschritt. Eines derselben, Christus am Kreuz mit Maria, Johannes und Magdalena erinnert in der Anordnung und zum Theil auch durch leidenschaftliches Pathos an den älteren Rogier van der Weyde. Da noch eine andere, gleichfalls anonyme Darstellung desselben Gegenstandes sich in diesem Saale befindet, bemerke ich, dass die in Rede stehende in der Ecke neben der Eingangsthür hängt. Bemerkenswerth sind ferner ein, mit Ausnahme des gänzlich unbedeutenden Christus, in den Köpfen edler und zarter Tod der heil. Jungfrau, und eine sehr liebenswürdige Madonna mit dem Kinde, an derselben Wand. — Wenden wir uns nun zu den deutschen Schulen einer späteren Zeit.

Die fränkische ist durch Dürer's Lehrer und mehrere seiner Schüler vertreten, er selbst aber fehlt, denn mit voller Bestimmtheit darf man behaupten, dass die ihm hier zugeschriebenen zwei Bilder nicht von ihm sind. Dürer's künstlerische Individualität ist so scharf ausgeprägt, dass sie sich in jedem seiner Werke geltend macht; wo diese nicht hervortritt, geht man sicher recht, wenn man seine Urheberschaft entschieden in Abrede stellt. Die hier fälschlich ihm beigemessenen Gemälde, Seitenflügel eines Altarbildes mit den Porträts der Stifter und ihren Namenspatronen, sind der gerade Gegensatz seiner Weise, von grosser Weichheit der zumeist durch die Farbe angegebenen Umrisse und einer sanften Verschmolzenheit des Colorits, die sie als Werke aus der schwäbischen Schule kennzeichnet. Von ganz besonderer Tiefe des Ausdrucks und prachtvoll

modellirt sind namentlich die Männerköpfe, die weiblichen sind zwar sehr zart, aber flacher und zudem etwas verblasst. Zwei Bilder Michael Wohlgemuth's sind trotz einer unleugbaren Tüchtigkeit in der Ausführung, in der Anordnung überladen und ohne tiefere Charakteristik.

Aus der zahlreichen Gruppe von Dürer's Schülern begegnen wir hier Georg Pens, Hans von Kulmbach, Bartel Beham, Heinrich Aldegraf oder Aldgrever, Albrecht Altdorfer. Der Letztere (1488—1538) erscheint in seiner Madonna, über deren Haupt Engel eine Krone halten, als der eigentliche Colorist der Schule. Auch an Schönheit zeigt er sich, hier wenigstens, den meisten seiner Mitstrebenden überlegen. Das Antlitz der Madonna ist von reinen, edlen Formen, der Ausdruck des Kindes und der Engel von süsser Anmuth, das herabwallende blonde Haar der Jungfrau meisterhaft, die Gewandung ungewöhnlich breit und frei behandelt. — Georg Pens. Zwei Darstellungen von Martyrien. In Auffassung und Vortrag von seinem schönen Altarbilde im Belvedere so grundverschieden, dass man sie nicht für Werke derselben Hand halten würde, wüsste man nicht, welche völlige Umgestaltung sein Aufenthalt in Italien in ihm bewirkte. — Heinrich Aldegraf. Porträt eines jungen Mannes mit einer Nelke in der Hand. Ein tüchtiges, wenn auch nicht sonderlich anziehendes Werk. — Hans von Kulmbach, eigentlich Wagner: Kreuzigung. Eine geistvolle Composition, von reinerem Geschmack als der fränkischen Schule gewöhnlich eigen, und in einem kühlen, klaren Ton ausgeführt. — Das Bild wird von Waagen in seinem oben erwähnten Werke dem Lucas van Leyden zugeschrieben und gewiss fällt die Meinung eines so bewährten Kenners schwer in's Gewicht. Ich gestehe jedoch, dass der Ernst der Auffassung, die Schlankheit der Figuren, das Mass im Ausdruck, mir der Weise des holländischen Meisters nicht zu entsprechen scheinen und so dürfte in der That Kulmbach der Urheber des Werkes sein. — Auch Bartel Beham erscheint hier mit einer Kreuzigung von etwas zerfahrener Composition, aber kräftiger Färbung. — Für einen späteren Nachahmer Albrecht Dürer's halte ich den mir übrigens unbekannten König, dessen Christus in der Glorie vielfache

Anklänge aus Dürer's heil. Dreifaltigkeit bringt. Auf dem unteren Theil des Bildes befinden sich Adam, Eva, Noah, die Patriarchen, Propheten und Helden des alten Bundes, nach oben aufsteigend die neutestamentlichen Heiligen, oben in der Mitte, auf der Weltkugel thronend, Christus mit Maria und Johannes, über ihm Engeln mit den Insignien des heiligen Leidens. Der Ausdruck der Köpfe erhebt sich freilich nicht zu Dürer's grossartiger Innerlichkeit; die Färbung ist bunt, die Gruppirung jedoch vortrefflich und der Fleiss in der Ausführung der zahllosen kleinen Figuren bewundernswerth.

Auf die schwäbische Schule übergehend, muss ich vor Allem bemerken, dass zwei Bilder eines ihrer vorzüglichsten Künstler, des Bartholomäus Zeitblom (geb. um 1440), hier fälschlich Hans Holbein genannt werden. Es sind Porträts, das eine einen Mann im braunen Pelz, eine Papierrolle in der Hand, das andere eine Frau im schwarzen Kleid und weissen Kopftuch, die gleichfalls eine Rolle in der Hand hält, vorstellend. Beide Bilder befinden sich an der Seitenwand rechts vom Eingang. Das männliche ist jedenfalls das vorzüglichere, von treuem Ernst der Auffassung und warmer, kräftiger Färbung; der weibliche Kopf ist zwar nicht minder fein modellirt, aber minder lebendig im Ausdruck und etwas verblichen im Colorit. — Sehr ansprechend ist ein kleines Bild Hans Burgkmair's, das Porträt einer jungen Frau mit einem Falken auf der Hand. Die Formen des anmuthigen Gesichtes sind fein und richtig empfunden, der Fleischton zart und wahr. — Von Hans Baldung, Grien genannt, dessen entschiedene Hinneigung zu Albrecht Dürer ihn kaum noch zur schwäbischen Schule zu zählen erlaubt, sieht man eine Madonna mit dem Kinde, von incorrecter Zeichnung, keineswegs schöner Gesichtsbildung und unscheinbar gewordener Färbung, aber wahr im Ausdruck inniger Zärtlichkeit. — Den grossen Hans Holbein kennen zu lernen, ist die Liechtenstein'sche Gallerie nicht der Ort. Den Irrthum, der ihm die Arbeiten Zeitblom's beimisst, habe ich bereits erwähnt, ein zweiter ist noch zu berichtigen: das hier Holbein genannte Porträt einer Frau im blauen Kleid und weissen Tuch, mit einer Nelke und einem Rosenkranz in den Händen, ist das

Werk eines kölnischen Künstlers, des Meisters vom Tode Mariä. Unter den drei Porträts, die Holbeins Namen mit Recht tragen, ist dasjenige eines Mannes mit pelzverbrämter Mütze und auf einer Brüstung ruhenden Händen, jedenfalls das beste, ohne dass es jedoch den Vergleich mit seinen nicht nur beziehungsweise besten Arbeiten aushielte.

Bei mehreren hier Lucas Kranach genannten Bildern ist diese Bezeichnung unzweifelhaft falsch, doch auch nach Beseitigung derselben erübrigt noch eine hinreichende Anzahl solcher Werke, denen gegenüber kein Bedenken möglich ist. Das wichtigste darunter ist eine Venus mit dem von Wespen gequälten Amor. Wer Kranach's Realismus kennt, wird sich nicht darüber wundern, dass die beiden mythologischen Gestalten auf ein ziemlich gewöhnliches irdisches Mass herabgestimmt sind. Seine Venus ist allerdings nicht mehr als eine hübsche Frau, sein Amor nur ein allerliebster Junge, aber wenigstens sind hier die unschönen Linien und der philiströse Charakter, in die er mitunter verfällt, glücklich vermieden und eine liebenswürdige Naivetät ersetzt, was der Darstellung an idealer Erhöhung fehlt. Zudem ist das Bild ausserordentlich schön gemalt. Auch eine das Kreuz tragende jugendliche Heilige entfaltet den heiteren Glanz seines Colorits. Noch andere Bilder sind: Christi, die Kinder zu sich berufend, ein Abendmahl und zwei schön beleuchtete Apostelköpfe.

Schliesslich sei noch des Fremdlings in diesem Raume, Domenico Ghirlandajo gedacht, von dem man hier eine Madonna mit dem Kinde sieht, um die sechs Engel symmetrisch gruppirt sind. Einen Gegensatz zu dieser noch alterthümlich strengen Anordnung bildet der höchst lebendige Ausdruck der übrigens nicht schönen Köpfe und die Lebendigkeit der Geberden. Die Zeichnung ist sehr tüchtig, die Farbe klar und das Bestreben erkennbar, durch wohlberechnete Vertheilung des Lichtes die Wirkung zu erhöhen.

Zimmer X.

Durch die rechte Seitenthür des neunten gelangt man in dieses saalähnliche Zimmer, in welchem sich Blumen-

stücke, Stillleben und Thierbilder von den grössten Meistern der in diesen Fächern so glänzend entwickelten niederländischen Kunst befinden. Von J. Fyt, Jan Weenix, Melchior Hondekoeter und David de Heem sind Hauptbilder hier vereinigt. Des Erstgenannten Bärenhetze und Wölfe im Kampfe mit Hunden sind von unbeschreiblich feuriger Bewegung und staunenswerther Naturwahrheit in den Physignomien der Thiere, höchst geistvoll erfunden, mit vollendeter Meisterschaft dargestellt. Das Bärenbild namentlich ist eine Schlacht im Kleinen:

„Auf Vordersmann Rumpf springt der Hintermann!"

Der Bär ist von einem Grimm, die angreifenden Hunde sind von einer Wuth erfüllt, die sie Gefahr und Wunden gering achten lässt. Man kann dies Bild nicht betrachten, ohne sich zu fragen: also das ist der Friede in der Natur? — Von vollendeter Meisterschaft zeugen J. Weenix's Darstellungen todten Wildes, mit reichem und geschmackvoll angeordnetem Beiwerk ausgestattet. Als besonders schön, schon wegen des prachtvollen Lichteffects, hebe ich das Bild hervor, auf dem ein todter Hase, ein Jägerhut und allerlei Jagdgeräthe auf einem Marmortisch liegen. Die Ausführung ist bei solcher Präcision, dass man auf dem Thierfell die Haare zählen könnte, dennoch frei und geistreich. — In ihrer Art nicht minder ausgezeichnet sind Melchior Hondekoeter's Hühnerhöfe mit Pfauen und anderem Geflügel. Gute Thierbilder sieht man ferner noch von Theodor van Valkenburg (1675—1721), einem Schüler des J. Weenix, von David de Koninck, der sich nach Fyt bildete und von dem Deutschen Franz Werner Tamm (1658—1724).

Das Vollendetste, was in diesem Fache erstrebt werden kann, ist in David de Heem's Blumen- und Fruchtstücke geleistet; seine Farbenpracht und Gesammtharmonie, seinen Schmelz und sein Naturgefühl erreicht kein anderer Blumenmaler und selbst wenn dieses Zimmer statt der Streecks und Merians, Arbeiten von van Huysum und Rachel Ruysch enthielte, würde er auch vor ihnen noch immer den ersten Rang behaupten.

Zimmer XI.

Fyt. Wieder zwei treffliche Thierstücke, Hunde, die sich zum Angriff auf Füchse anschicken und eine Hirschjagd. Uebrigens enthält dieses Zimmer, ein paar hübsche Genrebilder (darunter eines von van der Meulen) ausgenommen, fast nur Schlachtenbilder und Landschaften, in beiden Fächern von vorzüglichen Meistern, wie einerseits Palamedes, Stevens, Bourguignon, Hugtenburg, andererseits Hobbema, Wynants, R. de Vries, J. Artois, de Vlieger. Da sich unter diesen Namen keiner befindet, dem wir nicht schon hier und anderwärts wiederholt begegnet wären, mag ich mir eine ausführlichere Charakterisirung ihrer Werke erlassen. Interessant ist es, den gewöhnlich nur als Schlachtenmaler genannten van der Meulen hier als Genremaler kennen zu lernen. Gegenstand des Bildes ist eine theatralische Vorstellung auf einem grossen von Häusern umgebenen Platz, im Fond die Schaubühne mit den agirenden Personen, im Vordergrund zahlreiche Zuschauer. Die ganze Scene ist hübsch erfunden, die Gruppirung mit künstlerischer Einsicht abgewogen und die Mehrzahl der Figuren mit Geist, ja selbst mit einem gewissen Humor individualisirt. Auch in der Färbung hat das Bild grosses Verdienst. — Ein kleines Genrebild von Arnold van Boonen, einem Schüler Gottfried Schalkens, spricht durch zierliche Formen und schön ausgebildetes Helldunkel an. Besondere Erwähnung verdienen endlich zwei treffliche Porträts von Dominicus van der Smissen, dem Schwager und Schüler B. Denner's, die mit scharfer Charakteristik eine höchst präcise, doch keineswegs peinliche Ausführung verbinden.

Unter den Landschaften nimmt die in Bezug auf Behandlung der Luft und des Baumschlags unvergleichlich schöne von M. Hobbema unstreitig den ersten Rang ein. An sie reihen sich eine in eben so klarem als warmem Ton gehaltene Herbstlandschaft von S. de Vlieger und die Ansicht eines Waldes von Wynants. Eine Flussgegend von R. de Vries macht durch Naturwahrheit und treffliche Perspective die Einförmigkeit ihrer Linien vergessen. Die kostbarste Perle unter den in diesem Zimmer

enthaltenen Bildern ist jedoch eine Marine von L. Backhuysen, ein Seesturm, der, nachdem er das Schiff zum Wrack gemacht, ein ausgesetztes Rettungsboot gegen die Klippen treibt. Am Ufer erhebt sich ein festes Schloss, dessen Bewohner den Schiffbrüchigen Beistand zu leisten bemüht sind, aber den entfesselten Elementen gegenüber scheint menschliche Kraft nichtig und die Rettung zweifelhaft. Die spannungsvolle Auffassung des Momentes verdient noch grössere Bewunderung als die Ausführung, obgleich diese den höchsten Grad von Meisterschaft bekundet.

Zimmer XII.

Durch die letzten drei Zimmer, oder vielmehr Säle, zurück, gelangt man in das zwölfte, in dem wieder fast ausschliesslich niederländische Bilder sich befinden. Als gewissermassen mit den Niederländern verwandt haben zwar auch zwei Arbeiten M. Cerquozzi's (Micholangelo delle battaglie genannt) hier eine Stelle gefunden, da es aber auf dem Standpunkte, den sie einnehmen, unmöglich ist, auch nur ihren Gegenstand zu unterscheiden, so bin ich genöthigt sie zu übergehen. Zu den Unbegreiflichkeiten, auf die man in dieser Gallerie häufig stösst, gehört es auch, dass Bildern von unbedeutenden oder bis zum Ueberdruss häufig vorkommenden Malern ein ohne Vergleich günstigerer Platz angewiesen ward, als den in Deutschland überhaupt seltenen, in dieser Sammlung einzigen Werken Cerquozzi's. — Von andern Künstlern finden sich hier:

Gonzalès Cocques. Familienporträt, in der Anordnung von der dem Künstler eigenen Vornehmheit und Eleganz, höchst sorgfältig in der Ausführung, im Ganzen aber von minderer Gesammtstimmung, schwerer und bunter im Ton als gewöhnlich. Auf die allerdings sehr geschmackvoll erfundene Scenerie ist so viel Gewicht gelegt, auf die zierliche Ausführung des Beiwerkes, der Marmorstatuen des Frühstückstisches, den auf dem Marmorboden zerstreuten Blumen so unsäglicher Fleiss verwendet, dass die Aufmerksamkeit auf Kosten der Figuren davon in Anspruch genommen wird.

Duc. Spielgesellschaft. Gut und lebendig componirt, besonders aber von grösster Kraft und Frische des Colorits und vorzüglicher Stoffmalerei.

Ein hier Gerhard Dow genanntes Bild ist zu hart in der Zeichnung, zu unausgeglichen in den Tinten, mit einem Worte zu schwach, als dass es wirklich von ihm sein könnte. — Eben so wenig dürfte Jan Steen der Urheber der ihm zugeschriebenen Dorfscene sein. Nicht als ob das letztere Bild nicht bedeutende Vorzüge hätte, aber der Humor, der sich darin ausspricht, ist nicht der urwüchsige des lustigen Schänkwirths von Leyden, und die übrigens tüchtige Technik weicht entschieden von der seinigen ab.

Fr. Snyders. Zwei grosse Hirschjagden, dieses Rubens unter den Thiermalern würdig. Namentlich in Bezug auf die Hunde ist hier das Ausserordentlichste geleistet.

Ein köstlicher Schmuck dieses Zimmers ist eine Stadtansicht von Jan van der Heyden (1637—1712). Es stellt eine Gracht vor, d. h. eine von einem Canale durchzogene Strasse mit Bäumen und einem an den Häusern hinlaufenden Trottoir. In bewundernswerther Weise vereint sich in van der Heyden's Vortrag geistvolle Freiheit mit einer von keinem Feinmaler überbotenen Zartheit und Präcision. Das feinste malerische Gefühl spricht sich in der Führung der Linien, eine coloristische Begabung, wie vielleicht kein anderer Architekturmaler sie besass, in der schönen Wärme und Klarheit des Tons aus. Der Reiz dieses Bildes, mit seinem sanften, gedämpften Lichte, seiner ruhigen Wasserfläche, seinen zierlichen Giebelhäusern aus rothen Backsteinen, dem mit holländischer Reinlichkeit gepflegten Fussweg, der neben ihnen herläuft, ist in der That unbeschreiblich.

Unter den Landschaften trägt eine ziemlich grosse als Ueberschrift den Namen Teniers. Wenn diese Bezeichnung nicht etwa ganz und gar willkürlich ist, kann damit nur der ältere Teniers gemeint sein. Sein unvergleichlich grösserer Sohn pflegte sich weder zu einem so anspruchsvollen Format zu versteigen, noch findet man sonst bei ihm diese Trockenheit der Auffassung, dies eintönig freudlose Colorit. Weit ansprechender als diese sind Jan

van Goyen's (1596—1666) Landschaft, die durch Naturwahrheit und Reinheit der Stimmung reichlich ersetzt, was ihr an coloristischem Reize abgeht, und eine durch Wärme des Tons und wirksame Beleuchtung ausgezeichnete Arbeit Lutherburgs. Ausserdem noch zum Theil werthvolle Bilder von Artois, Ph. Wyck und F. Bol.

Zimmer XIII.

Dieses enthält grösstentheils Bilder von modernen Künstlern, wie P. Krafft, Füger, Lampi, Dallinger u. A., fast durchgängig aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, d. h. aus einer Zeit, in der ein falscher Idealismus und ein ganz conventioneller Schönheitsbegriff die deutsche Kunst in Ketten und Banden hielten. Ich habe schon früher meine Absicht ausgesprochen, die Werke neuerer Kunst in diesem Buche unerwähnt zu lassen und finde diesen Bildern gegenüber wahrlich keine Veranlassung, meinem Entschlusse untreu zu werden. Ein kunsthistorisches Interesse knüpft sich aber dennoch an sie: sie zeigen uns, wie nothwendig die seitdem eingetretene realistische Reaction war, wenn der Sinn für individuelles Leben, dieses kostbare Erbtheil der Germanen, das Verständniss der Natur, nicht einer gänzlich missverstandenen Nachahmung der Antike oder der flachsten Sentimentalität zum Opfer werden sollten. Die schlimmsten Zeiten in der Kunst waren stets diejenigen, in denen man ohne Wahrheit schön sein zu können glaubte, ja wol gar Schönheit und Wahrheit als einander feindliche Begriffe betrachtete.

Nur wenige ältere Bilder haben neben diesen neuen eine Stelle gefunden und in Kürze sind sie aufzuzählen. Da ist vorerst ein Werk Salomon Koninga (1609 bis 1684), der, obgleich kein unmittelbarer Schüler Rembrandt's, sich die Weise desselben mit vielem Geschick aneignete. Sein hier befindliches Bild, ein Mann in orientalischer Tracht am Studirtisch, ist von schöner Färbung und Lichtwirkung, minder glücklich hingegen in der Anordnung, die, ohne bestimmte Begrenzung des Raumes, die Figur gleichsam im Unendlichen schwebend erscheinen lässt. — Etwas eintönig im Colorit, aber gut componirt und von ansprechendem, ja liebenswürdigem Ausdruck der Köpfe ist To-

renvliet's Arzt am Krankenbette einer Frau. — Von Seybold sehen wir ein männliches und ein weibliches Porträt, worin auf die Eleganz des Vortrags ungleich mehr Gewicht gelegt ist als auf die Charakteristik. Zwei kleine Bilder von Platzer fallen eben so sehr durch Fleiss und Sauberkeit der Ausführung wie durch innere Leere und ein buntes, in dem Fleischton schminkartiges Colorit auf.

Zimmer XIV.

Gleichsam um den Spruch: „Ende gut, Alles gut" wahr zu machen, bietet dieses letzte Zimmer wieder mehr des Schönen und Interessanten. Eine seiner vorzüglichsten Zierden ist ein grösseres Genrebild von Franz Hals, eine vornehme Tanzgesellschaft, geistreich in der Composition und mit eben so lebendig als graziös bewegten Figuren. — Auch der Name Gerhard Terburg's, des grössten unter den holländischen Feinmalern, kommt hier vor, aber höchst wahrscheinlich eben nur sein Name. Zwar lässt die Stelle, an der das Bild sich befindet, keine genauere Prüfung zu, aber schon dieser ganz materielle Umstand spricht gegen die Aechtheit desselben: ein Werk von Gerhard Terburg ist ein zu kostbar und zu köstlich Ding, als dass man ihm in der Höhe einer dunklen Fensterecke seinen Platz anwiese; wäre es ächt, so würde man mit Recht den besten Platz eben für gut genug für ein solches Kleinod halten. — Der grosse Porträtmaler Philipp de Champagne erscheint hier mit einem religiösen Bild: Maria und Johannes an Christi Leiche trauernd. Es herrscht darin ein gewisser akademischer Styl vor, den ich dem Einfluss Nicolas Poussin's zuschreiben möchte und der Champagne's kräftigen, wenn auch durchweg edeln, Realismus nicht zur Geltung kommen lässt. Seine wirkliche Bedeutung, die Tiefe und Innerlichkeit seiner Empfindung, treten in vielen seinen Porträts weit mehr an den Tag. — Ein *Ecce homo* von Dietrich, von ungemein schönem, warmem Ton, verräth ein eifriges Studium Rembrandt's. Bemerkenswerth sind ferner ein mit geistvoller Keckheit gemalter Studienkopf von Peter van Laer, ein kräftig beleuchtetes Porträt von Kupetzky, vor Allem aber ein ungemein schönes Bild von Palame-

des, Bewaffnete in einer Halle. Jede Figur darauf hat ihr bestimmtes individuelles Gepräge, jede Bewegung ist so leicht, so frei, so spontan als möglich, ohne dass diese vollkommene Naturwahrheit auch nur entfernt an das Gemeine streifte. — Das Porträt eines Feldherrn von Charles Lebrun wird durch die geschmacklose Beigabe des affenartigen Negerknaben einigermassen beeinträchtigt, bleibt aber doch ein tüchtiges Werk voll würdiger Charakteristik und künstlerischer Durchbildung der Hauptfigur und von so schöner Färbung, wie sie, mit Ausnahme Mignard's und Philipp de Champagne's, keinem der Zeit- und Landsgenossen Lebrun's zu Gebote stand. Ausserdem sieht man hier noch eine in der Darstellung schlichte, in der Farbe etwas stumpfe, musicirende Gesellschaft von Hendrick van Limborch (1680—1758), ein Wunder Mosis in der Wüste von Rottenhammer, und zwei kleine Bilder eines wenig bekannten Künstlers, le Clerc, die man wahre Musterproben des Fleisses und der Geduld nennen muss. Das eine stellt ein Feldlager, das andere Truppen auf dem Marsche vor; man glaubt wohldisciplinirte Ameisenhaufen vor sich zu sehen. Nicht nur, dass die Menge der winzigen Figuren in's Zahllose geht: es ist auch jede derselben mit einer Sauberkeit und Präcision ausgeführt, von der nur der Augenschein einen Begriff zu geben vermag.

Auch der Schmuck schöner Landschaften fehlt diesem Zimmer nicht. Die Perlen darunter sind zwei Arbeiten J. Both's; in ihren edeln Linien, dem Goldglanz ihres Lichtes, sind sie ein treuer Spiegel der Schönheit südlicher Natur. Eine Hobbema genannte Landschaft scheint mir zweifelhaft und ohne jene Vollendung der einzelnen Theile, aus der bei ihm die Gesammtwirkung hervorzugehen pflegt. Mit der Hinweisung auf ein treffliches, durch geistvolle Staffage belebtes Architekturbild von Peter Neefs beschliesse ich die Uebersicht dieser Gallerie.

Schlussbemerkung.

Wie die spanischen Dramatiker sich am Schlusse häufig an das Publicum wenden, mit der Bitte, die Mängel ihres Werkes zu entschuldigen, so möchte ich jetzt eine gleiche Nachsicht nicht nur für den Inhalt meines Buches, sondern auch für die darin mitunter vorkommenden Druckfehler in Anspruch nehmen. Die sinnstörenden glaube ich durchgängig entfernt zu haben; minder erhebliche, wie die Versetzung einzelner Buchstaben, möge der Leser gütig berichtigen.

Verzeichniss der Künstlernamen.

A.

Achen, Hans van 106.
Albani, Francesco 65, 208, 221, 224.
Aldegraf, Heinrich 96, 252.
Allori, Alessandro, siehe Bronzino.
Allori, Christofano 39.
Alsloot, 246.
Altdorfer, A. 95, 246, 252.
Amberger, Christoph 101, 212.
Anguisciola, Sofonisba 59.
Aquila, Joh. 89.
Arpino, 52, 205.
Artois, Jacob van 155, 156 256, 259.
Asper, Hans 101.
Asselyn, F. 232.

B.

Baalen, Heinrich 152.
Backhuysen, Ludolph 163, 178, 244, 257.
Bagnacavallo (eigentlich B. Ramenghi), 240.
Baldung, Hans 101, 253.
Barbieri siehe Guercino.
Baroccio, Fed. 52, 205
Bassano, Francesco 31.
Bassano, Jacopo 30, 31, 82, 199.
Bassano, Leandro 31.
Bassiti, Marco 11.
Batoni, Pompeo 54.
Bauernbreughel (P. Breughel d. ä.), 121, 122, 250.
Beccafumi, genannt Meccherino 220.
Bega, Cornelius 242.
Behaim, Barthel 96, 252.
Bellini, Giovanni 10, 196.
Bellotti, Bernardo, genannt Canaletto 32, 33, 199.
Berghem, Nicolaus van 160, 178, 242.
Berrettini, Pietro, genannt da Cortona 52, 53, 234.
Betto, Bernardino di 203.
Bielevelt, oder Billivert 41.
Binck, Jacob 95.
Bles, Herri de 121, 249.
Bloemen, Franz van 156, 157.
Bosch, Hieronymus 121.
Bol, Ferdinand 175, 224, 245.
Boonen, Arnold van 256.
Bordone, Paris 22, 199.
Both A. 173, 227.
Both, J. 177, 178, 229, 261.
Bourguignon, siehe Courtois.
Bredael, Peter van 151.
Breughel, Ambrosius 153.
Breughel, Johann 122, 123, 177, 250.
Breughel, Peter d. j. 122.
Bronzino, 39, 203.
Bronzino, Angiolo 39, 203, 236.
Brouwer, Adrian 172, 242.
Brügge, Rogier van, siehe Weyden.
Breckelenkamp, Quirin van 231.
Bugiardini, G. 203.
Burgkmair, Hans 96, 97, 253.

C.

Cagliari, Paolo, genannt il Veronese 25, 26, 27, 28, 199, 238.
Cagliari, Carletto 28.
Cagnacci, Guido 66.

Calabrese (il), siehe Preti.
Callot, Jacques 79.
Canale, Antonio 32, 238.
Cano, Alonso 193, 194.
Capelle, Johann van de 163.
Caravaggio, Michelangelo Amerighi da 68—70, 208, 219, 220, 237.
Caravaggio, Polidoro, Caldaro da 69, 235.
Carducho, Vicente, 193.
Carpaccio, Vittore 10.
Carracci, 60, 61.
Carracci, Agostino 60, 63, 236.
Carracci, Annibale, 60, 62, 236.
Carracci, Lodovico, 60, 62, 232.
Carracci, Schule der 63, 68.
Catena, Vicenzo 11.
Cerezo, Mateo 196.
Cerquozzi, M. 257.
Champagne, Philipp de 78, 175, 200.
Cignani, Carlo 69.
Cigoli, Lodovico Cardi da 41, 203.
Cigoli, aus der Schule des 41.
Clerc (le) 261.
Clouet, François 75.
Corquoz, Gonzalès de 198, 257.
Coello, Alonso Sanchez 81, 83, 194.
Coello, Claudio 196, 197.
Compagno, Scipione 72.
Conegliano, Cima da 11, 198.
Correggio, 56, 57, 59, 206, 218.
Cosimo, Pietro di, nach ihm 34.
Cotignola, 204.
Courtois, Jacques 78, 182, 232, 256.
Craesbeke, Joseph 242.
Cranach, Lucas d. Ä., eigentl. Sunder 101, 211, 254.
Cranach d. j. 104.
Cranach, Schule des 104.
Crayer, Caspar de 133.
Creepi, Battista, genannt da Cerano 59.
Creepi, Daniele 59.
Crivelli, Carlo 198.
Curado, Francesco 41.
Cuyp, A. 167, 175, 177, 178, 227, 229, 246.
Cuyp, J. G. 230.

D.

Dallinger, 259.
David, J. L. 182.
Denner, Balthasar 109, 213.
Diepenbeck, Abraham 138.
Dietrich, Christian 109, 260.
Does, Jacob van der 160.
Dolce, Carlo 41, 42, 203, 220, 239.
Domenichino (eigentlich D. Zampieri), 207, 209.
Donzi, Dosso 56.
Doufen, van 244.
Dow, Gerhard 142, 148, 173, 225, 242.
Duc, A. 151, 242, 244, 258.
Duc, (Ducq) Jean le 228.
Dürer, Albrecht 90, 92, 93, 111, 210.
Duvart, Cornelius 173, 246.
Dyck, Anton van 133, 135, 136, 137, 168, 183, 222, 223.

E.

Eeckhout, Gerbrandt van den 142, 245.
Elzheimer, Adam 107, 212, 228, 245.
Empoli, Giacomo Chimenti da 41.
Engelbrechtsen, Cornelius 118.
Es, Jacob van 152.
Escalante, Juan Antonio 196.
Espinosa, Geronimo 195.
Everdingen, 178.
Eyck, Johann van 113, 114, 240.
Eyck, Hubert van 113, 240.

F.

Facin, 183.
Ferrari, Gaudenzio 205.
Ferrari, Scarsellino da 206.
Ferrobosco, 220.
Feti, Domenico 52, 205, 239.
Flinck, Govaert 142.
Floris, Franz 123, 124, 170.
Fra Bartolommeo di S. Marco, 35, 36, 38, 200.
Franceschini, Marc Antonio 66.
Francia, Fr. (eigentlich Raibolini) 60, 185, 204, 235.
Franck, 212.
Francken, die 125.
Francken, Franz d. Ä. 125, 126.
Francken, Franz d. j. 126.
Füger, 259.
Furini, Francesco 40, 203.
Fyt, Jean 152, 254, 256.

G.

Gaddo Gaddi 199.
Garbo, Raffaellino del 240.
Garofalo, eigentlich Benvenuto Tisio 208, 232.
Gelder, Aart de 175.
Gessi, Fr. 240.
Gherardo dalle notti, siehe Honthorst.
Ghirlandajo, Domenico 254.
Ghirlandajo, Ridolfo 208, 245.
Giordano, Luca 73, 208.
Giorgione, 12, 13, 14, 26, 68, 218.
Goes, Hugo van der 116.
Gossaert, siehe Mabuse.
Gourtes, 183.
Goya, Francisco 197.
Goyen, Johann van 158, 259.
Grebber 226.
Greuze, J. B. 182.
Grien, siehe Baldung.
Griffier, Johann 157.
Grunewald, Mathäus 98, 210.
Guercino, eigentlich Barbieri 65, 66, 207, 218, 220, 221, 233.
Guercino, Schule des 66, 232.

H.

Haarlem, F. van 246.
Harlem, Gerhard od. Geertgen van 115.
Hackert, Philipp 214.
Hals, Frans 175, 241, 260.
Hamilton, Ph. Ferdinand 152.
Hamilton, Joh. Georg 152, 153.
Hannemann, Adrian 137.
Hartmann, Joh. Jacob 109, 232.
Heem, Joh. David de 153, 255.
Heem, Cornelius de 154.
Heemskerk, Martin van 120.
Heinz, Josef 108.
Helst, Barth. van der 175, 224, 226.
Hemling, Hans 111, 247.
Hendrik, 173.
Herlin, Friedrich 69.
Heusch, Wilhelm de 155, 156.
Heyden, Jan van der 258.
Hobbema, Meindert 150, 163, 167, 177, 178, 256, 261.
Hoecke, Robert van 150.
Höllenbreughel, 182.
Holbein, Hans d. j. 97, 99, 100, 211, 253.
Hondehoeter, Melchior 152, 176, 255.
Honthorst, Gerhard 107, 139, 234.
Hoogstraaten, Samuel van 142.
Hoye, Nicolaus van 151.
Hugtenburg, van 151, 256.
Huysum, Johann van 154, 244.

J.

Janet, eigentlich François Clouet 75.
Jannech, 109.
Janssens A. 133.
Jardin, Karel du 160.
Imola, Innocente da 206, 230.
Joanes, Vicente 194.
Jordaens, Jacob 138, 173, 224.
Juarez, Juan de, siehe Joanes.

K.

Kauffmann, Angelica 212, 214, 263.
Kessel, J. van 227.
Keyser, 226.
König, 252.
Koninck, David de 255.
Konings, Salomon 259.
Kraft, F. 259.
Kulmbach, Hans von 232.
Kupetzky, Johann 109, 213, 260.

L.

Laer, Peter van 143, 175, 245, 260.
Lahire, Laurent de 181.
Lampi, 259.
Lanfranco, Giovanni 66.
Larghmair, Johann 89.
Lastmann, Peter 250.
Lebrun, Charles 76, 179, 180, 181, 261.
Lebrun, Elisabeth 231.
Lesueur, Eustache 75, 179, 180.
Leux, Franz 138, 139.
Leyden, Lucas van 119, 169, 210, 249.
Liberi, Pietro 32.
Licinio, Bernardino 30.
Limborch, Hendrik van 261.
Lingelbach, Johann 156, 229.
Lint, van 224.
Lippi, Filippo 200.
Londoni, 247.

Lorrain, Claude 178, 183.
Loth, Carlo 247.
Lotto, Lorenzo 12.
Luini, Bernardo 34, 35, 202.
Lutherburg, 259.

M.

Mabuse, Johann 119.
Manfredi, 208, 233.
Mangland, 80, 183.
Mantegna, Andrea 55, 199, 277.
Maratti, Carlo 53.
Marnes 183.
Masaccio, da S. Giovanni, Schule des 34.
Mazzola, Francesco, genannt il Parmigianino 57, 58.
Mazzolino, 56.
Mecheln, J. van 247, 248.
Mehldolla, siehe Schiavone.
Memling, siehe Hemling.
Menge, Raphael 53, 54, 212, 230.
Merian, 107.
Messina, Antonello da 8.
Metsys, Quintin 118, 249.
Metsys, Johann 118.
Metzu, Gabriel 150, 173, 174, 232.
Meulen, van der 175, 256.
Mierevelt, J. M. 275.
Mieris, Franz 149, 228.
Mieris Wilhelm 150, 228.
Mignard, Pierre 76, 179.
Mignon, Abraham 154, 245.
Miranda, Juan Carreño de 196.
Molenaer, Jan Miense 177, 244.
Molyn, Peter 240.
Mommers, H. 230.
Moor, Antonis 124, 125.
Moor, Carl von 246.
Moretto da Brescia 29, 220, 237.
Moucheron, Friedrich 155, 156, 178, 227, 230.
Moya, Pedro 193.
Murillo, Bartolomeo Esteban 81, 185, 187, 190, 191, 192, 230.
Muscher, Michel 231.
Mutina, Thomas von 86.
Myn, Hermann van der 174.

N.

Naumann 213.
Neefs, Peter d. Ä. 126, 179, 231.
Neer, Artus van der 158, 242.
Netscher, C. 242, 174.

O.

Oberdeutsche Schule 87.
Oelenhainz, 214.
Orley, Bernh. van 119, 120, 227.
Orrente, Pedro 81, 83, 195.
Orsi, Lelio, 57, 58, 208.
Ostade, Adrian van 147, 171, 243.
Ostade, Isaak van 147, 172.
Ouwater, Albert von 113, 115.

P.

Pacheco, Francisco 196.
Padovanino (il), siehe Varotari.
Palamedes, Stevens 151, 236, 261.
Palma, vecchio 12, 14, 15, 16, 198.
Palma, Jacopo d. j. 31, 239.
Paternier, Joachim 120.
Pauditz, Christoph 142.
Pens, Georg 85, 227, 252.
Perada, Antonio 196.
Perugino (il), 43, 44, 185, 201, 230.
Perugino, aus der Schule des 44.
Peters, Bonaventura 161, 162, 178, 242.
Peyron, 181.
Pfenning, G. 87.
Piombo, Sebastiano del 16, 198, 230.
Pistoja, Fra Paolo da 36.
Platzer, 212, 230.
Plot, P. 212, 245.
Poel, Egbert van der 174.
Poelenburg 242.
Ponte, Jacopo da, siehe Bassano.
Pontormo, Giacomo Carrucci da 38, 240.
Porbus (Pourbus), die 123.
Porbus, Franz d. Ä. 123, 224.
Porbus, Franz d. j. 124, 175.
Porbus, Peter d. Ä. 123.
Porta, Baccio della, s. Fra Bartolommeo.
Potter, Carl, 152, 176.
Poussin, Gaspard 77, 78, 193.
Poussin, Nicolas 76, 77, 179, 232, 234, 238.
Prado, Blas de 196.

Preti, Matteo, genannt il Calabrese 68, 208.
Procaccini, Camillo 216.
Procaccini, Ercole 59.
Procaccini, Giulio Cesare 59, 220
Pynacker, Adam 155, 156, 242.

Q.

Quellinus, Erasmus 139.
Querfurt, 109.

R.

Raphael, Sanzio da Urbino 44, 46, 47, 48, 204, 217.
Ramenghi, Bartolomeo, siehe Bagnacavallo.
Razzi, Giov. Antonio, il Sodoma genannt 60.
Reynolds, Sir Joshua 214.
Rembrandt, van Ryn Paul 139, 142, 167, 169, 225, 226, 243.
Reni, Guido 63, 64, 207, 210, 220, 230.
Reni, Schule des 66.
Ribalta, Francisco 194.
Ribera, Giuseppe, genannt lo Spagnoletto 70, 71, 195.
Ricciarelli, siehe Volterra.
Rigaud, 80, 182.
Robert, Hubert 183.
Robusti, Jacopo, siehe Tintoretto.
Robusti, Domenico 199.
Roelas, Juan de las 215.
Rohrs, 173.
Romano, Giulio, eigentlich Pippi 47, 205.
Romanelli, Gian Francesco 205.
Rombouts, Theodor 227.
Roos, Joh. Heinr., 168, 167, 214.
Roos, Philipp 168, 225.
Roos, P. H. 213.
Rosa, Salvatore 71, 72, 208, 209.
Rosselli, Matteo 205.
Rottenhammer 109.
Rubens, Peter Paul 127, 129, 130, 131, 132, 167, 185, 221, 224, 225, 226, 231.
Rugendas, Georg 109.
Ruisdael, Jacob, 158, 159, 167, 177, 242, 244, 246.
Rothard, Carl 176.
Ruysch, Rachel 154, 244.
Ryckaert, David 149, 173, 230, 241.

S.

Sabbatini, Andrea, genannt da Salerno 205.
Sacchi, Andrea 53.
Sadeler, Hermann 156, 242, 244.
Salvi, siehe Sassoferrato.
Salviati, Francesco de 38.
Sammetbrueghel, siehe Brueghel Joh.
Sandrart, Joachim von 107.
Sarto, Andrea del 35, 36, 38, 203, 219.
Sassoferrato, eigentlich Giov. Batt. Salvi 53, 210, 220.
Savery, Roland 128, 226.
Schäufelein, Hans 96, 98.
Schaffner, Martin 101.
Schalken, Godfried 139, 241.
Schiavone, Andrea, eigentl. Meldolla 31.
Schibone, Bartolommeo 55, 208, 213.
Schinkel, Heinrich 108.
Schongauer, Martin 93.
Schimmel 109.
Schoorel, Johann 139, 240.
Schut, Cornelius 138.
Screta, Carl 233.
Seghers, Gerhard 133.
Seghers, Daniel 153.
Sesto, Cesare da 34, 202.
Seybold, Christian 110, 213, 251.
Signorelli, Luca 33.
Slingelandt, Peter van 229.
Smissen, Dominicus van der 246.
Snayers, 175.
Snyders, Frans 132, 175, 238.
Sodoma (il), siehe Razzi, G. A.
Spada, Juan de 184.
Spranger, Bartholomäus 101.
Stanzioni, Massimo 220.
Steen, Jan 166, 172, 228.
Steenwyck, Heinr. van d. ä. 125, 126, 178.
Steenwyck, Heinr. van d. j. 126.
Stella, Jacques 77.
Stern, Ignaz 109.
Strozzi, Bernardo, genannt il cappucino 67, 208.
Strudel, Peter von 109.

Sustermans, Justus 139.
Swanevelt, 242.

T.

Tamm, Franz Werner 235.
Tempesta, 240.
Teniers, David, d. ä. 143, 144, 170, 256.
Teniers, David, d. j. 167, 170, 171, 241, 243.
Terburg, Gerhard 148, 227, 260.
Theodorich, von Prag 86.
Thulden, Theodor van 138.
Tinelli, T. 235.
Tintoretto (il), eigentl. Jacopo Robusti 23, 24, 25, 26.
Tiepolo, 199.
Tivoli, da Rosa, siehe Rosa.
Tizian, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 26, 199, 240.
Tont, 214.
Torenvliet, 243, 261.

U.

Unbekannt, 87, 88.

V.

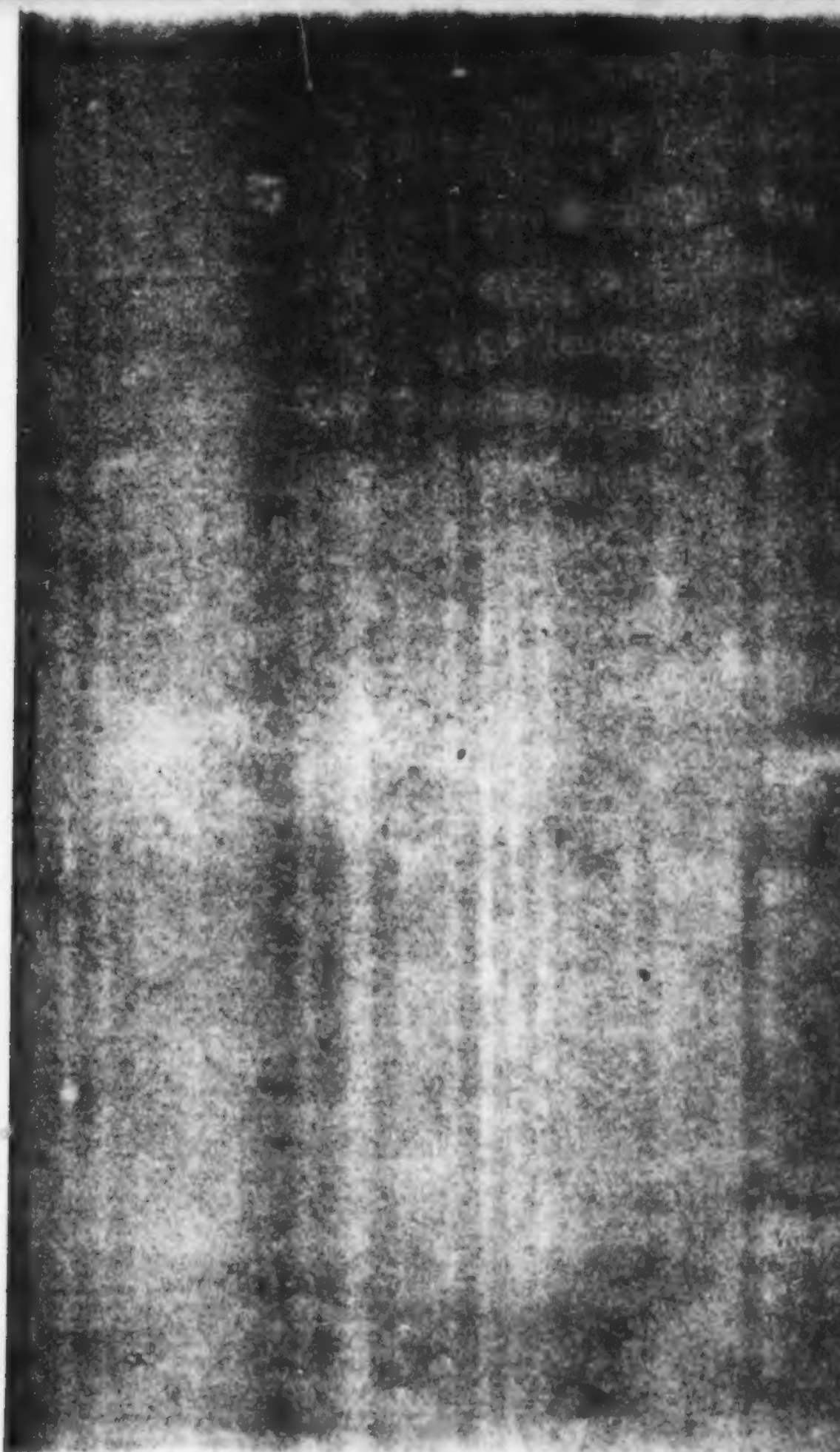
Vaccaro, 208.
Vaga, Perin del 230.
Valentin, 75, 180.
Valkenburg, Lucas van 123, 232.
Valkenburg, Theodor van 235.
Vanucchi, Andrea, siehe Sarto.
Vanucci, Pietro, siehe Perugino.
Vargas, Luis de 185, 186.
Varotari, Aless., genannt il Padovanino 31, 32, 234.
Vasari, 40.
Vecchia, Pietro della 32.
Veen, Otto van, siehe Venius.
Velasquez, Diego 6, 20, 81, 82, 185, 187, 236.
Velde, Adrian van de 160.
Velde, Jesaias van de 151.
Velde, Willem van de 242.
Veneziano, Bonifacio 21.
Venius, Otto 125.
Verboom, 178.
Vernet, Joseph 80, 183.
Vernet, Carle 182.
Veronese (il), siehe Paolo Cagliari.
Verschuring 230.
Villacis, Nicolaus de 196.
Villadomat, Antonio 197.
Vinci, Leonardo da 201, 218.
Vinci, aus der Schule des 36, 74.
Vinckeboom, David 155.
Vite, Timoteo della 204.
Vivarini, Bartolommeo 9.
Vivarini, Luigi 9.
Vlieger, Simon de 163, 178, 256.
Vliet, d. ä. 226.
Volterra, D. 236.
Vos, Martin de 170.
Vouet, Simon 75, 179.
Vranck, Sebastian 180.
Vries, R. de 178, 256.

W.

Wael, Cornelis de 229.
Watteau, 80.
Weenix, Jan 152, 176, 256.
Werff, Adrian van der 150, 174, 243.
West, Benjamin 214.
Weyden, Rogier van der, d. ä. 115.
Willaerts, Adam 161, 242.
Winghe, Jodocus van 125.
Wohlgemuth, Michael 89, 252.
Wouverman, Philipp 151, 160, 161, 176, 228, 242, 244.
Wurmser, 86.
Wyck, Th. 230.
Wynants, Joh. 157, 158, 256.

Z.

Zegers, siehe Seghers.
Zeitbloom, Bartholomäus 253.
Zorg, siehe Rokes.
Zuccherelli, 237.
Zurbaran, Francisco 192.



Neueste Gedichte

von

Betty Paoli.

„Soy quien soy."

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn
1870.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Widmung.

An Ida.

Daß ich, als jeder Troſt mir fern gelegen,
Und meiner Hand der Hoffnung Stab entwunden,
Inmitten all der Larven dich gefunden,
Ich nenn' es meines Lebens höchſten Segen!

Jetzt wandeln wir ſchon lang auf gleichen Wegen,
Die heitern theilend und die trüben Stunden,
Und ſchreiten, feſter, inn'ger ſtets verbunden,
Dem letzten, nachtverhüllten Ziel entgegen.

Vor dir, ſo hoff' ich, werd' ich es erreichen!
Vor dir, wird des Befreiers milde Hand
Mich aus dem Buche der Lebend'gen ſtreichen!

Und, wenn im Grab ich deinem Blick entſchwand,
Dann ſei dir dieſes Buch ein Liebeszeichen,
Ein ſtiller Gruß aus fernem Geiſterland!

Verzeichniß.

Erſtes Buch.

I. Lyriſche Gedichte.

	Seite
Das Entſcheidende	1
Den Poeſieverächtern	3
Rath	4
Der Minotaurus	6
Nachruf	9
Ein Abendgang	11
Indiſche Sprüche	15
Richtige Deutung	23
Einem Unzufriedenen	25
Carpe diem	26
Am Morgen	27
Nimm dich zuſammen!	28
Antik und Modern	29
Entweder oder	30
An Gaſtein	31
Einem Künſtler	32
Rückblick	35
Nur Eines nicht!	39
An Julie Rettich	40
Ich dien'!	45
Einem Selbſtling	48
Es war zu leicht!	50
Strafe des Irrthums	51
Die Vergangenheit	52
Meine Grabſchrift	54
An Helene	55

Seite

Einem Samariter 63
In das Gedenkbuch einer Künſtlerin 66
Bei der Enthüllung des Schwarzenberg Monumentes 68
Prolog zu Otto Ludwig's Gedächtnißfeier 71
Choral 74
Soldatenbegräbniß 77
Hochländiſches Kriegslied 79
Der Freundin 81
Am 5. September 82
An die Entfernte 84
Mahnung 85
Morituri te salutant 87

II. Sonette.

Quietiv 93
An Jan Matejko 94
An Heinrich Anſchütz 95
Die beſten Stunden 96
Die hiſtoriſchen Schulen 97
In Nürnberg 98
Den Zukunftſchwärmern 99
Verblendung 100
Gebotene Strenge 101
An einem Sarge 102
Beſcheid 103
Die Pflicht 104
Grenze 105
Treue 106
Bruch der Freundſchaft 107
An Iwan Turgenieff 108
Die unbekannten Freunde 109
Unſere Zeit 110
An die Natur 111

Zweites Buch.

Erzählende Gedichte.

	Seite
Aus dem Talmud	115
Kleopatra	121
Ein Bann	133
Der Talisman	141
Ein Brautpaar	150
Rabbi Löw	156
Herr Adebar	163
Aus der Vendée	175
Andreas Baumkircher	199
Nadara	224
Selbsterlebtes	235

Erstes Buch.

I.

Lyrische Gedichte.

Das Entſcheidende.

Wenn ein Gedanke dich durchheilt,
Bei dem du zweifelnd dich mußt fragen,
Ob, ausgeſprochen, er der Welt
Verderben oder Heil wird tragen:

Dann laß' die mögliche Gefahr
Ihm nimmermehr ſein Recht beſtreiten!
Nur Eines prüfe: Ob er wahr?
Nur dieß, nichts And'res darf dich leiten.

Erträgt er deines Geiſt's Gericht,
Frei laß' ſodann ſein Banner wehen!
Der Reſt iſt deines Amtes nicht,
Nicht du haſt dafür einzuſtehen.

Und tauchte er auf ſeinem Gang
Die Welt in Blut auch und in Flammen:
Wenn ſchließlich er den Sieg errang,
Wird doch nur Segen ihm entſtammen.

Denn ſieh! ein Zauber, tief und ſtill,
Iſt mit der Wahrheit ſtets verbunden,
Und, gleich dem Speere des Achill,
Heilt ſie auch, die ſie ſchlug, die Wunden.

Nicht ſie, die, ewig treu und rein,
Zuſammenhält der Welt Gefüge,
Gefährlich iſt der Wahn allein,
Verderben bringt allein die Lüge.

Den Poeſieverächtern.

Ihr ſcheucht die Poeſie
Von eu'rem Herde,
Und ahnet nicht, daß ſie
Das Salz der Erde!
Daß Nebel nur und Rauch,
Was ihr beginnet,
Wenn's nicht durch ihren Hauch
Beſtand gewinnet!

Kein Traumbild, fremd und fern,
Entrückt dem Streben,
Sie iſt der tiefſte Kern
Von allem Leben!
Der Kern, deß Gluth und Licht
Es froh durchflammen!
Zermerſchet er, dann bricht
Das Sein zuſammen.

Rat.

Sollst du von einem Ort
In Bälde scheiden,
Wird er sich dir sofort
Mit Reiz umkleiden!

Was dir an ihm verhaßt,
Du weißt es nimmer!
Dein Auge sieht und faßt
Nur Glanz und Schimmer.

Und seine kleinste Zier,
Sonst nicht beachtet,
Wie wird sie jetzt von Dir
Liebvoll betrachtet! —

Du armes Menschenherz,
Voll Wahnbegehren!
Kann nur der Trennung Schmerz
Dich Liebe lehren?

Und muß erst der Verlust
Dich quälend pressen,
Eh' dir das Glück bewußt,
Das du besessen? —

Wohlan! wenn dem ſo iſt,
Wend' es zum Segen!
Du wallſt zu jeder Friſt
Auf Scheidewegen.

Das ſage dir! dann wird
Dein Groll ſich ſchlichten,
Und Liebe, unbeirrt,
Dich ganz durchlichten!

Was er dir bringen mag
Im dunkeln Schleier
Denk' nur an jedem Tag
Der letzte ſei er.

Des Guten wirſt du dann
Dich doppelt freuen,
Den kurzen Schmerz fortan
Nicht kindiſch ſcheuen.

Dann findeſt du ſchon hier
Auf Erden Frieden,
Eh' noch den ſeinen dir
Der Tod beſchieden.

Der Minotaurus.

Die Mythe lehrt: von Theſeus Hand
Ward jenes Ungethüm bezwungen,
Das, unerſättlich, gierentbrannt,
Die Opfer ohne Zahl verſchlungen,
Die in des Labyrinth's Verließ
Athen, ihm zum Tribute, ſtieß.

Wohl rang der götterſtarke Held
Im heißen Kampfe es zu Boden!
Doch, ob zum Schein von ihm gefällt,
Erſtanden iſt es von den Todten,
Und fordert mit erneuter Wuth
Den Zoll von unſerm Fleiſch und Blut.

Im dunkeln Labyrinth nicht mehr,
Es hauſet jetzt in unſ'rer Mitte!
Sein Antlitz dräut, verderbenſchwer,
Entgegen uns auf jedem Schritte.
Sein früh'rer Name nur entſchwand, —
Das Elend wird es heut genannt!

Das Elend, der lebend'ge Tod,
Sein Gift in jeden Tropfen miſchend,
Der Wangen jugendliches Roth,
Der Augen heitern Glanz verwiſchend!
Das Elend, grimm, erbarmungslos,
Der Sünde tück'ſcher Bund'sgenoß!

Dem Manne ruft es lockend zu:
„Seh' Jeder ſelbſt, was er erraffe!“
Der Jungfrau: „Hold und ſchön biſt du!
Gebrauche deinen Reiz als Waffe!“
O Gott, noch mehr! wie oft entweiht
Die Unſchuld es der Kinderzeit!

Und tief'ger ſtets wächſt es empor,
Gleich einer Flamme lohem Wallen;
Das Unthier iſt's, dem nach wie vor
Noch immer Hekatomben fallen!
Der Minotaurus, wüthend blind, —
Europa jetzt ſein Labyrinth!

Die ihr im Rath der Weiſen ſitzt,
Und ihr, die Mächtigen, die Reichen,
Gedenket ihrer Qual! beſchützt
Die Opfer, die verzweiflungsbleichen!
Wähnt nicht ſchon Alles wohlbeſtellt,
Sagt ihr: „Es iſt der Lauf der Welt!“

Wißt ihr, wohin der Lauf uns führt?
Zum Kampf der Reichen und der Armen?
Weh' euch, wenn dieſen ihr erkürt!
Kein Recht gilt da, wo kein Erbarmen.
O zahlt, von milderm Geiſt erhellt,
Für ſie und euch das Löſegeld!

Nachruf.

Des Wintermorgens fahles Licht
Spielt um dein bleiches Angeſicht,
Und Jeder, der dich kannte, ſpricht:
Gottlob! er leidet länger nicht!

Dein Herz, für welches die zuletzt
Der Kummer ſeinen Teich gewetzt,
Das Sorge wie ein Wild gehetzt,
Zur Ruhe kam es endlich jetzt!

Ob dich auf deinem Erdenzug
Die eig'ne Hand mit Unglück ſchlug,
Ob alle Schuld das Schickſal trug? —
Du littеſt! — das dünkt mich genug.

Ich weiß, wie dumpf die Kette klirrt,
Wie leicht der Fuß des Weges irrt!
Der dunkle Fluch der Zweiheit wird
Nur von des Todes Hand entwirrt.

Doch wie auch deine Thräne floß,
Wie ſchwer die Schuld, das Leid wie groß:
Jetzt ſinkſt du, neidenswerthes Loos!
Zurück in deiner Mutter Schooß!

Die Glocken tönen in dem Wind,
Wie wenn ein Feiertag beginnt.
Es nimmt, erbarmend und gelind,
Die Erde auf ihr müdes Kind!

Ein Abendgang.

Geſunken war der Tag,
Sein letzter Pfeil verſchoſſen;
Im Dämmerſcheine lag
Die Gegend traumumfloſſen.
Nur dort im Weſten, dort am Damm,
Wo Tannen ſich und Fichten breiten,
Sah man um ihren dunkeln Stamm
Noch ſchwanke Purpurlichter gleiten.

Aus Feld und Strom und Luft,
Aus jedes Baumes Zweigen,
Schien es wie Opferduft
Zum Himmel aufzuſteigen.
Ein Sehnen, tief, ob unbewußt,
Natur! ſchien durch dein Herz zu ſtiegen, —
Die Sehnſucht, dich an Gottes Bruſt,
Ein dankbar frohes Kind, zu ſchmiegen.

Ich ſah im Dunkel dicht
Den Dämmerſchein zerwallen!
Da winkte mir ein Licht,
Ich hörte Stimmen ſchallen.
Vom Zufall hergeleitet, ſtand
Ich vor der kleinen Waldkapelle, —
Roth glühte d'rin der Ampel Brand,
Und Beter knieten auf der Schwelle.

Manch' ſilberweiß Gelock,
So manche ſchmucke Dirne,
Manch' buntgeflickter Rock,
Manch' frühgefurchte Stirne!
Ein armes Völklein, das ſeit früh
Der ſauern Arbeit obgelegen,
Und das ſich nach des Tages Müh'
Nun hier vereint zum Abendſegen.

Da knieten ſie im Kreis,
Das Haupt in Andacht neigend,
Gebete hört ich, leiſ'
Von ihren Lippen ſteigend.
Ein Murmeln war's, wie wenn am Strand
Die nächt'ge Fluth kommt angeſchritten,
Indeß durch ihre ſchwiel'ge Hand
Des Roſenkranzes Kugeln glitten.

Wie trüb und vielfach auch
Von Traum und Wahn umfangen,
Es war kein Sehnſuchtshauch,
Kein brünſtig Gottverlangen,
Das, wie es dort in der Natur
In Opferdüften aufwärts ſtrebte,
Nur mächtiger und tiefer nur
Die Menſchenherzen hier durchbebte! —

Gefühl, ſo tödlich bang,
Der irdiſchen Begrenzung!
Unſtillbar heißer Drang
Nach ſeliger Ergänzung!
Seid ihr in dunkler Nacht die Spur
Des Lichts, dem wir entgegen wallen?
Seid ihr der Fluch der Kreatur,
Die von der Gottheit abgefallen?

Ein traumentfloſſ'ner Strom,
Der in ſich ſelbſt nur münder?
Ein feineres Aroma,
Das ſich dem Stoff entwindet?
Ein Ton, ach, ohne Widerhall!
Der, wenn die Saite ſprang, verklinget?
Der Geiſt, der, ſchlummernd in dem All',
Nach des Bewußtſeins Arbeit ringet? —

„Gegrüßt ſeiſt du, Marie!“
Verklang es in der Ferne.
Nach Hauſe gingen ſie
Beim klaren Schein der Sterne.
Rings Stille; — nur der Nachtwind ſang
Das wehmuthvollſte ſeiner Lieder,
Und ſchweigend ſtarrte ich noch lang
In der Gedanken Abgrund nieder.

Indiſche Sprüche.

I.

Dichter, ſprich! wie magſt du klagen,
Daß die Welt dich nicht verſteht?
Daß mit dumpfem Unbehagen
Sie dir aus dem Wege geht?

Laſſ' beim Spiel wie beim Geſchäfte
Folgen ſie der eig'nen Spur!
Des Magnets verborg'ne Kräfte
Wirken auf das Eiſen nur.

Ob auch noch ſo ſilberhelle
D'rauf der Strahl des Mondes ruht:
Nicht des Fluſſes zahme Welle,
Nur das Meer hat Ebb' und Fluth!

Das Alltägliche, Gemeine,
Einem Jeden iſt es nah',
Während, ach! das Hohe, Reine
Stets für Wenige nur da.

II.

Es geht in Purpur ſtralend
Die Sonne morgens auf;
Das Meer mit Purpur malend
Beſchließt ſie ihren Lauf.

So bleibt im Schickſalsdrange
In Wonne und in Schmerz,
Im Auf- und Untergange
Sich gleich ein großes Herz.

III.

Tändelnd ſeh' ich ſie mit Schlangen ſpielen,
Die nach ihnen mit dem Giftzahn zielen;
Sehe ſie dem flücht'gen Sinn der Frauen
Ehre, Glück und Leben anvertrauen;
Sehe ſie in eitler Habgier Streben
Einem Fürſten ſich zu eigen geben,
Bis ſich ihnen endlich offenbaren
Solchen Handelns tödtliche Gefahren,
Bis der Gegner einem ſie erlegen, —
Ach was ſind die Männer doch verwegen!

IV.

Der Krähe Schnabel magſt du netzen
Mit flüſſ'gem Gold von Malabar,
Die ſchwarzen Füße ihr beſetzen
Mit Gluthrubinen wunderbar,

Verſchwenderiſch mit Perlentſchären
Beſtreu'n ihr rupp'ges Flügelpaar:
Wie reichen Glanz und Schmuck und Schimmer
Ihr künſtelnd keine Hand verlieh,
Sie bleibt doch eine Krähe immer,
Und ein Flamingo wird ſie nie!

V.

Wagt ſich mit ſichrem Bedacht
Dein Feind auf deines Hauſes Flur,
Dann ſieh in ihm den Feind nicht mehr,
Nein! einen werthen Gaſtfreund nur.

Beſchützt ſei vor Gefahr und Gram
Er in dem dir gehör'gen Raum!
Selbſt dem, der ihn zu fällen kam,
Leiht ſeinen Schatten mild der Baum.

VI.

Leicht wird als deines Herzens Preis
Der Beifall dir der ſchlichten Weiſen;
Doch ſieh'ver zollt ihn dir der Kreis
Der großen, kunſterfahr'nen Meiſter.
Von Jenen, die in Dämmerniſſen
Sich wähnen im Bann der Nixe,
Die Etwas, doch nichts Rechtes wiſſen,
Von ihnen nur erwarte nichts!

Mit diesem flügelnden Geschlecht
Das, weil ihm trüb ein Sternlein blinket,
Sich aller Weisheit Urquell dünket,
Nennt Brama selber nicht zurecht.

VII.

O sieh den Teich im gold'nen Glanz
Der Morgensonne liegen,
Und auf der Lotusblumen Kranz
Sich die Flamingos wiegen!

Scheint nicht der Ort ein Spiegelbild
Von sel'gen Himmelsfluren?
In staunendem Entzücken schwillt
Das Herz der Kreaturen.

Da kommt der Storch, der kluge Mann,
Schier wie auf Stelzen gehend,
Und in der Schönheit Ocean
Nach Würmern emsig spähend.

Er sieht die Lotusblumen nicht,
Noch der Flamingos Prangen,
Den Stral nicht, der im Teich sich bricht, —
Gewürm ist sein Verlangen. —

Dem Storche gleicht der auf ein Haar,
Der in den Tabernakeln
Der Poesie nur immerdar
Nach Fehlern späht und Makeln!

Der im Gerichte, deſſen Macht
Unzählige empfinden,
Nur immerfort darauf bedacht,
Auch Mängel aufzufinden.

VIII.

Gewohnheit ſtumpft uns für das Schöne ab,
Für höchſten Reiz macht ſie das Aug' erblinden,
Läßt matt und ſchaal uns jede Würze ſinken,
Sie iſt der Liebe, iſt der Armuth Grab.

Wo Hamonnah und Wange ſich ſo hell
Vereinigen nach lang getrennten Pfaden,
Verſchmähen die Bewohner ſie und baden,
Statt in dem heil'gen, in gemeinem Quell.

IX.

Würd'ge ſieht der Arbeit Joch zu tragen,
Stete Mühen ſind ihr Loos,
Während in des Müßiggangs Behagen
Sorglos ſchwelgt der nied're Troß.

Doch, daß ihnen dieß Geſchick gefallen,
Zeugt für ihren Werth und ihren Ruhm!
Eingefangen werden Nachtigallen,
Krähen fliegen frei herum.

X.

Den fremden Vorzug weiß allein
Der Erle nach Gebühr zu ſchätzen;
Wer ſelber niedrig und gemein,
Wird nimmermehr ſich d'ran ergetzen.

Die Biene ſieht am klaren Teich
Sich ſchaukeln blüh'nde Waſſerroſen,
Und ſie verläßt ihr grün Bereich,
Mit ihnen liebevoll zu koſen.

Es ſieht der Areich im Sonnenſchein
So gut wie ſie die Roſen ſchimmern,
Doch fällt's ihm nicht im Traume ein,
Sich weiter um ſie zu bekümmern.

XI.

An freien tränkt mich jener Baum,
An deſſen Schatten rub'n Gazellen,
An deſſen ausgebreitetem Raum'
Die Bienen bauen ihre Zellen,
An deſſen Zweigen, drollig kühn,
Die Affen durcheinander ſpringen,
Indeß in ſeines Laubes Grün
Die Vögel munt're Lieder ſingen.

Gesegnet sei er, der die Kah
Den andern Bäumen abgewonnen!
Gesegnet er, der jedem Gast
Entbietet freundliches Willkommen!
Der Thierwelt treuer Zufluchtsort
Nur ein Gezelt für müde Wallen,
Grün' er noch lange, lange fort,
Der milde Schutz und Schirmherr Allen!

XII.

Die Gazelle hat das Netz zerrissen,
Kurzgeschlossen die gelegten Schlingen.
Aus des Waldes grünen Dämmerrissen
Flieht sie eilig wie mit Sturmesschwingen.
Auf der Flucht verfolgen Jagdgesellen
Athemlos die zierlich leichte Beute,
Die sie nah und näher stets umstellen
Beim Gebell der ungeduld'gen Meute.
Sie erreicht den Strom, im weiten Bogen
Zwischen Felsenufern eingebettet,
Springt beherzter in die kalten Wogen,
Schwimmet an den Strand und ist gerettet.
Und sie jauchzt, daß sie dem Feindesschwarme,
Den Verfolgern glücklich doch entronnen!
Da, in ihrem Jubel, fällt die Arme
Unversehns in einen tiefen Brunnen —

Hoffe nicht, das Schicksal abzuwenden,
Das bestimmt dir ward vom Anbeginne!
Vollend oder nicht mußt du's vollenden, —
Kann' es tragen denn mit festem Sinne!

Richtige Deutung.

Du rühmst an mir mit feuchtem Blicke,
Daß Zorn und Haß mir ferne blieb,
Als der Verrath mit feiger Tücke
Den Dolch in meinen Busen trieb?
So wisse denn aus welchem Born
Die Milde, die dich rühret, gequollen:
Nicht der Gemeinheit kann ich grollen!
Stolz wendet sich von ihr mein Zorn.

Für Jene mag man Haß empfinden
In deren Herzen noch die Spur,
Ein leiser Schimmer noch zu finden
Der ewig menschlichen Natur.
Allein der Schlangen falsch Gezücht,
Das, wenn es giftig uns verwundet,
Nur seine Eigenart bekundet,
Zertritt man, doch man haßt es nicht.

Und Wesen gibt es, deren Lüge
Die Menschenform sich frech geraubt!
Wär' nicht ihr Antlitz eine Lüge,
So trügen sie ein Schlangenhaupt.

Nicht Haß, nein! Ekel nur und Graus
Erweckt ſo niedern Seins Betrachtung,
Und in dem Meere von Verachtung
Liſcht jede Zornesflamme aus!

Einem Unzufriedenen.

Was dir zumeiſt am Herzen nagt?
O prüfe dich! du wirſt geſtehen,
Das Leid nicht iſt's, das dir geſchehen,
Und nicht die Sorge, die dich plagt.
Du könnteſt ſie zur Noth vergeſſen,
Doch nimmermehr das Traumbild deſſen
Was dein Geſchick dir ſtreng verſagt.

Nur dieſes, und nur dieß allein,
Steht immerdar vor deinen Augen,
Es darf dir Kraft und Muth entſaugen,
Zerrütten dir dein innerſt Sein;
O Thorheit! Thorheit, unermeſſen!
Für Güter, die du nie beſeſſen,
Erträgſt du des Verluſtes Pein!

Carpe diem!

Der Zukunft pocht dein Herz entgegen
Mit jedem Pulsſchlag, jedem Hauch?
Gemach! ob Fluch ihr Theil, ob Segen
Weißt du es auch?

Weißt du, ob, wenn ſie einſt gekommen,
Die ferne Zeit, die du erklärſt
Du nach dem Heute nicht, beklommen,
Dich ſehnen wirſt?

So lange dieſer dunkeln Frage
Nicht Antwort wurde, voll und ächt,
Leb' in dem Heut, und laß' dem Tage
Sein gutes Recht.

Am Morgen.

Wenn du vom nächt'gen Schlaf erwacht,
Wird dir die Frage kommen:
Welch sprungbereiten Unglücks Macht
Kann über mich heut kommen? —
Um, wenn es wirklich dich beschlich,
Nicht kraftlos zu verzagen,
Sieh' früh dich vor und rüste dich,
Das Aergste zu ertragen.

Dann aber geh' mit festem Sinn
Auch an die zweite Frage:
Was wird an heiter'm Lustgewinn
Mir wohl am heut'gen Tage? —
So übe dich in tiefer Brust,
Bei allem Schicksalstreiben,
Beim Wechselspiel von Schmerz und Lust
Dir stets getreu zu bleiben.

Nimm dich zuſammen!

Drei Worte ſind es, einfach nur und ſchlicht,
Und doch ſo reich an Inhalt und Gewicht,
Daß ſie das Herz mit freud'gem Muth entflammen.
Wer hat nicht ihre Wundermacht erprobt,
Wenn er, von wüſter Leidenſchaft durchtobt,
Urplötzlich zu ſich ſprach: Nimm dich zuſammen!?

Ob dir des Glückes gold'ne Sonne ſtralt,
In Nebeln, trüb und grau und giftig kalt,
Der Hoffnung letzte Sterne dir verſchwammen,
Ob Haß, ob Liebe dir im Buſen ſchwillt,
Für jeden Tag, für jede Stunde gilt
Der ernſte Mahnungsruf: Nimm dich zuſammen.

Weh' dir, wenn du auf and're Hilfe bau'ſt,
Verblendet einem andern Schutz vertrau'ſt,
Als nur den Kräften, welche dir entſtammen!
O fühle, daß des Schickſals ſchwerem Bann
Nichts auf der Welt die Wage halten kann
Als nur dein eigen Selbſt! Nimm dich zuſammen!

Antik und Modern.

Alte, neue Poeſie, —
Was iſt drüber nicht zu leſen!
Grade ſo, als wären ſie
Eines nicht im tiefſten Weſen!

Grade ſo, als wenn der Strat,
Den Horaz einſt liebvoll hegte,
Heute nicht wie dazumal
An des Dichters Bruſt ſich regte!

Laßt ihr Guten! immerhin
Eure Silvenſtecherſchnke,
Alt und Neu hat keinen Sinn,
Wenn von Ewigem die Rede!

Entweder, Oder.

Wer in ſo böſen Zeiten,
Wie es die unſern ſind,
Noch immer, ohne Zagen,
Die arme Muſe minnt,
Sie, die hinausgetrieben,
Geächtet und beraubt,
Der kaum ein Stein geblieben,
Zu legen d'rauf ihr Haupt;

Wer ſelbſt in ſolchen Zeiten,
Von eiſ'gem Froſt umreift,
Noch immer in die Saiten
Der Lyra ſehnend greift,
Dem höhnenden Gelichter
Trotz biethend, feſt und ſtarr,
Der iſt, wenn er kein Dichter,
Bei Gott! ein ganzer Narr.

An Gaſtein.

Wär' dir ſonſt nichts zu Theil geworden,
Als deine Schönheit nur allein,
Genug wär's um aus Süd und Norden
Hieher zu zieh'n der Wand'rer Reih'n.

Und wär' du keine andre Gabe
Als deine Heilkraft zugeſellt,
Du blieb'ſt, der Kranken Hort und Labe,
Ein köſtlich Kleinod doch der Welt!

Doch wie erſt nun, da, hold vermählet,
Sich Eines zu dem Andern ſchickt:
Zur Heilkraft, die den Körper ſtählet,
Die Schönheit, die den Geiſt erquickt.

An einen Künſtler.

Wie dauern mich die Armen, die da meinen,
In Lieb' und Treue ſich dir zu vereinen,
Mit dir zu ſchließen einen heitern Bund!
Sie ahnen nicht, in ihren Traum verloren,
Den Gott, der dich zum Werkzeug auserkoren;
Dein wahrhaft Sein, nie ward es ihnen kund.

Voll freud'gen Hoffens treten ſie dir näher, —
Sie wiſſen nicht, daß, ſtreng wie ein Eſſäer,
Dein Herz die ird'ſchen Bande von ſich warf!
Daß, ob ſich tauſend Freunde um dich ſchaarten,
Auf deinen Himmel-, deinen Höllenfahrten
Kein Sohn des Staubes dich begleiten darf.

Es mag dein Ohr dem Schwur der Liebe lauſchen
Dein Aug' am Glanz der Schönheit ſich berauſchen,
Doch fügt ſich nicht dem ſüßen Bann dein Geiſt!
Zurück dich führend von der Freuden Pforte,
Mahnt er gebieth'riſch dich mit ernſtem Worte,
Daß keines Menſchen, daß du Gottes ſeiſt!

Und von dem Erdenglück, dem wonneheißen,
Giebt dir dieß Wort die Kraft, dich loszureißen.
Taub für des fremden Jammers wilden Schrei,
Nur d'rauf bedacht, den innern Hort zu retten,
Ringst du dich los und sprengst der Liebe Ketten,
Was sonst auch breche: du bist wieder frei!

Den kurzen Traum siehst lächelnd du entschweben.
Du fühlest dich dir selbst zurückgegeben,
Was gilt daneben dir der arme Rest?
Des Zieles eingedenk, des ewig' hehren,
Was kümmert dich die Spur von Blut und Zähren,
Die hinter sich dein Siegeswagen läßt?

Als schuldig dich darum verdammen wollen,
Es hieße thöricht dem Kometen grollen,
Daß regellos die Bahn, die er beschreibt!
Dem Löwen grollen, daß er nicht Gazelle,
Dem Ocean, daß salzig seine Welle,
Dem Lorbeerbaum, daß er nicht Früchte treibt! —

Ob dich die Menschen kalt und herzlos nennen,
Viel tief're Liebe als sie ahnen können,
Aus deinem Schaffen flammt sie himmelwärts!
Du fühltest ihren Stral in dir erzittern,
Und, statt an Irdisches es zu zersplittern,
Gabst du dem Ideal dein ganzes Herz. —

O bleibe du dem Pfad der Menſchen ferne,
Unnahbar ihrem Wunſche, der die Sterne
Vom Himmelsdom herabzulangen meint!
Nicht andre Freunde hat dir Gott beſchieden,
Als die in der Erkenntniß ſel'gem Frieden
Ein Glaube und ein Dienſt mit dir vereint!

Rückblick.

Das Dampfroß hat mich hergetragen
In raſchem Fluge nach der Stadt,
Die ſeit der Jugend fernen Tagen
Mein irrer Fuß nicht mehr betrat.

Längſt war ihr Bild in mir verblichen;
Mich dünkte jene Dämmerzeit
Ein Traum, der ohne Spur entwichen,
Ihr Glück vergeſſen und ihr Leid.

Jetzt aber, da mich her entboten
Ein Wink, durch den das Schickſal ſprach,
Wie werden all' die ſtillen Todten
In meiner Seele wieder wach!

Die Straßen wandl' ich auf und nieder,
Geführt von unſichtbarer Hand, —
O Alles, Alles find' ich wieder
Wie ich vor Jahren es gekannt!

Mein Haus hier! keine frohen Stunden
Verlebt' ich unter ſeinem Dach.
Doch, ob auch äußerlich gebunden,
Frei war der Geiſt, der in mir ſprach!

Und mußt' ich Bitt'res auch verkoſten,
Was that's? Ich war noch ſtark und jung!
Noch ſtand die Sonne mir im Oſten,
Noch trug mich's fort im kühnen Schwung! —

Der Freundin Haus hier dicht daneben,
Von üpp'gem Epheu grün umrankt,
Der, ſo wie damals unſer Leben,
Im friſchen Hauch des Morgens ſchwankt!

Aſyl du meinem Kindesherzen!
Hier ward, was mich verſtört, gekränkt,
Des Abends unter Plaudern, Scherzen,
In des Vergeſſens Strom geſenkt.

Dort auf dem moosbewachſ'nen Steine,
Dort tauſchten wir das erſte Du,
Und ſchwuren bei dem Sternenſcheine
Uns Freundſchaft bis zum Tode zu.

Der theu're Schwur, ward er gehalten?
O ſchauerliches Weltgebot!
Erſt Lieb', dann Trennung, dann Erkalten,
Vergeſſen dann und dann — der Tod!

Verwirrend zeigt ſich meinen Sinnen,
Vergänglichkeit, dein wüſter Graus!
Ein dunkles Weh' treibt mich von hinnen,
Und auf den Wall tret' ich hinaus.

Die Bäume, damals junge Reiſer,
Wie prangen ſie jetzt ſtolz und hoch!
Ihr Rauſchen dünket mich ein leiſer
Wehmüth'ger Gruß: „Gedenkſt du noch?"

„Wenn über dem, was du empfunden,
„Die trübe Fluth des Lebens ſchäumt,
„O ſo gedenke doch der Stunden,
„Die ahnungsvoll du hier verträumt!"

„Hier ſchloß, zu ſich empor dich hebend,
„Die Muſe dich in ihren Bund!
„Hier tönte, ſchüchtern noch und bebend,
„Das erſte Lied von deinem Mund!"

So war's! ſo iſt's! In meinem Innern
Verſtummt des Tages wirrer Streit!
Zur Gegenwart wird das Erinnern,
Zum Traume wird die Wirklichkeit!

O träteſt du durch Zauberſegen
Heraufbeſchworen, licht und klar,
An dieſer Stätte mir entgegen,
Du Weſen, das ich ſelbſt einſt war;

Mit deinem Glauben an das Hohe,
Mit deinem ungebroch'nen Muth,
Mit deines Sehnens heil'ger Lohe,
Mit deines Herzens reiner Glut:

In bitt'rem Schmerzgefühl erbleichend,
Wie bebte ich vor dir zurück!
Vor meinem Bild, mir nicht mehr gleichend,
Wie ſenkte ſich mein ſcheuer Blick!

Was ich ſeitdem errang, es wäre
Staub unter meinen Füßen mir,
Und wortlos ſpräche meine Zähre:
Du armes Kind, was ward aus dir?! —

Der Himmel lächelt klar hernieder,
Die Gegend ſchwimmt in gold'nem Licht,
Die Vögel ſingen frohe Lieder,
Mir aber, ach! mir frommt es nicht!

Es weichen nicht dem Sonnenſcheine
Die Geiſter, die mich ſtill umweh'n!
Geſtorben fühl' ich mich und meine
Auf meinem eig'nen Grab zu ſteh'n.

Nur Eines nicht!

Wenn ich vereinſt entrückt dem Lebensſtande,
Wenn die in mir, dem flüchtigen Phantome,
Für kurze Zeit vereinigten Atome
Einſt wieder frei und ledig ihrer Bande:

Was dann aus ihnen wird? Mich ſoll's nicht kümmern,
Ob ſie der Thiernatur ſich einverleiben,
Als Wirbel Staubes durch die Lüfte treiben,
Im Farbenglanze duft'ger Blumen ſchimmern!

An einem Wunſche laſſ' ich mir's genügen:
Was auch ihr Schickſal ſei, ob hoch, ob nieder,
Sie mögen ſich nur nimmer, nimmer wieder
Zu einem Menſchenbild zuſammenfügen!

An Julie Rettich.

I.

1863.

Der Zweifel, deſſen düſt'res Zeichen
In Nacht und Öde uns verbannt,
Kann nimmermehr ein Herz beſchleichen,
Das dich, du Herrliche, erkannt!
Wie bitt're Qual, wie tiefe Beugniß
Durch fremden Unwerth es erfuhr:
Du biſt ihm ein lebendig Zeugniß
Des Adels menſchlicher Natur!

Ein Licht ſcheint von dir auszugehen
Das jede Finſterniß erhellt,
Mit ſüßem Duft dich zu umwehen
Der Frühling einer ſchönern Welt.
Dein Geiſt iſt's, deſſen kühnes Streben
Der Dinge tiefſten Kern durchdringt,
Die Seele iſt's, die alles Leben
Mit warmer Liebeshuld umſchlingt!

Selbſt in der Dichtung Zauberreichen
Weiß ich mit deinem hohen Sein
Ein Frauenbild nur zu vergleichen:
Nur Iphigenie allein!
Wie ſie zum Prieſterdienſt erleſen,
Wie ſie mit Gaben überhäuft,
Was Wunder, daß aus deinem Weſen
Derſelbe Balſam niederträuft?!

II.

1869.

Der Wandel wohnet in des Menſchen Bruſt,
Zum Traumbild wird uns, was wir einſt beſeſſen.
Das tiefſte Weh, den bitterſten Verluſt,
Wir lernen ſie verſchmerzen und vergeſſen.
Des Lebens raſche Woge ſteigt und fällt,
Der Sehnſucht banger Flehensruf verklinget,
Und eine neue blüh'nde Welt entringet
Dem Schutt ſich einer eingeſtürzten Welt.

Doch, wenn ſelbſt der Erinn'rung Aſchenreſt
Die flücht'ge Zeit verſtreut nach allen Winden,
Wenn Alles enden muß, warum nur läßt
Der Schmerz um dich ſich nimmermehr verwinden?
Iſt nicht Vergeſſen jedem Gram gewiß?
Warum erwacht mit jedem neuen Tage,
Nur herber, trauervoller ſtets die Klage,
Daß dich der Tod aus unſerm Kreiſe riß?

Warum? Weil du in deiner Hoheit Schein,
Den Sternen ähnlich, die im Äther ſchweben,
Uns Licht gebracht in's dunkle Erdenſein,
Die ſich're Richtung treu uns angegeben!
Weil, ſeit dein groſſes Herz im Tode brach,
Wir die prophetenhafte Stimme miſſen,
Mit welcher unſer eigenes Gewiſſen
Aus deinem Munde mahnend zu uns ſprach!

Weil deiner Liebe reiches Liebesmal
Uns ſtets gewinkt nach allen Irrefahrten!
Weil wir gewöhnt, in jeder Noth und Qual
Von dir Befreiung, Rettung zu erwarten!
Weil, wo kein Hoffen länger Wurzel ſchlug,
Dein mächtig' Wort, lebend'ger Seele Odem,
Uns über allen Unglücks gift'gen Brodem
In's Reich erlöſender Gedanken trug.

Das iſt's! Wie heilte unſ're Wunde je
Von des Vergeſſens Nebelflor bedecket,
Da jede Trübung, jedes Lebensweh
Auf's neue ſtets den Schmerz um dich erwecket?
Da wir, ach! länger nicht von dir geſtützt,
Du Kraft der Schwachen, ſehend Aug' der Blinden!
In jedem Augenblicke neu empfinden,
Daß unſer Engel uns nicht mehr beſchützt? —

Fort geht des Lebens unbeirrter Lauf,
Manch' werthe Gabe ſenket ſich hernieder,
Es tauchen wechſelnde Geſtalten auf,
Doch deines Gleichen kehret nimmer wieder.
Das Herz, das einen Himmel in ſich barg,
Des Menſchenthumes wunderbarſte Blüthe,
Das reinſte Bild der Größe und der Güte
Zu Staub zerfallen ſie in deinem Sarg'!

„Ich dien'!"

„Ich dien'!" Den Wahlſpruch, ſtark und mild,
Trug jenes Luxemburgers Schild,
Der kämpfend bei Crécy gefallen.
O möchte kr[illegible]ig, fort und fort,
Des ritterlichen Königs Wort
In jeder Seele wiederhallen!

Denn Werth hat einzig nur die Kraft,
Die nied'rer Selbſtſucht ſich entrafft,
Um beſſ'rem Preiſe nachzujagen!
Die unverrückt das Ziel ſich ſtellt,
Zu fremdem Wohl, zum Heil der Welt
Ihr Theil in Treuen beizutragen.

Entglomm dir hell des Wiſſens Licht,
Der Nacht gedenke, welche dicht
Sich über Millionen breitet,
Und ruh' nicht bis, ein Morgenſtral,
Dein Wort aus Wahnes Noth und Qual
Sie auf der Wahrheit Bahn geleitet.

Ward dir der Muſe Weihgeſchenk,
O ſei der Seelen eingedenk,
Die ſchmerzgebeugt und grambeladen!
Hoch über allen Schickſalshaß
Trag' ſie mit dir empor und laß
Sie in der Schönheit Meer ſich baden!

Wardſt du mit Schätzen reich bedacht,
Erkenn' in ihnen eine Macht,
Verpflichtend minder nicht als jene,
Und ſtreu' ihn aus mit voller Hand
Den Reichthum, der nur dann kein Tand,
Wenn er zum Lächeln klärt die Thräne.

Und hat der Geiſt dich nicht erkürt,
Der Muſe Hauch dich nicht berührt,
Sind Schätze dir verſagt geblieben:
Es bleibt in deiner Armuth Schooß
Dir eine Kraft doch, heilig groß, —
Es bleibt dir noch die Kraft zu lieben!

Dieß gottgeborene Gefühl,
Laß es im wirren Weltgewühl
Zu Werken ſich der Huld geſtalten!
Gieb alles And're in den Kauf!
Ein warmes Herz genügt vollauf
Des hohen Menſchenamts zu walten.

Das Unglück ſchau, wie grimm und kalt,
In tauſendfältiger Geſtalt,
Es lauert rings auf allen Wegen!
Entgegen ſtemme dich dem Grauſ
Und wie Herakles ziehe aus
Das Ungeheuer zu erlegen.

Geſegnet, wer dies Ziel erfaßt!
Geſegnet ſie, die ohne Raſt
Dem Dienſt der Menſchheit ſich ergeben!
Der Starken Zier, der Schwachen Hort,
„Ich dien'!“ du opferfreud'ges Wort,
Sei Loſung uns für Tod und Leben!

Einem Selbſtling.

Der härt'ſte Fluch, dir ward er auferlegt,
Des Unglücks ſchwerſtes Theil dir zugewogen:
Ein Herz, von keiner Neigung ſanft bewegt,
Zu keinem andern liebvoll hingezogen.

Der Laut, durch den die Gottheit zu uns ſpricht,
An dir verhallt er, fremd und unverſtanden!
Zwar ahneſt du dein tiefes Elend nicht,
Doch, — iſt es darum weniger vorhanden?

Der Blindgeborne kann ſich nach der Pracht
Des unbekannten Lichtes auch nicht ſehnen;
Er mag, gewöhnt an ſeine ſtete Nacht,
Nichts zu entbehren, nichts zu miſſen wähnen.

Wir aber, denen hell des Tages Glanz
Hernieder ſtrahlet von dem Himmelsbogen,
Wir wiſſen und empfinden voll und ganz
Um welches Glück ihn die Natur betrogen. —

Der Weg, auf den ihr Wille dich geſtellt,
Wie öde iſt er und wie gottverlaſſen!
O bitt'res Loos, in dieſer reichen Welt,
Nur ſich, den armen, kleinen Punkt, zu faſſen! —

Der Frost, der dich durchdringt, vielleicht verfehlt
Er noch manch' warmes Herz mit seinen Schauern!
Doch tiefer'n Mitleids dünkest du mich werth,
Und mehr als deine Opfer zu bedauern.

Sancta Theresia! erschöpfend hast
Die Qual, von welcher Lucifer getrieben,
Zusammen du in dieses Wort gefaßt:
„Der Unglückselige! er kann nicht lieben!"

Es war zu leicht.

Ganz hatt' ich mich dir hingegeben
Mit ächter Freundſchaft Heldenmuth,
Mein inn'res wie mein äuß'res Leben,
Mich ſelbſt befohlen meiner Huth,
Aus meines Herzens dunklem Stollen
Das reinſte Gold dir dargereicht, —
Du hätteſt mich nicht täuſchen ſollen,
Es war zu leicht!

Auf dich und deine Treue bauend,
Die ohne Wanken ich geglaubt,
Hätt' ich in deinen Schooß, vertrauend,
Gebettet mein verwehmtes Haupt.
Und dieß der Lohn des liebevollen,
Des frommen Wahns, der jetzt entweicht? —
Du hätteſt mich nicht täuſchen ſollen,
Es war zu leicht!

Strafe des Irrthums.

Es hat der bangen, ſchreckerfüllten Welt
Die Kirche einſt den Lehrſatz aufgeſtellt,
Daß zu der Pein der ew'gen Höllenflamme
Der Irrthum ſchon, nicht bloß die Schuld verdamme.

Doch eine lich'tre, beſſ're Zeit begann,
Des alten Ketzerglaubens Spuk zerrann;
Die Kirche ſelber mußte anerkennen,
Daß Irrthum von der Sünde wohl zu trennen

Das Schickſal nur, das Thränen mir erpreßt,
Hält noch an jenem grauſen Dogma feſt,
Nur ſtraft mich für den Wahn, der mich befangen,
Als hätt' ich Frevel ſonder Zahl begangen.

Wenn, daß ich ſchmerzlich mich in dir geirrt,
Mir nicht als Sünde angerechnet wird
Dann, wahrlich! habe ich ſie nicht verſchuldet
Die bitt're Qual, die jetzt mein Herz erduldet!

Die Vergangenheit.

Mir iſt als legten leiſe
Sich Nebel um mich her,
Vom bunten Menſchenkreiſe
Mich ſcheidend mehr und mehr.
Erinnerungen ſind es,
Aus Luſt und Leid gewebt,
Die man, will's ein gelindes
Geſchick, mit mir begräbt!

Mir iſt, als brauſ'te, grollte
Um mich ein Ocean,
Den ich, wie gern ich wollte
Nicht überbrücken kann.
Dieß Meer, des banger Klage
Die Seele träumend lauſcht,
Es ſind die fernen Tage,
Die an mir hingerauſcht!

Vereinſamt im Gewühle,
Das raſtlos drängt und ſchafft,
Vergangenheit! wie fühle
Ich mich in deiner Haft!

Erſchöpft vom Lebensſtreite,
Den Wunſch auf nichts geſtellt,
Ein dunkler Schatten glitte
Ich durch die blüh'nde Welt!

Meine Grabſchrift.

Die hier im dunkeln Grabesſchooße ruht,
Nach langen Kampfes Mühſal und Beſchwerde,
Wie jedes and're arme Kind der Erde
War ſie ein Teppeliant von Schlimm und Gut.

Nichts unterſchied ſie von der großen Schaar,
Behaglich athmend in der Lüge Brodem,
Als daß die Wahrheit ihrer Seele Odem,
Und daß getreu bis in den Tod ſie war.

An Helene.

I.

Geliebtes Kind! zum Troſt, daß ferne
Von dir die Welle mich verſchlug,
Wie ruf' ich mir ſo oft, ſo gerne
Zurück dein Antlitz, Zug für Zug!
Als wär'ſt du leibhaft mir erſchienen
Stehſt du vor mir, Gebeut' nur Mienen
So hold, ſo ſittig nur ſo klug!

Ja! tief hab' ich es eingeſogen,
Dein Bild in meiner Seele drunt!
Ich ſeh' der Stirne reinen Bogen,
Das zarte Kinn, den weichen Mund,
Der Augen klare Lichtkriſtalle,
Das blonde Haar, im lockigen Falle
Umſpielend des Geſichtchens Rund!

Sie mögen neidend mir erwidern,
Ein Schönheitwunder ſeiſt du nicht!
Wer kann, wer mag den Reiz zergliedern,
Der ihn mit ſüßem Bann umflicht?
Wer kritteln erſt durchſpäh'n die Züge,
Aus denen ohne Falſch und Lüge
So rein der Strahl des Himmels bricht?

Ich weiß nur Eines: wenn verlocken
Mich will ein trügerisches Licht,
Die Leidenschaft mit Sturmesglocken
Zu dem bethörten Geiste spricht:
Dann kämpft den wilden Aufruhr nieder,
Des Friedens Klarheit schenkt mir wieder
Ein Blick in dieses Angesicht!

Und wenn ich zu erliegen meine
Des Tagwerks dumpfem Einerlei,
Ein einz'ger Blick auf dich, du Meine!
Und ich bin wieder stark und frei.
O du mein Licht auf dunklem Pfade!
Du Zeugniß mir von Gottes Gnade!
Du mir im Herbst erblühter Mai!

II.

So Mancher ſtaunt und ſinnt, und weiß
Den Grund nicht zu ermeſſen,
Der mich das fremde Kind ſo heiß
Läßt an den Buſen preſſen.

Weil von Geſchlecht ſich zu Geſchlecht
Die Adern nicht verzweigen,
Verkennen ſie das höh're Recht
Kraft deſſen du mein eigen.

Du biſt, — mit Zaubermacht beſpricht
Dieß Wort mir alle Schmerzen, —
Zwar Blut von meinem Blute nicht,
Doch Herz von meinem Herzen.

III.

So war an einem Frühlingsmorgen,
Die Rosen blühten, der Jasmin,
Von dem Gesträuche halb verborgen
Lugt' ich verstohlen nach dir hin.
Du knietest an des Weihers Rand,
Umspielt vom hellen Sonnenscheine
Nur suchtest emsig bunte Steine
Am Wege, mit geschäft'ger Hand.

Aus Kieseln, gelben, weißen, blauen,
Wie sich's gerade fügt' und fand,
Begannst du dir ein Haus zu bauen
Auf des Gerölles feuchtem Sand.
Vertieft in deines Werk's Beschau
Sah ich dich wohlgefällig nicken.
Da, — nur ein Hauch, ein leises Rücken, —
Ach! und verschüttet lag der Bau.

Geduldig, ohne Zorn und Klage,
Dein liebes Herz sich drein ergab.
Jetzt tratest du zum Rosenhage
Nur pflücktest ein paar Rosen ab.

Doch, kaum von ihrem Duft umwallt,
Gewahrteſt du im Reich der einen,
Mit gift'gem Bauch und Zappelbeinen,
Der Spinne ſchnöde Mißgeſtalt.

„Ich ſah, wie vor dem wüſten Scheuel
Ein banger Ekel dich erfaßt!
Die Roſen dünkten dich ein Gräuel,
Die Herberg' boten ſolchem Gaſt.
Du warfſt ſie hin in's grüne Moos,
Und ſeyteſt dich am Ufer nieder,
Geſenkt die zarten Augenlider,
Die Hände achtlos in den Schooß.

Umſonſt ſtrich dir um Stirn' und Wangen
Die Morgenluft, von Düften ſchwer.
Die Luſt am Spiel war dir vergangen,
Dich lockte keine Roſe mehr!
So ſaßeſt du in läſſ'ger Ruh'
Und ſchauteſt nur dem Zug der Wellen,
Dem Tanz der gaukelnden Libellen,
Mit träumeriſchem Blicke zu.

Durch's Herz flog mir ein leiſes Beben,
Kaum weiß ich ſelbſt, wie mir geſchah,
Als ich dich, ohne Wunſch und Streben,
So ſtill in dich verſunken ſah.

Ach! und noch heute ſteigt und ſchwillt,
In mir ein Strom von dunkeln Sorgen. —
Erſchien an jenem Frühlingsmorgen
Vielleicht mir deiner Zukunft Bild?

IV.

„Das nenn' ich eine Kinderzucht!
„Das wäre mir die rechte Liebe,
„Die Alles zu entſchuld'gen ſucht,
„Was immer auch ihr Abgott triebe!
„Wie lang noch, und das Thierchen hält
„Sich für den Mittelpunkt der Welt!"

Dein Vater ſprach's der grimme Mann!
Die Predigt war zu *meinem* Frommen,
Weil ich, da du in Acht und Bann,
Zu laut Partei für dich genommen.
Mir ward dabei ganz ſchwül und heiß, —
Ich ſagte nichts und duckte leis.

Dein Mütterlein nahm's nicht ſo arg,
Mild klang das Wort der Guten, Schönen!
„Das Leben iſt mit Liebe karg, —
„Mag ſie des Kindes Stirne krönen!
„Thut ſie zu viel, das Weltgebraus
„Gleicht's einſt durch manch' Zuwenig aus."

Er drauf: „Ein wunderlicher Schluß!
„Weil rauhe Pfade zu beſchreiten,
„Soll durch Verwöhnung man den Fuß,
„So meinſt du, darauf vorbereiten!
„Wie kalt die Welt, wie unfreund,
„Fühlt doppelt das verzog'ne Kind!"

Still lächelnd blickt ich vor mich hin.
Dich zu verzieh'n, mein liebes Leben!
Hätt' ich ſo Schlimmes auch im Sinn,
Nicht Zeit wär' mir dazu gegeben.
Dein Morgen iſt mein Abendroth, —
Eh' du verzogen, bin ich todt.

V.

So wenig wie der Quell, in dessen klaren
Lichtwellen jetzt mein Angesicht zu schauen,
Wenn er als breiter Strom durchwogt die Auen
Das längst zerfloss'ne Bild noch wird bewahren:

So wenig wird in spät'rer Jahre Treiben,
Wenn Schmerz und Freude, Seligkeit und Bangen
Wetteifernd einst den Zoll von dir verlangen,
Mein Bild in deiner Seele haften bleiben.

Es sei darum! nicht knüpfe sich dein Leben
An eines, dessen Sand, wie bald! verronnen.
Das Alter mag sich an Erinn'rung sonnen!
Der Jugend ziemt ein frisches Vorwärtsstreben.

Ich wünsche und ersehne nur das Eine:
Dass dir auf dieser liebeleeren Erde
Zum zweitenmale eine Liebe werde,
So tief, so treu, so selbstlos wie die meine

Einem Samariter.

Zur Erinnerung an den Sommer des Jahres 1866.

Ein Donnerſchlag, durchhallt die Mähr
Das Reich bis zu den fernſten Enden:
„Zerſprengt, vernichtet unſer Heer!
Das Schwert zerſtückt in unſern Händen!“
Entgeiſtert ſchraken wir zurück
Vor dieſes Jammers finſt'rer Größe;
Wir fühlten unſ're Bettlerblöße
Und neideten der Todten Glück!

Das Banner Oeſtreichs in dem Staub,
Der unſ'rer Brüder Blut getrunken!
Der Kranz des Ruhms, wie welkes Laub,
Dem Haupt, das er geſchmückt, entſunken! —
Und ob ſich das Gewitter brach,
Sein Nachhall dröhnt durch unſer Leben!
Wer kann die Stirne frei erheben,
Gedenkt er jener bittern Schmach?

Du kannſt es! du! denn in dem Streit,
Der Glück und Macht und Ruhm verſchlungen,
Haſt du, ein Held der Menſchlichkeit,
Der Siege edelſten errungen!

Den Sieg, der auf dem Schlachtfeld nicht
Erſtritten wird im Kampfgewüthe,
Nein! den die reine Macht der Güte,
Die Kraft der Liebe nur erficht.

Des ungeheuern Elends Graus,
Dich machte er nicht ſcheu erbeben.
Als Gegner wähltest du ihn aus
Und rangſt mit ihm auf Tod und Leben!
Dich trieb ein heiliges Gefühl
Ihm ſeine Opfer zu entraffen,
Den Wunden Linderung zu ſchaffen,
Verlor'nen einen Sterbepfühl.

Du wollteſt nichts von nächt'ger Ruh',
Nichts vom Genuß des Tages wiſſen!
An Schmerzenslagern weilteſt du,
Des frommen Liebewerks befliſſen.
O wie, bereits vom Tod umhaucht,
Der Armen Blick an dir gehangen!
Ein flücht'ges Roth auf bleichen Wangen,
Bei deinem Nahen aufgetaucht!

Und konnteſt du den blut'gen Gang
Des furchtbaren Geſchick's nicht hindern,
Genug ſchon, daß es dir gelang
Der Opfer heiße Qual zu lindern!

Genug schon, daß du einer Welt,
In sich gespalten und zerrissen,
Bedeckt von Hasses Finsternissen,
Der Liebe Beispiel hingestellt!

Als Sieger grüß ich dich darum,
Ob nimmer du das Schwert geschwungen!
Es hat das stille Heldenthum
Des Mitleids dir den Kranz errungen!
Nicht werth und würdig acht' ich mich,
Dir, den so reine Lorbeern schmücken,
Zum Dank die milde Hand zu drücken,
Doch segnen, segnen darf ich dich!

In das Gedenkbuch einer Künſtlerin.

Es wurde dir beſchieden
Jedwedes Glück und Heil!
Nur Wenigen hienieden
Fällt ein ſo holdes Theil.
Der Ruhm kam dir entgegen,
Dir ward der Schönheit Glanz,
Und von des Weibes Segen
Der allerreichſte Kranz.

Doch beſſ'rer Gaben Blüthe
Hat dir Natur geſchenkt,
Als ſie die reinſte Güte
In dein Gemüth geſenkt!
Als ſie, daß nie dich quäle
Der Reue Unkenruf,
So lichtvoll deine Seele,
So wahr und edel ſchuf!

Ja! dieſe Gaben ſind es,
Dir ſelber nicht bewußt,
Die, wie an's Herz des Kindes,
Mich zieh'n an deine Bruſt!

Wenn einſt von dir gefallen
Der andern Reiz und Pracht,
Sie werden mit dir wallen,
Selbſt durch die Todesnacht!

Bei der Enthüllung
des Schwarzenberg-Monumentes.
1867.

Sei mir gegrüßt, du edles Heldenbild!
Zu Ehren eines Sieges aufgerichtet!
Gegrüßt wie ein Erinnern, welches mild
Die gramerfüllte Gegenwart durchlichtet.
Denn ſchwer iſt und bekümmert unſer Herz,
Ein dunkler Schatten liegt auf unſerm Leben;
Es thut uns Noth, an dir du Bild von Erz,
Den Muth, die Hoffnung wieder zu erheben! —

Dem Recht entrungen waren Schwert und Schild,
Es lag die Welt in frecher Willkür Banden,
Als er, dem dieſes Tages Feier gilt,
Ein Retter und Befreier ihr erſtanden
Das Banner faſſend, welchem Ruhm und Sieg
Entglitten waren in der Zeit Bedrängniß,
Schwang er es hoch in dieſem heil'gen Krieg,
Und öffnete den Völkern ihr Gefängniß.

Unnahbar jedem ſelbſtiſch trüben Hauch
Ließ er von Ruhmſucht nimmer ſich berücken.
Nur ſiegen wollt' er! mochten ſpäter auch
Sich And're mit des Sieg's Trophäen ſchmücken.

Er wollte nur das Weſen, nicht den Schein,
Das kümmerliche Schattenbild der Dinge!
Gleich galt ihm's, war der Kranz in Wahrheit ſein,
Ob er auch ſichtbar ſeine Stirn' umſchlinge.

Das iſt's, was über And're ihn erhebt,
Die mit ihm leben auf der Nachwelt Zungen,
Daß er dem Heil des Ganzen nachgeſtrebt,
Und, wie den Gegner, auch ſich ſelbſt bezwungen!
Daß er auf blutgetränktem Schlachtenfeld,
Im Angeſicht von tauſend Feuerſchlünden,
Sich nur das eine hohe Ziel geſtellt,
Des Rechtes Herrſchaft wieder zu begründen

Und kam es alſo? Nein! O bitt'res Wort,
In welchem unſers Unglücks Grund enthalten!
Aufs neu verfiel der köſtlich theu're Hort,
Den er gerettet, feindlichen Gewalten,
Was heilig erſt, hieß bald ein frevler Wahn,
Es wies die Macht das Recht von ihrer Schwelle,
Und die von ſeiner Hand erſchloſſ'ne Bahn,
Verſperrt ward ſie mit wüſtem Schuttgerölle.

Wie? tauſend Leben blutig abgekürzt,
Daß auch das werdende Geſchlecht verderbe?
Der Sohn des Schickſals, der Titan, geſtürzt,
Daß die Pygmäenſchaar den Scepter erbe?

Er ſah es wohl und Schauder überkam
Ihn vor dem Werk, das länger nicht das ſeine,
Bis, unterwühlt von alſo edlem Gram,
Das Herz ihm brach, das große, warme, reine!

Jetzt aber iſt erfüllt der Tage Maß,
Und vor dem ernſten Throne der Geſchichte
Steht er, dem Neid entrückt, entrückt dem Haſſ',
In ſeiner Thaten ſonnenlauterm Lichte,
Das keine ird'ſche Trübung länger dämpft!
Der Lorbeer mag ſein Denkmal grün umfrieden,
Denn einen guten Kampf hat er gekämpft,
Und glorreich iſt das Theil, das ihm beſchieden.

Und du, mein Oeſtreich! mein geliebtes Land!
Theil meines Herzens! heimatliche Erde!
Gott ſchütze dich mit ſeiner ſtarken Hand,
Durchfache dich mit ſchöpferiſchem Werde,
Damit, wenn leuchtend durch der Zeiten Flucht,
Sich Heldenſeelen wieder in dir regen,
Sie, wie am Sieg, auch an des Sieges Frucht,
Ohn' bittern Rückhalt ſich erfreuen mögen.

Prolog

zur Gedächtnißfeier für Otto Ludwig.

1866.

Wenn ein geliebter Menſch von hinnen ging
Und uns zurückließ im verarmten Leben
Wie kümmerlich erweiſ't ſich, wie gering
Jedweder Troſt, den uns die Welt mag geben!
Wo in der Öde dieſes Erdenwuſt's
Unmöglich der Erſatz wie das Vergeſſen,
Da gilt's die ganze Größe des Verluſt's
Mit unerſchrock'nem Blicke zu ermeſſen!
Und unſers Schmerzes dunkler Fluth entſtaudt
Ein Bild, vom Glanz der Ewigkeit umhaucht

Aufs neu wird uns der Freund zurückgeſchenkt,
Wenn wir uns ſagen, was er uns geweſen,
Wenn unſer Geiſt, in ſeinen Geiſt verſenkt,
Uns nah und näher bringt ſein innerſt Weſen.
Geheimnißvoll aus Schmerz geborne Luſt
Erquickt die Seele, die um Hohes trauert,
Denn des Verbandes wird ſie ſich bewußt,
Der ſelbſt des Todes Schrecken überdauert!
Und freudig ruft ſie: Fort, du trüber Schein!
Was Ein's mit mir, es iſt auf ewig mein.

Doch wenn der Großen einer von uns ſchied,
Der Tauſenden die Erdennacht gelichtet,
Ein Fürſt des Sanges, der in ſeinem Lied
Ein Denkmal ſich und ſeinem Volk errichtet:
Nach Einzlen zählen da die Freunde nicht,
Die, ihn beweinend, ſich an ihm erheben,
Zu denen er aus fernem Jenſeits ſpricht,
Ein Bürge für des Geiſt's unſterblich Leben!
Nein! an ſein ganzes Volk erging ſein Wort,
In ſeinem ganzen Volke wirkt es fort.

Hoch über ird'ſche Luſt und ird'ſchen Schmerz
Von dieſes Wortes Macht emporgetragen,
Wie fühlen Tauſende des Todten Herz
In ihrer warmen Bruſt lebendig ſchlagen!
Sein heilig Angedenken ehren ſie
In ſeiner Dichtung makelloſem Glanze,
Und ſelbſt was halb nur zum Erblüh'n gedieh,
Nicht miſſen wollen ſie's in ſeinem Kranze.
Mit Recht, fürwahr! denn auch im Bruchſtück flammt
Der Stral des Geiſtes, welchem es entſtammt.

Und ſolch ein edles Dichterbild iſt er,
Dem huldigend wir dieß Gedächtniß weihen!
Ob auch geſchieden ohne Wiederkehr,
Ob auch, zu früh! entrückt aus unſern Reihen:

Er iſt und bleibt uns nah für alle Zeit,
Ein Freund an deſſen Herzen Troſt zu finden,
Ein Führer, der in dieſes Lebens Streit
Uns kämpfen, dulden lehrt und überwinden!
So weilt er noch bei uns! ſein Werth, ſein Ruhm
Des deutſchen Volkes theu'res Eigenthum!

Choral.*)

Nach dem Polniſchen des Cornelius Ujiwski.

Mit dem Dampf des Bruderblutes, mit der Brände lohem Wallen
Schwinge dich, du Schrei des Jammers! aufwärts zu den Himmelshallen!
Steig empor, du bange Klage eines Schmerzes sonder Gleichen.
Du Gebet, bei dem des Beters Haare rasch zu Schnee verbleichen!
Todesmüd ist unser Nacken von jahrhundertlanger Frohne,
Tiefer stets in uns're Schläfe bohret sich die Dornenkrone.
Dennoch, Herr! wie streng und zürnend sich dein Antlitz von uns wende,
Dir vertrauend immer wieder heben wir empor die Hände.

Oftmals hat mit schweren Schlägen deine Geißel uns getroffen,
Aber fest und unerschüttert blieb der Herzen muthig Hoffen!
Blutend, ach! und unterliegend riefen glaubenskühn wir Armen,
Gott ist unser Vater, — seiner Kinder wird er sich erbarmen!
Eh' geheilt noch uns're Wunden griffen nach dem Schwert wir wieder,
Und aufs neu trat des Tyrannen Übermacht zum Staub uns nieder!
Einen Grabstein wälzend über unser Hoffen, unser Lieben,
Höhnt' er: „wo ist euer Vater, wo ist euer Gott geblieben?"

*) Das nachstehende Gedicht war während des unglücklichen Aufstands von 1863 — 64 der polnische Nationalhymnus und darf in so ferne eine historische Bedeutung beanspruchen.

Aufwärts blickend nach den Sternen, flehten wir in Rachepſalmen:
Stürzt aus euern Höhen nieder, um den Frevler zu zermalmen!
Aber unbekümmert ſchwebten fort ſie in dem gold'nen Reigen;
Stille rings! nur ſanft Gezwitſcher in den blüthenſchweren Zweigen!
Da umkrallten unſ're Seele der Verzweiflung Tigerpranken,
Unſer Muth begann zu ſchwinden, unſ're Zuverſicht zu wanken,
Und es läſterten die Lippen dich im Übermaß der Schmerzen, —
Aber nicht nach unſern Worten, richte uns nach unſerm Herzen!

Eine Sündenernte mußte ſolcher gift'gen Saat entſpringen.
Gräuelthaten ohne Namen ſahen ſchaudernd wir vollbringen!
Mütter fielen von der Söhne, Brüder von des Bruders Streichen, —
O wie viele Stirnen tragen Kains dunkles Mörderzeichen!
Doch wie ſchwer ſie ſich vergangen, wie Entſetzliches verbrechen,
Seien ſie von dir, du milder Richter! dennoch losgeſprochen!
Finſt're Höllenmächte haben ſie zum Schreckenswerk gezwungen.
Nicht das Schwert wirſt du beſtrafen, nein! den Arm, der es geſchwungen! —

Von der ganzen Welt verlaſſen, unterdrückt, halb aufgerieben,
Sind wir dir und unſerm Glauben unverbrüchlich treu geblieben!
Wie zum Neſt der müde Vogel, flieh'n mit unſ'rer Grambeſchwerde
Wir zu dir, auf daß in deinem Schooß uns ſüße Ruhe werde.
D'rum, o Herr! laß Milde walten! ebne unſ're Dornenpfade!
Kräft'ge die erſchöpften Herzen mit dem Zeugniß deiner Gnade!
Laß den Kranz des Märtyrthumes uns mit friſchem Muth umhauchen!
Laß aus ſeinem heil'gen Lichte neu verjüngt die Seele tauchen!

Deine Engel an der Spitze, wir ihr kämpfendes Geleite,
Du der Deinen Schild und Wehre, ziehen wir hinaus zum Streite,
Und von des beſiegten Satan in den Staub geſtürzten Hallen
Soll dein lichtgewobnes Banner in dem Hauch der Lüfte wallen!
Den verirrten Brüdern wollen wir die Hand entgegen ſtrecken,
Denn der Freiheit Feuertaufe nimmt hinweg der Sünde Flecken!
Läſterer und Zweifler werden dann von ihrem Wahn geneſen,
Fühlend, daß zu allen Zeiten Gott mit ſeinem Volk geweſen!

Soldatenbegräbniß.

Nach Charles Wolfe's The Burial of Sir John Moore.

Kein Trommelwirbel, kein trauernder Chor,
Stumm eilte der Zug von dem Walle
Es dröhnte aus unſrer Musketen Rohr
Kein Salve mit donnerndem Schalle.

Mit unſeren Waffen gruben ein Grab
Wir haſtig im nächtlichen Dunkel;
Verdüſterten Scheins ſah der Mond herab,
Und trüb der Laternen Gefunkel.

Die edlen Glieder des Helden umſchloß
Kein Leichentuch, keine Truhe,
Im kugeldurchlöcherten Mantel bloß
Beſtatteten wir ihn zur Ruhe.

Ein letztes Gebet noch, kurz und ſchlicht!
Im Herzen erſtickt blieb die Klage;
Den Blick geſenkt auf ſein bleiches Geſicht
Gedachten wir kommender Tage.

Wir dachten und ſorgten: wenn unſer Heer
Von Spaniens Küſte geſchieden,
Dann ſchützt keine liebende Seele mehr
Seines Grabes heiligen Frieden!

Ihr Feinde und Gegner! ob hämiſch ihr
Den Glanz ſeiner Siege beſtreitet,
O gönnt dem Todten die Ruhſtatt, die hier
Ihm britiſche Hände bereitet! —

Noch hatten wir kaum unſer Werk vollbracht,
Da rief ſchon die Trommel zum Streite!
Granatenblitze durchzuckten die Nacht,
Heranzog die feindliche Meute! —

Es meldet kein prunkender Marmorſtein
Des herrlichen Helden Geſchicke.
Wir ließen ihn in der Wildniß allein
Mit ſeinem Ruhm nur zurücke!

Hochländiſches Kriegslied*)

aus dem XV. Jahrhundert.

Pibroch von Donald Dhu,
Schalle! ertöne!
Wecke aus träger Ruh'
Clan Donald's Söhne!
Kommet in Eil' heran,
Kommt im Vereine,
Kriegeriſch angethan,
Herr'n und Gemeine!

Kommt aus der Thäler Grund,
Kommt von den Höhen!
Seht unſer Banner, bunt,
Trutziglich wehen!
Kommt, von dem Plaid bedeckt,
Herzen voll Treue!
Tapf're, die nichts erſchreckt,
Zeigt euch aufs neue!

Laßt en'rer Heerden Schaar
Achtlos entweichen,
Öde den Traualtar,
Grablos die Leichen!

*) Nach Walter Scott's Ueberſetzung aus dem Gaeliſchen.

Laſſet den Hirſch, das Reh,
Netze und Schlingen!
Muthiger gilt's als je
Schwerter zu ſchwingen!

Kommt wie der Sturm, wenn er
Wälder zerſplittert!
Kommt wie das grimme Meer,
Wenn es gewittert!
Kommet, o kommet All'!
Kommt zum Gefechte!
Häuptling und Lehnsvaſall,
Freie und Knechte!

Kommen ſchon ſeh' ich ſie,
Waffen erblitzen!
Feder und Heideblüh'
Auf ihren Mützen!
Raſch auf die Feinde zu!
Spart nicht mit Streichen!
Vibrach von Donald Dhu,
Schmett're das Zeichen!

Der Freundin.

Wenn deine Hand in meiner ruht,
Mein Herz den Schlag des deinen fühlet,
Denk' ich nicht mehr der dunkeln Fluth,
Die leis' mein Leben unterwühlet.

Vergessen ist, was ich erfuhr,
Verfehltes Streben und Beginnen!
Der Zweifel und der Wunden Spur
Tilgt deines Auges Stral von hinnen.

Voll freud'gen Schwunges, kühn und mild,
Stark im Vollbringen, rein im Wollen,
Stehst du vor mir, ein leuchtend Bild
Des was ich hätte werden sollen.

Mit tausendfält'ger Last beschwert,
Ward ich im Lauf zurückgehalten;
Gelobt sei Gott, der dir gewährt,
Dich frei und kräftig zu entfalten!

O alles Heil und alles Glück,
Das ich mir selber sah entwallen,
Es lächelt mir aus deinem Blick
Und mein ist's, da dir's zugefallen!

Am 5. September.

An Ida.

Als dämmernd noch das Leben vor mir lag,
Mein Herz noch nichts errungen, nichts verloren,
Nicht ahnt' ich da, daß mir an diesem Tag'
Mein bestes Kleinod ward zur Welt geboren!
Nicht ahnte ich, daß heut' der hellste Stern
An meinem Horizonte aufgegangen,
Daß meines Wesens innerlichster Kern
Den vollen Abschluß heute erst empfangen.

Ich ahnt' es nicht; erst jetzt erkenn' ich's ganz!
Nur Eines kann ich auch noch jetzt nicht fassen:
Daß deiner Liebe heller Stralenkranz
Auf meine Stirn' sich mochte niederlassen.
Es heißt ja doch, daß nur um Gleich und Gleich
Die Bande sich wahrhaft'ger Freundschaft weben.
Du aber bist so reich, so überreich,
Und ich, — — was hab' ich Arme dir zu geben?

Nichts als mich selbst! doch diese Gabe schafft
Dir Sorgen nur und immer neue Mühen!
Denn stützen mußt du mich mit deiner Kraft,
Dein böses altes Kind zum Guten ziehen.

Du mußt, bald ernſt und ſtreng, und bald gelind,
Hier rathen, tröſten, ſtrafen dort und wehren,
Und die Gedanken, die das Leben ſind,
Den erdgebund'nen Geiſt erſt denken lehren

Tief ſchmerzlich überkommt mich's manchesmal:
O daß ich früher, früher dich gefunden,
Als ungetrübt noch meines Auges Stral,
Und meine Bruſt noch rein von Schuld und Wunden!
Dann wäre nie des Sammums glüher Hauch,
Vergiftend über mich hinweggegangen!
Ich gliche nicht dem blitzverſengten Strauch,
Und könnte geben, ſtatt nur zu empfangen!

Doch, hat vereinſt nicht aus des Heilands Mund
Die ſchmerzenmüde Welt dieß Wort vernommen:
„Für Jene nicht, die kräftig und geſund,
Nein! für die Kranken iſt der Arzt gekommen"?
Du treuer Arzt! ſo haſt, als, wüſt und wirr,
Das Fieber mich der Leidenſchaft bezwungen,
Du mich gepflegt, und liebeſt nun in mir
Die Beute, die dem Tod du abgerungen!

An die Entfernte.

Wie der Gefang'ne, der mit matter Hand,
Das Herz von bitterm Sehnſuchtsweh durchquollen,
Die Tage ſeiner Haft, die trauervollen,
Verzeichnet an der grauen Kerkerwand:

So, — wenn ich, fern von deinem Angeſicht,
In banger Seeleneinſamkeit verzage, —
Verzeichne ich der Trennung öde Tage,
Doch zähl' ich ſie zu meinem Leben nicht!

Mahnung.

Denke der eigenen Fehler und Schwächen,
Wenn du dem Freunde, dem irrenden, grollſt!
Schwanke nicht erſt, ob die Unbill du rächen,
Ob du in Milde vergeben ſie ſollſt!
Was dir zum Troſt und zur Freude gegeben,
Selber verkehrend in Unheil und Fluch,
Bringeſt du ſonſt in dein innerſtes Leben,
Störriſchen Sinnes, den qualvollen Bruch.

Fort mit der dünkelhaft thörichten Frage,
Ob du, vergebend, dir ſelbſt nichts vergiebſt!
Standhafte Treue im Wirrſal der Tage
Schuldeſt du ihm, den du zürnend noch liebſt!
Würdeſt du nicht ihn zu pflegen verlangen,
Träf' ihn des Siechthums vergiftender Graus?
Läg' er im finſterſten Kerker gefangen,
Hielteſt du nicht ohne Wank bei ihm aus?

Wiſſe denn! nimmermehr hätt' er in Wahrheit
Frevelnd gerüttelt an euerem Bund,
Wäre in heiterer Fülle und Klarheit
Frei ſein Gemüth, ſeine Seele geſund.

Meinſt du, daß er dich zu kränken vermöchte,
Fühlte er ſich nicht in Ketten und krank?
Lichte, ſo gut du es kannſt, ſeine Nächte!
Reiche dem Siechen den lindernden Trank!

Laſſe kein Grollen, kein Zweifeln, kein Zagen
Hemmen des Herzens nie irrenden Zug!
Was wir aus Liebe erdulden, ertragen,
Immer noch, immer noch iſt's nicht genug!
In dem entfeſſelten Sturm der Gefühle,
Glorreichen Sieges geheiligtes Pfand,
Rauſche ſie auf wie die Meer'sfluth und ſpühle
Jegliche irdiſche Trübung ans Land!

Morituri te salutant!

Du ernster Gruß voll stiller Todesweihe,
Du schmerzen- und erhebungsreiches Wort,
Durch der Geschlechter endlos lange Reihe,
Durch alle Zeiten tönst du siegreich fort!
Sie Alle, die, berührt von Gottes Strale,
Ein Höh'res kennen als ihr enges Ich,
Sie jauchzen freudig auf zum Ideale:
Die Todgeweihten grüßen dich! —

Kanonendonner macht den Grund erbeben;
Da ist kein Mann, der von dem Gegner läßt!
Verbluten müssen hier viel tausend Leben,
Es hält der Tod ein großes Erntefest.
Doch, ob zertreten von der Rosse Hufen,
Vom Blei gefällt, durchbohrt vom Lanzenstich,
Nach ihrer Fahne blicken sie und rufen:
Die Todgeweihten grüßen dich!

Es suchet durch die öde Wasserwüste
Der kühne Weltumsegler seine Bahn.
Auffinden wollt' er unbekannte Küsten
Und findet nur ein Grab im Ocean!

Doch nach dem Land, das er im Geiſte ſchauet
Den Blick gewandt, erhebt er gläubig ſich,
Und rufet, ſchon vom Untergang umgrauet:
Die Todgeweihten grüßen dich!

Der Forſcher fühlt in mitternächt'gen Stunden
Um welchen Preis das Wiſſen ſich erfaßt!
Und welcher Dichter hat es nicht empfunden,
Daß Poeſie mit Blut und Feuer taufft?
Doch lächeln lehret ſie jedweder Wunde
Die heil'ge Kraft, die nie von ihnen wich,
Und leiſe tönt's von ihrem bleichen Munde:
Die Todgeweihten grüßen dich!

Sie, die mit tiefem, ſchwindelndem Entzücken
Der Zaubermacht der Liebe ſich bewußt,
Begeiſtert ſchauen ſie empor und drücken
Den Dolch des Schmerzes willig in die Bruſt!
Und heißt ſie das Geſchick mit ihrem Blute
Den Traum bezahlen, der ihr Herz beſchlich,
So ſprechen ſie mit ungebeugtem Muthe:
Die Todgeweihten grüßen dich!

Und nimmer wird's der Welt an Helden fehlen,
Triumphlieder ſingend in der Qual,
So lange du lebendig in den Seelen,
Hochheil'ger Glaube an das Ideal!

In alle Lüfte laß dein Banner wallen,
Dem nie ein irdisches an Reinheit glich!
Die für dich kämpfen, leiden, siegend fallen,
Die Todgeweihten grüßen dich!

II.

Sonette.

Quietiv.

Ein Mittel weiß ich, mich zur Ruh' zu bringen,
Wenn grimme Sorgen mir am Herzen nagen,
Ein lang gehegter Wunsch mir fehlgeschlagen,
Und lauernde Gefahren mich umringen.

Zur Fassung mich dann wieder aufzuschwingen,
Brauch' ich nur dieses Eine mir zu sagen:
„Und wenn du sie zu Grabe müßtest tragen?"
Das lehrt mich jedes andre Leid bezwingen!

Was sonst mir droht, für Spiel nur kann ich's halten,
Vergleich ich es mit jenem Todesstreiche,
Des Ahnung schon genügt mein Herz zu spalten!

O jedem Sturme will ich steh'n als Eiche,
Im Froste selber Blüth' um Blüth' entfalten,
So lange du mir bleibst, du Sondergleiche!

An Jan Matejko.

Dem Vaterland haſt du die Kraft geweiht,
Von der im tiefſten Weſen du durchdrungen,
Nur Farb' und Form ſind dir nur Flammenzungen
Zu künden deiner Heimat Ruhm und Leid!

Du zeigſt uns ihre alte Herrlichkeit,
Den Lorbeer, der einſt ihre Stirn umſchlungen,
Und wieder dann, wie nieder ſie gerungen,
Der eig'nen Söhne fluchbelad'ner Streit.

Dich locken keine andern Siegeskronen!
Nur an der Stätte, wo ſie aufgebahret,
Willſt du als Hüther ihres Grabes wohnen.

Ich aber ſegne dich, du ſtarkes Herz!
Das ſelbſt dem Tode Treue noch bewahret,
Und deſſen Muſe ein erbab'ner Schmerz!

An Heinrich Anſchütz

zu ſeinem achtzigſten Geburtstage.

1865.

Des innern Frühlings zauberreiche Blüthe,
Der Froſt des Alters macht ſie nicht erbleichen!
Deß biſt du ſelbſt ein hochbegnad't Zeichen,
Du Greis an Jahren, Jüngling im Gemüthe!

Als die Natur dich ſchuf, in ihrer Güte
Ausſtattend dich mit Gaben ſonder Gleichen,
Da mochte bange Sorge ſie beſchleichen,
Wie ſie ihr herrliches Gebild behüte.

Und alſo ſprach ſie, zu der Zeit gelehnt:
Nicht rühre an dieß Haupt mit deinen Schwingen,
Laß mir mein edles Kunſtwerk unverſehrt!

Wie hier der Gaben Fülle zu durchdringen,
Daß eine ſtets der andern Glanz vermehrt,
Es wird mir nicht zum zweitenmal gelingen.

Die beſten Stunden.

Was waren meines Lebens beſte Stunden,
In denen ich von Gram und Leid geneſen?
Die ſtillen, unſcheinbaren ſind's geweſen,
Die bei getreuer Arbeit mich gefunden!

Und jene, reicher noch an Himmelskunden,
Wann ich ein hilfloſ und verlaſſ'nes Weſen,
Das ſich der Schmerz zum Opfer auserleſen,
So gut ich's konnte, ſeiner Macht entwunden!

Drum ſei fortan mein ganzes Sinnen, Streben,
In dieſem Schacht wahrhaft'gen Glücks zu ſchürfen,
Von dieſem reinſten Freudenquell zu ſchlürfen!

Vor keiner Zukunft brauch' ich dann zu beben,
Denn Arbeit wird's auf Erden immer geben,
Und immer Herzen, welche Troſt bedürfen!

Die Historiker.

Die Einen rühmen uns die Herrlichkeiten
Des Mittelalters mit verschwomm'nem Blick;
Sie bieten uns die Hand, um uns zurück
In seine traute Dämmerung zu leiten.

Daß thöricht sie, wer möchte es bestreiten?
Den alten Moder preisend, Stück für Stück,
Vergessen sie, daß es der Welt Geschick
In rastloser Entwicklung fortzuschreiten.

Doch thöricht dünkt mich's auch, des Zornes Stral
Post festum noch auf jene Zeit zu schnellen,
Weil sie human nicht war, noch liberal!

Sie war, wozu sie die Natur gemacht,
Die auch dem gold'nen Tag, dem sonnig hellen,
Voranschickt eine lange, finstre Nacht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In Nürnberg.

Ehrwürd'ge Stadt! wie herrlich offenbart
Im Reiz, der unvergänglich dich umlichtet,
In jedem Denkmal, das du aufgerichtet,
Das deutſche Weſen ſich, die deutſche Art!

Der kluge Sinn, der ſich der Gegenwart
Zu ſchuldigem Tribut und Dienſt verpflichtet
Der Fleiß, der raſtlos ſchafft und ſtrenge ſichtet,
Mit kühnſtem Schwung der Phantaſie gepaart!

Die Kunſt, die anderwärts das Machtgeheiß
Der Fürſten nur verpflanzt aus fremden Landen,
Im eig'nen Grund trieb ſie hier Reis um Reis!

Was Andere nur in weiter Ferne fanden,
Iſt zu des deutſchen Namens Ruhm und Preis,
Hier aus des Volkes hohem Sinn erſtanden.

Den Zukunftſchwärmern.

Ein neues Leben, meint ihr, wird beginnen,
Wenn vor dem Licht, das eifrig ihr entfachtet,
Der Wahn, von dem die Welt jetzt noch umnachtet,
Wie Nebel vor der Sonne wird zerrinnen?

„Weht einſt der Freiheit Banner von den Zinnen,
„Wird Jeder einſt dem Andern gleich geachtet,
„Dann flieht der Schmerz, in dem die Menſchheit ſchmachtet,
„Flieht alle Qual und alle Noth von hinnen."

Vermeßt euch nicht zu viel! Ob, muthgeſchwellt,
Im Kampfe wider Pfaffen und Tyrannen,
Ihr einſt die letzte ihrer Burgen fällt:

Der Schmerz, er flieht darum doch nicht von dannen,
Es wäre denn ihr könntet aus der Welt
Der Leidenſchaft Tränen auch verbannen.

Verblendung.

Wer liebt noch Poeſie in unſern Tagen?
Wer läßt ſich noch von ihrer Macht bezwingen?
Doch, mag ſein Wort auch ungehört verklingen,
Der Dichter hat nicht Grund, darob zu zagen!

Wenn er der Seele Jubel, ihre Klagen,
Den Himmel ſendet auf des Liedes Schwingen,
Fühlt er der Gottheit Hauch ſein Herz durchdringen,
Und ſeinen Lohn hat er davongetragen.

Mein ganzes Mitleid gilt nur dem Geſchlechte,
An dem verloren ſind des Dichters Spenden,
Und dem der Stern erloſch der ird'ſchen Nächte!

Das, um ſich nicht'gem Tande zuzuwenden,
Die heil'ge Quelle, die ihm Labung brächte,
Thöricht verſchüttet mit den eig'nen Händen!

Gebotene Strenge.

Mild ſei dein Spruch und Urtheil, wenn es gilt,
Das Thun und Laſſen Anderer zu richten,
Denn frei iſt unſer Wille, ach! mit nichten,
Wenn grimm empor die Fluth des Lebens ſchwillt.

Doch giebt's ein ſeiner Macht entrückt Gefild,
Ein ſel'ges, wo kein Widerſtreit der Pflichten,
Kein Zwieſpalt zwiſchen Herz und Welt zu ſchlichten,
Und hier ſei nur gerecht, nicht länger mild!

Es iſt die Kunſt. Wer ſie nach Würden ehrt,
Der Nachſicht wird und muß er ſich entſchlagen,
Sieht er ihr heiliges Geſetz verkehrt.

Und will ſich das Gemeine an ſie wagen,
Dann ziemt es ihm, mit ſeines Zornes Schwert
Die Schächer aus dem Tempel zu verjagen.

An einem Sarge.

Unſel'ger du! der Dichter ſich genannt,
Thu' daß die heil'ge Flamme ihn durchdrungen!
Für einen Traum, der trugvoll dich bezwungen
Haſt du dich von der Wirklichkeit gewandt!

Das Irrlicht, dem du hoffend nachgerannt,
Zum Abgrund führte es, der dich verſchlungen!
Umſonſt haſt du gelebt, umſonſt geſungen!
Vom Loos des Dichters nur den Schmerz gekannt.

Sieh! jenen Kranz nach dem du Jahr' um Jahre
So heiß gekämpft auf dornenvoller Bahn,
Das Mitleid legt ihn jetzt auf deine Bahre!

Fern ſei's von mir, daß ich die Spende rüge!
Doch, wie dein Streben nur ein eitler Wahn,
So folgt dir nun in's Grab auch eine Lüge.

Bescheid.

„Was einst so heiß, so stürmisch mich durchbebt,
„Die Wonnen, die mich himmelan getragen,
„Das Weh, das glüh'nde Wunden mir geschlagen,
„Wie ferne sind sie meinem Geist entschwebt!"

„Und waren's Träume nur, die mich umwebt,
„Dann hab' ich wohl ein bitt'res Recht zu fragen:
„Wenn mir von meines Lebens Lust und Klagen
„Nichts bleiben soll, wozu hab' ich gelebt?!

Das fragst du noch? So wisse denn! das Walten
Von Glück und Leid hat nur den Zweck, den einen,
Des Menschen tiefste Kräfte zu entfalten.

Mag dir auch der entschwund'nen Tage Saat
Verloren, ohn' Ertrag und Ernte scheinen:
Du selbst bist deines Lebens Resultat!

Die Pflicht.

An einem Ideale halte feſt,
Wenn abgewelkt der andern Blüthenranken!
Es iſt die Pflicht, die, ſelber ohne Wanken,
Den, der ihr treu bleibt, nimmer ſinken läßt.

Sie iſt, gleich dem Gewande von Asbeſt,
Ein ſich'rer Schutz, wenn Flammen dich umſchwanken,
Beſchwicht'gend Oel im Sturme der Gedanken,
Sie iſt die Freiheit, — Sklaverei der Reſt! —

O reiche Keinem deine Hand zum Bunde
Der nicht in ihr, die ewig wahr und ächt,
Das Höchſte ehrt auf dieſem Erdenrunde!

Wie jedes and're, ſo der Freundſchaft Recht,
Verleugnen wird's in der Verſuchung Stunde
Des flücht'gen Eindrucks willenloſer Knecht.

Grenze.

Gelang dir's, einen Freund dir zu erringen,
Dann dulde nicht, daß eine Welt euch scheide!
Ob blutig es in deine Seele schneide,
Der Freundschaft sollst du jedes Opfer bringen!

Zu einem nur darf nimmer sie dich zwingen:
Zum Bruche der dir selbst geschwor'nen Eide.
Von keiner Liebe lass' und keinem Leide
Ein Theilchen deines Ichs herunterdingen!

Ein heilig Pfand ward es dir übergeben.
Vor jedem Eingriff mußt du es beschützen,
Es höher halten als dein Glück, dein Leben!

Weh dir, wenn du in ihm ein Fremdes duldest!
Ja selbst dem Freunde kannst du nicht mehr nützen,
Brichst du die Treu', die du dir selber schuldest!

Treue.

Was macht ſo edel und ſo ſchön die Treue,
Womit ein ſtandhaft Herz die Welt bezwingt?
Der dunkle Zug iſt's, welcher es bedingt,
Daß gern am Wechſel ſich der Menſch erfreue,

Uns Alle lockt verführeriſch das Neue.
Nur Wen'ge giebt es, denen es gelingt,
Vom Reiz, der ſchmeichelnd ihren Sinn umſchlingt,
Sich abzuwenden, ernſt, mit frommer Scheue.

D'rum zürne nicht, und lerne es vergeſſen,
Wenn dir ein ſchwach Gemüth die Treue bricht!
Wer hieß dich, es nach höchſtem Maße meſſen?

Doch fand'ſt du ein's vom echten Mark und Stamme,
Dann neige dich vor ſeinem reinen Licht,
Still, wie der Parſe vor der heil'gen Flamme!

Bruch der Freundſchaft.

Nessun maggior dolore.

Ob auch nur ſchwer, doch läßt es ſich verwinden,
Wenn Liebe ihren flücht'gen Schwur uns bricht.
Wie ſollten mit dem Lebensfrühling nicht
Auch ſeine Düfte und ſein Glanz verſchwinden?

Ich weiß ein bänger, ſchmerzlicher Empfinden:
Der Freundſchaft, die einſt unſ'rer Seele Licht,
Zu ſtarren in das todte Angeſicht,
Und wieder einſam ſich im All zu finden.

Was ſonſt dein Herz an Freuden auch verlor,
Verglichen mit ſo ungeheuerm Wehe,
Schnellt jedes andern Schale hoch empor'

Dort ward doch nur Vergängliches zerſchlagen;
Hier ſtarb ein Göttliches, und ſchaudernd ſehe
Ich die Vernichtung ſich an Ew'ges wagen.

An Ivan Turgenieff.

In Ehrfurcht laſſ' mich dieſen Gruß dir ſenden,
Du großer Meiſter, dem die Macht gegeben,
Den wirr verſchlung'nen Knoten, Menſchenleben,
Zu löſen mit den ſichern, weiſen Händen!

Des Zufalls Mißgunſt nicht, noch ſeine Spenden,
Nein! nur der angebor'nen Kräfte Weben,
Des eignen Willens unbezwinglich Streben,
Sind unſer Schickſal! Keiner kann es wenden.

Das iſt der Bann, von dem wir feſtgehalten,
Die Haft, der nun und nimmer wir entrinnen,
Was wir verſuchen mögen und beginnen!

Du aber biſt der Dolmetſch der Gewalten,
Die in dem dunkeln Menſchenherzen ſchalten,
Und, parzengleich, den Schickſalsfaden ſpinnen!

Die unbekannten Freunde.

An Fürstin Caroline Wittgenstein.

Der Dichter wandelt einsam durch das Leben!
So ist es und so war's zu allen Zeiten.
Entsagung nur darf ihm zur Seite schreiten,
Wenn holde Bande sich um And're weben!

Doch ein Ersatz ist ihm dafür gegeben:
Daß Herzen ihm, in unbekannten Weiten,
Entgegen schlagen und wie Harfensaiten
Vom Hauche seiner Lieder sanft erbeben

Und wurden solche Freunde dir zu Theil,
Betrachte sie als höchste Schicksalsspenden,
Die für kein flücht'ges Gut der Erde feil!

Zweifach gesegnet ist, der sie gewann!
Denn in dem stillen Gruft, den sie ihm senden,
Fängt auch bereits die Nachwelt für ihn an!

Unſere Zeit.

Die Schaar der Frommen hör' ich ſeufzen, klagen,
Laß von dem Sturm, der jetzt die Welt erſchüttert,
In Schutt und Trümmer Chriſti Reich zerſplittert,
Mit allem Segen, den es je getragen.

Mir aber ſcheint es höher nur zu ragen,
Seit es, von Dogmen länger nicht umgittert,
Als Stral der Liebe durch die Seelen zittert,
Wie nie zuvor in den vergang'nen Tagen.

Sagt an! wann griff das fremde Leid ſo hart,
So drängend an die Herzen der Beglückten,
Wie in der vielgeſchmähten Gegenwart?

Im ächten Sinne chriſtlich iſt die Zeit,
Die ihre Kraft dem Schutz der Unterdrückten,
Dem Dienſt der Armen und Verlaſſ'nen weiht!

An die Natur.

Es pfleget die gedankenlose Wilde,
Zum Jubel stets bereit wie zum Verzagen,
Jetzt kalter Grausamkeit dich anzuklagen,
Und wieder dann zu preisen deine Milde.

Sie messen dich nach ihrem eig'nen Bilde,
Und können sich des Wahnes nicht entschlagen,
Daß Lieb' und Haß, wie sie im Herzen tragen,
Bald segne, bald verwüste ihr Gefilde.

O Thorheit, Strenge, Huld dir anzudichten!
Du kennst nur der Nothwendigkeit Gesetz,
Und bleibst ihm treu beim Schaffen und Vernichten.

Ob Heil, ob Fluch in deines Mantels Falten
Sich berge, Ewige! mir bist du stets,
Was einst das Fatum war den frommen Alten.

Zweites Buch.

Erzählende Gedichte.

Aus dem Talmud.

Das Werk der Schöpfung war vollbracht,
Es lobte der Geſtirne Pracht
Den Herrn mit lichten Flammenzungen.
Geſondert waren Fluth und Land,
Der blaue Aether ausgeſpannt,
Der Stoff von Gottes Hauch durchdrungen.

Die Vögel ſchwirrten in der Höh',
Von Fiſchen wimmelte die See,
Der Wald von Thieren aller Arten,
Und, ſelber noch ein Räthſel ſich,
Im halben Traume noch, durchſtrich
Der erſte Menſch den Eedensgarten.

Die Kreaturen ſonder Zahl,
Wie fühlten ſie den Lebensſtral
So warm ſich in ihr Blut ergießen!
Ein Wonnemeer ſchien ihrem Blick
Die Welt! das Daſein ſchon ein Glück,
Und jeder Pulsſchlag froh Genießen!

Und nun begann der Herr die Friſt,
So jedem zugemeſſen iſt,
Den Weſen allen zu beſtimmen,
Feſtſtellend, wann in ew'ger Nacht
Der Funke, den er jetzt entfacht,
Erlöſchen ſolle und verglimmen.

Nach Thieren viel und mancherlei
Kam auch der Eſel an die Reih';
Ihm wurden dreißig Jahr beſchieden.
Als ſo ſein Urtheil war gefällt,
Da bat er: „Sag, o Herr der Welt!
Welch Loos harrt meiner wohl hienieden?"

„Dein Loos," erklang des Schöpfers Wort,
„Iſt Müh' und Arbeit fort und fort,
Der ſchmalen Koſt nicht zu vergeſſen!"
Voll Schrecken rief das arme Thier.
„Für ſolch ein Daſein wären mir
Der Jahre dreißig zugemeſſen?"

„Iſt nicht die Hälfte ſchon genug?
Nicht ſchon zu viel, dem der ſie trug?
Erlaſſe mir der andern Wehe!
O kürz' ihn ab, den ſchweren Bann!"
Erbarmend ſah der Herr ihn an,
Und nickte lächelnd: „Es geſchehe!"

Jetzt nahm den Hund der Schöpfer vor.
„Die Friſt, die Jenem ich erkor,
Dir ſoll ſie ungeſchmälert werden!“
Allein, gewitzigt ſprach der Hund:
„O Herr! vor Allem thu' mir kund,
Was wird mein Schickſal ſein auf Erden?“

„„In Winterfroſt und Sommerbrand
Zu liegen an der Kette Band,
Als Wächter bei des Menſchen Schätzen.““
Da jammerte der Hund und ſchrie:
„Zu lang die Friſt! O wolle ſie
Herab doch auf die Hälfte ſetzen!“

Und wieder lächelte der Herr
Gewährung mild; dann wandte er
Sich, alſo ſprechend zu dem Affen:
„Dir wend' ich dreißig Jahre zu.“
Der Affe bat: „„Erſt laſſe du
Mich wiſſen, wozu ich erſchaffen!““

„Das Loos, das dir zu eigen fiel,
Es iſt, durch deiner Launen Spiel
Den Andern zum Geſpött zu dienen.“
„„Ein Fangball fremden Uebermuths
Durch dreißig Jahr'? Die Hälfte thut's!““
Der Affe ſprach's mit Flehensmienen.

Auch ihm ward ein geneigtes Ohr.
Jetzt aber trat der Menſch hervor,
Daß ihm ſein Spruch und Urtheil werde.
Sie lauteten auf dreißig Jahr'.
„„O Herr! ſo bat er, ſag' mir klar,
Was meiner harrt auf dieſer Erde!““

„Ihr Herr und König wirſt du ſein!
Aus der Geſchöpfe dunklen Reih'n
Empor in ſtolzer Hoheit ragen!
Was kreucht und fleucht, was geht und ſchwimmt,
Zu deinem Dienſt iſt es beſtimmt,
Und wehrlos wird dein Joch es tragen.“

„„Mein wäre ſolch ein herrlich Loos?!
Doch kurze dreißig Jahre bloß
Um durchzukoſten ſeine Freuden?
Ich ſollte von des Daſeins Glanz,
Nur mir beſchieden voll und ganz,
Ach! ſchon nach drei Jahrzehnden ſcheiden?““

„„Der du der Milde Urquell biſt,
Verläng're meines Lebens Friſt!
Brich mir nichts ab von deinem Segen!
Was koſtet dir's, die Jahre, ſo
Du Jenen abnahmſt, ſpendensfroh,
Den meinen gnädig zuzulegen?““

„Du weißt nicht, was du dir erflehst!
Allein, wenn du darauf beſtehſt,
Will ich den Wunſch dir nicht verſagen.
Die Jahre, welche dieſe hier
Verſchmäht, wohlan! ſie ſeien dir
Zu deinem Antheil zugeſchlagen.“ —

Was ſich an jenem Tag erfüllt,
Ach! allzu deutlich nur enthüllt
Es uns das menſchliche Verhängniß!
Dem Jugendglück, der Jugendluſt
Folgt Plage, folgt der Sorgen Wuſt,
Zuletzt der Greiſenzeit Bedrängniß.

Nur bis zu dreißig Jahren iſt
Der Menſch er ſelbſt; dann kommt die Friſt,
Die er gewann, ſich zum Verderben!
Zum Laſtthier wird er, Tag und Nacht
In harter Frohne, nur bedacht
Auf Sammeln, Sparen und Erwerben.

Und wenn in ſolcher bittern Haſt
Des Goldes er genug erraffſt,
Selbſt dann noch kommt er nicht zur Ruhe.
Stets Argliſt witternd und Verrath
Bewacht als Hund er früh und ſpat
Den Schatz in ſeiner Eiſentruhe.

Das Alter naht, mit ihm der Gram.
Der Sinn wird ſtumpf, der Wille lahm,
Dem Murrkopf will nichts mehr gefallen.
Die Neuzeit ärgert und verwirrt
Ihn nur, und gleich dem Affen wird
Ein Gegenſtand des Spott's er Allen. —

Das iſt des Lebens trüber Gang!
Verdient ers, daß der Menſch ſo bang
Der Jahre volles Maß erſehne?
Sein Unheil iſt's, was er erfleht!
O glücklich, wer von hinnen geht
In ſeines Daſeins voller Schöne!

Kleopatra.

I.

Heiß brennt die Sonne im Zenith herunter,
Der Palmen Wipfel ſtehen regungslos,
Die Pyramiden ſchimmern bunt und bunter
Im Gluthmeer, das ſich über ſie ergoß.
Doch ein Aſyl giebt's vor des Tages Schwüle,
Wie noch kein Auge je ein hold'res ſah;
Dort ruht, in ihrer Gärten Schattenkühle,
Egyptens Königin, Kleopatra.

Dem Bade iſt ſie eben erſt entſtiegen,
Noch blitzt in ihrem Haar der Wellen Thau,
Nur leichte, duftige Gewänder ſchmiegen
Sich ſehnend um der Glieder edlen Bau.
Wie flammt ihr Aug'! wie blüht die dunkle Wange!
Wie ſcheint ihr ganzes Sein in Reiz getaucht!
Sie iſt's! des alten, gelben Nilſtroms Schlange,
Die Götterwonne und Verderben haucht!

Entfernt hat ihr Befehl die Dienerinnen,
Sie iſt allein, und weiß es ſelber kaum.
Verſunken in ein träumeriſches Sinnen
Gleicht ſie der Sphynx am dunklen Wüſtenſaum.

Die Schatten, die ſich um ihr Antlitz breiten,
Sie ſprechen nicht von Sehnſucht nach Genuß,
Von Trauer nicht um todte Seligkeiten,
Nein! nur von kaltem, finſtern Ueberdruß.

Der Freuden Kranz wand ſie um ihre Schläfe
Bis abgewelkt der letzte Blüthentrieb!
Den Kelch der Luſt, ſie leerte ihn zur Hefe,
Bis ihr kein Wunſch und kein Verlangen blieb.
Wie Tantalus am nie erreichten Quelle,
Sieht ſie die ſüße Labung ſich verwehrt!
Doch hoffnungsloſer noch iſt *ihre* Hölle,
Denn Durſt nach Durſt iſt es was ſie verzehrt.

Nicht frommt es ihr, daß vor ihr ausgeſchüttet
Der Ueberfluß ſein unerſchöpflich Horn!
Ihr Herz, in ſeinem tiefſten Grund zerrüttet,
Spürt nicht der Roſen Duft noch ihren Dorn.
Im finſtern, gegen ſich gekehrten Grimme
Die Hand gepreßt an dieß erſtorb'ne Herz,
Stöhnt ſie mit leiſer, halberſtickter Stimme:
„Nur *ein* Entzücken noch, und *einen* Schmerz!

Und wie ſich ihrem Mund dieß Wort entrungen,
Sieht ſie im Dickicht zweier Augen Blitz.
Wer iſt der Frevler, der hier eingedrungen?
Erzürnt ſpringt ſie empor von ihrem Sitz,

Ihr Angeſicht umwölket finſt're Strenge,
Von ihren Lippen hallt ein lauter Schrei
Und eilig ſtürzen durch die grünen Gänge
Die Frauen und die Wachen ſchon herbei.

„Heran! um den Verweg'nen aufzuſuchen,
Dem das Gebüſch dort eine Zuflucht bot!"
Dem Wink der Fürſtin folgen die Eunuchen,
Doch ihre Mühe thut hier nicht mehr Noth,
Denn, eh noch ihre Blicke ihn erſpähen,
Tritt raſch und kühn der Schuldige hervor.
„Hieher! zu mir! du ſollſt mir Rede ſtehen!"
Des Jünglings Auge leuchtet hell empor.

„Welch Werk des Unheils wollteſt du hier ſchaffen?
„Haſt du zum Mord die Schritte hergelenkt?"
„„Du ſiehſt ja, Fürſtin! Daß ich ohne Waffen.""
„So haſt du toll dein Leben weggeſchenkt?
„Kennſt du die Strafe nicht, bei der verboten
„Hier einzudringen ohne mein Geheiß?
„Du wagteſt beſſer dich ins Reich der Todten!"
Der Jüngling lächelt ruhig ernſt: „„Ich weiß.""

„Ich ſeh', du biſt ſo ſchweigſam wie vermeſſen!
„Doch, was die Lippe nicht geſtehen mag,
„Die Martern werden es von dir erpreſſen.
„Sie bringen Tiefverborg'nes an den Tag!"

„„Das hoffe nicht! Mich wird die Qual nicht beugen.
„„Allein willſt klar du in mein Inn'res ſeh'n,
„„So gönne mir, o Fürſtin! ohne Zeugen,
„„Minutenlang genüber dir zu ſteh'n.““

„Mir willſt du dein Geheimniß anvertrauen?“
Fragt, ſeltſam lächelnd, ihn Kleopatra,
Die Schlange, ſchön und ſchrecklich anzuſchauen.
Von ſeinen Lippen tönt ein feſtes „„Ja!““
„Es ſei darum! Allein mich zu bethören,
„Das wähne nimmer! Um iſt deine Zeit!
„Bringt ihn nach dem Palaſt! ich will ihn hören.
„Der Henker mache ſich indeß bereit!“

II.

Die Sonne eilt nach Weſten hin,
Schon wird das Licht des Tages trüber;
Im Saale ſteh'n ſich gegenüber
Der Jüngling und die Königin.
Ein Dolch, wenn er zum Ziele ſich
Das Herz des Gegners auserkoren,
Will Auge ſich in Auge bohren, —
Gebietend mahnt die Fürſtin: „Sprich!“

„„Wer hätte je mir prophezeit,
„„Daß du mit deinem eigenen Munde
„„Verlangen werdeſt nach der Kunde
„„Von meiner Seele Luſt und Leid?!
„„Geſegnet ſei die Stunde mir,
„„Ob ſie auch meine Sterbeſtunde,
„„In der ich meines Herzens Wunde,
„„Enthüllen darf vor dir! vor dir!

„„Es ſtockte meiner Pulſe Schlag,
„„Als du, der ſelbſt die Götter dienen,
„„Zum erſtenmale mir erſchienen.
„„Ich liebe dich ſeit jenem Tag!
„„Die Welt hätt' ich wie nicht'gen Tand
„„Für deinen Anblick hingegeben!
„„Ich hatte nichts als nur mein Leben,
„„Und warf es in den Opferbrand.

„„Du weißt nunmehr, warum mein Schritt
„„Den Weg ſich zu der Stätte bahnte,
„„Wo ich der Sel'gen Wonnen ahnte,
„„Die Qualen der Verdammten litt.
„„O ſüßer Raub, der mir nicht feil
„„Für abertauſende von Tagen!
„„Jetzt mag die letzte Stunde ſchlagen,
„„Und fallen mag des Henkers Beil!““

Der Jüngling ſchweigt; doch was er ſprach,
Aus todter Kohle ſchlug es Funken!
Die Fürſtin ſteht in ſich verſunken,
Als ſänn' ſie einem Räthſel nach.
Jetzt kehrt das ſchöne Angeſicht
Sie langſam zu dem Todgeweihten:
„Dein Loos ſollſt du dir ſelbſt bereiten, —
„Nach deinem Blute dürſt' ich nicht!

„Nein! wählen magſt du unbeſchränkt!
„Gelobſt du mir mit heil'gen Eiden
„Mein Antlitz fürderhin zu meiden,
„So ſei das Leben dir geſchenkt.
„Doch wenn ſo heiß dein Lieben lebt,
„Daß es nur mit dir ſelbſt kann enden,
„Empfange dann aus meinen Händen
„Der Wonnen Fülle und — den Tod!"

„„Was höhnſt du mein gequältes Herz?
„„Nicht lange mehr hat es zu pochen!
„„O Königin! was du geſprochen,
„„Es war ein frevelhafter Scherz!""
„Ich ſcherzte nicht. Was ich dir bot,
„Ich biet' es dir zum zweitenmale,
„Noch ſchwankt in deiner Hand die Schale —
„Wähl' zwiſchen Leben oder Tod!"

„„O dann! was iſt des Lebens Schein
„„Mir länger? was des Todes Grauen?
„„Mein Leben iſt nur dich zu ſchauen,
„„Mein Tod iſt nur dir fern zu ſein!
„„In deinem Kuſſe zu vergeh'n,
„„Der mich ſo oft im Traum durchglühte, — —
„„Geprieſen ſei der Ew'gen Güte,
„„Die ſolch ein Loos mir zugeſteh'n!""

Durchlodert von der Sehnſucht Brand,
Hält er die Reizgeſtalt umfangen.
Wie flammen plötzlich ihre Wangen!
Wie zuckt und zittert ihre Hand!
Sie ſtammelt, zwiſchen Luſt und Pein
Getheilt: „Es iſt dir nicht verborgen,
Daß du" — „„Gewiß! Ich gebe morgen,
Ein Gott, zu allen Göttern ein!""

III.

Goldene Sterne im Aether, dem reinen,
Seid ihr von doppeltem Glanz nicht verſchönt?
Ob der Geſang in den blühenden Hainen
Heute nicht doppelt ſo ſchmelzend ertönt?
Himmel und Erde, ſie wechſeln und tauſchen
Heimliche Grüße voll holder Gewähr!
Hin durch die Nacht mit melodiſchem Rauſchen
Woget der Luft unergründliches Meer!

Schwellend Gefluthe von Düften und Tönen!
Trunk'nen Genuſſes eleuſiſches Feſt!
Klage voll Jubellaut! wonnevoll Stöhnen,
Von der Entzückungen Taumel erpreßt!
Seufzer, die glühend in Seufzer verſchwammen,
Blicke, von ſeligen Thränen verklärt,
Lodert empor in vereinigten Flammen,
Bis ihr im eigenen Brand euch verzehrt!

Thoren, die fragen und klügeln und ſorgen,
Was die verſchleierte Zukunft wohl webt!
Tage dir nimmer und nimmer ein Morgen,
Wenn dich das Heut zu den Göttern erhebt!

Mag doch die Zukunft die Blumen entblättern,
Sogſt ihren Duft du, den köſtlichen, ein!
Mag ſie den Becher im Grimme zerſchmettern,
War nur ſein perlender Inhalt erſt dein!

IV.

Hell tritt der Morgen aus des Ostens Thor,
Schon ist der Dämm'rung Nebelflor zerrissen.
Kleopatra erwacht, — sie fährt empor
Von ihres Lagers weichen Purpurkissen.
Aus ihren heißen Wangen flieht das Blut,
Denn wie verzaubert muß ihr Auge hangen
An Hiram, der, von heißem Traum umfangen
An ihrer Seite sanft und lächelnd ruht.

Des eig'nen Wollens sich nicht mehr bewußt,
Sich selbst entrückt, starrt sie auf ihn hernieder.
Es wendet sich das Herz in ihrer Brust,
Ein kalter Schauer fliegt durch ihre Glieder.
Wenn auch Kleopatra, sie ist ein Weib!
Es zagt ihr Herz, ihr [illegible] beginnt zu wanken.
Soll sie zerbrechen [illegible] Lebens Schranken?
Dem Staub vereinen [illegible] Götterleib? —

Sie sinnt, erwägt, — ein menschliches Geschick
Wie die verhüllte Parze überdenkend, —
Und düster, immer düst'rer wird ihr Blick,
Zurück sich in vergang'ne Tage senkend.

„Was folgt der Wonnen allzu flücht'gem Gruß
„So ſicher wie dem Körper ſeinen Schatten?
„Es iſt der Überſättigung Ermatten,
„Der öde, finſt're, dumpfe Ueberdruß!

„Und ſolchem Loos ging'ſt du entgegen? Nein!
„Den Tropfen Gift, in dieſem Ring enthalten,
„Ich flöß' ihn dir in deinem Schlummer ein!
„Dein Herz ſoll lieber brechen als erkalten.
„Ich tödte dich! doch wenn du todt, dann laß,
„Mit Thränen mich benetzen deine Leiche!
„Stirb als Geſegneter! dein Schickſal gleiche
„Dem Schickſal nicht Kleopatra's!" —

Ein Bann.

An Alfred Tennyson, den Dichter der „Lady of Shalott."

In jenem Lied, dem wundersamen,
Das süß von deiner Lippe floß,
Enthüllst du, in des Mährchens Rahmen,
Des Dichters glanzvoll traurig Loos.

Mag Andern das Symbol genügen,
In seiner bunt phantast'schen Pracht!
Mir dämmert aus den holden Zügen
Ein Geist, der mich erzittern macht.

Der Geist, der, ob ich mir's verhehle,
Auch mich vom warmen Leben schied,
Und schmerzlich tönt aus meiner Seele
Ein Wiederhall von deinem Lied!

Aus des Stromes grüner Fläche hebt
Sich ein Eiland, träumerisch und eigen.
Nur der Vögel muntres Lied belebt,
Nur des Windes Hauch das tiefe Schweigen.

Unnahbar, geheimnißvoll umflort,
Fern und fremd dem lauten Menſchentroſſe,
Weilt des Eilands ſchöne Herrin dort,
Einſam, einſam ſtets! in ihrem Schloſſe.

Bis des Tages letzter Stral verſiegt,
Sitzt und ſchafft ſie an dem Webeſtuhle;
Ohne Ruh' und Raſt da Schifflein fliegt,
Emſiglich verbraucht ſie Spuhl' um Spuhle.
Düſter blickt ſie jetzt, dann wird der Schein
Ihrer Augen wieder lichter, milder,
Und dem bunten Teppich wirkt ſie ein
Tauſend heit're, tauſend trübe Bilder.

Bilder aus dem blüh'nden Erdenland,
Bilder einer Welt, die ihr verſchloſſen,
Tiefſten Jammers, den ſie nie empfand,
Höchſter Wonnen, die ſie nie genoſſen!
Zu der Arbeit ſtill hinabgeneigt
Schildert ſie, in heller Farben Prangen,
Nur was ihr der Zauberſpiegel zeigt,
Der ihr gegenüber aufgehangen.

Denn in ſeinen ſtarken Banden hält
Sie ein Bann, den nichts vermag zu trennen:
„Statt des Glückes und des Leid's der Welt
„Werde dir nur einzig das Erkennen.

„Stille Schatten ſeien dein Geleit,
„Und ein Traum das Leben, das du lebeſt!
„Abgelöſt ſei von der Wirklichkeit,
„Daß du, freien Sinns, ſie wiedergebeſt!“

So ergieng an ſie ein Geiſterruf,
Und wie Nebel ſank es um ſie nieder.
Her vom Ufer ſchallet Roſſeshuf,
Klagen Seufzer, tönen frohe Lieder!
Aber eine Grenze, ſtreng und ſcharf,
Trennt ſie von den irdiſchen Geſchicken,
Und nur in dem mag'ſchen Spiegel darf
Sie des Lebens wechſelnd Bild erblicken.

Was vorüberzieht am grünen Strand
Läßt ſein Zauberſchimmer ſie gewahren:
Ritter jetzt im rauhen Stahlgewand,
Hirten dann, dann fromme Pilgerſchaaren;
Auf dem weißen Zelter, hoch und ſchlank,
Schöne Frauen, Lil'jen zu vergleichen,
Und daneben, müd und bleich und krank,
Bettler, die an ihrer Krücke ſchleichen;

Krämer hier, nur vom Gewinn gelenkt,
Kinder dort mit blondem Lockenhaare,
Liebende, ſtill in ihr Glück verſenkt;
Trauernde an einer Todtenbahre.

Und den langen, ſtets erneuten Zug
All der raſch verſchwindenden Geſtalten
Weiß auf dem Gewebe ſie im Flug
Für die fernſten Zeiten feſtzuhalten.

Da geſchieht es wohl, daß ihre Haft
Himmliſch ſüße Tröſtungen verklären,
Daß ſie, im Gefühle ihrer Kraft,
Nichts zu miſſen glaubt noch zu entbehren.
Ob auch, von dem blüh'nden Sein getrennt
Einſamkeit ihr Loos und dunkle Stille,
Ward ihr Eins, das Höchſte! doch gegönnt:
Nachzubilden allen Lebens Fülle!

Aber andre Stunden kommen auch,
Stunden ohne Weihe, ohne Glauben,
Die mit giftig kaltem Zweifelhauch
Ihr die Luſt am eig'nen Werke rauben;
Aermlich dünkt ſie dann des Schaffens Preis,
Ihre tiefſte Seele will ermatten,
Und ihr banger Seufzer ſtöhnet leiſ':
„Schatten! Schatten! ewig nichts als Schatten!“ — —

Von den Höhen wallt's wie Opferrauch,
In den Zweigen flüſtern Abendwinde,
Düfte fluthen, und ein fremder Hauch,
Weht ſie an ſo linde, o wie linde!
Nach dem Zauberſpiegel an der Wand
Hält ſie ſinnend ſtill den Blick gewendet,
Aber plötzlich zuckt ſie mit der Hand
Nach den Augen, wie von Glanz geblendet.

Reich umlichtet von dem Abendroth,
Und gefolgt von kampferprobten Schaaren,
Reitet längs des Ufers Lancelot,
Beim Geſchmetter fröhlicher Fanfaren.
Er, die Blüthe aller Ritterſchaft,
Er, der herrlichſte von Arthur's Helden,
Höchſtes Bild der Schönheit und der Kraft,
Deſſen Ruhm der Barden Lieder melden!

Und, entlodernd in unſel'ger Gluth,
Denkt ſie nicht mehr, daß ihr Loos Entſagen!
Heiß und ſtürmiſch fühlet ſie das Blut
Durch die Adern nach dem Herzen jagen!
Sie vergißt, daß es ihr nicht erlaubt,
Jemals die Erſcheinung ſelbſt zu ſchauen,
Hingeriſſen wendet ſie das Haupt, — —
Da durchrieſelt ſie ein tödtlich Grauen!

Denn, berührt von unſichtbarer Macht,
Fällt der Spiegel und zerklirrt in Scherben!
Der Gewebe frühlingsheitre Pracht
Sieht ſie ſchnell zu Moder ſich entfärben.
Marmorbleich, im Auge kalten Glaſt,
Ahnet ſie den Fluch, dem ſie verfallen;
Fort, von hinnen, drängt es ſie mit Haſt,
Und ſie ſchreitet aus den öden Hallen.

Nieder ſteigt ſie zu dem grünen Strand;
Menſchenleer und einſam iſt die Stätte.
Näher tritt ſie an des Fluſſes Rand,
Einen Nachen löſt ſie von der Kette,
Und ſie ruft: Ich komme, Lancelot! —
Von des Mondes bleichem Stral umſchwommen,
Sanft geſchaukelt von dem ſchwanken Boot,
Schiffet ſie des Wegs, den er genommen.

Blumen, wunderbar und ſilberlicht,
Sieht ſie auf dem Waſſerſpiegel ſchwanken,
Und ſie pflückt ſie; ſeltſam lächelnd flicht
Sie ins dunkle Haar die blüh'nden Ranken.
Nieder blickt ſie in der Wellen Schooß,
Aufwärts dann, wo hell die Sterne ſchreiten!
Mit verſchränkten Armen, regungslos,
Läßt den Nachen ſie ſtromabwärts gleiten.

Camelot, die hohe Königsſtadt,
Arthur's Sitz erſchallt von trüben Kunden:
Frühe in der Morgendämm'rung hat
Eine Leiche man am Strand gefunden,
Schön bekränzt, geſchmücket wie zum Feſt,
Holder als ein Weib in dieſen Tagen,
Und nicht fern von ihr den Trümmerreſt
Eines Nachens, der ſie hergetragen.

Lancelot auch kommt des Weges her
Und er ſpricht mit frommen Mitleids Schauern:
„Wie ſo ſchön ſie war! Ach! und wie ſelſt
Mag der, den ſie liebte, ſie betrauern!

Wolle Gott nach all dem ird'ſchen Streit
In das Reich des Friedens ſie geleiten!"
Spricht's und geht, denn ſchon iſt's hohe Zeit,
Mit Ginevra auf die Jagd zu reiten.

Der Talisman.

Die zehnte Stunde hallt vom Thurm
In dumpfen, langgezog'nen Schlägen;
Den Wald durchschnaubt der wilde Sturm,
In kalten Güssen strömt der Regen.
Gott schütze den, der diese Nacht
Auf banger Irrefahrt durchwacht
Anstatt sein Haupt zur Ruh' zu legen!

Da, horch! was ist's? was regt sich dort,
Wo Oede mit der Nacht im Bunde?
Ein Schatten gleitet dämm'rig fort
Es knistert in dem Waldesgrunde,
Jetzt huscht es hin auf steiler Höh',
So scheu, so flüchtig wie ein Reh,
Wenn hinter ihm die grimmen Hunde.

Ein Mädchen bahnt ſich hier den Weg,
Trotz bietend all dem nächt'gen Grauſe.
Nicht ſchrecket ſie der Schwindelſteg,
Des Gießbachs donnerndes Gebrauſe,
Der Sturm, der durch die Lüfte ſtreicht!
Nun endlich iſt ihr Ziel erreicht,
Sie pocht an Fatme's dunkle Klauſe.

Einlaß gewährend öffnet ſich
Die Thür der ſchwacherhellten Halle.
Geräthe, ſeltſam, ſchauerlich,
Bedecken rings die Wände alle.
Es zeigt der Ampel trüber Schein
Den Todtenkopf, das Thiergebein,
Den Wolfszahn und des Uhu's Kralle.

Aus jedem Winkel nickt und grüßt
Ein Heer phantaſtiſcher Geſtalten,
Und in dem Kreiſe, wirr und wüſt,
Sieht ſie ein Weib geſchäftig walten.
Trotz Alter, Kummer, Mißgeſchick
Flammt aus des Weibes Aug' ein Blick
Eindringend in der Seele Falten.

Sie wendet ſich. Eſtrella's Herz
Pocht angſtvoll unter ihrer Schaube.
Doch Jene ruft mit grellem Scherz:
„Mein Wunder, d'ran ich jetzt nicht glaube!
Was führt bei Regen, Nacht und Wind
Zu mir das ſchöne Grafenkind?
Ins Eulenneſt die weiße Taube?"

Mit leiſem Ton beginnt die Maid:
„„Mir iſt ein ſelig Loos gefallen!
Mit ihm, dem ich mein Herz geweiht,
Soll morgen zum Altar ich wallen!
Erreicht hab' ich der Wonne Höh'!
Doch hört ich oftmals: Schmerz und Weh,
Sie droh'n den Erdenkindern allen!

„„Und dieſe Angſt iſt's, die zu dir
Mich heimlich in der Nacht getrieben!
Was frommt mir jede Lebenszier,
Was frommt mir ſelbſt Rodrigo's Lieben,
Wenn ich mir zitternd ſagen muß,
Nur flüchtig ſei des Glückes Gruß,
Und könne wie ein Traum zerſtieben?!""

„Benütze denn die Gnadenfriſt!
Was ſoll ich ſonſt dir offenbaren?“
„„O hör' mich! hör' mein Fleh'n! du biſt
In jeder Zauberkunſt erfahren:
So lehr' mich einen mächt'gen Bann,
So gieb mir einen Talisman,
Mein Glück auf ewig mir zu wahren!““

Es glüht ihr ſchönes Angeſicht,
Zur Bitte faltet ſie die Hände,
Der feuchte Glanz des Auges ſpricht:
Gewähre mir die Wunderſpende!
Ein Lächeln ſpielt um Fatme's Mund,
Mit Wehmuth und mit Spott im Bund:
„Du willſt ein Glück, das nimmer ende?

„In dieſer ſtets bewegten Welt,
Wo, gleich der Fluth im Meeresſchoße,
Des Schickſals Woge ſteigt und fällt,
Suchſt du das ewig Wandelloſe?
Viel iſt's, was du begehrſt! — Wohlan!
Empfange hier den Talisman
Aus meiner Hand, du junge Roſe!

Gering an Werth ſcheint er dir wohl,
Doch muß ſelbſt der Demant ihm weichen!
Es grub in dieſen Karneol
Ein Magier geheime Zeichen.
Der Sterbliche, der ihn beſitzt,
Iſt vor des Unglücks Macht geſchützt,
Und nimmer wird ſein Stern erbleichen!

„Dein iſt er! wenn nun Dornen auch
Sich ſcheinbar um dein Leben winden,
Du weißt: wie Dunſt und Nebelhauch
Wird jede Trübung bald verſchwinden!
Obſiegen wirſt du jedem Feind,
Und was dir ſchon verloren ſcheint,
Du wirſt es ſchöner wiederfinden!

„An deiner Bruſt verbirg den Stein!
Kein fremdes Auge darf ihn ſehen!
Er labe deinen Blick allein,
Sonſt iſt's um ſeine Kraft geſchehen."
„„Hab' Dank! hab' Dank! Nimm hier dieß Gold
Es iſt ein allzu armer Sold
Für meines Glückes Fortbeſtehen!""

Sie eilet heim. Des Morgens Licht
Stralt ihres Lebens ſchönſtem Feſte.
Mit treubeſorgter Liebe ſpricht
Das Mutterherz, das angſtgepreßte:
„Welch Loos wird meinem Kind zu Theil?“
„„O zittre nimmer für mein Heil!
Mein Glück iſt eine ſich're Veſte!““

Es gleitet Jahr auf Jahr dahin,
Dem Heute gleicht nicht ſtets das Morgen,
Doch heiter bleibt Eſtrellas Sinn, —
Was hätte ſie auch zu beſorgen?
Wenn rauh und ungleich ihre Bahn,
Da blickt ſie auf den Talisman,
Und fröhlich fühlt ſie ſich geborgen.

Wohl iſt's ein großer, heißer Schmerz,
Der ſie im Innerſten durchſchüttert,
Als, wankelhaft, Rodrigos Herz
Von neuer Liebe Hauch erzittert!
Allein ihr muthig Hoffen ſpricht:
„Ob auch der Sturm manch Zweiglein bricht,
Den Stamm läßt er doch unzerſplittert.“

Und alſo kam's. Er, der, bethört,
Ein eitles Wahngebild umſchlungen,
Zurück in ihre Arme kehrt
Er bald, von ihrem Werth bezwungen.
Nicht Groll und Harm, nicht Kampf und Müh',
Nein! Hoffnung war die Waffe, die
Ihr dieſen werthen Sieg errungen. —

Von Feinden, Neidern rings umſtellt,
Erliegt Rodrigo ihrer Tücke;
Im Kerker ſchmachten muß der Held,
Damit ſein Glanz die Gegner ſchmücke.
Nicht wankt noch weicht Eſtrellas Muth!
Sie ſchwöret ihm bei Chriſti Blut:
„Ich baue dir die Rettungsbrücke!"

Mit ſtarkem Herzen, feſtem Sinn,
Mit Worten, kühn wie Flammenſchwingen,
Tritt vor des Königs Thron ſie hin, —
Sie weiß, mit ihr iſt das Gelingen!
Das ſtärkt, das kräftigt ihren Geiſt,
Und ihre zarte Hand zerreißt
Des Truges ſchlau gewob'ne Schlingen.

Nur einmal will die heitre Kraft,
Der ſichre Muth ſich ihr entwinden:
Ihr liebes Kind wird ihr entrafft,
Im Grabe ſieht ſie es verſchwinden!
Doch ſagte nicht die Zaub'rin einſt:
Was als verloren du beweinſt,
Du wirſt es ſchöner wiederfinden?!

Aus Fatme's Mund ſprach das Geſchick!
Wie dürfte ſie zu zweifeln wagen?
Und unter Thränen hebt ihr Blick
Sich himmelan, es flieht das Zagen.
Von ſtill geheimem Troſt erhellt,
Fühlt ſie in einer höhern Welt
Die Seele ahnend Wurzel ſchlagen.

So hat der mächt'ge Talisman
Ihr Schickſal ſtets zum Heil gewendet!
Jetzt tritt der Tod an ſie heran,
Er winkt, — ſie ſtirbt! ſie hat vollendet.
Und von dem Antlitz, bleich und ſchmal,
Ergießet ſich ein Siegesſtral,
Der glorienhaft das Auge blendet.

Noch lag auf ihrer Bruſt der Ring.
„Was mag es zu bedeuten haben,
Das wirr und kaus beſchrieb'ne Ding?"
So fragten, die den Sarg umgaben.
Ein weiſer Maure fand ſich ein
Und ſprach: „Es iſt in dieſen Stein
Das Wort nur **„Zuverſicht"** gegraben!

Ein Brautpaar.

Aus dem metallnen Munde
Der Glocken tönt es laut:
Es werden ſich zur Stunde
Zwei Herzen angetraut.
Die Menge ſieht mit Schmunzeln
Sich nah'n das Hochzeitspaar,
Den Bräutigam voll Runzeln,
Die Braut mit grauem Haar.

Ein Flüſtern geht im Kreiſe,
Ein Spötteln, ſcharf und ſchrill:
„Ein Thor, der unterm Eiſe
Noch Roſen pflücken will!"
„Die Liebe iſt ein Falter,
Der mit dem Frühling ſtirbt!
Wie närriſch, wenn ein Alter
Um ihre Freuden wirbt!"

„Man könnt' es ernſter nehmen,
Wirft Einer hüſtelnd ein;
Wie würde ich mich ſchämen,
Im Alter noch zu frei'n!

Es zeigt, daß wir den Schimmer
Der Wahrheit nicht erſtrebt,
Und daß in uns noch immer
Der alte Adam lebt!“

Frau Käthe ſeufzt beklommen:
„Es iſt nicht wohlgethan!
Wenn ſpät noch Kinder kommen,
Was wird aus ihnen dann?“
„Davor ſind die geborgen,
Verſetzt ein alter Faun,
Glaubt mir! dergleichen Sorgen
Sind überflüſſig, traun!“ —

Doch ſie, um welche ſchäumend
Des Spottes Welle ſchlägt,
Sie ſtehen ſtill und träumend,
Im Innerſten bewegt,
Dem Zug ſich überlaſſend,
Der leiſe ſie beſchleicht,
Beglückt, und doch kaum faſſend,
Daß ſie ihr Ziel erreicht.

Auftaucht vor ihrem Blicke
Die ferne Jugendzeit,
Mit ihrem herben Glücke,
Mit ihrem ſüßen Leid!

Ihr erſtes Sichbegegnen
Am lenzesgrünen Haag,
Und ihre Lippen ſegnen
Noch heut den fernen Tag!

In jugendlichem Prangen,
Wie blühten da ſo hold
Die jetzt erblaßten Wangen!
Wie floß der Locken Gold!
Blitzähnlich, wie vom Bogen
Der Pfeil ſich ſchnellt im Nu,
So ſehnſuchttrunken flogen
Sich ihre Herzen zu!

O wie ſo gerne hätte
Schon damals ihre Hand
Die flücht'ge Roſenkette
Erhöht zum Eheband!
Doch anders war's beſchloſſen,—
Der Weg zum Glück iſt weit!
Hinwelkte, ungenoſſen,
Des Lebens gold'ne Zeit!

Wie heiß die Herzen ſchlugen,
Wie ſtürmiſch ihr Begehr,
Am Fluch der Armuth trugen
Sie Beide allzu ſchwer!

Nur knapp ſich durchzuwinden
Erlaubt ſo ſchmale Bahn,
Doch, einen Hausſtand gründen,
Ach Gott! das ging nicht an!

Die Jahre kamen, gingen,
Und jedes neue fand,
Trotz Sehnen, Streben, Ringen,
Das Paar im alten Stand:
Beim Aktenſtoß ihn ſchwitzend
Und ſchreibend unverwandt,
Sie an dem Nähtiſch ſitzend,
Die Nadel in der Hand.

Da endlich ward in Hulden, —
Sie dachten's ſelber kaum, —
Belohnt ihr treues Dulden,
Erfüllt ihr ſchönſter Traum!
„Glückauf, du meine Hanne!
Mir ward ein Amt beſcheert,
Das neben ſeinem Manne
Auch deſſen Frau ernährt!“

Und freudeweinend ſanken
Sich beide an die Bruſt,
Zum erſtenmale tranken
Sie volle, reine Luſt!

Nicht lange mocht es währen
Bis Alles war beſtellt,
Und jetzt iſt ſie in Ehren
Sein Weib vor Gott und Welt.

Im heil'gen Gnadenbronnen
Ward nun ihr Bund geweiht!
Doch miſcht in ihre Wonnen
Sich ein geheimes Leid.
Verſchwieg'ner Sorge Drücken
Stört ihres Herzens Ruh':
Den Andern zu beglücken
Traut Keines ſich mehr zu!

Vom ſchweren Flug der Jahre
Die Blüthe abgeſtreift!
Die gold'nen Lockenhaare
Mit Silber jetzt bereift!
Im Aug', dem trüben, matten,
Verwiſcht die Flammenſpur!
Sie fühlen ſich als Schatten
Deſſ', was ſie waren, nur!

Da, wie mit ſtiller Trauer
Ihr Auge ſich erhebt,
O tiefer Wonneſchauer
Der plötzlich ſie durchbebt!

O Wunder, das die Tücke
Der Jahre ſelbſt bezwingt:
In des Geliebten Blicke
Sieht Jedes ſich verjüngt!

Denn mit verklärtem Schimmer
Spricht dieſer ſtumme Blick:
Du biſt und bleibſt mir immer,
Des Lebens Ziel und Glück!
Sie reichen ſich die Hände,
Die fahle Wange blüht,
Ein Frühling ohne Ende
Durchduftet ihr Gemüth! —

Mit Segen auf der Lippe
Blick' ich dem Paare nach,
Das ſich vom Dorngeſtrüppe
Die ſchönſte Roſe brach!
Die nimmer von ſich ließen,
O mögen ſie noch lang
Den werthen Lohn genießen,
Den ihre Treu errang!

Rabbi Löw.

Im alten, königlichen Prag
Wahrt Rabbi Löw die heil'ge Lehre;
Er ſchafft und wirket Tag für Tag
In Gottes Dienſt, zu Gottes Ehre.
Ganz Israel erfüllt ſein Ruhm,
Es ſtrömen von den fernſten Orten
Ihm Schüler zu, und lauſchen ſtumm
Des vielverehrten Meiſters Worten.

Der große Rabbi heißt er nur,
Denn die verborgenſten Geſchicke,
Die tiefſten Räthſel der Natur,
Erſchloſſen ſind ſie ſeinem Blicke.
Ein Abglanz höhern Licht's erhellt
Das Aug', das dieſem Blick begegnet!
So geht der Fromme durch die Welt,
Von ihr bewundert und geſegnet. —

Schon iſt es nah' an Mitternacht,
Von Schlummers Arm die Erd' umfangen.
Der Rabbi auch, der lang gewacht,
Zu Bett iſt endlich er gegangen.

Doch, ob auf weichem Lager ſich
Die ruhbedürf'gen Glieder ſtrecken,
Nicht Ruhe wird ihm! Ihn beſchlich
Ein Traum voll namenloſer Schrecken.

Er träumt, im Tempel ſtehe er,
Um ihn des Volkes dichte Menge;
Es tönen, feierlich und hehr,
Die uralt heiligen Geſänge
Zum Lob des Herrn, der nach wie vor
Die Seinen ſchirmet und geleitet.
Da, plötzlich, öffnet ſich ein Thor,
Durch das der Todesengel ſchreitet.

O Graus von dem das Haar erbleicht!
Er ſieht ihn durch die Reihen gehen,
Und Jeden, den ſein Arm erreicht,
Mit ſcharfem Schwerte niedermähen.
Und grimmer würgt er je und je,
Und Leichen häufet er auf Leichen!
Die Zierden der Gemeinde, weh!
Erliegen unter ſeinen Streichen.

Der Rabbi ſchaudert! Simon dort,
Das lichte Vorbild jeder Tugend,
Und hier, vom kalten Stahl durchbohrt,
Chaſid, ſein Freund ſeit Beider Jugend!

Er ſieht ob Hillel's Haupt das Schwert,
Des liebſten ſeiner Schüler, gleißen —
„Halt ein! halt ein!“ er ruft's und fährt
Empor, — des Schlummers Bande reißen.

Vom Lager ſpringt er auf, er wiſcht
Den Schweiß ſich von der bleichen Stirne.
Wie Gluth des Wahnſinns tobt und ziſcht
Es ihm im fiebernden Gehirne!
Gepeitſcht vom inneren Orkan
Schäumt ſeines Bluts empörte Woge!
Im Fluge kleidet er ſich an,
Es treibt ihn nach der Synagoge.

Verunreint fühlt er ſich vom Weh'n
Der Geiſter, die, der Nacht entſtiegen,
Zu unſers Lagers Häupten ſteh'n
Um uns im Schlummer zu beſiegen.
Abſchütteln will er ihren Bann,
Zerreißen ihrer Bosheit Schlingen!
Doch nur an heil'ger Stätte kann
Den dunklen Feind er niederringen.

Die Schlüſſel zu dem Gotteshaus
Sind ſeiner Obhut übergeben;
Er nimmt ſie aus dem Schrank heraus,
Fort eilt er, fort, als gält's ſein Leben.

Die Gaſſen öde! ſchneidend kalt
Heult ihm der Winterſturm entgegen,
Und von den Glockenthürmen hallt
Es Mitternacht mit dumpfen Schlägen.

Hineilt er, keuchend, athemlos!
Ein Gäßlein noch, — er iſt zur Stelle!
Den Schlüſſel dreht er jetzt im Schloß,
Sein Fuß betritt die heil'ge Schwelle!
Da hemmt Entſetzen ſeinen Lauf,
Denn durch die menſchenleeren Hallen
Sieht er, bis zu der Säulen Knauf,
Ein Meer von Glanz und Lichtern wallen!

Und dort, dort auf des Prieſters Sitz,
Den Todesengel, finſter dräuend,
Das Schwert in ſeiner Rechten Blitz
Um Blitz in wildem Schwung verſtreuend!
Und ſeine Linke hält ein Blatt,
Auf dem die Namen Jener ſtehen,
Die er, der grauſe Nimmerſatt,
Zum Opfer ſich zunächſt erſehen!

Der Rabbi ſieht es. Länger nicht
Läßt er den Schreck ſein Herz bezwingen.
Er betet: „Du, der Welten Licht,
Dem Ein's das Wollen und Vollbringen,

Jehova! ſtärke meinen Geiſt!
Laß gnädig mich das Unheil wenden!“
Und zum Alméinar ſtürzend, reißt
Das Blatt er aus des Würgers Händen.

Gerettet! jauchzt's in ihm empor.
Raſch wie des Himmels Blitze fahren,
Stürmt er hinaus durch's off'ne Thor,
Den köſtlich theuern Raub zu wahren.
Was Schneegeſtöber, Sturmgebraus!
Nichts hemmet ſeines Laufes Schnelle!
Beſchwingten Schritt's eilt er nach Haus, —
Gottlob! er tritt in ſeine Zelle.

„Dank dir, Allmächt'ger! deſſen Hand
Beſchützend über mir gewaltet!“
Neu facht er an der Ampel Brand,
Mit ſpannungsvoller Haſt entfaltet
Das Blatt er, ſeines Kampfes Preis,
Von Asrael mit Blut geſchrieben;
Er überfliegt's und ſtammelt leiſ':
„O alle, alle meine Lieben!“

Dann aber richtet er ſich auf,
Von freud'gem Hochgefühl durchdrungen!
Hat er im kühnen Siegeslauf
Sie nicht dem Würger abgerungen?

Gewendet hat er das Geſchick,
Das ihrem Haupt ſo nah' geweſen!
Und er beginnt, mit frohem Blick,
Die Rolle neuerdings zu leſen.

Doch ſieh! da oben fehlt ein Stück!
Ein Streifen, kaum von Daumens Breite,
Blieb in des Dämons Hand zurück.
Der Rabbi ſchiebt das Blatt bei Seite,
Und wieder fühlet er die Pein
Der Sorge in ſein Herz ſich krallen.
Er ſinnt: weſſ' mag der Name ſein,
Vorangeſetzt den andern allen?

Umſonſt! umſonſt ruft ſeinen Traum
Er ſich zurück, den wunderſamen.
Der Liſte langgedehnter Raum
Umfaſſet Aller, Aller Namen,
Die dort, von Asrael erreicht,
Verblutet unter ſeinen Hieben.
Der Rabbi athmet auf; vielleicht
War jenes Streiflein unbeſchrieben.

Wohl regt die Sorge ſich noch leiſ',
Doch als ſechs Tage ſchon verſtrichen,
Ohn' daß in der Gemeinde Kreis
Ein einzig Haupt im Tod erblichen,

Wie tief erfreut der Rabbi ſich
An ſeiner kühnen That Gelingen!
Er betet: „Preis dem Herrn, der mich
Erwählt, den Würger zu bezwingen!“ —

Der Tage ſiebenter bricht an,
Mit winterlich gedämpftem Schimmer;
Er findet, einen ſtillen Mann,
Den Rabbi todt in ſeinem Zimmer.
Geſtorben iſt er in der Nacht!
Die Seinen ſteh'n gebeugt vom Grame, —
Der Name, deß er nicht gedacht,
War Rabbi Löw's ſelbeigner Name.

Herr Adebar. *)

I.

Wo lebt noch ſo ein Freundespaar,
Getreu in Herzenstiefen,
Wie Benedikt von Adebar
Und Nikolaus von Schlieffen?
Ihr Seelenbund iſt eine Saat
Aus fernen Kindertagen;
Im Licht der Jugend reifend, hat
Sie edle Frucht getragen.

Und, wie in ihrem Kleid von Stahl
Herſchreitend vor den Reihen,
Sieht man im feſtlich heitern Saal
Sie immerdar zu Zweien.
Vereint trifft ſie der Morgenſtral,
Vereint der Abendſegen!
Sie theilen Stube, Bett und Mahl
Wie Brüder gerne pflegen. —

*) Die hier erzählte Begebenheit, die ſich gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Pommern zutrug, iſt der letzte Gerichtsfall, in dem des altgermaniſchen Geſetzes über das Wehrgeld Erwähnung geſchieht.

Herr Maſſow freite ſeine Braut.
Es ſchimmern hell die Kerzen,
Muſik ertönt, mit ſüßem Laut
Beſtrickend Sinn' und Herzen.
Es geht, von ſchöner Hand kredenzt,
Der Becher in der Runde, —
O wie da jedes Auge glänzt!
Beflügelt ſcheint die Stunde.

Herrn Adebar nur nimmt die Luſt
Des Feſtes nicht gefangen;
Es preßt und drücket ſeine Bruſt
Ein unerklärlich Bangen.
Je lärmender der Jubel ſchallt,
So trüber wird ſein Sinnen.
Es zieht ihn heimwärts mit Gewalt, —
Still ſchleichet er von hinnen.

Sein Blut, von Weines Macht geweckt,
Will ſtürmiſch überſchäumen.
Aufs Lager ſchlummernd hingeſtreckt,
Liegt er in ſchweren Träumen.
Sie überſchatten ſeinen Pfühl
Mit dunkeln Eulenſchwingen!
Er wähnt, im dichten Kampfgewühl
Mit einem Feind zu ringen.

Wie hebt des Schläfers Bruſt ſich wild!
Wie ballt ſich ſeine Rechte!
Auf ſeiner heißen Stirne ſchwillt
Der Adern blau Geflechte.
Es ächzt und ſtöhnt der ſtarke Mann,
Beſiegt von Traumgewalten!
Er fühlt ſich wie von einem Bann
Gelähmt und feſtgehalten.

Sein Arm gehorcht dem Willen nicht,
Die Sinne ihm vergehen!
Des Gegners Athem fühlt er dicht
An ſeinem Antlitz wehen,
Fühlt auf der Schulter ſeine Hand,
Die Wehre ſich entriſſen!
Da ſprengt der Zorn des Schlummers Band, —
Er fährt empor vom Kiſſen.

Doch wirr hält noch des Traumes Qual
Die Sinne ihm umdunkelt!
Vom Nagel reißet er den Stahl,
Der ihm zu Häupten funkelt.
„Mit dieſem Dolch kauf' ich mich frei!"
Er ruft's mit wildem Grimme, —
Ein Stoß, — ein Fall, — ein Schmerzenſchrei, —
Allmächt'ger! welche Stimme!

Entſetzen fliegt durch ſein Gebein!
Es weicht des Wahnes Flimmer.
Durch's Erkerfenſter fällt der Schein
Der Sterne in das Zimmer.
Ihm iſt, als ob mit lautem Mund,
Sie „Mörder! Mörder!“ riefen!
Zu ſeinen Füßen, todeswund,
Liegt Nikolaus von Schlieffen.

II.

Von Kummer tief umnachtet,
Fern jedem Troſt der Welt,
Im Thurmesgrunde ſchmachtet
Herr Adebar, der Held.
Er trüge keine Ketten,
Sein Heil war ihm gewiß,
Wenn er, um ſich zu retten,
Den wunden Freund verließ.

„Flieh! mahnte der beſchwörend,
„Entzieh' dich dem Gericht!“
Doch Jener, nicht drauf hörend,
Er wich und wankte nicht!
Ihn hielten Schmerz und Treue
Am Sterbelager feſt,
An ſeine Bruſt voll Reue
Des Freundes Hand gepreßt!

Bis aus der Todeswunde
Der letzte Tropfen ſchlich,
Bis von dem bleichen Munde
Der letzte Hauch entwich.

Den Staub nicht wollt' er laſſen
Deß, der ſein Alles war!
So konnten ſie ihn faſſen,
Den Helden Adebar. —

Vereint hat ſich erhoben
Der Schlieffen ganz Geſchlecht!
Mit ungeſtümem Toben
Verlangen ſie ihr Recht.
Da, wo er ward erſchlagen,
Er, der ihr Stolz und Licht,
Zu Colberg ſoll es tagen,
Das ſtrafende Gericht.

III.

Im Rathhaus ſind beſetzt die Gänge,
Am Thore Wachen ausgeſtellt,
Rings wogt des Volkes bunte Menge, —
Der Urtheilsſpruch wird heut gefällt.
Genüber ſteh'n ſich vor den Schranken,
Hier eine, dort die andre Schaar,
Mit finſter grollenden Gedanken
Die Schlieffen und die Adebar.

Der Angeklagte iſt erſchienen,
Er trägt ein ſchwarzes Trauerkleid;
Es ſpiegelt ſich in ſeinen Mienen,
In ſeinem Blick der Seele Leid.
Ihn zu vertheid'gen wird dem Schwäher
Des Schuld'gen vom Gericht erlaubt.
Mit ernſter Würde tritt er näher
Hin zu der Schlieffen Stammeshaupt,

Und ſpricht: „Kein Mord ward hier begangen,
„Kein Frevel wider die Natur!
„Es ſündigte kein bös Verlangen,
„Der unheilvollſte Zufall nur.

„Ein Thor, der hier an Rache dächte!
„D'rum nehmt für den erſchlag'nen Mann
„Die Sühne nach dem alten Rechte,
„Das Wehrgeld für den Todten an!"

Kurt Schlieffen drauf: „Dieß abzulehnen,
„Ihr wißt es, ſteht dem Kläger frei.
„Glaubt nicht, daß uns für Blut und Thränen
„Erſatz ein Säckel Goldes ſei!
„Kein Wehrgeld ſtellet uns zufrieden!
„Wir wollen unſer volles Recht.
„Ihr, denen hier die Macht beſchieden,
„Ihr Richter, hört mich! hört und ſprecht!" —

Der Weg des Ausgleichs iſt verſchloſſen,
Jetzt gilt nur das Geſetz allein.
Es ward unſchuldig Blut vergoſſen,
Blut muß dafür die Sühne ſein,
Wie Moſes ſchon im heil'gen Buche,
Für Leben Leben ſtreng begehrt!
Die Richter einen ſich im Spruche,
Er lautet: Tod durch's Henkerſchwert.

„Die Seele Gott, den Leib der Erde!"
So tönt's im ſchauerlichen Chor.
Da, mit hochmüthiger Geberde
Tritt Kurt von Schlieffen raſch hervor.

„Nur nach dem Recht ging unſer Streben!
„Jetzt, da es laut uns zuerkannt,
„Empfang' er ſein verwirktes Leben
„Als Gnadengabe unſ'rer Hand!"

„„Die Gnade wolle Gott verdammen!""
Ruft Adebar entrüſtet aus,
„„Sie brennte mich wie Höllenflammen,
„„In mir entehrte ſie mein Haus!
„„Nein! lieber will ich, ohne Klage,
„„Dem Herrn vertrauend, ſterben geh'n,
„„Als für jedweden meiner Tage
„„In eines Menſchen Schuldbuch ſteh'n!

„„Und nun genug! genug der Worte!
„„Was ſein muß, habe ſeinen Lauf!""
Sie ſteh'n verſtört; die dunkle Pforte
Des Kerkers nimmt ihn wieder auf.
Das Recht hat wider ihn entſchieden
Die Gnade wies er ſtolz zurück, —
O keine, keine Macht hienieden
Kann jetzt noch wenden ſein Geſchick!

IV.

Du milder Frühlingsſonnenſchein,
Wie goldig hell blickſt du herein,
Durch's ſchwarze Eiſengitter!
Den grünen Wieſengrund entlang
Stralſt du auf ſeinem letzten Gang
Dem vielbeklagten Ritter.

Ganz Colberg hat ſich aufgemacht,
Ihm auf dem Weg zur Todesnacht
Noch Ehre zu erzeigen!
Weithin ertönt der Glocken Klang,
Gebet und Seufzer hört man bang
Empor zum Himmel ſteigen.

Dem Kloſter nähert ſich die Schaar
Wo Kunigund von Adebar
Als Ordensobrin waltet.
Es öffnet ſich das Gotteshaus
Und die Aebtiſſin tritt heraus,
Die Hände fromm gefaltet.

Sie ſpricht: „O liebſter Bruder mein!
„Wie groß iſt dieſer Trennung Pein!
„Wie iſt dieß Scheiden bitter!
„Doch, ob es dich dem Tod vermält,
„Das beſſ're Theil haſt du erwählt, —
„Du ſtirbſt als Chriſt und Ritter!“

Auf ſeine Stirn ſegnend legt
Sie ihre Hand; der Zug bewegt
Sich fort im ernſten Schweigen,
Bis endlich er am Friedhof hält,
Wo Kreuze, mahnend aufgeſtellt,
Den Weg zum Himmel zeigen.

Denn nicht auf ſchnödem Richtplatz ſoll
Dieß Leben, aller Tugend voll,
Ans letzte Ziel gelangen!
Das Urtheil aus der Richter Mund
Entſchied: Es ſoll geweihter Grund
Den edlen Leib empfangen.

Im Innern feſt und friedensklar,
Den Blick voll Licht, nimmt Adebar
Noch Abſchied von den Seinen.
„Und wenn ich werd' geſtorben ſein,
„So denkt: es blieb die Ehre rein!
„Ihr ſollt um mich nicht weinen!

„Lebt wohl! leb wohl, du ſchöne Welt
Er kniet, — mit einem Streiche fällt
Sein Haupt der grauſe Schnitter!
Ein lauter Schrei die Luft durchbebt, —
Heil ihm! er ſtarb, wie er gelebt
Ein Mann, ein Chriſt, ein Ritter!

Bilder aus der Vendée.

(Fragmente eines größeren, noch unvollendeten Gedichtes.)

La guerre de l'Ouest était une guerre de géans.
NAPOLÉON.

I.

An die Kämpfer der Vendée.

Allmächtig lebt und webt der Geiſt,
Deß Hauch, ein göttlich Offenbaren,
Durch Schmerzen, Kämpfe und Gefahren
Die Menſchheit vorwärts ſchreiten heißt,
Gleichviel, auf welchem Schreckenspfad
Sie ihrem lichten Ziele naht!
Daß ihr mit ihm im Widerſtreit,
Der immer triumphiren muß,
Das war der ernſte Schickſalsſchluß,
Der euch dem Untergang geweiht.
Doch, wenn auch ſo verfehltem Streben
Der unheilvolle Sieg nicht blieb,
Werth im Geſange fortzuleben
Iſt die Begeiſt'rung, die euch trieb!

Erliegend truget euer Theil
Ihr bei zum allgemeinen Heil!
Denn: will ein ewiges Gebot,
Daß raſtlos ſich die Welt erneue,
Das Beiſpiel heldenmüth'ger Treue
Thut ihr, fürwahr! nicht minder Noth!

II.

Der Aufſtand.

Oed' liegt das Land, denn unbeſtellt
Blieb Wieſe, Flur und Ackerfeld.
Der frühlingsmilde Morgenwind
Macht keine grünen Halme wogen;
Die Dörfer ſtehen leer, es ſind
Die Männer in den Kampf gezogen. —
Als von Paris die Kunde kam
Des Endes, das der König nahm,
Als man's verſucht, dem Volk den Glauben,
Den Seelen ihren Hort zu rauben,
Da hat, im Theuerſten verletzt,
Sich die Vendée zur Wehr geſetzt.
Cathelineau, der ſchlichte Mann,
Aus ſeinen ſtillen Einſamkeiten
Geriſſen von dem Sturm der Zeiten
Zerbrach zuerſt den dumpfen Bann.
Durchglüht von einem tiefen Schmerz,
Verſchmähte Trauer er und Klagen;
Nach friſcher That, nach kühnem Wägen
Verlangte ſein gewaltig Herz.

Zum Aufſtand rief er, und in Haufen
Kam Jung und Alt ihm zugelaufen,
Denn durch ſein Wort ward jede Bruſt
Des eig'nen Dranges ſich bewußt.
Nach ihren Jagdgewehren griffen
Sie raſchen Muth's, nach Spieß und Speer,
Die Beile wurden zugeſchliffen,
Der Knittel ſelber ward zur Wehr,
Und, ungeſäumt, in Feindesmitten,
Ward zu des Plan's Vollzug geſchritten.
Die Schergen der verhaßten Macht,
Die, vom Convent hieher geſandt,
Dem Lande maßlos Weh gebracht.
Schlug und vertrieb der Bauern Hand.
Jetzt ſtand ein blut'ger Weg nur offen,
Und Heil war nur vom Kampf zu hoffen!
Drum that es Noth, für ihr Beginnen
Erprobte Führer zu gewinnen,
Die, ſchlachtenkundig und erfahren,
Befehligten die wirren Schaaren.
Die aufzufinden war nicht ſchwer!
Auf allen Schlöſſern ringsumher,
So weit des Himmels Wölbung blaut,
Ringsum auf allen Adelsſitzen
Hat die Erhebung ſich're Stützen,
Mit Krieg und Waffenwerk vertraut.
Es traten zum erſehnten Streite
Die Herren auf der Bauern Seite,
Wie, von der Lüfte Zug bewegt,

Ins Flammenmeer die Flamme ſchlägt!
Ein großer Brüderbund erſtand
Zum Dienſte der gemeinen Sache;
Derſelben Liebe ſtarkes Band
Derſelbe heiße Durſt nach Rache,
Vereinigt Edelmann und Knecht.
Einſtehend für das alte Recht
Sind Alle gleich bereit, ihr Leben
Als Kaufpreis für den Sieg zu geben. –

Vertrauend auf ihr Waffenglück
Entbeut ein Heer die Republik.
Ein Heer von ſolcher Uebermacht,
Daß es in einer off'nen Schlacht
Den Aufſtand, wie er keck ſich rüſte,
Mit einem Schlag zermalmen müßte.
Das wiſſen die Vendéer auch,
Vertheilt im waldigen Gebiet;
Wie Truppen nicht, in Reih' und Glied,
Sie kämpfen nach Guerillabrauch.
In Schluchten, ihnen nur bekannt,
Und in dem Schatten dichter Hecken
Verborgen, zielen ſie und ſtrecken
Die Blauen nieder auf den Sand.
Ein Irrlicht, welches dort und hie
Auftaucht, doch zu erreichen nie,

Verlocken ſie den Feind mit Liſt,
Sein Heer in Haufen zu zerſplittern,
Und, wenn der Plan gelungen iſt,
Dann ſtürzen ſie, gleich Ungewittern,
Eh' noch die Gegner ſich beſonnen,
Sich auf die einzelnen Colonnen. —

Von Tag zu Tag wächſt ihre Schaar
An Zahl und Stärke, immerdar
Zum Marſch bereit, zum Angriff fertig,
Des Ruf's der Führer ſtets gewärtig,
So ſtürmiſch und ſo kühn im Wagen,
Wie feſt und ſtandhaft im Ertragen.
Zu ihnen ſteht ihr Heimatland
Mit vollem Herzen, off'ner Hand!
Ein Jeder wirkt und ſorgt und ſchafft
Für ſie, nach ſeiner Art und Kraft.
Ob auch die Republik mit Tod
Den Frauen ſelbſt und Kindern droht,
Die Beiſtand den Brigands zu leiſten,
Verweg'nen Sinnes, ſich erdreiſten,
Das furchtbar nahe Strafgericht
Schreckt die entbrannten Seelen nicht!
Sie beten ſelbſt noch unterm Beil
Für ihrer Sache Sieg und Heil!

III.

Soiſſons.

Am zehnten des Auguſt verdarb
Des Königthumes letzte Stütze!
Die Krone wich der rothen Mütze
Als vor dem Schloß die Garde ſtarb.
Paris hat keine Freiſtatt mehr
Für Ludwigs Freunde und Vaſallen;
Die nicht von Henkershand gefallen,
Entflohen über Land und Meer.

Und die der Mordſtahl nicht gefällt,
Die nach der Ferne nicht entkamen,
Sie irren unter falſchem Namen,
Von Argwohn und Verrath umſtellt.
So auch der junge Offizier,
Der, als in Staub die Lilien ſanken,
Des Pöbels blutbefleckten Pranken
Entronnen durch ein Wunder ſchier.

Da tönet durch Paris die Mähr',
Im Flug von Mund zu Mund getragen:
„Im Aufruhr die Vendée! Geſchlagen
Von Bauernhorden unſer Heer!"

Mit Zornesflüchen, wild und wüſt,
Hat ſie die Bergpartei vernommen;
Ein Rettungſtral, der neu erglommen,
Ward von den Treuen ſie begrüßt. —

Dicht drängt ſich dort des Volkes Hauf'
Wie vormals zu Verſailles Feſten;
Es brechen heute nach dem Weſten
Die neugeworb'nen Truppen auf.
Trompetentöne, hell und froh,
Beflügeln der Rekruten Schritte!
Hinzieh'n ſie, und in ihrer Mitte, —
Iſt's möglich? — Paul von Boispréau!

Er hier? Vergaß er ſeiner Pflicht?
Hat er, in feiger Opferſcheue,
Gebrochen die beſchwor'ne Treue?
Beim Himmel, nein! das hat er nicht!
Um ſicher vor der Späher Blick,
Nach der Vendée hin zu entkommen,
Hat er, zum Schein nur, Dienſt genommen
Im Heer der grimmen Republik.

„Vendée! o du mein Hoffnungsſtern!"
So jauchzt er heimlich; ſeinem Sehnen
Scheint endlos ſich der Weg zu dehnen,
Anſtatt zu reiten, flög' er gern!

Ob auch ſein kecker Plan gelingt?
Hoch über alle Raumesſchranken,
Wie flattern raſtlos die Gedanken,
Von ſeiner Ungeduld beſchwingt!

Er träumt von Ueberfall und Schlacht,
Sieht ſich genüber jenen Horden,
Die ſeine Freunde, Brüder morden,
Die Gräuel ſonder Zahl vollbracht!
Und raſcher pocht ſein Herz! er ſieht
Den Thron in ſeinem frühern Glanze,
Den König, — — „Du biſt nicht beim Tanze!“
Der Leut'nant ſchreit, „halt dich im Glied!“ —

Sie ſind am Ziel. Wohl iſt es Zeit,
Denn ſchlimm ſteht's um der Blauen Sache!
Santerre, von Wuth erfüllt und Rache,
Iſt endlich wieder kampfbereit.
Er hört, daß der Rebellen Macht
Man geſtern bei Beaulieu geſehen, —
Jetzt mag ein großer Schlag geſchehen!
Fort zieh'n ſie, eh' der Tag erwacht.

Schon haben ſie Beaulieu erreicht!
Allein kein Gegner will ſich zeigen.
Das Licht nur ſpielet in den Zweigen
Durch die der Weſtwind träumend ſtreicht.

Im Sattel hebt ſich Boispréau,
Sein brennend Aug' durchfliegt die Räume, —
Nichts! nichts als Buſchwerk, Sträucher, Bäume!
Er murmelt leiſ': Wo ſind ſie? wo?

Das hört ſein bärt'ger Nebenmann:
„Meinſt du, wo die Brigands wohl ſtecken?
Kam'rad, du biſt noch grün! Die Hecken,
Die Gräben ſieh' dir näher an!
Dort liegen ſie im hohen Gras,
Den Finger an dem Schloß der Flinte!
Wir Andern kennen ſchon die Finte!
Was iſt dir Freund? wirſt ja ganz blaß!"

„„'S iſt nichts. Dort, ſagſt du? dort am Wald?
Da gilt's doch nur ein friſches Wagen!
Wie lüſtet mich's, ſie zu verjagen
Aus ihrem tück'ſchen Hinterhalt!
Laß ſeh'n, ob ſicher mein Geſchoß!
Ob ſicher auch mein Fuß im Bügel!""
Und plötzlich, mit verhängtem Zügel,
Sprengt er auf eine Hecke los.

„Der König hoch! die Lilien hoch!"
Er ruft's, hoch ſchwingt er ſeinen Degen!
Ihm folgt ein dichter Kugelregen
Und ſchlägt in manchen Baum ein Loch.

Beim höchſten Gott! die Jagd iſt heiß!
„Der König hoch!“ ſchallt ihm's entgegen, —
Jetzt noch ein Sprung, tollkühn, verwegen,
Und Paul ſteht in der Freunde Kreis!

„„Greift an! Die Füſiliere vor!““
Doch kaum iſt der Befehl gegeben,
Da tauchen aus den Hecken, Gräben
Vendéer allerwärts empor.
Im Nu ſieht ſich Santerre umſtellt!
Nach einem Kampf voll Blut und Leichen
Muß knirſchend er dem Gegner weichen, —
Den Königlichen bleibt das Feld!

IV.

Henri de Larochejacquelein:

„Seht ihr, wenn wir im Kampf
Dem Feind genüber ſtehen,
Durch Staub und Pulverdampf
Mein weißes Banner wehen,
Dann folget mir!

„Seht ihr mich in dem Streit,
Zu dem mit Gnadenzeichen
Der Himmel uns geweiht,
Um Schrittesläng̃e weichen,
Dann tödtet mich!

„Gott, der mein Fleh'n vernimmt,
Sei Schutz und Schild uns Allen!
Doch, iſt es mir beſtimmt
In ſeinem Dienſt zu fallen,
Dann rächet mich!"

V.

Uebung in den drei chriſtlichen Tugenden. *)

Ich glaube, daß die Kirch' allein
Der Seelen hat zu walten,
Daß nur in ihrem lichten Schrein
Der Wahrheit Gut enthalten.
Ich glaube, daß die Prieſter, die
Sie an den Feind verrathen,
Von Gott verworfen dort und hie
Als ſchnöde Apoſtaten.
Ich glaube, daß ein Sacrament,
Von ſolcher Hand beſcheeret,
Wie Glut des Höllenpfuhles brennt,
In Fluch den Segen kehret.
Ich glaub', daß es ein heil'ger Krieg
In dem wir jetzo ſtreiten,
Und daß uns auf dem Weg zum Sieg
Voran die Engel ſchreiten.

---

*) Das nachſtehende Gedicht iſt die ſinngetreue Ueberſetzung eines zu jener Zeit in der Vendée verbreiteten Volksliedes.

Ich hoffe, daß der Tag nicht fern,
Der alles Unheil wendet!
Der Tag, an dem die Hand des Herrn
Das große Werk vollendet.
Ich hoffe, daß das Königskind,
Jetzt zu Paris gefangen,
Die Krone bald zurückgewinnt,
Die Frevler ihm entrangen.
Ich hoffe, daß der gute Hirt
Der gläubigen Gemeinde,
Uns nicht zu Schanden machen wird
Vor seinem grimmen Feinde.
Und wenn mein irdisch Theil verdirbt,
Lebendig bleibt mein Hoffen!
Denn, wer in diesem Kampfe stirbt,
Dem steht der Himmel offen!

Ich liebe, wie mein eigen Blut,
Des heil'gen Ludwig Erben,
Die Prinzen, die mit treuem Muth
Im Ausland für ihn werben!
Ich lieb' die Herr'n, die, heldenhaft
Mitfechtend in den Reihen,
Nicht minder wie des Armes Kraft
Der Einsicht Rath uns leihen!
Ich liebe recht vom Herzensgrund,
Ob ich sie nie gesehen,
All Jene, die zu unserm Bund
Mit ihren Wünschen stehen!

Dieß glaube, hoffe, liebe ich
In unſers Heilands Namen!
Herr Jeſu Chriſt! erbarme dich
Des jungen Königs! Amen.

VI.

Bei Fontenay.

„Heut gilt es Alles einzuſetzen!
Zu fechten, kühner noch als je!
Die Scharte gilt es auszuwetzen
Des Unglückstages von Teſſé!
Das Blut, das dort umſonſt gefloſſen,
Um Rache ſchreit's zum Himmel auf!
Heran, ihr Freunde und Genoſſen!
Nehmt heut die Stadt im Sturmeslauf!

„Mag immerhin von ihren Zinnen
Die Tricolore trotzig weh'n!
Und hauſ'ten tauſend Teufel drinnen,
Sie könnten nicht vor euch beſteh'n!
Ich weiß: des Sieges Engel winket
Euch lächelnd zu, verheißungsfroh!
Und was euch jetzt ein Wunder dünket,
Geſcheh'n wird's, denn Gott will's ſo!"

Voll Andacht lauſcht das Volk den Worten,
Die Agra's Biſchof zu ihm ſpricht;
Sie küſſen ſeiner Stola Borten,
Ihr Herz erglüht in Zuverſicht!

Den Kelch des Opfers in den Händen,
Ertheilt der Kirche Fürſt und Sohn
Dem Heere ihre Gnadenſpenden,
Den Troſt der Abſolution. —

Jetzt tritt Lescure vor, von den Seinen
Begrüßt mit einem Jubelſchrei:
„Schlimm ſteht's mit uns! man ſollt' es meinen!
Wir haben Pulver nicht noch Blei.
Doch, daß mit Knitteln und mit Spießen
Man Batterien nehmen kann,
Das habt ihr ſelber mir bewieſen!
Ans Werk denn, Kinder! drauf und dran!"

„Mir nach!" — Mit Rauch und Knall und Blitze
Kommt ihm entgegen Schuß auf Schuß!
Die Kugeln ſtreifen ſeine Mütze,
Und reißen ihm den Sporn vom Fuß.
„Laßt euch den Bettel nicht verdrießen!"
Mit heller Stimme ruft's der Graf,
„Seht nur, wie ſchlecht die Blauen ſchießen!
„Nicht **eine** Kugel, die mich traf!"

Er ſprengt voran auf ſeinem Schimmel,
Bei der Kanonen Donnerkrach!
Als ging's gerade in den Himmel,
So drängen ihm die Bauern nach,

Doch plötzlich ſtocken ihre Schritte!
Sie knien nieder zum Gebet
Vor einem Kreuz, das in der Mitte
Des Wegs am grünen Raine ſteht.

Dem Hagel trotzend der Geſchoſſe,
Weih'n ſie ihm ihrer Andacht Zoll.
Hinjagt auf ſchaumbedecktem Roſſe
Herr von Boiſſy: „Wie? ſeid ihr toll?
Hört ihr den Ruf nicht der Trompeten?
Die Schlacht beginnt! Was ficht euch an?"
„„Laſſ'! ruft Lescure, laſſ' ſie erſt beten!
Es ficht ſich um ſo beſſer dann!""

Noch iſt das Amen nicht verklungen,
Als ſchon ihr Feldgeſchrei erſchallt!
Die Todeswaffen hoch geſchwungen
Geht's vorwärts, mit des Sturm's Gewalt!
Bald löſen ſich des Feindes Glieder,
Die Reiterei nur ſteht im Feld;
Im wilden Anprall wirft ſie nieder
Larochejacquelein, der Held!

Einzieh'n ſie über Schutt und Trümmer
In Fontenay, voll Siegesluſt,
In jedem Auge Freudenſchimmer,
Von Stolz gehoben jede Bruſt!

Doch er, ihr Leitſtern in den Schlachten,
Still hebt den Blick er himmelan:
„Nicht wir ſind's, welche dieß vollbrachten!
„Gott, der Allmächt'ge, hat's gethan!

VII.

Lied der Bauern.

Erſt waren wir nur Banden,
Die ſich zuſammenfanden
Im Wald und auf der Heh'.
Doch ändern ſich die Looſe!
Wir ſind nunmehr die große
Katholiſche Armee!

Erſt fehlt' es uns an Waffen!
Doch, wie die zu beſchaffen,
Sich Keiner lang beſann.
Da mochte Ein's nur frommen:
Dem Feind ſie abgenommen
Im Kampf Mann gegen Mann! —

Wenn draußen Schüſſe knallen,
Wird in den Kirchen allen
Um Sieg für uns gefleht!
Es feiet unſ're Leiber
Der Greiſe, Kinder, Weiber
Inbrünſtiges Gebet!

Und Führer, ohne Gleichen
In aller Herren Reichen,
Die wurden uns zu Theil!
Wenn ſie voran uns ſchreiten,
Zur Luſt wird dann das Streiten,
Kein Weg dünkt uns zu ſteil!

Da ſteht in erſter Reihe
Herr von Bouchamp! die Weihe
Des Ruhm's empfing er lang,
Als er, noch jung an Jahren,
Mit grimmig wilden Schaaren
Im Morgenlande rang! *)

Ungläub'gem Heidenvolke
War er die Wetterwolke,
Daraus der Blitzſtral bricht!
Jetzt geht mit ſchlimmern Heiden,
Die ſelbſt vom Heil ſich ſcheiden,
Er ſtrafend ins Gericht!

Ihm iſt, der unſerm Kreiſe
Entſproß, der gute, weiſe
Cathelineau geſellt.

*) Bouchamp diente in ſeiner Jugend mit Auszeichnung, unter Suffren, in Oſtindien.

Als Bauernkind geboren,
Führt er, von Gott erkoren,
Jetzt Heere in das Feld!

Des Amt's weiß er zu walten!
Weiß Jedem Treu' zu halten,
Der Schutz von ihm erhofft!
Mit seinem Leibe deckte,
Wenn unser Zorn sie schreckte,
Er die Gefang'nen oft! —

Wie Gold, erprobt im Feuer,
So werth ist uns, so theuer,
Lescure, der edle Graf!
Es schmerzet keine Wunde,
Hört man aus seinem Munde
Das Lob! „Ihr kämpftet brav!"

Sein Herz ist ohne Listen,
Das Herz des ächten Christen,
Dem Furcht und Sünde fremd.
Scharf seines Degens Schneide!
Doch unter seinem Kleide
Trägt er ein här'nes Hemd. —

Wer aber ist's, deß Nähe
Den Sieg verbürgt, noch ehe
Sein Arm ihn uns verlieh?

Wer iſt's, für den das Leben
Wir Alle freudig gäben?
Es iſt Monſieur Henri! *)

Mit ſeinen blonden Haaren,
Mit ſeinen zwanzig Jahren,
Scheint er noch halb ein Kind.
Doch ſeht ſein Antlitz glühen,
Seht ſeine Augen ſprühen,
Wenn das Gefecht beginnt!

Kein Kind, ein Mann und Ritter,
Schlägt zürnend er in Splitter
Die finſtre Höllenmacht!
Wer, der im Schlachtentoſen
Ihn ſah, hat nicht des großen
Sanct Michael gedacht?! —

Der Graf Montrey, an Treue
Und kühnem Muth ein Leue,
Der tapfre Herr d'Elbée,
Die Starken, die Gerechten,
Sind in des Unglücks Nächten
Die Sterne der Vendée!

*) So pflegten die Bauern den jungen Marquis de Larochejacquelein zu nennen.

Von manchen andern Helden
Wüßt' ich wohl noch zu melden,
Doch ſei's für heut genug!
Schon formen ſich die Reihen,
„Macht fertig!" hör' ich ſchreien, —
Nach Nan[illegible] geht unſer Zug!

Andreas Baumkircher.

1471.

I.

Das alſo der Lohn für ſtete Treu,
Für Hilfe in Todesnöthen,
Daß, ſpottend jeglicher Scham und Scheu,
Mein Recht ſie mit Füßen treten?
Dem Kaiſer zu helfen, hab' ich mein Schloß,
All' meine Güter verpfändet,
Dem Kaiſer, deß ſchuft'ger Schreibertroß
Mich tückiſch beraubt und ſchändet!

Nachdem ſie mich wie ein Wild gehetzt,
Genarrt mich hüben und drüben,
Erklären ſie meine Fort'rung jetzt,
Die Schurken! für übertrieben!

Zu Deutſch beſagt dieſer Worte Sinn,
Ich habe den Kaiſer betrogen,
Aus ſeinem und des Landes Ruin
Gewinn und Vortheil gezogen!

„Als Retter aus der höchſten Gefahr
Begrüßt' er mich einſt in Hulden;
Jetzt läßt er mich mit ergrautem Haar
Die ſchwerſte Unbill erdulden!
Verluſtig deiner irdiſchen Hab',
An deiner Ehre geſchädigt,
Baumkircher! lege dich nur ins Grab!
Dein Tagewerk iſt erledigt!" —

Mit kaiſerlichem Siegel den Brief
Wirft er zerknallt in die Ecke,
Dann ſtöhnet er auf, ſo ſchwer, ſo tief,
Und ſtarret empor zur Decke.
Es fliegt ſein Herz, es fiebert ſein Hirn
Von finſtrer Gedanken Schwalle;
Von heißem Zorn geröthet die Stirn,
Durchmißt er ruhlos die Halle.

Und wie er ins ſtolze Herz zurück
Gewaltſam dränget die Klage,
Da ſteigen empor vor ſeinem Blick
Die Bilder vergang'ner Tage.

Er denkt der Zeiten in denen er
Mit jugendlich kühnem Wagen,
Ein Wetterſtral, das Magyarenheer
Bei Neuſtadt zurückgeſchlagen.

Er denkt, wie am Wienerthor er dort,
Beim Anprall der Feindesbanden,
Nur er der Stadt und des Kaiſers Hort,
Den blutigen Strauß beſtanden!
Er ſieht ſich, als, im Tode noch grimm,
Die Seinen im Staube lagen,
Allein noch kämpfen, bis hinter ihm
Die Brücke war abgetragen!

O wie die wechſelnden Bilder ihn,
Ein Zauberreigen, umſchweben!
Der Kaiſer in ſeiner Burg zu Wien
Belagert, von Feinden umgeben!
Mit ſeinen Bürgern in ſchwerem Streit,
Bedroht mit Speeren und Spießen,
Gebrechnen Muthes, ſchon halb bereit
Schmachvollen Frieden zu ſchließen.

Wer war's, der ihn da mit ſtarker Hand
Beſchirmt vor Rebellenſchaaren?
Wer war es, der ihn flehend vermahnt,
Die Würde des Throns zu wahren?

Wer hielt bei ihm aus mit Rath und That,
Ein Felſen im Braus der Wogen,
Bis, Hilfe bringend, Herr Podiebrad
Aus Böhmen herangezogen?

Und alſo, da die lange Kriegesfrohn
Des Schatzes Truhen geleeret,
Die Söldner den rückſtändigen Lohn,
Mit Abzug drohend, begehret:
Wer hielt ſie mit freud'gem Opfermuth
Im Dienſte Friedrichs zurücke?
Wer wagte ſein, ſeines Kindes Gut
An Habsburgs ſchwanke Geſchicke?

Er war es! er ſelbſt! Und jetzt! o Gott!
Kaum weiß er ſein Elend zu faſſen!
Von Gläub'gern bedrängt, der Feinde Spott,
Von ſeinem Kaiſer verlaſſen!
Die Wahrheit in ſchnöden Trug verkehrt,
Das Recht in Unrecht verwandelt,
Und er, wenn er das Seine begehrt,
Als frecher Bettler behandelt!

„Weh euch, die ihr mir mein Recht verwehrt!
„Ich ſchwör's mit heiligem Eide!"
Er zuckt mit der Rechten nach dem Schwert,
Und reißt es halb aus der Scheide.

Des Greiſes Augen funkeln und glüh'n
Gleich unheilkündenden Sternen,
Und finſter murmelt er vor ſich hin:
„Sie ſollen mich kennen lernen!“

II.

Baumkircher! welcher Verblendung Nacht
Hielt dir die Sinne umwoben,
Als du, der Sieger in mancher Schlacht,
Des Aufruhrs Fahne erhoben?
Als du, für kurzer Rache Gewinn,
Den Feind gewählt zum Genossen,
Und mit dem Ungarkönig Corvin
Ein frevles Bündniß geschlossen?!

Unseliger du! trotz Acht und Bann
Des Rachewerkes beflissen! —
Hans Stubenberg, seinen Tochtermann,
Hat er mit sich fortgerissen,
Die mächt'gen Herren von Liechtenstein
Sie stehn zu Baumkirchers Fahne, —
Zum Heer verdichten sich seine Reih'n,
Der Sturm schwillt an zum Orkane! —

In Rom, wo er dem Papste sich weiht,
Erreicht den Kaiser die Kunde,
Und als er sie vernommen, besteigt
Sein Pferd er zur selben Stunde.

Er ſpricht kein Wort, er hat keinen Blick
Für Welſchlands Schönheit im Lenze;
Im Fluge geht's nach Deutſchland zurück,
Bis überſchritten die Grenze.

Nicht länger ſoll der Empörung Graus
Im Herzen des Reiches walten!
Er ſchreibt in Eil' einen Landtag aus,
Zu Völkermarkt abzuhalten.
Dem Landtag halten ſich klüglich fern,
Die gegen Friedrich in Waffen,
Doch auch die ihm treu geblieb'nen Herr'n,
Sie können nicht Hilfe ſchaffen.

„Die Länder verwüſtet, weit und breit,
Die Grenzen von Feinden ſtarrend,
Die Söldnertruppen ſeit langer Zeit
Vergeblich auf Löhnung harrend,
Vom Brand ergriffen das eig'ne Haus, —
Da iſt kein Rath zu erſinnen,
Als: gleicht euch mit den Rebellen aus,
Und trachtet ſie zu gewinnen." —

Daß nicht ohnmächtigen Zornes Qual
Das Eis ſeines Stolzes ſchmelze,
Verläßt der Kaiſer ſchweigend den Saal
Und wandelt nach dem Gehölze.

Verſtohlen folgt ihm auf ſeinem Pfad
Ein Männlein mit weißen Haaren,
Herr Puchau, ſein vielvertrauter Rath,
In allen Ränken erfahren.

Rings Stille, ſo tief, ſo frühlingsklar!
Im Holze pickt nur der Häher.
Der Kaiſer wird den Alten gewahr
Und winkt ihm gebietend: Näher!
Er ſpricht, — o wie vom verhaltenen Groll
Die Lippen ihm fahl erbleichen!
„Vernahmſt du den guten Rath? Ich ſoll
Mich mit Rebellen vergleichen!“

Ein ſchwer unterdrückter Haß erglimmt
Im Aug' des alten Geſellen:
„Mein gnädigſter Herr! 's iſt, wie man's nimmt!
Ich weiß nur von einem Rebellen.
Baumkircher iſt's! der gefährliche Mann,
Der all' die Andern umſponnen!
Wär' er beſeitigt, wie bald wär' dann
Der Aufſtand in Sand verronnen!“

Das Röslein, das ihm zu Füßen ſprießt,
Stampft wild der Kaiſer zu Boden:
„Wohl redeſt du wahr! Baumkircher iſt
Des Aufſtands Seele und Odem!

Doch weil er es iſt, und weil er allein
Sich kühn gegen uns mag ſtemmen,
Verſchwindet der letzte Hoffnungsſchein,
Den Lauf des Unheils zu hemmen."

„Ich meine, lächelt Herr Puchan kalt,
Ein Mittel wird es doch geben!
Weit feſtere Schlingen als die Gewalt
Verſteht die Klugheit zu weben.
Ihn trieb erlitt'ne Kränkung allein
Die Majeſtät zu beleid'gen; —
So ruft ihn an Euern Hof, um ſein
Angeblich Recht zu vertheid'gen!

„Das iſt mein Rath, Herr! kurz und ſchlicht.
Seht ſelber zu, ob er tauge."
Als traue er ſeinen Sinnen nicht,
Hebt raſch der Kaiſer das Auge.
Er ſteht, von dem Gedanken erſchreckt,
Der jetzt in ihm aufgegangen,
Und eine dunkle Röthe bedeckt
Die erſt noch ſo bleichen Wangen.

„Nein! murmelt er, nichts, o nichts davon!
Willſt Gift ins Herz du mir ſtreuen?
Baumkircher hat mir und meinem Thron
Durch Jahre gedient in Treuen!"

„Längſt hat ſein Verrath das wett gemacht,
Spricht Jener, gebückt zur Erde.
Jetzt, gnädigſter Herr, ſeid nur bedacht,
Daß wirklich ſein Recht ihm werde."

Zu ſchlichten den arg verworr'nen Streit,
Soll ſelbſt er zu Graz erſcheinen.
Entbietet ihn! gebt ihm frei Geleit!
S[illegible] geht es wohl, ſollt' ich meinen."
Scheu wendet der Kaiſer das Geſicht,
Er flüſtert bang und beklommen:
„Und wenn er nicht käme?" Puchau ſpricht:
„Seid ruhig, Herr! er wird kommen!"

III.

Frau Marthe, Baumkirchers einzig Kind,
Mahnt ab, mit ahnendem Grauen:
„Ihr wißt, wie böse sie Euch gesinnt,
Und wollt Euch ihnen vertrauen?
Ich sähe Euch lieber von Priesterhand
Gesalbt schon mit heil'gem Oehle!
Ihr waget Euch an des Abgrund's Rand,
Ihr geht in des Drachen Höhle!"

Baumkircher blickt sie mit Strenge an:
„Wie magst du so thöricht sprechen?
Sein Wort hält jeder ehrliche Mann,
Wird seines der Kaiser brechen?
Sein Schutzbrief sichert mir frei Geleit;
Was magst du noch mehr verlangen?
Wenn einer, gilt eines Fürsten Eid!
Drum laß das Zagen und Bangen."

„Schon einmal ſaht Ihr mit ſeinem Wort.
Nach Willkür den Kaiſer ſchalten!
Trotz aller Mahnung ihn fort und fort
Das Eu're Euch vorenthalten!“
Baumkircher fährt auf voll Ungeduld:
„Da war er nur ſchlecht berathen!
Der Schranzen war's und der Schreiber Schuld!
Er war nicht Herr ſeiner Thaten!

„Jetzt endlich hat er die Schliche erkannt
Der Lügenbrut, der gemeinen!
Ich faſſe die mir gebot'ne Hand
Und halte ſie feſt in der meinen.
O ſchwer und bitter hat mich's gedünkt,
Mich gegen den Herrn zu wenden!
Doch nun mir neu ſeine Gnade winkt,
Wird all dieſes Wirrſal enden!“

Frau Martha ſenket das Haupt im Harm,
Sie kann die Sorge nicht bannen.
Beſchwörend faßt ſie des Vaters Arm,
Und fleht: „O zieh nicht von dannen!
Daß tückiſch lauernd das Unglück wacht,
Deß ward mir ſichere Kunde:
Es ſchrie das Käuzlein die ganze Nacht,
Im Hofe heulten die Hunde!

Der Ritter lacht. „Das arme Gethier,
Das alſo jämmerlich klagte!
Ein Zeichen ſcheint mir's, untrüglich ſchier,
Daß arger Hunger es plagte.
Doch nun lebe wohl! ſei fr[illegible]üßt!
Bald ſiehſt du, von hoher Warte,
Mich wiederkehren in freud'ger Haſt!
Leb wohl, meine traute Marthe!"

Er küßt ſie zärtlich auf Stirn und Wang',
Er winket und grüßet munter,
Dann ſprengt er vom ſteilen Felſenhang
Der Burg in das Thal hinunter.
Es zieht ſich der Weg bergauf, bergab,
Die Sporen gibt er dem Roſſe,
Und reitet im lang geſtreckten Trab
Nach Graz, nach dem Kaiſerſchloſſe.

IV.

Kaum hat der purpurne Morgenſtral
Vom Schlummer geweckt die Erde.
Da hält er vor des Schloſſes Portal
Und ſchwingt ſich herab vom Pferde.
Warum er alſo haſtet und jagt,
Er weiß ſich's ſelbſt nicht zu deuten!
Iſt frei Geleit ihm doch zugeſagt
Vom Früh- bis zum Abendläuten!

Er pochet, lächelnd ob ſeiner Haſt,
Jetzt an die eichene Pforte.
Geöffnet wird ſie dem frühen Gaſt
Mit läſſig zögerndem Worte.
Er ſchreitet hin durch der Diener Reih',
Die, halb noch im Schlafe, ſtammeln:
„Wohl manche Stunde ſchleicht noch vorbei
Bis ſich die Herren verſammeln."

„Ich denke, deß hat es keine Noth!
Sie werden ſo lang nicht bleiben.
Des Kaiſers Befehl, der mich her entbot,
Wird ſie auch zur Eile treiben.

Geht! bringet mir einen frischen Trank,
Nach alter, gastlicher Sitte!
Ich will indessen auf dieser Bank
Ausruhen vom langen Ritte!"

Umsonst! zur erwünschten Ruhe läßt
Ihn Ungeduld nicht gelangen.
Er murmelt, die Hand zur Faust gepreßt:
„Ist das ein Hangen und Bangen!"
Zwei Stunden verschleichen. Die Sonne flammt
Schon hoch am azurenen Sitze, —
Da endlich kommen sie allesammt,
Herr Puchau an ihrer Spitze.

„Wo ist der Kaiser? mein gnäd'ger Herr?"
Baumkircher erhebt die Frage.
„Ach! leider befiel ein Siechthum schwer
Den Kaiser am gestrigen Tage.
Von Fiebergluth das Auge getrübt,
Muß sorgliche Ruh' er halten.
So wollen wir nun, wenn's Euch beliebt,
Ohn' ihn der Geschäfte walten."

Baumkircher tritt an den Sprecher dicht,
Es zucket um seine Brauen.
„So soll ich sein theu'res Angesicht,
Das lang entbehrte, nicht schauen?"

„Ihr hört ja: ihn hält die Krankheit gebannt.
Nothwend'gem muß man ſich fügen!
Doch hat er uns ſtatt ſeiner entſandt, —
Ich denke, das mag genügen."

Baumkircher zögert; er prüft und ſinnt,
Ob er ſich dem unterwerfe,
Doch, raſch ſich ſetzend, Puchau beginnt
Mit näſelnder Stimme Schärfe:
„„Erleuchtung wünſchend bei ihrem Thun
Den Herren all', die da kamen,
Beginne ich die Verhandlung nun
In Kaiſers Auftrag und Namen!

„„Ihr wiſſet, Ritter, warum er Euch
Vor dieſes Gericht beſchieden:
Mit Aufruhr verſtörtet Ihr das Reich,
Verletztet den Landesfrieden.
Doch will der Kaiſer in ſeiner Huld
Nicht hoffnungslos Euch vernehmen!
Ein reuvoll Geſtändniß Eu'rer Schuld
Kann ſie vom Haupte Euch nehmen!""

Mit feſtem Muth Baumkircher verſetzt:
„Wohl habe ich mich vergangen!
Doch wer ward ſchwerer als ich verletzt?
In ärgern Schlingen gefangen?

Beging ich Unrecht, ſo wird davon
Die Schuld nur Jener geſteigert,
Die, jahrelang, unter Spott und Hohn,
Mein gutes Recht mir verweigert!"

„„Ihr ſpielt auf Eu're Forderung an?
Nicht rühmlich iſt ſolch' Verlangen!
Sagt! ziemt ſich's für einen Rittersmann
So gierig am Gold zu hangen?""
„Am Golde? ich? Nun bei Chriſti Blut!
Wem da die Geduld nicht endet!
Hab' ich denn nicht all mein Hab und Gut
Zum Dienſt des Kaiſers verwendet?"

„Und hätte der Feind das Purpurkleid
Von ſeinen Schultern geriſſen,
Mir wär' um meinen Verluſt nicht leid!
Gern wollt' ich den Bettel miſſen.
Die nicht von ihm verſchuldete Noth
Ertrüge ich feſt und heiter,
Und willig ſuchte ich mir mein Brod
Als Landsknecht oder als Reiter."

„Nur daß er, nachdem der Sieg ihm ward,
Mich kalt von ſich abgeſchüttelt,
Die ſchlimme Kränkung hat allzu hart
An meiner Treue gerüttelt.

Ein Wort aus des Kaisers Munde bricht
Mein Bündniß mit Ungarns Horden!
Doch wisset: eher ruhe ich nicht
Bis volles Recht mir geworden."

„„Wohlauf! so thut uns vor Allem kund,
Wohin [illegible] Summen geflossen,
Die [illegible] Eure Behauptung Grund,
Dem Kaiser einst vorgeschossen?""
„Das fragt Ihr mich noch? Bei meinem Schwert!
Die Antwort liegt [illegible] zu Handen:
Die Söldner hab' ich damit ernährt,
Die für ihn im Felde standen!"

„„Gemach! zum Worte, das Einer spricht,
Muß sich der Beweis gesellen,
Drum frag' ich Euch: könnt Ihr dem Gericht
Glaubwürdige Zeugen stellen?""
„Zwar bin ich gewohnt, daß männiglich
Sich meinem Ritterwort beuge,
Doch, muß es sein, so füge ich mich:
Der Eggenberg ist mein Zeuge."

„„Wen, Ritter, habt Ihr uns da genannt?
Fragt Puchan mit Trutzgeberden.
Herr Eggenberg weilt in fernem Land,
Kann hier nicht vernommen werden.

Verzichtet auf ſeine Zeugenſchaft,
Wie gerne er ſie Euch gönnte,
Und ſucht nach andrer Beweiſeskraft,
Bringt Schriften und Documente!“

Baumkircher zieht aus des Gurtes Huth
Ein Täſchlein mit Goldgeſpänge.
„Sind Documente zu Etwas gut,
Da habt Ihr deren die Menge!
Genügt der Beweis Euch, wirr und kraus,
Dem Tintenfaſſe entquollen?“
Und auf den Rathstiſch ſtreut er aus
Die pergamentenen Rollen. —

Die Stunden enteilen wie im Flug
Beim Forſchen und beim Vergleichen;
Geprüft wird jeglicher Strich und Zug,
Geprüft jedes Siegel und Zeichen.
Die Räthe ſchauen ſich müd' und matt,
Daß ihnen die Augen ſchwimmen!
Hier fehlt das Datum auf einem Blatt,
Dort will die Rechnung nicht ſtimmen!

Wann ſah man wohl jemals ein Gericht
So eifrig wie dieſes tagen?
Die wackern Herr'n beachten es nicht,
Daß längſt es zwölf Uhr geſchlagen.

Gewiſſenhaft iſt Jeder beſtrebt,
Den Werth der Ford'rung zu ſchätzen,
Bis endlich ſich Herr Puchau erhebt,
Dem Fleiße ein Ziel zu ſetzen.

„„Bleibt uns auch Manches und Vieles noch
Zu ſichten, zurecht zu legen,
So mein' ich, wir ſollten vorher doch
Ein Bischen des Leibes pflegen.
Ein Stündlein ſei der Geſchäfte Laſt
Von unſern Schultern genommen!
Ihr, Ritter Baumkircher, ſeid als Gaſt
Des Kaiſers uns hochwillkommen!““

„Herr Puchau! laßt uns die werthe Zeit
Vergeuden nicht beim Bankette!
Ihr wißt es ja ſelbſt: mein frei Geleit
Gilt nur bis zur Abendmette.“
„„Wir halten dran nicht ſo peinlich feſt.
Seid deßhalb ganz außer Sorgen!
Mit wenigen Federſtrichen läßt
Es ſich verlängern bis morgen.““

„Das wolltet Ihr thun?“ „„Gewiß! gewiß!
Zum beiderſeitigen Frommen!.
Unmöglich dünkt es mich ohnedieß
Noch heut' zu Ende zu kommen.

Doch morgen fällen wir, Euch zu Dank,
Den Spruch nach beſtem Ermeſſen.
Nun aber folgt mir, bei Speiſ' und Trank
Der Sorgenlaſt zu vergeſſen!""

Wie duften die Speiſen würzig fein
In ſilbergetrieb'nen Schalen!
Wie ſchäumt und perlet der edle Wein
In dunkelgrünen Pokalen!
Als ſorglicher Wirth hat Puchau daß
Beim Gaſt ſeinen Platz genommen
Er legt' ihm vor, er füllt ihm das Glas, —
Wohl mög' es dem Ritter bekommen!

Vertraulich rückt er ihm näher und ſchwört,
Wie ſehr ihm's am Herzen nagte,
Daß man ſo lange, vom Scheine bethört,
Dem Treuen ſein Recht verſagte.
Und leiſer flüſtert er ihm ins Ohr:
„So ſind die Fürſten, die beſten!"
Baumkircher! Baumkircher! ſieh dich vor!
Schon neigt die Sonne nach Weſten!

Da, endlich auf Sicherheit bedacht,
Zieht er Herr Puchau bei Seite:
„Verlängert, wie Ihr's vorhin verſpracht,
Mir ſchriftlich mein frei Geleite!"

„„Auf meine Gefahr? das geht nicht an!
Zwar diente ich Euch mit Freuden,
Doch über den geächteten Mann
Darf nur der Kaiser entscheiden.““

„Der Kaiser? Sagtet ihr nicht er sei
Für Niemand zu sehen, zu sprechen?“
„„Für mich ist er's wohl! Mir steht es frei
Die strenge Klausur zu brechen.
Ich eile zu ihm, ihm nach Gebühr
Der Dinge Stand zu erklären.
Harrt meiner indeß im Saale hier,
Bald seht ihr mich wiederkehren!““

Fort eilt er. — Baumkircher blickt ihm nach,
Verwirrt, mit sich selbst im Streite.
Den Blick gesenkt, durchmißt das Gemach
Er sinnend die Läng' und Breite.
Der Argwohn faßt ihn, mit gift'gem Blick
Das fromme Vertrauen lähmend,
Allein der Ritter weist ihn zurück,
Im Herzen sich seiner schämend.

„Nein! denkt er, noch gilt des Eides Band,
Und dieses hält sie gebunden!
Ich bin in einem christlichen Land,
Bin nicht unter Türkenhunden!

Ein Wortbruch? O rettungslose Schmach,
Vor der selbst der Räuber schaudert!"
Und, wieder durchschreitend das Gemach:
„Wie lang doch der Puchan zaudert!"

Baumkircher! siehst du die Berge nicht,
Die schirmend die Stadt umkränzen,
Im weithin stralenden Purpurlicht
Des scheidenden Tages glänzen?
Blick auf, und sieh die Wellen im Strom
Wie flüssiges Gold erglühen,
Die steinernen Blumen dort am Dom
Im Abendschein farbig blühen!

Jetzt fährt er empor! Ein wilder Schrei,
Ein Fluch, — und fort aus dem Saale,
An Marschalk und Trabanten vorbei,
Stürmt er hinab zum Portale.
Er schwingt sich mit einem Sprung aufs Pferd,
Er drückt ihm den Sporn in die Weichen,
Er rast dahin wie der Sturmwind fährt,
Wie eilende Wolken streichen!

Schon ist der äuß're Zwinger erreicht!
Gottlob! das Pförtlein noch offen!
Sein stürmisch fliegendes Herz beschleicht
Aufs neue ein frohes Hoffen.

Wie jagt er! wie flattern ſilberweiß
Im Winde des Greiſes Locken!
Da, horch! ertönt in den Lüften leiſ'
Das Läuten der Abendglocken

Und eh' noch des Wächters Hornruf gellt
Iſt an dem Pförtlein der Ritter!
Weh! vor den Nüſtern des Roſſes fällt
Herunter das Eiſengitter.
Jetzt ſchmettert auch des Hornes Signal, —
Es ſinget ihm Sterbelieder!
Doch nein! noch dämmert ein Hoffnungsſtral!
Den Rappen wendet er wieder.

Greif aus! greif aus! — Auf felſiger Bahn,
Von Abendnebeln umfloſſen,
Sprengt er zum obern Thore hinan, —
Auch dieß, auch dieſes verſchloſſen!
Es zuckt noch über ſein Angeſicht
Ein tiefſtes, ein letztes Wehe,
Dann faltet er die Hände und ſpricht;
„Mein Gott! dein Wille geſchehe!"

Die Schlüſſel kreiſchen, der Riegel knarrt,
Aufthut ſich des Thores Weite,
Die Schergen, die ſchon des Fangs geharrt,
Umſtellen die edle Beute.

Voran ein Prieſter, des Heiles Pfaur,
Das Cruciſix in der Rechten,
Und hinter ihm, im rothen Gewand,
Der Henker mit ſeinen Knechten. —

Baumkircher! du Held, vom Ruhm erlieſt
Auf ſeinen Bahnen zu wallen!
Trotz Schuld und blutiger Sühnung iſt
Das beſſ're Theil dir gefallen!
So grimm kann die Axt des Henkers nicht
Des Lebens Mark unterwühlen,
Wie ihres eig'nen Gewiſſens Gericht
Die Meuchler auf ſeid'nen Pfühlen!

Nadara.

Indiſche Legende.

I.

Das iſt ein Treiben und ein Schaffen
Im Königsſchloß zu Madrapur!
Die Krieger ſteh'n im Schmuck der Waffen,
Von Roßgeſtampf erdröhnt die Flur.
Doch gilt es heut kein feindlich Streiten,
Es iſt ihr Auftrag and'rer Art:
Nadara ſollen ſie begleiten,
Des Königs Sohn, auf ſeiner Fahrt,
Daß ein Gefolg, wie ſeines Ranges Höhe
Es heiſcht und fordert, ihm zur Seite ſtehe.

Denn ſeiner Heimat ſtillen Frieden,
Das engumgrenzte Blüthenthal,
Dem wandelloſen Lenz beſchieden,
Verläßt er heut zum erſtenmal!
Nadara! o in dieſer Stunde

Zerfließt für dich des Traumes Welt!
Den Becher führst du froh zum Munde,
Und ahnest nicht, was er enthält!
Wenn bald nun seines Schaumes Perlen schwinden,
O mögest du den Trank zu herb nicht finden! —

Sie haben liebvoll ihn betrogen
Um der Erkenntniß Theil; ihm ward
Der Anblick jeden Weh's entzogen,
Die Ahnung selbst der Qual erspart.
Vom Himmel bis zur Erde nieder,
Sieht er nur Lust an Lust gereiht,
Nie hallte ihm im Herzen wieder
Das Donnerwort: Vergänglichkeit!
Kein Schatten trübt das Licht, das ihm entglommen:
Von Tod und Sünde hat er nie vernommen!

Und jetzt tritt er aus seinem Eden
In diese Welt voll Kampf und Fluch!
Jetzt soll, statt in den heil'gen Beden,
Er lesen in des Lebens Buch!
Des greisen Vaters Wunsch und Wille
Hat diese Lehrzeit ihm bestimmt;
Er segnet aus des Herzens Fülle
Den Sohn, der von ihm Abschied nimmt.
„Dem Kind durft ich die Wahrheit mild verhüllen, —
„Der Jüngling muß sein Menschenloos erfüllen!"

Vom Geiſt Nadara's unbegriffen,
Verhallt die Warnung ohne Spur.
Was weiß von Stürmen und von Riffen,
Wer nie das dunkle Meer befuhr? —
Erfüllt von ſeligem Vertrauen
Schwingt er ſich auf des Roſſes Bug,
Und durch die morgenhellen Auen
Trabt ſtattlich hin der Reiterzug.
Lang ehe im Zenith die Sonne glänzet,
Steh'n ſie am Fluſſe, der das Thal begrenzet.

Auf leichten Flöſſen hingetragen
Erreichen ſie den andern Bord;
Dort landen ſie, und flüchtig jagen
Sie auf der weiten Eb'ne fort,
Bis ſengend heiß des Mittags Schwüle,
Von Flammenſchwingen angefacht,
Nach eines Obdachs friſcher Kühle
Die Lechzenden verlangen macht.
Dem Palmenhain, nicht fern vom Weg gelegen,
Sie ſprengen ihm mit froher Haſt entgegen.

Schon wölbt ſich, wie ein grünend Hoffen,
Ob ihrem Haupt der ſchatt'ge Tann,
Da, plötzlich, wie vom Blitz getroffen,
Hält ſeinen Hengſt Nadara an.
Welch' dunkles räthſelhaftes Bangen

Hat ihn ſo jählings übermannt?
Das Blut geſchencht aus ſeinen Wangen,
Gelähmt die jugendkräft'ge Hand?
Er, deſſen Herz ſtets nur vor Luſt erzittert,
Was ſah er, das ihn alſo tief erſchüttert?

Im Wald, wo traulich und verſchwiegen
Der Sonnenſtral mit Blüthen koſt,
Sah er den kranken Bettler liegen,
Geſchüttelt hart vom Fieberfroſt!
Matt ſenkt ſein Haupt zur Bruſt ſich nieder,
Sein Arm iſt flehend ausgeſtreckt,
Es ſind die abgezehrten Glieder
Mit Lumpen kümmerlich bedeckt.
Mit Armuth und mit Siechthum ſchwer geſchlagen,
Zählt ſeine Stunden er nach ſeinen Plagen. —

Als Rath Navara beigegeben
Folgt ihm ein heiliger Braman,
Rein ſo im Denken wie in Leben, —
Den winkt er jetzt zu ſich heran.
„Was, ob es meine Augen ſehen,
Mein Geiſt doch nicht zu faſſen weiß,
O lehre du mich es verſtehen!
Sag' mir, was iſt's mit dieſem Greis?"
„„Es ſpricht zu dir aus ſeinen Gramgeberden
Das Elend, wie es wandelnd geht auf Erden!""

Tief in Nadara's Seele nieder
Sinkt dieſes Wort und ſcheucht den Wahn.
Nach langem Schweigen fragt er wieder:
„Und kann auch mir das Elend nah'n?“
„„ Es kann! — Ob ſelten es geſchehe,
Schon mehr als einmal ſah die Welt,
Geſtürzt von gold'nen Thrones Höhe,
Die Kön'ge Bettlern beigeſellt!“ “
Nadara ſpornt ſein Roß. Will er dem Sinnen,
Das ihn bedrängt, durch raſche Flucht entrinnen?

II.

Im Purpurſchein erglüht der Himmel,
Melodiſch rauſcht der Rekabad,
Ein glanzvoll heiteres Gewimmel
Durchwogt die alte Königsſtadt.
Wohin der Blick erſtaunt ſich wendet,
Trifft er auf Pracht und Ueberfluß.
Das ganze Sein ſcheint hier verpfändet
Dem ſorglos ſchwelgenden Genuß.
Befremdet ſieht Nadara ſich inmitten
Des tollen Treibens und der üpp'gen Sitten.

Er folgt der dichten Menſchenmenge
Nach einem blüh'nden Gartenhain;
Sein Ohr umſchmeicheln ſüße Klänge,.
Wie Zauber dringt es auf ihn ein!
Und, daß ſein Taumel ſich noch mehre,

Entfaltet in der lauen Nacht
Des Landes ſchönſte Bayadere
Im Tanze ihrer Reize Macht.
Sie zwingt des Jünglings Aug' an ihr zu hangen,
Mit dunklem Grauen halb, halb mit Verlangen.

Sie neigt und bückt und hebt ſich wieder,
Hingaukelnd auf dem blum'gen Grund,
Sichtbarer Wohllaut ihre Glieder,
Wollüſt'ger Sehnſucht Thron ihr Mund!
Die rabenſchwarzen Locken wehen,
Im Nachtwind flattert ihr Gewand,
Ein Hauch ſcheint von ihr auszugehen,
Der glüh die Sinne übermannt!
Jetzt trifft der Königsſohn ihr dunkles Auge, —
Ihm iſt, als ob es in ſein Herz ſich ſauge!

Er ahnt in dieſes Weibes Nähe
Ein überſchwänglich reiches Glück,
Und dennoch, wie vor einem Wehe,
Bebt ſchaudernd er davor zurück!
Verſtört in ſeinem tiefſten Leben,
Ergreift er des Bramanen Hand:
„Du ſollſt, du mußt mir Aufſchluß geben,
Mich löſen aus des Zweifels Band.
Wer iſt ſie, die, will ich ihr ſcheu entfliehen,
Mich übermächtig weiß an ſich zu ziehen?

„„Die Sünde iſt es! Graus von innen,
Und außen lockende Geſtalt.““
Radara fragt in tiefem Sinnen:
„Hat ſie auch über mich Gewalt?“
„„Die hat ſie! denn in trüber Zweiheit
Befehden Körper ſich und Geiſt,
Und früher nicht ſtralt uns die Freiheit,
Als bis der Maya Schleier reißt!““
Der Jüngling hat zum Gehen ſich gewendet, —
Fahl ſcheint ihm jetzt, was erſt ſein Aug' geblendet!

III.

Die gluthverſengten Halme trinken
Sich an dem Thau des Himmels feucht;
Benares' Tempelzinnen blinken,
Schon iſt die heil'ge Stadt erreicht.
Doch wie Nadara mit den Seinen
Sich naht dem erzgetrieb'nen Thor,
Wallt unter lautem Klagen, Weinen
Ein Menſchenzug daraus hervor,
Geſenkten Haupts, mit kummerſchwerem Schritte,
Und eine Bahre in des Zuges Mitte.

Nadara will den Müden ſchauen,
Der auf der dunkeln Bahre ruht.
Jetzt ſieht er ihn, — — o Schreck! o Grauen!
In dieſen Wangen wohnt kein Blut!
Von ſtrenger Starrheit übergoſſen
Die unbewegliche Geſtalt,
Die Lippe ſtumm, das Aug' geſchloſſen,
Die bleiche Hand ſo ſchaurig kalt!
„Was iſt's mit Dieſem? fragt Nadara leiſe.
„„Das iſt der Tod!"" entgegnet ihm der Weiſe.

Dieß Wort, von Schrecken überſchäumend,
Bis an ſein Herz dringt es hinan.
„Der Tod?“ — ſo wiederholt er träumend,
Und trifft auch mich des Todes Bann?“
„„Gewiß! die da auf Erden leben,
Sind unterworfen ſeiner Macht,
Er reißt ſie, wie ſie widerſtreben,
Hinunter ehe ſie's gedacht.
Du magſt die Spanne Zeit mit Glanz dir färben
Doch Eines nur iſt ſicher: Du mußt ſterben!““

Da ſchwingt Radara ſich vom Pferde,
Er wirft von ſich ſein Goldgewand,
Und mit verachtender Geberde
Löſt er der Stirne Kronenband
„Nicht länger täuſcht mich euer Gleißen,
Erlogner Herrſchaft Zeichen ihr!
Zum Spotte nicht will Fürſt ich heißen
Will prunken nicht mit eitler Zier,
Indeſſen grimm auf allen meinen Wegen,
Mir Elend, Tod und Sünde tritt entgegen!“

„Sie ſind der Erde wahre Fürſten,
Zum Herrſchen über ſie beſtellt!
Und ich, ich ſollte thöricht dürſten
Nach einem Thron in ihrer Welt?
Ein Glied der menſchlichen Gemeine,

In der das Weh ſich fortvererbt,
Sollt' ich erfreuen mich am Scheine,
Der meine Ketten goldig färbt?
Demſelben Joch wie meine Brüder fröhnig,
Sollt' ich mich fühlen als ihr Herr und König?" —

„Der Kreatur ſündhafte Schwächen,
Ihr Leid, ihr ſchnell verrauſchtes Sein
Sie mahnten, wie an ein Verbrechen,
Mich ſtets an meiner Ohnmacht Pein!
Drum laß mich, Welt, auf dich verzichten!
Entſagung, mache du mich frei!
Zum Himalaya will ich flüchten,
Und dort in einer Siedelei,
Niemals von eines Menſchen Fuß betreten,
Für's Heil der Welt und für das meine beten!"

Selbſterlebtes.

Ein grimmer Jammer nagte mir am Herzen,
Ein Leiden tiefer als es Worte künden,
Warf ſeinen dunkeln Schatten auf mein Leben.
Das iſt nun lang vorüber. Frei erhebt
Mein Blick ſich wieder zu dem gold'nen Aether,
Die Seele athmet wieder Morgenluft.
Und doch! gedenk' ich jener fernen Zeit,
Fühl' ich noch jetzt ein räthſelhaftes Grauen.
Das Weh, deß letzte Spur ſchon längſt entſchwand,
In der Erinnerung macht es mich erbeben!
Mir geht's damit, wie's jenem Mann erging,
Der einſt zur Winterszeit, auf ſeinem Roſſe,
Durch Nacht und Schneeſturm ſeinen Weg geſucht.
Gefahren drohten ihm bei jedem Schritt,
Und jeder Schritt erheiſchte neuen Kampf
Mit den erbarmungsloſen Elementen.
Eisnadeln ritzten blutig ſein Geſicht,
Des Sturmes Wuth entzog ihm ſchier den Odem,
Die weißen Wirbel blendeten ſein Auge,
Und ballten dicht und dichter ſich um ihn,
Als wollten ſie zu ſeinem Sahrtuch werden.
Und, mit den Todesmächten rings im Bund,

Beſchlich den Abgemüdeten die Sehnſucht
Nach Ruh und Schlaf, nach tiefem, ſtillen Schlaf,
Sollt' ihm auch nimmer ein Erwachen folgen.
Er aber raffte muthig ſich empor,
Statt dem Syrenenrufe zu gehorchen,
Faßt' er was ihm an Kraft noch blieb zuſammen,
Und nahm den Kampf aufs neue wieder auf.
Als Sieger ging er glücklich draus hervor. —
Es dämmerte. Aufathmend ſah der Reiter
Sich in der Nähe eines ſchmucken Dorfes.
Ein Lächeln überflog ſein Angeſicht!
Sich aus dem Sattel ſchwingend, führte er
Das müde Thier am Zügel nach den Häuſern,
Die blank im Morgenſchimmer vor ihm lagen.
Geſchäft'ge Menſchen kamen ihm entgegen,
Und blickten ihn, ihm ſchien's verwundert, an.
„Woher des Weges?" fragte, näher tretend
Ihn Einer nun. „„Von Rorſchach,"" war die Antwort,
Und mit der Hand bezeichnete der Reiter
Die Richtung ihm, aus welcher er gekommen.
„Um Gott! rief Jener, welch ein tolles Wagniß,
„Bei Nacht und Nebel über'n See zu reiten,
„Deß Eis an hundert Stellen kracht und birſt!"
„„Den See?"" erbleichend ſtammelt es der Wand'rer.
„„Ich wäre auf dem See?"" — „Wie anders denn?
„Von Rorſchach führt kein andrer Weg hieher.
„Ihr wußtet's nicht? Traun! Euch hat Gott beſchützt,
„Und durch ein halbes Wunder Euch gerettet!
„Auf beiden Knien mögt Ihr ihm dafür danken!

„Wie ſtarr Ihr ſeid! Kommt Euch am Herd zu wärmen!“
Der Reiter aber ſtand vor Schreck gelähmt,
Die Größe der Gefahr, der er entronnen,
Durchzuckte wie ein Blitzſtrahl ſein Gehirn.
Ihm war, als fühlt' er unter ſeinen Füßen
Den feſten Boden plötzlich wanken, weichen,
Als griff' der Tod mit kaltem Arm nach ihm,
Hinunter ihn ins Wellengrab zu ziehen,
Und ſchaudernd brach der ſtarke Mann zuſammen. —

So zuckt auch durch mein beſchwichtigt Herz,
Das ſich durch Kampf des Friedens Gut errungen,
Noch jetzt ein dunkler Schreck, wenn ich bedenke,
Wie nah ich in der finſtern Nacht des Jammers
Dem Tod, wie nahe dem Verderben war!

Genug davon! nicht darum handelt ſich's.
Erwähnt' ich deſſen, ſo geſchah es nur,
Damit ihr an dem Grau'n, das noch der Rückblick
Auf jene Zeit in meiner Bruſt erweckt,
Nach ſeinem vollen Maße meſſen lernet,
Was ich in ihr gelitten haben muß.
Wer nicht die Wunde ſah, der weiß auch nicht
Den linden Balſam, der ſie kühlt, zu würd'gen. — —

Den langen, endlos langen Sommertag
War ich in meinem Haus allein geblieben,
Im liebeleeren, glückverwaiſ'ten Haus.
Verſucht, begonnen hatt' ich Mancherlei

Den trägen Gang der Stunden zu beflügeln, —
Es war umſonſt! Wie der Magnet zum Pol,
So ſtrebte all mein Denken und Empfinden
Nur immer einem, einem Ziele zu,
Und wollte nicht mit Anderm ſich befaſſen.
Ein Grau'n befiel mich in der Einſamkeit,
Mir bangte vor mir ſelbſt, es zog mich fort, —
Ins Freie eilte ich, mir zu entfliehen.
Dem Weſten neigte ſich die Sonne zu,
Von ſeitwärts nur noch in die Straßen lugend,
Durch die ein bunter Schwarm von Menſchen wogte.
Die Einen haſtig, mit beeiltem Schritt,
Noch bis zum Abend des Geſchäfts befliſſen;
Die Andern ſchlenderten gemächlich hin,
Die Abendkühle ſuchend, und in ihr
Ausruhend von des Tages Müßiggang,
Indeß, erſchöpft und müd' von ſchwerer Arbeit,
Die Hörigen der Armuth heimwärts ſchlichen,
Der Ruhe ſüßes Labſal zu genießen,
Das ihnen nur die Nacht allein gewährt.
Sie alle zogen ihres Weg's, mit ſich
Allein, dem eig'nen Vortheil und Behagen,
Dem eig'nen Wunſch und Drangſal nur beſchäftigt.
Wie einſam fühlte ich mich unter ihnen!
Als wären ſie Geſchöpfe and'rer Art,
Bewohner eines anderen Planeten,
So fremd ſchien mir ihr Thun und ihr Gebahren,
So losgetrennt mein Weſen von dem ihren.
Es war der Hochmuth eines großen Schmerzes,

Der trotzig fordert, daß ein jedes Haupt
Vor ſeiner düſtern Majeſtät ſich beuge,
Und alle Welt ſein Herrſcherrecht erkenne.
Wie thöricht, wie verkehrt ein ſolch Verlangen,
Jetzt weiß ich's wohl, doch damals ahnt' ich's nicht,
Und dünkte mich ein Blatt, vom Sturmeswehen
Getrieben durch das ſchaurig öde All!

Geſenkten Aug's ſchlug ich den Rückweg ein,
Die Menſchen ringsum länger nicht beachtend,
In dumpfes Brüten tiefer ſtets verſinkend.
Da, plötzlich, fand ich mich im Geh'n gehemmt
Ich blickte auf, und vor mir ſtand ein Knabe, —
Zwölf Jahre mocht er zählen, — ſchlicht, faſt ärmlich
Gekleidet, ſchien er kleiner Leute Kind,
Doch ſolcher, die die Armuth nicht erniedrigt
Und in den Pfuhl nicht der Gemeinheit ſtößt,
Denn in des Knaben weichen Zügen lag
Der hehre Ausdruck inn'rer Sittigung.
Er ſtand vor mir, die klaren, braunen Augen
Mit einem Frageblick auf mich geheftet
Als ſollten ſie ins Innerſte mir ſchau'n.
Befremdet blieb ich ſteh'n und ſann vergeblich,
Ob ich dem Kleinen früher je begegnet,
Doch keine Spur wies mein Erinnern auf.
So fragt ich ihn nun, was er von mir wolle,
Und ob er mich denn kenne. „Nein, das nicht!"
Erwiederte er ſchüchtern, „doch Sie ſehen
So traurig aus, daß mir's zu Herzen ging.

Ich möchte Ihnen gar ſo gerne helfen,
Wenn ich's nur könnte!“ Rührung faßte mich,
Und Wehmuthtbränen traten mir ins Auge,
Nach langer Dürre milder Himmelsthau!
„„Du kannſt es nicht, mein Kind! kein Menſch vermag's.““
„Gewiß nicht?“ „„Nein.““ Ein Schatten überflog
Des Knaben Antlitz und er ſagte leiſe:
„Vielleicht hilft Gott! Ich will ihn darum bitten.
Nur länger nicht ſo traurig, arme Frau!“

Noch einen Blick voll Mitleid auf mich werfend,
Winkt' er mir freundlich, lüftete das Mützchen
Und ging. Nicht wieder hab' ich ihn geſeh'n

Nicht wieder hab' ich ihn geſeh'n, allein der Hauch,
Der Liebeshauch, der tiefer jungen Seele
So warm entſtrömte, duftet durch mein Leben,
Und Rettung brachte er mir in jener Zeit!
Er löſte meines Innern ſtarren Krampf,
Die Eisesrinde ſchmolz, mit der die Selbſtſucht
Des Schmerzes mein Gemüth umgeben hatte,
Und nicht mehr einſam dünkt' ich mich im All'!
Den Herzſchlag fühlt' ich wieder, der elektriſch
Hinfliegend durch der Weſen ganze Kette,
In einem Leben Aller Leben macht!
Nicht mehr vom Sturm fühlt' ich mich fortgetrieben,
Nein! unzertrennlich mit dem Baum verwachſen,
Deß Lebensmark, aus tiefen Wurzeln quellend,
Geheimnißvoll durch Stamm und Zweige fließt,

Um jede Blüthe, jedes Blatt zu nähren.
Die Menſchheit iſt der Baum; die Wunderkraft,
Die unverwüſtlich ſich durch ihn ergießt,
Die heil'ge Kraft der Kräfte, iſt die Liebe!

Du aber, Kind! das, ohne es zu ahnen,
Sie mir gezeigt in ihrer ganzen Fülle,
Sei mir geſegnet, jetzt und immerdar!
Vergeſſen haſt du mich, nach Kindesart,
Ich aber denke dein mit ſtiller Rührung,
Und rufe mir dein liebes Bild zurück.
Oft ſinne ich: wie wird in künft'gen Tagen
Das Schickſal dieſes Knaben ſich geſtalten?
Doch müßig iſt und eitel dieſe Frage.
Wem die Natur ein Herz wie dein's verlieh,
Wer ſo wie du den innigen Verband
Von Allem was auf Erden lebt, empfindet,
Dem werden ſeine eig'nen Bürden leicht!
An jedem fremden Glück ſich ſtill erfreuend,
Erbarmen lächelnd jedem fremden Schmerz,
Entringt er ſiegreich ſich der dumpfen Enge
Des Einzelthums, aufgehend in der Menſchheit,
Ein Stral, der heim zu ſeiner Sonne kehrt!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN